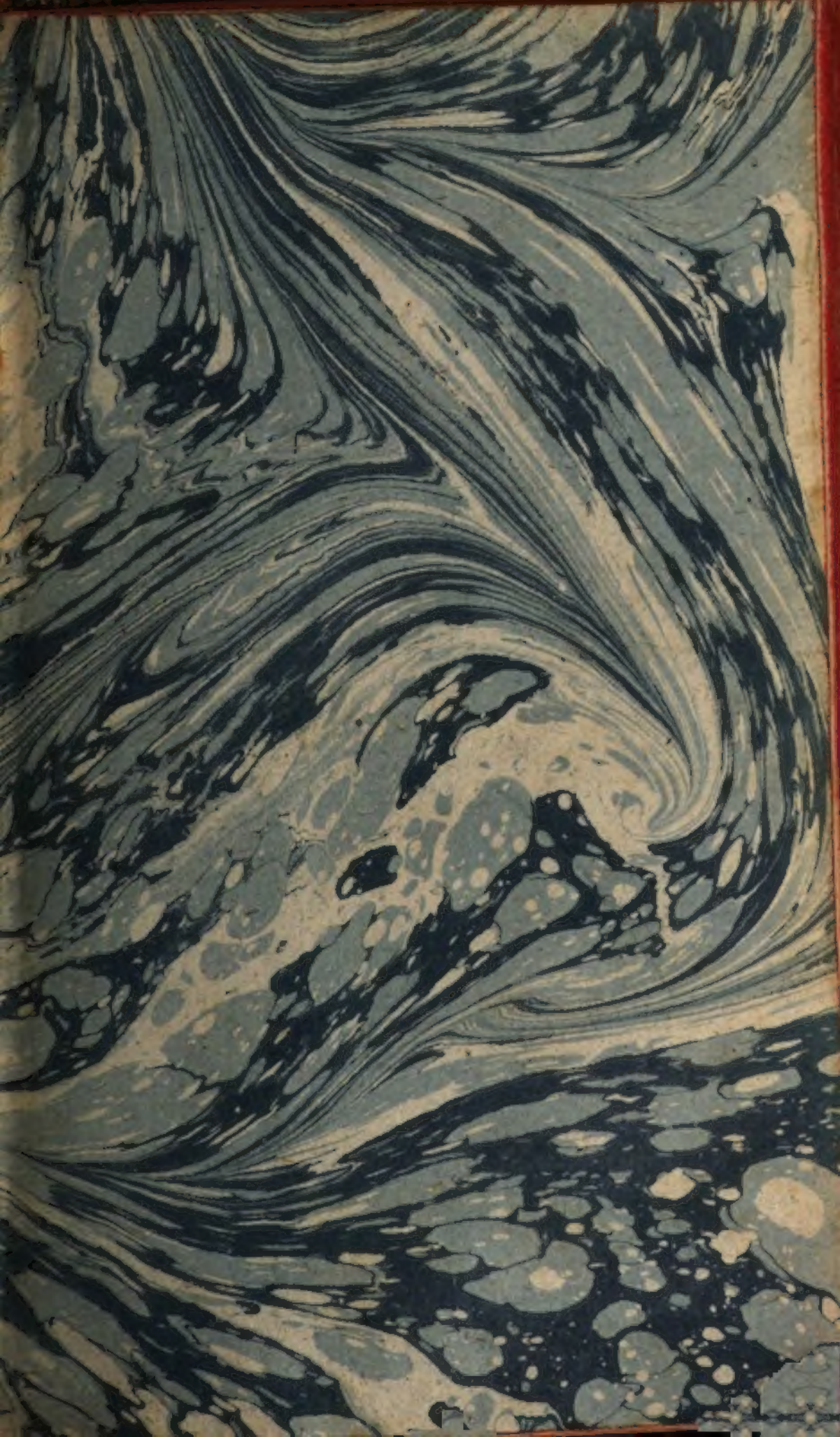


Oec. 1033 Krunitz

<36628320280010

<36628320280010

Bayer. Staatsbibliothek

I. V. SICKLER

Pfarrer zu Klein Fahnern
in Thüringen.
Der Kön. Grosbritt. Landwirthschafts Gesellschaft,
und der Chursächs. Leipz. ökonom. Gesellschaft
Ehrenmitglied.

Susemihl del. S. Halle sc.

D. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,

und der

Kunst-Geschichte,

in alphabetischer Ordnung;

Zuerst fortgesetzt

von

Friedrich Jakob Floerken,

nunmehr von

Heinrich Gustav Flörke,

der philomatischen Gesellschaft zu Berlin Mitgliede, der naturforschenden Gesellschaften zu Berlin, Jena, Göttingen und Rostock, wie der botanischen Gesellschaft zu Regensburg Ehrenmitgliede.

Neun und neunzigster Theil,

welcher die Artikel Muskete bis Nachhut enthält.

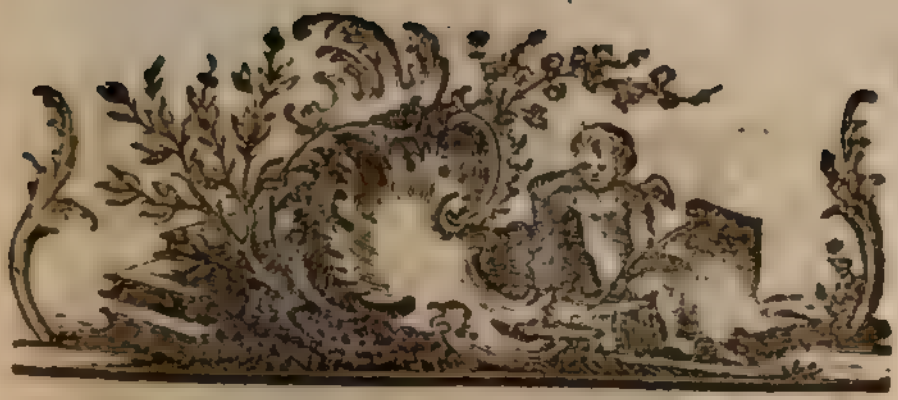
Nebst 2 Kupfertafeln auf 1 Bogen.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1805.

In der Buchhandl. des Königl. Preuß. Geh. Commercien-Raths Joachim Pauli.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



M. M.

Muskete, eigentlich eine veraltete Art Büchsen, welche ein Luntenschloß hatte, wo das Zündpulver vermittelst einer in den Hahn geschraubten Lunte angezündet wurde. Obgleich diese Art des Feuergewehrs veraltet ist, so ist doch der Nahme einer größeren Art Flinten geblieben, welche an die Stelle der halben Haken der vorigen Zeiten getreten sind, und mit welchen die gewöhnlichsten Soldaten zu Fuß bewafnet werden, welche daher **Musketier** heißen, um sie von den **Füseliers**, **Grenadiers** ꝛc. zu unterscheiden. Der Nahme ist aus dem Franz. Musquet, Ital. Moschetto, entlehnet, wo er von Moschetto, ein Fliegenhabicht oder Sper-

ber abstammen soll, weil die Falkaunen, Falkonette, Schlangen ꝛc. ihre Nahmen gleichfalls von Thieren erhalten haben. Dem sey wie ihm wolle, so wurden noch lange vor Erfindung des Schießpulvers und unsers heutigen Geschützes, eine Art Pfeile, welche mit einem starken Wurfzeuge geworfen wurden, Muschettae, und im Altfranzös. Mouchettes genannt *).

Man hält die Musketen für die älteste und erste Art der Büchsen **). Im Jahr 1430 machte man zu Augsburg die ersten Musketen. Daniel beweiset, daß man sie schon unter Franz I in Frankreich gekannt habe. Inzwischen versichert Brantome ***), daß erst der Herzog von Alba sie 1567 bey seinen Kriegsvölkern, in dem Kriege mit den Niederländern, eingeführt habe, und daß sie damahls noch nicht in Frankreich bekannt gewesen wären; er sagt an einem andern Orte, daß erst Herr von Strozzi sie unter Karl XI in Frankreich allgemein bekannt gemacht habe.

Ueber

*) Potest praeterea fieri quod haec eadem balistae tela possent trahere, quae *Muschettae* vulgariter appellantur. Sanutus bey dem Du Fresne. Alia tertia pars immediate balistis suis ponderet cum *Muschettis*, et quod telis etiam sagittet. die Histor. Cortusior. eben daselbst.

**) S. Courieuse Nachrichten von Erfindern und Erfindungen. Hamburg 1707 S. 31.

***) Oeuvres du Seign. de Brantome. à la Haye 1740. 15 Bände in 12° IV. p. 89: il fut le prémier, qui leur donna en main des gros mousquets. et que l'on vit les prémiers en la guerre et parmy les compagnies: et n'en avions point veu encore parmy leurs bandes, lorsque nous allasmes pour les secours de Malthe, dont depuis nous en avons pris l'usage parmy nos bandes, mais avec de grandes difficultez à y accoustumer nos soldats. Et ces mousquets èstonnérent fort les Flammands, quand ils les sentirent sonner à leurs oreilles; car ils n'en avoient veu que nous; et ceux, qui les portoient, on les nommoit Mousquetaires.

Ueber die verschiedenen Formen, die das kleine Schiessgewehr in den ersten Zeiten nach seiner Erfindung hatte, hat man überhaupt nicht sehr genaue Nachrichten, indem die Schriftsteller nicht gleichstimmig in ihren Beschreibungen sind, und auch die Nahmen zum Theil mit einander verwechseln mochten. Man hatte sogenannte Haken, Röhre, Büchsen, Musketen, Büchschöhre, Handbüchsen, Tarrasbüchsen, Kammerbüchsen Archebusen; die Deutschen nannten ehedem öfters alles Büchsen. Nur eine Art von großen Röhren nannte man besonders Musketen oder Haken, und wurden mit Lunten abgefeuert. Das Wesentlichste der Einrichtung eines solchen Gewehrs ist Fig. 5908 vorgestellt. Ein Bajonett hatten diese Gewehre nicht. Sie schossen 4 Loth Bley, und waren deshalb wegen der nöthigen Dicke des Laufes sehr schwer, daß auch ein starker Mann während des Ladens nicht immer im Stande war, sie von der Erde zu halten. Der Soldat hatte einen unten spitzigen Gabelstock, worauf er sie legte, wenn er schießen sollte. Die Ladung wurde zuerst in einem am Gürtel hangenden Kugelsäckchen, und zwey Pulverflaschen für das Rohr und zum Zündkraute getragen. Nach der Hand erfand man ein Bandelier, an welchem die Ladungsflaschen hingen, die aber ein endloses Klappern verursachten. Gustav Adolph schaffte diese ab, und führte die Taschen ein, so wie er auch die Schlösser veränderte.

Daß das Feuerschloß in Deutschland, und zwar in Nürnberg 1517 erfunden sey, sagt Beckmann *) ist von vielen gesagt worden, auch gar nicht unwahrschein-

*) S. dessen Beyträge zur Geschichte der Erfindungen. 1 B. 3tes St. S. 364 ff.

scheinlich; aber ich weiß doch nicht, ob man völlig erweisen könne, daß das Schloß von jetziger Einrichtung zu verstehen sey. Ich glaube, der vornehmste Beweis beruhet auf einer Stelle, welche Wagenseil [1]) aus einer ungedruckten Nürnbergischen Chronik, deren Alter von ihm nicht bestimmt ist, bekannt gemacht hat. Eben dieses Jahr geben auch Joh. Guler von Weineck, [2]) Walser, [3]) Hr. von Murr und andere an. Es ist auch gewiß, daß im sechszehnten Jahrhunderte vorzüglich geschickte Büchsen- und Feuerschloßmacher in Nürnberg gelebt haben; z. B. Georg Kühfuß, der 1600 gestorben ist, und noch andere, welche von Doppelmayr genannt sind. Hierbey muß ich aber nicht unangemerkt lassen, daß verschiedene die Feuerschlösser französische Schlösser nennen, und ihre Erfindung den Franzosen beylegen; da doch, selbst nach Daniel's Bericht, noch ums J. 1658 die viel unbequemern Räder an den Pistolen in Frankreich gebräuchlich gewesen sind; vermuthlich haben unsere Nachbaren die deutsche Erfindung, wie gewöhnlich, etwas verbessert. In der Geschichte der Braunschweigischen Regimenter lieset man, daß die Braunschweigischen Soldaten erst im J. 1687 Flintenschlösser, statt der Luntenschlösser, erhalten haben. Man hat oft gesagt, Kaiser Maximilian I habe die Feuerröhre, die sich selbst entzünden, zuerst in Böhmen und Mähren, und hernach auch im deutschen Reiche bey großer Strafe verbothen; aber in den verschiedenen Polizey-Gesetzen dieses Kaysers [4]) habe ich noch nichts davon finden können.

Das

1) J. C. Wagenseilii de civitate Norimbergensi commentatio. Altorfi 1697. 4.° p. 160: in chronico quodam ms. legitur: diz zu den Schiessröhren gehörige Feuerschlösser sind erst 1517 zu Nürnberg erfunden worden.

2) Raetia, das ist die Beschreibung der dreyen löblichen Grawen Bündlein und anderer Rätischen Völker. Gedruckt zu Zürich 1616. Fol.° S. 152: Die künstlichen feuwrschloß seyend hernach Anno 1517 zu Augspurg und Nürnberg auffkommen.

3) Gabriel Walser Neue Appenzeller Chronik oder Beschreibung des Cantons Appenzell. St. Gallen 1740. 8.° S. 194, wo man eben dasselbe, was aus Guler angeführt ist, lieset.

4) Eine gute Anzahl derselben erhält der zweyte Theil der Sammlung der Reichsabschiede. Frankf. a. M. 1747 Fol.°

Das schwere Feuerrohr wurde eher als die Pike weggelegt. In Frankreich wurden die Piken 1705 abgeschafft; die Holländer hatten sie 1708 noch, und legten sie auf Anrathen des Grafen von Overbeck ab. Bey Gadebusch sind vielleicht 1718 die letzten gesehen worden. Die Schweden hatten sie noch und legten sie auch darauf weg. Die langen Piken wurden dem Heere auf Wagen nachgeführt.

Als man die Piken abschaffte, nahm man dagegen die Flinte statt der ehemahligen großen Musketen zum Hauptgewehr für die Infanterie. Man fand aber bald, daß die Infanterie in den Gefechten und anderen Gelegenheiten ein langes Handgewehr zu derjenigen Unterstützung gebrauche, welche ihr durch die Piken geleistet worden war. Dieses gab Veranlassung zur Erfindung des Bajonetts, das zuerst so eingerichtet war, daß man es in den Lauf schraubte, wenn man abgeschossen hatte, wie man sie noch bisweilen bey der Jägerey führet. Hernach machte man Düllenbajonette, wie unsere jetzigen noch sind, welche auf den Lauf geschraubt werden.

Diese Erfindung gibt der Infanterie die Vortheile des Schafftgewehrs und die verbesserte Flinte ein geschwinderes Feuer. Es finden sich indessen ansehnliche Gegner gegen diese Bewaffnung. Der Herr von Puisegur führet an, daß diese Bajonettflinte in den Handgemengen, wo sie eigentlich zum Besten taugen soll, unbequem sey, daß die Pike des 12ten Gliedes noch vorrage, und die von dem ersten 12 Fuß mit ihrer Spitze vors erste Glied hinaus reiche. Gegen die Flinte hat man auch verschiedenes einzuwenden; man vergleicht sie mit der älteren schweren Muskete. Diese ist freylich unbeque-

mer, schwerer zu laden, und ihr Feuer kann nicht so geschwinde seyn, sagt man; aber sie schießt weiter, schärfer, ein größeres Bley und gewiß, sie wird mit der Lunte oder Schwamm abgebrannt, sie versagt nie. Und das Räderschloß ist fast eben so gewiß, ja es hat noch den Vorzug, daß es kein Regen hindert.

Dieses wären ungefähr die ersten Züge einer Parallele der vormahligen Bewaffnung der Infanterie und der heutigen verbesserten Art. Ohne darüber ein entscheidendes Urtheil zu fällen, so däucht mir doch, daß man die Vorzüge der neuern Bewaffnung nicht verkennen könne. Der Soldat hat nicht eine so schwere Last zu tragen, wie ehedem, die ihn ganz nieder drücken und marode machen mußte; er kann sich eher in Vertheidigungsstand setzen, und von seinem Gewehre öfter Gebrauch machen, das, wenn es auch wegen der freyen Haltung nicht so sicher treffen sollte, als ein auf einem Bock gestütztes Gewehr, den andringenden Feind doch immer in Furcht hält, weil es so oft abgefeuert wird; er braucht viel weniger an Pulver und Bley, wodurch nicht nur dem Staate ein ansehnliches gespart, sondern den Soldaten auch die Last des Gepäckes erleichtert wird; und wenn die jetzige Bajonettflinte auch eine kleinere Kugel schießt, wie die alte große Muskete: so kann dieselbe doch eben so weit fortgetrieben werden, als eine größere, und in Ansehung des Effectes geht nicht viel verlohren, da es bey einer Schlacht oder sonstigem Angriffe vorzüglich nur darauf ankommt, den Feind für den Augenblick außer Thätigkeit zu setzen, und ihn von seiner Stelle zu vertreiben, welches durch eine kleinere Kugel eben so gut bewirkt werden kann, als durch eine

größere

größere. Und daß diese Vorzüge der bisher gewöhnlichen Musketen vor den ältern großen und schweren nicht ohne Bedeutung sind, erhellet auch daraus, daß die von dem Herrn von Rothhardt angegebenen verbesserten Musketen den öffentlichen Nachrichten zu Folge noch kürzer und leichter und von viel kleinerem Caliber sind, aber weiter schießen als die gewöhnlichen.

Es scheint überdem, daß der kleineren bisher gewöhnlichen Muskete oder Bajonettflinte einige von den im obigen berührten Vorzügen der alten großen Muskete nur aus Mangel gehöriger Sorgfalt fehlen, und daß man selbige mit den ihr eigenthümlichen verbinden könne. Die Sorgfalt, die man besonders seit 1740 allenthalben anwendet, die Infanterie in der Führung dieses Gewehrs zu üben, hat dem Gefechte der Infanterie ein ganz anderes Ansehen gegeben, besonders dadurch, daß die Soldaten so unglaublich schnell zu feuern im Stande sind. Nur kommt hier aber die große Frage in Betracht, ob dieses Feuer auch im Verhältnisse seiner Hurtigkeit dem Feinde Schaden zufüge? Dieses ist sehr zu erwägen, denn nichts ist unangenehmer, als das Geschrey der Soldaten, daß sie sich verschossen hätten, weil dieses so oft der Verwirrung und Flucht voran gehet. Die Patrontasche des Musketiers ist ein Depot, das der Aufsicht des Officiers anvertrauet worden; er muß in der Action zusehen, daß man das Pulver gehörig anwende, und im Frieden darauf denken, deshalb gehörige Einrichtungen zu treffen.

Wir müssen indessen, ehe wir uns auf die Wirkung der Muskete einlassen können, dieselbe nach ihren Theilen noch etwas näher kennen ler-

nen. Die Musketen, welche jetzt in allen christlich-europäischen Staaten geführt werden, sind beynahe von einerley Art. Der Unterschied ist wenigstens sehr klein. Wer eine russische Muskette kennt, weiß auch beynahe, wie eine portugiesische aussieht.

Der Lauf des Gewehrs ist eine walzenförmige, zuweilen außen eckige Röhre, die aus allerley Metallen verfertiget werden kann. Das geschmiedete Eisen hat aus vielen Ursachen den Vorzug; man hat zum Theil auch schon versucht, gegossene Gewehrläufe von Eisen zu schmieden, wovon man in einigen Rüstkammern Proben findet. Unter allem Eisen hat aber billig dasjenige den Vorzug, welches am dichtesten und zähesten ist. Das schwedische ist in dieser Hinsicht vorzüglich brauchbar. Die Engländer nehmen selbiges, besonders das Oeregrundische, sehr gern zu ihren Läufen, weil sie in der Probe weniger als mit dem Russischen und eignem wagen. Es sollen in der Probe an fünfmahl mehr Läufe von englischem als von schwedischem Eisen springen.

Im Jahr 1738 hatte ein russischer Officier 36,000 in Rußland gemachte Läufe probiert, und es waren ihm an 1000 nur 80 gesprungen. Man beschuldigt unser deutsches Eisen, daß es keine dauerhafte Gewehre gebe. Doch ist es bekannt, daß das steyerische und westphälische Eisen vortrefflich ist. Vor Gustav Adolph's Zeiten glaubten die Schweden, daß ihr Schießgewehr in Brescia gemacht seyn müßte. Er hat die ersten Gewehrfabriken in seinem Lande anlegen lassen, und die Klingen wurden in dem schwedischen Wasser so gut gehärtet, als wenn sie in den Ebro getaucht wären.

Das

Das Rohr einer Muskete wird, wie bey anderen Gewehren ähnlicher Art, hinten mit der Schwanzschraube geschlossen; diese macht also den Boden des Rohres aus, und ist der Ort, wo das Pulver liegt. Der Lauf widersteht wegen seiner Festigkeit der Kraft des sich allenthalben ausbreitenden Pulvers. Gegen die offene Mündung hin muß das Pulver also die Ladung treiben, weil hier der geringste Widerstand, und nur außer der Friction, das Gewicht der Kugel zu überwinden ist. Die Kugel wird deshalb mit dem heftigsten Stoße fortgetrieben. Das Feuer wird dem Pulver durch das Zündloch von außen zugeführt. Die Schwanzschraube erfordert besonders viele Aufmerksamkeit; sie ist ein Hauptstück des Laufes, und der Lauf wird fehlerhaft, wenn sie nicht genug geschlossen, nicht wohl geordnet ist.

Die deutschen Schmiede nennen das Eisen, woraus die Röhre geschmiedet werden, Schablon-Eisen. Es besteht in Stangen, von ungefähr 2 Zoll dick und breit. Eine solche Stange wird durch den großen Wasserhammer gestreckt, d. i. breiter geschmiedet, und sie kommt sehr oft ins Feuer, ehe daraus eine längliche Platte wird. Wenn diese nach Befinden breit und dünn genug ist, wird ein Stück davon nach der Länge des Rohrs abgeschnitten, dieses hierauf über einen stählernen kalten Zylinder, welchen man Dorn nennt, herum geschmiedet. Dieser Dorn muß dünner seyn, als die Oeffnung werden soll, damit das Rohr noch gehörig gebohrt werden könne. Bey dem Schmieden über den Dorn aber wird die Platte zugleich in eine halb runde Rinne, welche das Gesenke heißt gelegt, und so entsteht um den Dorn eine

hohle Walze. Ihre langen Seiten werden zusammen geschweißt. Man muß Schweißen vom Löthen unterscheiden, indem ersteres darin besteht, wenn man zwey Stücke Eisen, ohne Hülfsmittel eines anderen leichter fließenden Metalles, unmittelbar mit einander vereiniget; sie müssen daher, wenn dieses geschehen soll, beynahe fließen, und so werden ihre sich berührenden Seiten mit dem Hammer zusammen getrieben. Beym Schmieden der Platte und des Cylinders sieht der Meister darauf, daß das untere Ende des Rohrs stärker an Eisen bleibe, als das obere, woraus die Oeffnung wird, theils weil in dem ersteren die Windungen für die Schwanzschraube geschnitten werden, theils auch weil hier das Pulver bey seiner Entzündung den größten Stoß verursacht. Die gezogenen Röhre werden allenthalben gleich dick gemacht. (Man sehe auch den Art. Gewehr, Th. 18, S. 115).

Die Höhlung des Cylinders ist, wie man es sich wohl vorstellen kann, noch rauh und ungleich, wenn auch der Schmied alle mögliche Aufmerksamkeit angewendet hat, den Hammer auf alle Stellen gleichförmig treffen zu lassen. Je besser er dieses beobachtet, desto vollkommener werden des Eisens Theile zusammen getrieben, und desto zäher wird es werden, wenn es anders nicht von Natur spröde ist. Beyde, sowohl die äußere als innere Fläche des Rohres werden nun noch gleicher gemacht, jene durch einen großen Schleifstein, diese durch das Bohren auf eigenen Bohrmaschinen. Man hat an einigen Orten, besonders in England, gewisse Raspeln mit Griffen auf beyden Seiten, mit welchen der Lauf in weniger Zeit abgeraspelt, und aus dem gröbsten verglichen wird. Fabriken haben

den Bohrhäuser, wo die Gruben und Schmiedeflecken durch eigene vom Wasser getriebene Maschinen ausgeschnitten werden. Hierüber sehe man den Art. Bohrmühle, Th. 6, S. 171. so wie den Art. Gewehr, Th. 18, S. 116.

Die Höhlung des Rohrs einer Muskete muß ein vollkommener hohler Cylinder seyn. Wenn man zur Probe eine bleyerne Kugel einschlägt, muß sie gerade durchfallen, und eine Darmsaite inwendig in dem Rohre an allen Seiten gleich anliegen. Bey Jagdflinten, woraus Schrot geschossen wird, hat man die Mündung des Laufs etwas weiter geöffnet. Darnach hat man vielleicht die trichterförmigen Musketons gemacht, in welche man eine Hand voll Kugeln lader, die sich in einen sehr großen Raum ausbreiten, und in einem Handgemenge von gutem Nutzen seyn können. Ein beträchtlicher Theil dieser Kugeln muß aber so wohl oben als unten vorbeygehen, ohne den Gegenstand zu treffen. Man hat diese Erfindung daher verbessert, um sie für den Dienst im Felde brauchbarer zu machen, und der Mündung eine ovale Gestalt gegeben, deren breitester Durchmesser mit dem Horizonte gleich läuft. So soll ein Musketon nun die Kugeln nicht mehr über sich, sondern seitwärts aus einander werfen; es scheint indessen nicht, daß diese Art Gewehr Glück gemacht habe. Wenn es auch in der Nähe gute Dienste thut, so ist es doch in der Ferne gar nichts nütze. Man hatte es der Reuterey gegeben, sie mußte also sehr nahe schießen, und wer thut dieses gern?

Ein guter Lauf zum Kugelschuß muß, wie gesagt, vollkommen cylindrisch, besonders aber die Mündung, wenigstens in der Länge von der

Hälfte

Hälfte der Kugel, genau zirkelrund seyn. Es würde in Hinsicht des sicheren Schusses sehr vortheilhaft seyn, wenn man alle Gewehre, welche zum Kugelschusse bestimmt sind, nach Art der Büchsen zöge, oder inwendig mit Rinnen versähe. (S. den Art. Büchse, Th. 7, S. 349). Die Kugel behält nähmlich, wenn sie aus dem Rohre fährt, den Eindruck, den Hang, den Weg fort zu setzen, welchen sie in dem Rohre angenommen hat, wodurch sie nicht nur besser durch die Luft bohrt, sondern auch in den Gegenstand in schraubenförmigen Windungen eindringt. Da sie ferner vermittelst des weichen Leders oder sonstigen Zeuges, womit sie umgeben ist, dicht in den Zügen schließet, so findet kein solcher leerer Raum statt, durch welchen in den glatten Röhren der Musketen ein Theil der Gewalt zwischen dem Laufe und der Kugel verfliegen kann. Die Leichtigkeit, womit das entzündete Pulver die Kugel aus den glatten Röhren heraus wirft, verursacht auch, daß nicht alles Pulver zur Wirkung kommt, indem die Kugel schon wegfliegt, ehe es alles entzündet ist. Bey Büchsen, wo das Pulver mehr Widerstand findet, hat es Zeit sich ganz zu entzünden und dann desto heftiger zu wirken. Das Laden der gezogenen Gewehre würde aber vielleicht zu viele Umstände machen, als das man solche Gewehre zum allgemeinen Gebrauche im Felde einführen könnte.

An allen Läufen sieht man die Schwanzschraube, das Zündloch, das Korn, und die Haften, vermittelst welcher sie an die Schäfte befestiget werden. Die Schwanzschraube verschließt den Cylinder; der Ort, wo sie sitzt, wird der Pulversack genannt, weil das Pulver da-

selbst

selbst entzündet wird. Das Rohr, welches hier dicker wie vorn ist, wird von vielen durch Flächen prismatisch, gewöhnlich achteckig gemacht, welches an sich sehr gleichgültig ist.

Ist die Schwanzschraube nicht lang genug, so stößt das Gewehr und kann nicht gewiß schießen. Das Zündloch wird in den Lauf gebohrt, das Korn aufgelöthet, und die Haften angesetzt. Die Läufe werden insgemein zum Spiegeln geschmirgelt und mit dem Stahle poliert; einiges Jagdgewehr läßt man anlaufen, oder verzieren. Beydes gehört nicht für den Soldaten. Doch hat man erinnert, daß der Glanz des Laufes den Soldaten hindere, sein Korn zu fassen, und man hat daher vorgeschlagen, daß man auch die Musketen und anderes militärische kleine Geschütz anlaufen lassen sollte.

Der andere Hauptheil des Gewehres ist das Schloß, das zum Entzünden des Pulvers dient. Die Hauptarten der Schlösser sind die alten Musketen-, die deutschen Räder- und die Flintenschlösser. Die Musketenschlösser brauchen brennende Lunte oder Schwamm, wodurch das Pulver auf der Pfanne auf die Art, wie es Fig. 5809 vorgestellt ist *), entzündet wird. Es hieß, sie hätten ein lebendiges Feuer. Man findet sie jetzt nur noch auf den Rüstkammern, als Alterthümer, und an einigen Wall-Musketen.

Die Räderschlösser sind merkwürdig; sie haben sich an einigen Büchsen und Pistolen erhalten, und man sieht diese Art Schlösser, welche

*) Diese Figur ist aus einem 1608 im Haag erschienenen Werke entlehnt, welches den Titel führt: Maniement d'Armes d'Arquebuses, Mousquets et Pistolets ꝛc. Par Jaques de Gheyn. Fol. mit vielen Kupfern.

che man gewöhnlich deutsche nennt, als eine militärische Antiquität an. Dieses Schloß vermehrte das Geräthe des Soldaten mit einem Spanner. Man konnte bey diesem Schlosse ziemlich sicher darauf rechnen, daß es nicht versagte. (S. den Art. Räderschloß.) Bey den neueren sogenannten Flintenschlössern, welche bey den jetzigen Musketen gebräuchlich sind, ist es in der That wohl ausgedacht, daß oben der Schlag des Steins, welcher den Pfannendeckel aufstößt, auch zugleich das Feuer durch das schiefe Aufschlagen hervorbringt. Die Maschine ist nicht so einfach als man vielleicht glaubt, und es wird verschiedenes als nothwendig dabey vorausgesetzt, wenn der erforderliche Effect erfolgen soll. Der Hahn muß stark genug gegen den Pfannendeckel schlagen, um ihn aufzustoßen, damit das Pulver der Pfanne bloß werde. Die Feder, welche ihm Widerstand leistet und den Deckel geschlossen hält, muß eine verhältnißmäßige Stärke haben, weil sonst der Stein kein Feuer schlagen kann, wenn er gleich unter dem gehörigen Winkel auf den Deckel trifft. Der Stein muß zwischen den Lippen des Hahns fest sitzen, und scharf genug seyn, damit er nicht versage oder kein Feuer gebe *).

Die

*) Eine vorzügliche Eigenschaft der gemeinen Flintensteine, die im Art. Hornstein beschrieben sind, ist in dieser Hinsicht die, daß sie sich durch das Absplittern mehrentheils selbst wieder schärfen, weil sie immer muschelicht abspringen, wodurch scharfe Kanten entstehen. Wegen dieser Eigenschaft muß man sie allen anderen Steinen, die man hierzu anwenden könnte, vorziehen, und auch den künstlichen von Porzellanmasse gemachten Flintensteinen, die sonst, wegen der ganz beliebigen Gestalt, die man ihnen geben kann, vielen Beyfall verdienen würden. Um diesen letztern eine größere Härte zu geben, muß die Masse vor dem Formen sehr fest geschlagen werden.

Die Fläche des Pfannendeckels muß nothwendig Stahl seyn; sonst bekommt man kein Feuer, weil Eisen zu weich ist, und daher nicht Widerstand genug leistet *). An einigen Schlössern hat man die Pfannendeckel gereift, nähmlich von oben nach unten, damit die Wirkung auf einige Theile desto stärker sey, und also um so gewisser Feuer gebe. Der Deckel der Pfanne muß nicht zu sehr gehärtet seyn, damit er nicht springe. Diese Art der Härtung wird gewöhnlich als ein Geheimniß behandelt. Das Geheimniß besteht vielleicht aber nur in der eigentlichen Zeit, welche der Stahl im Feuer aushalten muß; aber auch dieses läßt sich bestimmen: er muß nähmlich roth glühen. Die Stücke werden übrigens mit gebranntem Horn und Salz zusammen in ein Gefäß von irdenem Zeuge gethan, dieses gut verschmiert und in Kohlenfeuer geglühet, hernach aber in Wasser abgelöscht.

Die Federn sind alle von Stahl; sie werden geschmiedet, gebogen und beseilet, roh hwarm geglühet, in kaltem Wasser abgelöscht, hierauf mit Talg bestrichen, auf Kohlen abgebrannt, und erkalten von selbst. Dieses gibt ihnen ihre Federhärte. Eine Feder muß den Stein schnell und stark niederschlagen, sie muß folglich vom Hahn an allen Stellen hurtig gespannt werden. Hat sie guten Stahl, so kann sie dünne seyn; ist er schlecht, so muß er freylich dicker bleiben. Die Feder wird von der Nuß ergriffen und vom

Hahn

*) Bekanntlich bestehen die Feuer-Funken aus kleinen glühenden Stahlkügelchen, die durch die heftige Reibung, welche der Stein an dem Pfannendeckel verursacht, gewöhnlich bis zum Schmelzen erhitzt sind. Wenn man solche Funken auf weißes Papier fallen läßt, so kann man sie durch ein Mikroskop sehr gut untersuchen, wo sie als Kügelchen geschmolzenen Eisens erscheinen.

Hahn aufgezogen; der Hahn kommt wegen der Kerbe in der letzteren in die Mittelruhe, da die Feder alle Kraft anwendet, von ihrer Ausdehnung los zu kommen. Die Abdrucksstange springt in die Nuß ein, und verhindert das Losgehen. Beym Abdrücken zieht man den Abzug gegen sich, dieser stößt an die Stange, welche eine kleine Feder neben sich liegen hat, hierdurch wird diese von der Nuß los, der Hahn muß der Feder nachgeben, und schlägt auf den Pfannendeckel. Das war ungefähr der Mechanismus des sogenannten französischen Schlosses.

Bey der Construction der Schlösser an den jetzt gewöhnlichen Musketen der gemeinen Soldaten wird öfters nicht die gehörige Sorgfalt angewendet; es ist genug, wenn sie ungefähr so aussehen, wie ein Flintenschloß. Der Abzug ist oft zu schwer, und die Pfanne streut. Man hat dagegen an sorgfältiger gearbeiteten Gewehren Schlösser, die ungemein leicht im Abzuge sind, und Pfannen, welche vermittelst einer Falze in den obern Deckel so genau passen, daß kein Wasser aufs Pulver kommen kann. Vauban ließ eine Art Schlösser machen, die mit lebendigem Feuer oder Lunten, und auch mit einem Feuerstein versehen waren. Sie können nicht versagen, und auch im Regen Dienste thun. Sie sind nicht mehr Mode, man fand sie unbequem, es gehört Zeit dazu, sie aufzuziehen. Es gibt Schlösser, die keine Federn draußen haben; andere, wo der Hahn zurück schlägt; andere, wo der Pfannendeckel umgedreht wird, damit kein Gewehr losgehen kann. Diese Abweselungen sind vielfältig; sie können nicht alle gleich nutzbar seyn. Zu Beförderung des leichten Abzuges hat man den Kegel und den Schneller im

Flin-

Flintenschlosse angebracht, und dieser schlägt die Abdrucksstange leichter von der Nuß los. In den Gewehren der Gemeinen aber hat man beydes nicht, weil es zu umständlich für den gewöhnlichen Gebrauch im Felde ist. Auch erfordert die Verfertigung und die Inordnunghaltung zu viele Achtsamkeit. Zuweilen wird am Hahn ein Einschnitt gemacht, um in denselben einen Haken einzulassen, damit man die Ruhe dadurch schonen, und vor aller Gefahr des ungefähren Losgehens gesichert seyn könne.

Es ist nicht gleichgültig für den Staat, ob die Nothwendigkeiten theurer oder wohlfeiler gemacht werden können. Die Engländer haben bey der Verfertigung ihrer Flintenschlösser eine Methode, wodurch viele Zeit, Eisen und Mühe, folglich an der rohen Waare und dem Arbeitslohn vieles erspart wird. Sie haben für die Theile ihres Schlosses Gesenke, worin sie ihre Form erhalten; z. B. zur Lippe des Hahns, zu den Hahnschrauben, zur Stange ꝛc. Unsere Schmiede machen dagegen alles aus dem Ganzen, und geben dem Stücke erst die rechte Figur durch die Feile. Man bedenke, wie viele Arbeit dazu erfordert wird. S. im Art. Gewehr, Th. 18, S. 118 fl.

Lauf und Schloß werden vermittelst des Schaftes ein Ganzes. Er erfordert viele Richtigkeit, indem der Lauf sehr leicht falsch liegen, und man also im Anschlagen nicht so leicht das Korn bekommen kann. Ferner muß man durch das Schäften das Gleichgewicht so zu erhalten suchen, daß die linke Hand beym Anschlage gegen den Mittelpunct der Schwere von der Flinte liege, welches durch die Kolbe bewerkstelligt werden soll. Diese muß an sich eine geschickte

Figur haben, damit man die Gewehre an die Schulter setzen, und die Backe ungezwungen anlegen kann. Daher sind die gewöhnlichen Gewehre in den meisten Stücken besser geschäftet, als die o'ten Büchsen, oder die morgenländischen Röhre. Es ist übrigens nicht nöthig, Backen zu machen, weil sie nicht für jeden passen. Wenn der Anschlag krumm oder zu schwer ist, so daß der Mittelpunct der Schwere weit unter der Directions-Linie ist, das ist, zu nahe gegen das Schloß, so erhebt sich das Rohr vorn beym Herausfahren der Kugel in dem Zeitpuncte, wo die Entzündung des Pulvers geschieht, und es ist nicht möglich, das Ziel zu treffen.

Man muß alle Schäfte, wenn man vor Sprüngen gesichert seyn will, wenigstens ein Paar Jahre austrocknen lassen. Das junge Holz ist besser, als das überwachsene. Man hatte sonst in verschiedenen Armeen lauter nußbaumene Schäfte, auch in Ländern, wo sie nicht in hinreichender Menge wachsen. Man kann sie in Deutschland aus der Rheingegend und aus der Schweitz erhalten.

Bevor ich etwas über die Regeln des Schusses aus den Musketen sage, will ich hier noch das Wesentlichste aus einem Aufsatze über das kleine Feuergewehr überhaupt und die Arten desselben *) mittheilen, weil der Verfasser desselben hier manche Erfahrung anführt, und manche Vergleichungen angestellt hat, die auch auf die Musketen, als der gemeinsten Art des kleinen Feuergewehrs, Beziehung haben, und bey etwa-

*) S. Neue Kriegesbibliothek. VI St. Breslau bey Korn, 1777. 8. S. 127 ff.

etwanigen Verbesserungen derselben beachtet und zum Theil mit Nutzen angewendet werden könnten.

Das kleine Feuergewehr ist fast allgemein gebräuchlich: die Flinte wird, nebst der Pistole, durchgehens und so häufig gebraucht, daß man die wenigen Bogen bey den Tartarn aller Orten nicht erst in Anschlag bringen darf. Hieher gehören alle Gattungen desselben, die von Soldaten in den Händen geführet werden: die längern Infanterie-Flinten mit und ohne Bajonet; sie heißen Musketen, Flinten, Janitscharen-, Kosaken-Röhre, Wallmusketen und Doppelhaken: des Reuters kürzere, die bald Carabiner, bald Musketons heißen: die verschiedenen Büchsen der Jäger, und die Pistolen aller Arten, so wohl die, welche die Reuter gebrauchen, als die, womit man den Mätelot, den Minierer und den Seeman ausrüstet. Im täglichen Gebrauch kommen sehr viele Nahmen vor; sie sind häufiger als die Arten selbst, aber alle darunter begriffen. Das Eigene aller Feuergewehre ist, daß aus denselben durch das entzündete Pulver schwere Körper getrieben werden. Sie haben dieses mit dem Geschütz gemein, sind aber von selbigem dadurch unterschieden, daß jenes auf Gestellen lieget, und diese vom Soldaten in der Hand geführet werden. Das weitläuftige Geschlecht der Haken scheinet zwischen innen zu stehen; man kann ihnen aber nach diesem Vordersatze ihren rechten Platz anzeigen.

Die, von wem es wolle, zuerst aufs kleine Gewehr angewandte Kenntniß von der Eigenschaft des Pulvers, hat unsere neueren Gefechte finstrer, rauschender, vielleicht nicht blutiger gemacht; das ihm eigene Getöse hat stets viel gethan. Die Peruaner nennen das Feuergewehr in ihrer Sprache nach dem Donner, mit welchem es ihnen ähnlich schien. Wir wollen die Theile desselben vor uns nehmen.

An jedem sind das Rohr, darein die Ladung gethan wird, das Werkzeug, diese in Feuer zu setzen, und der Schaft, die Hauptheile. Lauf und Schloß geben, nebst der Manier zu laden und abzuschießen, Gelegenheit zu vielen und mannigfaltigen Abtheilungen. In Absicht auf die Art, wie das Feuer ans Pulver gebracht wird, kommen die Schießge-

wehre mit Lunten, die mit deutschen und französischen Schlössern, vor, zu welchen alle wieder abweichende Gattungen gehören. Die Läufe selbst sind entweder gezogen, oder glatt, und werden mit oder ohne Ladstock geladen.

Die älteste Art, das Pulver im Rohr anzuzünden, mag wohl der Kosaken von Kirgis ihre seyn, die es vermittelst des ans Zündloch gehaltenen Feuers, es sey mit brennendem Schwamm, Lunte, faulem Holz, oder Mark von Steppbrunsen, abbrennen. Da das kleine Feuergewehr eine Nachahmung der älteren Canonen ist, so ist diese Methode, jene zu lösen, vermuthlich auf letztere gekommen, und so lange beybehalten worden, bis man mehr Bequemlichkeit geschafft, und die Schlösser erfunden, darunter wieder die Luntenschlösser unstreitig die ältesten sind. Man kam von dem ersten großen und aus Stäben zusammengeschmiedeten einförmlichen Geschütz auf kleineres, von der Lavette vielleicht bey Betrachtung der Armbrust auf das Schäften. Es blieb aber das Rohr auf einem Gestelle, bis es klein genug ward, um in der Hand geführet zu werden. Sollte man hiebey wohl vermuthen, daß das künstlichere Werkzeug des deutschen Schlosses älter, als das mit der Lunte, sey?

Gewehre, welche Luntenschlösser hatten, wurden nachlässig Musketen genannt, und die Wortableitung des Nahmens von Moskau, welche man annimmt, soll ein Beweis seyn, daß diese Art Schießgewehre allda erfunden worden. Mir gefällt eine andere, welche ich in dem Jovius finde, daß die Türken bey Esseck auf dem Morast Fahrzeuge gehabt, auf deren Vordertheile Büchsen auf Gestellen gelegen, welches die Welschen in der kaiserlichen Armee befindlichen Soldaten Moskeren, nach gewissen Raubvögeln, die im Deutschen Fliegenhabichte heißen, genannt hätten. Von diesen können die auf Gabeln liegenden Rohre abstammen und den Nahmen erhalten haben. Die eigentlichen Musketen waren länger und stärker, als gewöhnliches Gewehr, und konnten nur auf einer Gabel abgeschossen werden. Wir Deutschen reden von Haken, Doppelhaken, und man weiß, das die Spanier unter Philipp dem II jenes starke Gewehr zuerst zu führen angefangen, und daß die andern Nationen gefolget sind,

welche

welche sich eine Ehre daraus machten, ihre Schüler zu seyn. Der Originalgeist Gustav Adolph's hatte Nachdruck nöthig, sie aus seinem Corps zu schaffen. Es war aber nicht alles Luntengewehr so groß, daß es eine Gabel erforderte. Des Jakobs van Gheyn Waffenhandlung vom Jahr 1608. beweiset, daß unter dem Prinzen Moritz von Nassau zweyerley Arten im Brauch gewesen, davon er die erste ohne Gabel, in seinen Verordnungen, schlechtweg Rohr, die andere mit derselben aber Muskete heißet.

Das deutsche Schloß, welches künstlicher ist als das französische, nicht so leicht versagt, dabey zusammengesetzter, eher schadhaft, und nicht anders als mit dem Spanner aufgezogen werden kann, war in den Armeen nicht häufig, außer bey der Reuterey; die Lunte war an Fäustlingen und Röhren unmöglich anzubringen. Der alte Dragoner sieht auf den Bildern, welche davon vorkommen, höchst sonderbar mit seiner Luntenbüchse aus. Diese hielt den Schützen in beständiger Verlegenheit, taugte im Regen nicht, und war in den verborgenen Märschen und Verstecken hinderlich. Leute trugen sie unter dem Hute verborgen, und wir haben noch das Andenken der Luntenverwahrer an den Patrontaschenriemen einiger Grenadiere. Jeder hat wohl das Sprichwort vom Luntenriechen gewiß einmahl gehöret, daß man eine verborgene List entdeckt habe. Der Fehler beyder erwähnten Schlösser gab Gelegenheit, das Flintenschloß zu erfinden, oder eiligst anzunehmen. Wir nennen letzteres auch das französische, und deuten dadurch auf das Land der Erfindung. Ich weiß zwar weder den eigentlichen Ort desselben, und den, der es erdacht, noch auch die Zeit, wenn es in Gang gekommen, genau zu bestimmen: doch ist so viel ausgemacht, das sich, neben demselben, noch die Musketen, deutschen Büchsen und Arkebusierrohre lange Zeit erhalten, und in Frankreich ein besonderes Corps mit solchem Gewehr errichtet, die Gewehre Fusils, und die Soldaten Fusiliers genennet worden. Die Officiere des Regiments standen zugleich bey der Artillerie, und der Prinz von Conde beschwerte sich gegen Herrn von Louvois, daß sein Geschütz ohne Aufseher bliebe, da der König die Officiere des Fusilierregi-

ments abrufe. Aber dabey ist es ausgemacht, daß schon unter der Regierung Ludwigs des XIII. das Flintenschloß in dessen Armee Mode geworden, und daß die Deutschen und Spanier bald gefolget sind. Vauban erfand die Musketflinte, weil er das französische Schloß dem Versagen unterworfen fand, als eine Verbesserung. Ist denn aber das Versagen der Flinte so natürlich? Der Hauptumstand, der das gewisse Abbrennen befördert, ist die gute Stellung des Steins, bey richtigem Verhältniß der Federn im Schloß. Jener muß auf den wohlgehärteten Pfanndeckel im schiefem Winkel, weder zu hoch noch zu tief, aber scharf und stark genug schlagen, um häufige Funken zu schaffen. Der Deckel der Pfanne muß zugleich aufgehen, und das Zündkraut auf derselben entzündet werden. Ich werde hierüber noch mehr reden müssen.

Der Soldat setzt in dem gewöhnlichen Gewehr die Ladung auf den Pulversack mit dem Ladstecken an. Die Erfindung der eisernen, schreibt man dem Fürsten Leopold von Dessau zu. Wallhausen sagt in seiner Kriegskunst zu Pferde, daß der Arkibusier zu Pferde, zu seiner Zeit, einen eisernen Ladstock gehabt; der Fürst hat dieses auf die Infanterie angewandt. Die Erfindung desselben bey der Infanterie hat einen großen Einfluß auf das Feuer und auf die ganze Gefechtart derselben gehabt. Ohngeachtet ihres augenscheinlichen Vorzuges, erhielten sich die hölzernen noch sehr lange bey verschiedenen Truppen, und fanden so gar Liebhaber, die sie vertheidigten.

Da das Laden mit den schwachen Ladstöcken sehr langsam gieng und mühsam war, so hat man sich nicht selten so sehr übereilet, daß die Patrone in den Lauf geworfen, die Kolbe auf die Erde gestoßen wurden. Geschwinde genug geht dieses gewiß, und die Methode ist leichter zu erlernen, als die mit dem Ladstock; denn hiezu gehöret ohne Streit eine große Uebung und mancher Handgriff, den diese allein lehren kann, und der Rekrute nicht sogleich in seiner Gewalt hat. Der Marschall von Sachsen hat, da er die Flinte mit dem Deken sekret, die auch keinen Ladstock braucht, erfand, hierauf gesehen, er versprach sich von ihr ein geschwindes, aber auch gefährliches Feuer. Wir werden davon mehr

zu

zu sagen haben. Es gibt andere Methoden dieses zu erhalten, in welchen die Einrichtung der Läufe von der gewöhnlichen abgehet.

Man ladet von hinten, wenn man den untern Theil vom Lauf, den Pulversack, abschraubt, die Kugel darauf leget, und alsdenn wieder zuschraubet; oder es wird der Lauf gebrochen, und eine Röhre mit der Ladung, wie bey den sogenannten Steinstücken, von hinten eingesteckt. Diese Methode kann für die Soldaten so wenig, als die erste, dienen.

Ich will noch eine Art, von hinten zu laden, die mir besser scheint, etwas weitläuftiger beschreiben. Vor der Schwanzschraube, gehet eine andere caliberbreite Schraube vertikal durch den Lauf, ihre schneckenweise zehnmahl um den Cylinder laufenden Gänge passen sehr gelinde und so dicht, als genau, in die in dem allda verstärkten Theil den Laufs eingeschnittene Mutter. Der Pulversack befindet sich folglich vor derselben. Oben ist dieser Cylinder dem Laufe gleich-abgeschliffen, sein Fuß hänget mit dem Bügel fest zusammen, dieser ist gegen den Griff nicht wie bey andern Gewehren angeschraubt, sondern los. Er wird, wenn man laden soll, nach der rechten Hand herum gedrehet; nun windet er die Schraube aus dem Laufe herunter, und es eröffnet sich das oben darin zur Ladung bestimmte Loch, in welches zuerst die Kugel gesteckt werden muß, die sich in dem Rohr an einen Absatz anlegt, und beym Schuß eben deshalb desto stärker ausgetrieben wird. Wenn hierauf das Pulver herein gethan ist, wird der Bügel wieder links bis an seinen Ort gedrehet, und das Ladungsloch zugleich durch die Schraube geschlossen. Es gehöret zu Verfertigung dieses Gewehres viel Genauigkeit, wenigstens mehr, als man auf die Commißgewehre verwendet; könnte aber vielleicht, wenn der Preis, der nur für eine Flinte auf sieben Friedrichd'or gesetzt worden, durch mehrere Bearbeitung fiele, als etwas besonders für die Reuterey nützliches eingeführet werden. Es würde zu Pferde viel bequemer zu laden seyn als das gebräuchliche; man würde weder Ladstöcke zu verlieren und zu zerbrechen, noch den Umstand befürchten dürfen, daß die Kugel herausfalle. Die Flinten mit dem Deckel, welche uns der Graf von Sachsen beschrieben, sind wirklich gebraucht, und

seinem Dragonerregiment geführet worden. Die ganze Erfindung beziehet sich darauf, daß die Kugel durch ihre eigene Schwere so fest in den verengten Raum des Pulversacks einfalle, daß man nicht nöthig hat, sie anzusetzen oder mit einem Pfropf zu versehen. Jede Flinte, heißt es ferner, dazu einzurichten, schweißet man in derselben eine Röhre von dünnem Blech, das die Ladung fasset, und oben schief zugeschnitten wird, im Pulversack, entweder an die Wände des Laufes, oder auf die Schwanzschraube an. Ich will sie Kammer heißen: sie wird ausgeschnitten, und verengt sich folglich gemächlich, die Kugel fällt von oben vermittelst der eigenen Schwere fest genug herein. In ein neues Gewehr wird diese Art von Trichter eingebohret, er fasset die Kugel so fest, daß man den Leib umdrehen und auf die Ende stoßen kann, ohne daß sie herausfällt. Man kann mit solchem Gewehre achtzig Schuß thun, ohne einen Ladstock zu bedürfen, oder es rein zu machen.

Von den ersten Arten, die Kammer in schon fertige Rohre einzusetzen ist die, da man sie an die Wände des Laufs löthet, die schlechteste; denn die Kugel fällt, wenn die trichterförmige Kammer auf dem Dorn geformt, und so eingelöthet worden, so gar bey etwanigem Schlage eines Schlüssels an das Rohr heraus. Ist die Kammer aber auf die Schwanzschraube gesetzt, so muß sie mit ihr zugleich eingeschraubt werden; dazu gehöret sehr viel Kunst, wenn sie dicht an der Seele liegen, auch ihr Zündloch auf das Rohr treffen soll. Nicht jeder Arbeiter bringt dies zu Stande, und doch muß, so oft als die Ladung nicht Feuer faßt, die Schwanzschraube herausgenommen werden. Ferner wird, durch den zwischen Kammer und Seele sich einsetzenden Schlamm und Rost, jene zusammengedrückt und enger, so daß die Kugel nicht mehr einfällt, und hängt, wenn man die Schwanzschraube ausziehen will, so fest an der Seele, daß sie leicht zerbricht, oder Schaden nimmt. Die Kugel, welche in dem Lauf, nur durch das Auffallen in die Kammer, fest ist, muß, wenn sie abgeschossen wird, in ihrem gar großen Spielraum die Richtungslinie verlieren. Dieses ist aber an allen andern Soldatenflinten zu tadeln. Wird letzlich die Kammer durch den Schleim

angefüllt, so findet weder das Pulver noch die Kugel mehr Platz, der Schuß wird geschwächt, unrichtig und gefährlich.

Das Künstliche der besonders zu diesem Gewehr erfundenen Patronen macht neue Schwierigkeiten; verschiedene hat es mit den übrigen Gewehren gemein, folgende wichtige aber ist ihm eigen. Soll die Kugel recht in die Kammer fallen, so muß das Gewehr vertikal gehalten werden, welches in dem Gefecht nicht wohl möglich ist. Dieses Gewehr ist ferner dem Springen, bey geringer Hinderniß, auch nur wenn der gehäufte Schlamm die Kugel beym Herunterfallen aufhält, unterworfen. Da man in Frankreich davon die Proben gehabt, so ist die Flinte von verschiedenen Regimentern, welche sie angenommen hatten, wieder abgeleget worden. Hieraus ergibt sich, daß der Vortheil, bey einer Parallele, auf der Seite der mit einem Ladestecken geladenen Gewehre seyn würde.

Der Methode, den Ladstock zu schonen, und die Kolbe auf die Erde zu stoßen, wenn man ladet, geschiehet in einer so genannten Apologie des Grafen von Neuperg wegen der verlohrnen Schlacht von Molwitz Erwähnung; es wird allda gesagt, er habe, um dem preußischen Feuer, welches man nach der Soldatenrhetorick höllisch nannte, gewachsen zu seyn, befohlen, daß man auf oben erwähnte Art feuern sollte. Dieser Befehl war nicht das beste, das im Kriege ausgedacht worden. Das öftere Platzen macht die Infanterie nicht fürchterlich; dieses Feuer war gewaltig übereilt, und warf lose Kugeln auf Gerathewohl aus, fürchterlich, wie Knallpulver.

Die künstlichen Büchsenschmiede haben Gewehre verfertiget, wo sich durch einen Mechanismus achtzehn bis zwanzig Ladungen hinter einander in den Lauf bringen lassen. Es sind Curiositäten für die Dilettanten, und gehörig auf die Rüstkammern. Auf der Jagd lasse ich doppelte Flintenläufe gelten. Diese sind entweder mit zwey oder anderthalb Schlössern; letztere heißen so, wenn sie Läufe zum Drehen, zwey Pfannen, und nur einen gemeinschaftlichen Hahn haben. Beyde sind aber für Soldaten unbequem im Führen und Gebrauch, für Commißgewehr zu theuer und zu wandelbar.

Es ist Zeit, daß wir auf jenen wesentlichen Unterschied der Läufe zurück sehen, die in den Armeen wirklich vorkommen. Dieser bestehet darin, daß sie entweder glatt oder gezogen sind. Ist es bekannt, daß gezogene Läufe Vorzüge haben, so ist es auch gewiß, daß man sie, alles zusammen genommen, nicht zu dem Dienste des Fußvolks in der Linie anrühmen könne. Da sie stärkere Wände erfordern, so würden sie nothwendig zu schwer werden, wenn sie so lang seyn sollten, als die Dienstflinte seyn muß. Wollte man aber das gewöhnliche Commißgewehr durch Züge verstärken, so würden die von dem Herrn Leutmann beschriebenen Haarzüge so lange statt finden, als der Ladstock des Exercierenden sie ungestört ließe. Von dem Nutzen des gewissern und weitern Schusses gezogener Rohre überzeugt, hat man Jäger damit gerüstet, und zum Sichern, nicht zum Geschwindschießen gewöhnet, zum Zerstreutfechten, nicht in die Linie bestimmet. Ohngeachtet ich diese Leute, dem Gebrauch nach, Jäger heiße, so verlange ich doch nicht, daß sie, hirsch- und forstgerecht, alle Gefährten und Losungen vom Auerochsen bis zum Marder kennen, oder, wie Salomo, über alle Kräuter von der Ceder bis zum Isop sprechen sollen. Wer auch die geübtesten Gemsen-, Haasen-, Birkhahn- und Schneppenschützen zusammenbrächte, wird sie in dem, was zu unsrem Handwerk gehöret, vorher unterrichten müssen, ehe sie in die Armeen taugten. Des Jägers Büchse erfordert und veranlasset eine eigene Taktik, deren Stellung und Bewegung nicht so gradlinig als der übrigen Truppen ihre, doch nicht weniger ordentlich sind, und nach eigenen componirtern Regeln geschehen. Die leichten Truppen zu Fuß aus der Kaiserinn Königinn Erblanden, welche unter allerley Nahmen in Deutschland beym Erbschaftskriege erschienen, und Schützen heißen konnten, haben die Nutzbarkeit zerstreut fechtender Truppen zu Fuß sehr deutlich demonstrirt. Mir deucht, sie sind unkenntlich geworden; denn die mit denselben vorgenommene Regulierung hat ihren Dienst größtentheils verändert. Es hat dem regierenden Kaiser beliebet, eine Leibwache von Jägern zu Pferde und zu Fuß anzuordnen. Eine weise Anstalt. Das Gewißschießen macht bey dem Feldjäger zwar das Hauptstück aus:

aus; dennoch findet er sich im Felde und Walde eigentlich besser zu rechte, als ein anderer Mann, und die Bekanntschaft mit den hessischen Forsten kann den auf Longisland fechtenden Jägern dieser Nation viel geholfen haben; sie werden wenigstens in denselben den Feind mit weniger Furcht vor dem Verirren, mit jagdmäßiger Besetzung, einstimmiger aufzufinden und zu treiben gewußt haben, als andere, die nie der Jagd gefolgt. Ich begreife wohl, daß unter diesen Truppen erfahrne Officiere und Jäger, die Feldzüge gethan, die eigentliche Stärke ausgemacht haben; und ich halte die Werbung solcher Corps für schwerer, als man sie sich vorstellet. Man sieht in denselben also mehr darauf, daß sie mit Büchsen gut schießen, als auf den Lehrbrief und Kundschaft ausgelernter Jäger.

Gewisse Gewehre spanischer Erfindung, die eigentlich für die Reuterey bestimmt waren, nannte man vormahls Carabiner. Sie sind, wie das Wort andeutet, von den Arabern zu uns gekommen, und waren gezogen. Man nannte nachher die gezogenen langen Gewehre insgemein überhaupt Carabiner. Dieses hat aufgehört; der Nahme ist im Gebrauche geblieben, da noch heut zu Tage Corps Carabiniers heißen, und in gewissen Diensten, ihrer ersten Einrichtung gemäß, zum Scharmuzzeren und dem leichten Kriege bestimmt werden. Dem Reuter wäre eine kurze gezogene Büchse unstreitig bequemer als der lange Carabiner (so heißt man heut zu Tage seine Flinte), der übel zu führen, zu laden und abzuschießen ist.

Man hat bey der Reuterey auch von Musketons gehört. Der berüchtigte Obriste Menzel nannte sich, wenn er mannfest schrieb, einen Obristen eines Regiments Husaren, das Musketons führet. Diese Benennung einer verkleinerten Muskete, wie auch der Fürst Montecuculi diejenigen nennt, welche das erste Glied der Cavallerie seiner Zeit geführet, führt eine besondere Gattung kurzer glatter Röhre, welche sich vorn wie ein Trichter öffnen, und mit funfzehn bis zwanzig Lauskugeln geladen werden, die durch einen großen Raum aus einander fahren.

Es gibt wenig Fälle, wo sie von Nutzen seyn können. Die Reuterey, welche sie gegen andere führte,

te, verlöre dabey; denn gesetzt, beyde schießen, so kann die, welche ein gewöhnliches Rohr hat, eher anfangen, treffen, und den Schuß des Musketons, der höchstens auf funfzehn Schritte gefährlich ist, vermeiden, wenn sie erst schießt, und alsdenn mit dem Degen ansetzt, wie der Marschall von Puiseguir lehret. Der Musketonführende schießt alsdenn entweder eher, als seine Kugeln schaden, oder er wird überrascht, ehe er abdrückt und wieder zum Säbel kommt, wenn er es nahe genug thun wollen. Da dieses Gewehr die Kugeln nach oben und unten zerstreuet, so ward vorgeschlagen, den Trichter in eine ellypsen-ähnliche oder eyförmige Gestalt zu drücken. Am besten thäte man wohl, sie, wie mehrentheils geschehen, wegzuhängen. Ich billigte ihren Gebrauch in einer Mine, man gebe dem Arbeiter dergleichen. Ist er trichterförmig, so muß er im Gange mit einem Dutzend Laufkugeln eine gute Wirkung thun.

In Betracht der Länge dieser Rohre gibt es große Verschiedenheiten. Hier will ich nur an die besondere Gattung denken, die so klein gemacht ist, daß man sie in der Hand ohne Anschlag an die Backen, wie bey den Flinten, abschießt. Dieses sind die Pistolen von allerley Art. Sie haben Steinschlösser, denn Lunten sind hier gar nicht anzubringen. Alles, was von den Schlössern der Flinte in Betracht des Abzuges, richtigen Abfeuerns, gesagt werden kann, gilt auch hier. Ihr Gebrauch ist jetzt der Reuterey vorzüglich eigen, welche sie in Holstern am Sattel und in Gürteln führt. Wenn dieses geschieht, so ist die Weise, wie man die Pistole für die Minirer mit einem Haken im Gehenk trägt, unstreitig die beste.

Ich will bey dieser Gelegenheit die Klagen verschiedener Officiere über die hölzernen Ladestöcke in den Pistolen anführen. Sie sagen, da bey dem Scharmüzeln der Soldat nicht immer mit Bequemlichkeit ladet, wie etwa die alten Reuter, die damit fochten, nach ihrem Carakel thun konnten, so werden sehr oft die schwachen Ladstöcke durch allerhand Vorfälle zerbrochen, und die Pistole beynahe völlig unnütz. Da nun, dieses zu verhüten, verschiedene, und besonders die ungarischen und polnischen leichten Truppen besondere Ladstöcke von Eisen haben,

und

und sich der hölzernen nicht bedienen, so könnte man sagen sie, dieses einführen, einen eisernen Ladstock irgend am Sattel führen lassen; die Pistolen würden dadurch vorn leichter, die Schäfte stärker, und der Reuter seines Feuers gewisser seyn, wenn er die Ladung besser ansetzen könnte.

Wir wollen die Hauptheile des Feuergewehrs nach der natürlichen Reihe betrachten. Am Laufe ist zuerst die Schwanzschraube, welche ihn hinten verschließt; ist sie nicht lang genug, so stößt das Gewehr; ist sie nicht fest, so wird jeder Schuß gefährlich; die Maße sind bestimmt, aber nicht allemahl beobachtet. Die Mutter dieser Schraube wird in das Rohr, und genau in eben der Mutter des calibermäßigen Bohrers eingeschnitten und also geformt. Am Pulverstock vor der Schwanzschraube, wo die Entzündung des Pulvers geschieht, wird der Lauf in verschiedenen Verhältnissen, meistens nach Handwerksgebrauch, theils wegen der Richtung des Schusses, theils das Rohr zu verstärken, dicker gemacht. Das auf der Pfanne angezündete Feuer fährt durchs Zündloch auf die Ladung, welches schicklich so conisch gebohret wird, daß es mit der breitesten Oeffnung auf die Ladung trifft, weil sonst zu viel Feuer herausführe. Ferner ist an dem Laufe das Korn bey den Büchsen eingeschoben, bey Commißgewehren aufgelöthet. Die Weise, durch Einfeilen in des Laufs Untertheil das Zielen zu befördern, schwächt den Pulversack, ist widersprechend, kann wegbleiben, und dem Auge auf eine andere Art geholfen werden. Ferner sind am Laufe auf der untern Seite Häfte, wodurch er an den Schaft mit durchgehenden Stiften befestiget wird. Zuweilen und zwar besser wird oben ein Haken angelöthet, der in eine Oehse am Schaft paßt, und beydes zusammenhält.

Das Schloß ist, wie ich oben schon sagte, eigentlich dreyerley, Lunten-, deutsches und französisches Schloß. Wegen der Geschichte muß man die beyden ersten etwas, letzteres aber wegen des Dienstes sehr wohl kennen. Das Luntenschloß, welches ich für das älteste halte, ist unstreitig auch das einfachste. Eine einzige Feder und die Stange, wie ein Hebel, verrichten hier alles. Mir ist beym Anblick dieses Schlosses eingefallen, ob dieser Mechanismus

nismus nicht auch auf das Feuerschlagen mit dem Flintenstein durch eine Abänderung anzuwenden wäre? Die Wallmusketen in den Zeughäusern liegen vor uns, sie sollten in den vertheidigten Festungen weder vergessen, noch verachtet werden. Sie sind dauerhafter, schießen stärkeres Bley, weiter und schärfer, als die Dienstgewehre: ihre Kugeln dringen durch die noch nicht gefüllten Schanzkörbe, und die Bleykungen helfen ihnen hinter der Contrescarpe, wo man vieles Feuergewehr braucht, sehr aus. Es lernet der Soldat gar bald damit umgehen, und findet, weil er sie auf das Parapet aufleget, weder im Anschlagen, noch beym Laden darin große Beschwerlichkeit. Weil das Feuern eben nicht so rasch als in der Linie ist, desto sicherer und gewisser, und auf eine große Weite gefährlicher ist es; denn, da die Doppelhaken mit Lunten und deutschen Schlössern immer leichter im Abzuge sind, schießen sie auch gewisser. Montecuculi sagt, er habe Musketen an der Schwanzschraube stärker, länger machen lassen. Da die Flanken zu seiner Zeit an den Festungen etwas kurz waren, und wenige Stücke fassen konnten, so blieb alles ohne Vertheidigung; weil die gewöhnlichen Musketen nicht bis zu der Stelle schossen, welche bestrichen werden sollte. Dieses Luntenschloß war vormahls in der Linie das einzige, und desto unbequemer, da man, bey den in Büchsen herumhangenden Ladungen, noch die Lunten in der Hand führen mußte, und diese Ladungen an dem Bandelier zu tragen, wurde doch durch eine bewunderte Abänderung eingeführt. Sie war es auch, denn der Soldat führte Pulver und Kugeln, jedes besonders, in Säckchen und Hörnern. Von dieser Zeit her stammt noch der Ausdruck: die Besatzung sey mit Kugeln im Munde ausgezogen: denn der Soldat pflegte, wenn es ans Schlagen gehen sollte, einige Kugeln in den Mund zu nehmen, um sie besser bey der Hand zu haben. Die Pfanne der Muskete muß, ehe man abdrücken will, vorher eröffnet und bloß gelassen, die Lunte jeden Augenblick abgemessen werden, damit sie recht auf die Batterie passe; sie ist frey, und verlöscht beym Regen gar leicht; daher man auch auf Batterien die sogenannten Lichter mit Nutzen gebrauchen kann. Kaiser Karl V. erfuhr mit Verdruß, daß in üblem Wetter

yr ein Bogen oder Armbrust beynahe besser sey, als dieses Schießgewehr. Aber man hat doch nicht immer Regen, nicht immer gegen Schwärme leichter Schützen zu Pferde im Rückzuge zu fechten. Montecuculi hat auch hier eine Verbesserung gemacht. Er ließ das Schloß an zweytausend Stück so einrichten, daß die Batterie sich zu eben der Zeit öffnete, wenn der Hahn mit den angesteckten Lunten aufschlug. Hierdurch wurde die Zeit gewonnen, welche nöthig war, die Batterie zu eröffnen, wenn die Lunte abgeblasen war; die Muskete konnte nicht Feuer fangen, der Regen und der Wind das Pulver nicht beschädigen.

Das deutsche Schloß ist in gewisser Rücksicht schicklicher, das Feuer wird auf der Pfanne durch Funken erzeugt, welche aus einem Stücke Schwefelkies sprühen. Dieser Kies wird in dem Hahn durch eine sehr starke Feder auf ein eingezähntes Rad bey dem Pulver gedrückt. Letzteres ist an seiner Welle mit einer Kette umwickelt. Die Kette ist an einer starken Feder fest, und wird mit einem Spanner um jene Welle gespannet. Durch die Umwalzung des Rades und seiner Einschnitte wird aus dem auf den Hahn geschraubten Kies, Feuer gezogen, wodurch das Pulver der Pfanne entzündet wird. Diese Pfanne ist, ehe man schießen will, sehr wohl geschlossen, bis sie ein Spannerzug bloß macht.

Das französische Schloß folgte diesem, und ist das gebräuchlichste geworden. Da man es immer vor Augen hatte, glaubte ich es sehr genau zu kennen, wie alltägliche Dinge unsere Aufmerksamkeit nicht reizen. Wer die Beschaffenheit dieses Werkzeuges beurtheilen, und für dessen Erhaltung Sorge tragen soll, muß sich damit bekannter machen, welches am besten in der Werkstatt des Büchsenmachers geschehen kann. Statt einer Vorbereitung zu dieser Lehrschule, will ich die Haupttheile des Schlosses benennen, und ihren Mechanismus zu beschreiben suchen. Sie sind das Blatt, der Hahn, die Pfanne mit dem Deckel, die Nuß, die große Schlagfeder, die Pfannfeder, die Stonge, der Abzug. Das Blatt nennen wir auch das Schloßblech, und ist der Theil, an welchem alle andere fest sind; es wird durch 2 Schrauben, die durch den Schaft gehen, an dem Gewehr befestiget. Der Hahn ist auf einem zu der

Oeffnung

Oeffnung in denselben viereckig geschnittenen Zapfen der Nuß unbeweglich fest, so daß man beyde für eins ansehen könnte, wenn nicht der Hahn auf diesem Zapfen draußen, die Nuß inwendig unter dem Blatt läge; daher aber ist ihre Bewegung gemeinschaftlich, wie an einem Hebel. Die beyden Plättchen, davon eins oben am Hahnkörper selbst geschmiedet, das andere an einer Schraube beweglich ist, dienen den Stein zu fassen, und heißen die Lippen. Da sie den Stein so fest halten sollen, daß er nicht abfalle, so füttert man sie dazu mit Bley oder Leder aus. Die Nuß bewegt sich im Schloß, wie ein Rad um die Achse, das größere Ende derselben geht durch den Hahn, das kleinere in den Deckel. So heißt ein Stück Eisen, welches an das Schloßblech geschraubt ist, und die Nuß bedeckt. Diese hat ferner einen Arm und zwey Einschnitte, welche bey den Professionisten die Vorder-, Mittel- und Hinterrast machen; wir nennen sie schlechthin Ruhen. Hierin greift die eingeschnittene Stange, und zwar in die erste, wenn der Hahn steht, in die zweyte, wenn der Hahn gespannt oder aufgezogen ist. Auf dem Arm oder Haken ruht die Krappe oder Spitze der Schlagfeder. Diese ist in einen krummen Winkel gebogen, das kürzere Ende aber hinter der Pfanne mit einer starken Schraube befestiget, die Stange wird durch die Stangenfeder regiert, diese ist nicht zu stark an einem Ende am Schloßblech fest, das andere ruht an der Stange.

Mit dem Mechanismus des Feuerschlosses geht es also folgender Gestalt zu. Der Hahn sey abgeschossen, so liegt die Stange mit ihrem Einschnitt in der Hinterrast, und der Pfanndeckel ist offen. Zieht man den Hahn zurück, so bewegt sich die an ihm fest liegende Nuß zugleich, und die Stange schleift bey dieser Bewegung auf ihrer Stirne in die Mittelrast. Beym Zurückziehen des Pfanndeckels spielt die Deckelfeder in die Höhe, der Schwanz des Deckels bleibt auf derselben liegen, und der Deckel geschlossen. Zieht man nun den Hahn so weit hinterwärts, daß man sagt, er sey aufgezogen oder gespannt, so greift die Stange in die letztere Rast an der Nuß, wird durch ihre Feder darin festgehalten, und die Schlagfeder durch den Haken der Nuß sehr stark gespannt. Die Stange aber hat einen senkrecht

auf

auf ihr stehenden Lappen, und an diesem liegt unterwärts der durch den Schaft unter dem Riegel heraufstehende Abzug. Zieht man ihn nach sich, so erhebt sich dadurch das verticale Ende der Stange, diese bewegt sich um ihren Ruhepunkt, und rückt mit ihrem Ende aus der Rast der Nuß. Da diese nun durch nichts aufgehalten ist, so bewegt sie sich durch die Kraft der Schlagfeder, welche sich wieder aus der Spannung setzt, mit der Nuß aber zugleich der Hahn; der Stein trifft alsdenn auf den verstählten Pfanndeckel, stößt ihn auf, und schlägt Funken, die auf die Batterie fallen, und das Pulver entzünden. So wirkt ein französisches an unseren Commißgewehren befindliches Schloß.

Eben liegt ein türkisches Schloß vor mir, seine Zusammensetzung ist anders: es hat die Schlagfeder draußen, die Pfanne eine Deckelfeder unterwärts unter dem Gewerben, das Innere des Deckels ist mit vertikalen Reifen versehen, der Hahn schlägt heftiger und niedriger als sonst an, die Nuß fehlt völlig, und demnach auch die Stange. Wenn der Hahn in die Ruhe ist, steht ein Stift aus der Platte hervor, hierin greift ein scharfer Fuß des Hahns vorwärts und steht drauf. Eben dieser Fuß fällt auf einen andern ähnlichen Stift beym Aufziehen, dieser wird beym Abdrücken zurück gezogen, und die Wirkung der Schlagfeder nicht mehr gehemmt. Ich will diese Arbeit nicht mit der an einem Flintenschloß in Parallel setzen, sondern führe sie nur an, um zu zeigen, daß man noch andere, als nach gewöhnlicher Weise wirkende Flintenschlösser zusammensetze.

Sollte unseres nicht mancher Verbesserung fähig seyn? Zuerst ist unstreitig, daß der schwere Abzug für den, welcher zielt, nicht tauge. Wenn man aber den Grundsatz feststellt, daß unsere Gewehre alles durch den Mechanismus des niedrigen Anschlags thun, so ist gleichgültig, ob man ziele oder nicht, und kann der Abzug schwer seyn, wenn dadurch Unglücksfälle verhütet werden sollen? Der Kegel in der Nuß der Flinten, und der Schneller an der Büchse, sind für Soldatengewehr nicht anzurühmen. Die Gewehre für Jäger aber können mit dem schweren Abzug nicht bestehen, weil sie zielen sollen. Sollte man dergleichen von allen, die schie-

ßen, auch fordern, so würde sich das Gefieder in den Schlössern sehr verändern, um dem Endzweck zu entsprechen. Die Federn werden zu oft von schlechtem Stahl, und daher dick, grob und streng geschmiedet; sie sind in der Spannung ungleich gehärtet; die Stirne der Nuß wird weder richtig noch wohl abgebahnt, auch nicht gehörig gehärtet; daher reibt sich alles, und macht das Schloß im Spiel unbequem, unsanft und wandelbar. Kommt nun noch der im Felde jedem Rekruten eigene Mangel der Uebung dazu, so wird alles verschlimmert.

Ich gehe weiter: Der Pfanndeckel dient, wie bekannt, das Pulver zu decken, der oben hinauf stehende Theil desselben aber zugleich mit dem Stein Feuer zu geben; der Hahn trifft darauf so, daß er ihn eröffnet. Der Deckel muß in dieser Absicht Stahl, und nicht polirt seyn. Gewisse Erfindungen an den Pfannen rühren auch daher; an einigen ist z. B. der Deckel gereift, aber dadurch wird er geschwächt, und ich glaube nicht, daß er besser Feuer gibt. Eine schöne Art Pfanndeckel sind die, welche so genau an den Pulverkasten schließen, daß kein Wasser darauf kommen kann. Wenn dieses für den Arbeiter zu viel Mühe macht, so ist es doch unverantwortlich, wenn der Deckel so schlecht schließt, daß das Pulver herunterfällt. Dieser Umstand ist den schlecht besorgten Gewehren der Cavallerie besonders eigen. Ich habe oft gesehen, daß, wenn der Reuter seine Pistolen abschießen sollte, Pfannenpulver und Kugel in dem Halfter lagen. Bey andern ist des Deckels Obertheil weg zu drehen; der Hahn kann, wenn er etwa loßschläge, nicht auf denselben treffen, und das Pulver entzündet werden. Der Hr. von Vauban gab den Pfannen an oben erwähnten Fusilmusketen ein Loch in dem Deckel, durch welches die Lunte aufschlagen sollte; er kam auf diese Verbesserung, da er den Fehler des Versagens abstellen wollte. Man gibt diesen den schlecht gearbeiteten Flintenschlössern mit Recht Schuld, und er nimmt in dem Maß zu, als sich die Vorsorge für den guten Zustand des Gewehrs bey den Vorgesetzten verliert. Eben so zeigen es auch bey denselben die zu harten Abzüge bey den Pistolen, das Plumpe, welches man uns für stark anrechnet, das Nachlässige im Schmieden, Bohren, Schleifen, der

Betrug.

Betrug, der Eisen statt Stahl liefert, Löcher verkleistert u. dgl. Ohne fleißige Beobachtung, ohne Aufsicht, liefern die Fabriken immer schlechtere Waare. Sie würden, wenn es auf sie ankäme, auch Guinea-Flinten liefern, die beym dritten oder vierten Schuß springen, und manchen Mohren verstümmeln.

Von Pulver und Kugeln.

Bey dem Geschütz und Feuergewehr kommt unstreitig das meiste, wo nicht alles, auf das Pulver an, und wir müssen es hier nicht übergehen. Es wird, wie bekannt, auf Stampfmühlen, oder auf solchen verfertiget, die den Oehlmühlen gleich, aber mit Marmorsteinen mahlen, welche ihre Erfindung den Holländern schuldig zu seyn scheinen. Die Verhältnisse der Theile, woraus es besteht, können jedem bekannt seyn. Die Abweichungen in den verschiedenen Sätzen sind nicht beträchtlich genug, um uns, wie ihre Erfinder gern wollten, für eine oder die andere besonders zu interessiren. Noch bekannter sind die Klagen über die schlechte Beschaffenheit desselben.

Es ist freylich nicht genug, die Materialien in gehörigem Verhältnisse einzusetzen, und den häßlichen Betrug zu hindern, welcher die wohlfeileren Kohlen doppelt nimmt, und an Schwefel oder Salpeter abbricht. Denn diese verhältnißmäßig eingesetzten Materialien müssen auch von guter Art, die Kohlen von weichem Laubholz nach alter Sage, nach der neuern auch von hartem, aber gut ausgebrannt, der Salpeter vom Kochsalz und von Erdtheilen rein abgelauget, gut durchgesiebet und der Schwefel wohl geläutert seyn. Diese Bestandtheile werden ferner stark gestampft oder gerieben, unter einan-

der gemengt, damit sie in so kleinen Theilen, als möglich, zusammenstoßen und gutes Pulver machen. Vormahls machte man fürs kleine Gewehr eine Gattung, eine andere für die Stücke; heut zu Tage nicht mehr. Alles, was man thut, ist, daß man den Jägern etwas besseres reicht, wo es anders wirklich besser ist. Der Schnepfenschütz hat den Vortheil, sein Pulver auf dem Markte, so wie er es braucht, zu finden, der Soldat aber erhält es schlechter als jener, und höchst schlecht, sobald der Lieferantengeist in der Mühle wirthschaftet. Daß die Verhältnisse der Theile beynahe in allen Pulvermühlen gleich sind, mag wohl bloße Nachahmung seyn. Der Herr von Robins gibt verschiedenen Fabriken den Vorzug, von denen er Pulver versucht, und merkt dabey sorgfältig an, daß die Stärke desselben nicht nur durch richtiges Verhältniß der Materialien, sondern auch durch ihre Vollkommenheit erlanget werde, und daß es darauf ankomme, wie und wie lange daran gearbeitet wird, diese Theile zu zertrümmern und unter einander zu mengen.

In Mühlen, die für den beliebigen Käufer arbeiten, wird Flintenpulver, vier und zwanzig bis dreyßig, schlechteres Commiß- oder Soldatenpulver, zwölf bis zwanzig Stunden gestampft oder gemahlen. Aus diesem läßt sich nun einsehen, wie Pulver auch von der besten Materie schlecht seyn kann, und daß es noch schlechter werde, wenn diese nicht die beste ist. Wir haben Beyspiele, daß Armeen in Kriegszeiten mit dieser Waare sehr übel versorgt worden. Man sagt unter andern, die Engländer hätten im Kriege von 1755 von den Holländern Pulver gekauft, und es nach Amerika geschickt, wo es nicht viel mehr als Sägespäne getaugt, obgleich sonst

das

das in Holland feile Pulver stets gut ist, und auch die an andern Orten auf diese Art eingerichteten Fabriken vortreffliches Pulver geliefert haben.

Im Artikel Pulver wird ausführlicher hiervon gehandelt werden; auch vom Probieren des Pulvers ꝛc.

Die Kugeln für die Flinten und Pistolen müssen richtiges Caliber und vollkommene Rundung, weder Gießränder noch Löcher oder Höhlungen haben, weil sie sonst im Fluge eine falsche Richtung annehmen. Die Kugeln werden in Formen gegossen, die aus zwey eisernen wohl geebneten dicken Platten bestehen, in welche beyderseitig die Höhlungen zu den Kugeln in den ganzen Flächen eingeschliffen sind, und die sehr wohl auf einander passen müssen. Nachdem man die Gießhälse mit Kneipzangen abgezwickt, werden die Kugeln in einem Drum durch Drehen und dadurch, daß sie sich an einander reiben, ebener gemacht. Alle Flinten- und Pistolenkugeln kann man in Paß-, Caliber- und Laufkugeln abtheilen. Erste passen dicht ins Rohr, und müssen mit einiger Gewalt heruntergetrieben werden, welches bey einem raschen Feuer nicht statt findet, dagegen ist ihr Flug richtiger, schneller und weiter.

Der Soldat muß, wenn er mit Muße laden kann, jederzeit eine Paßkugel mit einem Fettpflaster eintreiben, so ist sein erster Schuß, wenn er gleich weit anhebt, doch scharf, trifft und gibt eine Ueberlegenheit vor dem Feinde, welcher auf eine Weite, da er noch nicht mit Erfolg schießen kann, schon sich und seine Cameraden verwundet sieht. Ueberdem ist eine Ersparung dabey, weil die Kugel, wenn der Schuß

gleich lange steckt, nicht einrostet, und gut herausgezogen werden kann, wenn frisch geladen werden soll. Caliberkugeln sind die gewöhnlichsten, und haben im Rohr mehr oder weniger Spielraum, sie fallen leicht hinein, und halten das Laden nicht auf, diese aber müssen, wenn man mit Muße ladet, mit einem Pfropf oben und unten versehen, und wohl angesetzt werden, sonst senken sie sich, besonders wenn das Gewehr mit der Mündung nach unten hängt, wie bey allen Pistolen und den Holstern, und so geschieht es bey den Flinten, wenn sie verkehrt und geschultert getragen werden, oder wie bey verschiedenen Reutereyen vorfällt, wo die Mündungen ihrer Carabiner nach unten stehen. Das feste Ansetzen der Kugel ist ein wichtiger Umstand, und jede Methode, wodurch es erhalten werden kann, betrachtungswerth. Man erhält vielleicht diesen Vortheil, ohne darauf zu denken.

Die Laufkugeln sind kleiner, als die erwähnten, und werden zu vier bis sechs, ja mehr, neben der ordentlichen Kugel eingeschüttet. Sie sprengen wie Schrot in des Jägers Flinte, fliegen nicht weit, und haben in einiger Weite wenig Wirkung. Man erfand es in Sachsen während des österreichischen Erbschaftskriegs, fünf bis sechs Laufkugeln in eine Büchse einzudrehen, welches Flinten-Karteschen vorstellen sollte. Diese Methode hat sich verlohren. Die Natur des Wurfs schwerer Körper verspricht nicht viel davon. Die Mündung des Gewehrs bestimmt, wieviel Kugeln aus einem Pfunde zu gießen stehen. Nach dem französischen Dienste z. B. werden zwanzig gegossen, das Caliber des drey Fuß acht Zoll königlich Maß langen Flintenlaufs ist für eine Kugel zu achtzehn aufs Pfund eingerichtet.

Die

Die Ladung an Pulver betrug alda ein Zweyundvierzigtheil vom Pfunde. Diesem zu Folge war das Gewicht dessen, was in der Tasche an Munition zu sechzig Patronen, ihr Papier und alles gerechnet, getragen wird, vier und ein halbes Pfund.

Man hat vormahls die Ladungen zum Feuergewehr, so wenig als Pfeile und Schleuderkugeln und Steine geliefert, die Soldaten mußten es selbst mitbringen, sowohl wenn sie aus Lehnspflicht, als auch wenn sie als Soldner, Burgsassen u. s. w. dienten. Heut zu Tage wird Kraut und Loth meistens unentgeltlich gegeben, und auch der Abgang ersetzt. Da, wo dieses noch nicht gebräuchlich ist, schafft es sich der Gemeine selbst, und verfertigt es hier und dort auch. Die Kosaken stampfen z. B. aus dem Mengsel zu Pulver in einem ausgehöhlten Stocke, mit dem zwischen zwey Ständern hangenden Hammer, innerhalb zwey Tagen zwanzig Pfund Pulver. Bey uns wird man dieses eben nicht nachahmungswürdig finden.

Ueber die Theorie des Flintenschusses.

Alles bezieht sich hierbey vornehmlich auf zwey Heischesätze; der erste ist: die Flinte muß so weit, so scharf; der zweyte: so gewiß, als möglich ist, schießen. Die bekannten Gesetze der Bewegung werden auf die Kugel und ihr Abschießen angewendet. Hieraus entsteht eine Theorie, die durchaus nöthig zu kennen ist; denn sie lehret die obigen Grundsätze auf das, was wir von dem Fluge der abgeschossenen Kugel wissen, anwenden; sie zeiget, wie dieses geschehe, wenn

der Schuß der schnelleste, der weiteste und richtigste wird.

Die Theorie des Geschützes hat offenbar eine andere Gestalt angenommen, seit dem man, bey Berechnung und Beobachtung seiner Wirkung, sorgfältiger und unpartheyisch zu lernen angefangen. Die, welche sich damit beschäfftigten, erstaunten oft über die Verschiedenheit des Resultats von dem, was ihre aus angenommenen Vordersätzen gezogenen Schlüsse versprachen. Der Werthe, welche bey den Berechnungen vorkomnen, sind so viele, und ihre Verschiedenheiten so vielfach, daß es unendlich schwer, ja fast unmöglich wird, allgemeine Grundgesetze anzugeben, nach welchen sich die Feuerwerker für jeden Fall beym Laden und Richten des Stückes, oder der Gießer beym Formen desselben, richten sollen. Es finden sich daher in der Praktik beständig Anomalien, gewisse Abweichungen von der Regel, welche im Dienste als unfehlbar und allzureichend angegeben ward. Viele der Schuß- und Wurftabellen gründen sich auf Proben, welche die Berechner selten selbst angestellet, meistens von andern auf Glauben geborgt haben.

Die widerstehende Luft beträgt öfters mehr, als das Gewicht der Kugel achtzigmahl. Es ist erwiesen, daß dieser Widerstand gegen kleinere Kugeln viel stärker als gegen größere sey, daß er nicht jeden Tag gleich sey. Widersteht sie doch nicht alle Tage aller Orten gleich. Wenn man diesen Punct überdenkt, so wird man bald gewahr werden, wie viel Zuverlässiges man sich von einer Theorie zu versprechen habe, und wie viel kommt nun nicht noch auf das Pulver und auf das Rohr an, wie diese beschaffen sind? Die Vollkommenheit der Feuerröhre hängt wieder

der von zwey Gegenständen ab: von der Vollkommenheit des Metalls oder Eisens, und dann von der Vollkommenheit der Gestalt. Wir gebrauchen geschmiedetes Eisen zu den Flinten- und Pistolenläufen. Dichtigkeit, Leichtigkeit und Stärke scheinen in diesem Metall so vereinigt, daß wir kein besseres verlangen dürfen; vorausgesetzt, daß solches gehörig bearbeitet, und durch die Probe eingesehen worden, daß der Rohrschmied und Bohrer nichts vergessen. In Ansehung der Länge der Läufe ist zuerst zu merken, daß eine Kugel, die aus einem längern Laufe geschossen worden, allemahl geschwinder fliege, als die aus einem kürzern. Im Verfolge der Erfahrungen und ihrer Resultate hat der Ritter Arcy gefunden, daß ein Lauf neunzig Fuß lang seyn müsse, wenn er mit einer gegebenen Ladung der Kugel die grösste Geschwindigkeit geben soll. Aber die gehörige Länge wird bey der Flinte durch die Bequemlichkeit bestimmt. Der Lauf kann nicht länger seyn, als daß ihn der Mann bequem handthieren kann. Er kann aber auch nicht zu kurz seyn, sonst würden die aus dem Hintergliede nicht vor dem erstern so weit hervorragen, daß das Feuer dieses nicht beschädige, und das Bajonett vollkommen vorstehe. Man fand in Frankreich einmahl nöthig, theoretisch untersuchen zu lassen, ob das Gewehr der Infanterie ohne Schaden verkürzt werden könnte. Die Berechnungen und Versuche, welche der Herr von Arcy deswegen anstellte, haben ihn gewiß gemacht, daß man ein Rohr von drey Fuß und acht Zoll um vier Zoll verkürzen könne, ohne daß der Unterschied unter den Schußweiten merklich seyn würde. In diesem Maße wird dies Rohr des dritten Gliedes vor dem

ersten noch verragen. Er hat aber auch in Folge seiner Erfahrungen Sätze gefunden, darnach die Ladung des Gewehrs für die gegebene Länge des Laufs, und auch in der Forderung bestimmt wird, daß die Kugel zum weitesten und schnellesten getrieben werde. Aus eben dieses Mannes Erfahrungen folget, daß die vortheilhafteste Ladung für ein Rohr die sey, welche mehr als den dritten Theil des innern Laufs einnimmt, nähmlich mit der Kugel. Man würde aber mit solchen Ladungen nicht lange ohne das Rohr zu sprengen schießen.

Der andere zur Vollkommenheit der Form des Rohrs gehörige Punct ist dessen Verstärkung am Bodenstück. Unstreitig fliegt keine Kugel gerade aus dem Laufe nach dem Ziele hin; denn sie kann keinen Augenblick von dem Anziehen der Erde frey, oder ohne Schwere seyn. Die Luft, durch welche sie fliegt, höret keinen Augenblick auf, ihr zu wiederstehen; daher träfe die Kugel nie ins Ziel, wenn die Flinte beym Schuß so gerichtet würde, daß die Linie, nach welcher der Soldat zielet, und die, welche man aus der Mitte der Laufmündung zöge, und Axe heißen kann, parallel liefen. Bey der Richtung zum Schusse kommen eigentlich drey Linien vor; eine ist die Ziellinie, welche von dem Auge des Schützen durch das Absehn an der Schwanzschraube, und das Korn nach dem Ziel gezogen wird. Die zweyte ist die verlängerte Axe des Laufs, und die dritte krumme endlich die Linie, welche den Weg der Kugel ausdrücket. Der Lauf ist nun immer an einer Flinte oben an der Schwanzschraube verdickt. Die Axe wird folglich allemahl über das Objekt gerichtet; die Ziellinie ist ihr nicht parallel, sondern beyde Linien

nien durchschneiden sich in einem Punkt. Die Kugel steigt von diesem Punkt bis zu einer durch ihre Schnelligkeit und die Widerstände bestimmte Höhe krumm hinauf, senkt sich gleichmäßig krumm gegen die Ziellinie, durchschneidet sie, und trifft in diesem Durchschnittspunkt allein das Ziel.

Ist die Verdickung des Rohrs gegen die Länge, gegen die Ladung u. s. w. zu stark, so schießt man über; ist sie zu schwach, so schießet man unter den Punkt, dahin man zielet. Die Schnelligkeit, die Kraft, mit der die Kugel flieget, richtet sich nach dem Gewicht und der Beschaffenheit des Pulvers, und nach dem Verhältniß der Kugel u. s. w. Der Widerstand der Luft thut sehr viel, und da er sich nach ihrer Dichtigkeit und Schwere ändert; da der verschiedene Grad ihrer Feuchtigkeit in die Stärke des Pulvers einfließet, so entstehen aus diesem Umstande Modificationen, und sehr unterschiedene Wirkungen, in den sonst gleichscheinenden Schüssen. Wer die Gleichungen hiebey nach einigen Fällen modelt, sieht hedingliche Umstände für wesentlich und allgemein an, und findet sich bey der Probe betroffen, daß seine Regel selten zutrifft. Was ist alsdenn zu thun, das Ansehen des Systems zu erhalten? Wie die, welche in der Schule von La Fere die Schußtheorie suchten, die irregulären Schüsse eliminirten *)? ein Kunstwort der Erperimentirenden, das ihnen viel Bequemlichkeit schaffte.

Wenn,

*) Es heißt, diejenigen Resultate der angestellten Erfahrungen, welche andern, besonders denen widersprechen, die einem System förderlich sind, unterdrücken, nicht in Betracht ziehen.

Wenn, dem Obigen zu Folge, die Dicke des Laufs am Hintertheil zunimmt, so wächst der Abstand von der Mündung bis zum Zweckschuß, das heißt, man trifft einen Körper in einer weiteren Entfernung, und die Mündung wird beym Anschlage erhöht. Da ein Büchsenlauf der Züge wegen überall gleich dick geschmiedet wird, so muß auf dem Hintertheile das Gesicht oder Visier erhöht werden. Der Schütze bewerkstelliget alsdenn mit derselben durchs Zielen und Erhöhen gedachten Visiers das, was der Artillerist durch den Aufsatz thut. Die Erfahrung hat gelehret, der weiteste Schuß geschehe mit der Erhöhung von fünf und vierzig Graden, das heißt, der weiteste Schuß geschehe, wenn die verlängerte Axe die Ziellinie in einem Winkel von fünf und vierzig Grad durchschneidet. Die Hälfte dieser Schußweite erhält man, wenn die Axe des Rohrs mit der Ziellinie einen Winkel von funfzehn Grad machet; fast eben diesen Winkel macht auch die Schußlinie. Die Verstärkung des Bodenstücks trägt folglich unvermerkt sehr viel zu dem weiteren Schusse gewisser Gewehre bey, besonders wenn dieselben eben dadurch auch eine stärkere Ladung von Pulver anzunehmen vorbereitet werden. Es ist nicht unrecht, die Ursache vom stärkeren Schuß der Gispen, die der Herr von Puiseguir auch Carabiner nennet, in der Verstärkung des Bodenstückes und der daraus folgenden größeren Eröffnung des oben berührten Winkels zu suchen. Man kann sagen, eine jede Flinte habe, an und für sich betrachtet, einen ihr eigenen beständigen Zweckschuß. Dieser müßte, wenn man auf die übrigen Umstände nicht siehet, unverändert seyn; es kann aber nicht so seyn, da

jene

jene Abänderungen nie fehlen können. Ein Lauf, an der Schwanzschraube vier Linien, an der Mündung eine dick, und vier Fuß lang, wird, setze ich, nun nach einem Ziel gerichtet. Bey ihm schneiden sich die beyden oben erwähnten Linien vier Fuß vor der Mündung. Von da aus steiget die verlängerte Axe des Laufes herauf, und hält mit der Ziellinie einen Winkel von zehn bis funfzehn Minuten. Fast eben einen so großen machet die krumme Fluglinie der Kugel mit derselben, und sie ist ohngefähr sieben Linien über sie erhaben, wenn die Kugel zwölf Fuß von der Mündung aufgeflogen ist. Aus diesen Werthen, und der gegebenen Geschwindigkeit, läßt sich derjenige Punkt finden, in welchen die krumme Fluglinie die Ziellinien wieder durchschneidet. Ist nun dieser Punkt in dem Weißen der Scheibe, so hat die Kugel dahin getroffen. Ist der Durchschnitt der Linien eher geschehen, so trifft man niedriger, im andern Fall höher; wenn er nicht geschehen, und wenn die Scheibe zu klein ist, gar nicht, und kann die Kugel noch darin stecken, ob man gleich zu tief oder zu hoch geschossen, wenn sie größer ist. Aus diesem ist nun klar, daß eine im Bogen sehr weit abgeschossene Kugel eher fehle, als eine, welche bey den Durchschnitten einen spitzigen Winkel macht. Denn je größer der Winkel beym ersten Durchschnittspunkt gewesen, desto großer ist er auch beym zweyten, wo die Kugel treffen soll, und desto eher kann man fehlen *).

Hat

*) Es ist wohl nicht nöthig zu erinnern, daß sehr richtig gezielet werde und daß der Lauf beym Abschießen unbeweglich bleibe; denn nur in dieser Annahme kann alles gelten und verstanden werden, was hier gesagt wird.

Hat man nun mit einer Ladung und Richtung ein Objekt in hundert Klaftern getroffen, so wird es mit eben der Richtung und Ladung, wenn das Objekt nur sechzig Klaftern entfernt ist, nicht geschehen; denn die Kugel ist in dieser Weite über den Zielstrich, trigonometrischer Rechnung nach, noch zwey Fuß erhöhet, wenn schon die Scheibe ihrem Fluge entgegen stehet. Man muß also, wie sich hieraus leicht begreifen läßt, anders darauf anschlagen, und bey dem Musketenfeuer gar sehr behutsam gehen, wenn man eine Regel für das Anschlagen geben will. Es muß aber eine bestimmte Regel seyn, nach welcher der Hintertheil der Läufe verstärkt wird; denn dieses fordert die nothwendige Einförmigkeit. Zwar könnte ein Visier auch auf Infanteriegewehr, wenn es sonst keine Hinderniß machte, bey weitern Schüssen dienen, den Zweckschuß zu vergrößern; sollte dieses Mittel aber wohl nicht zu künstlich seyn?

Wir wollen aber wieder zurückkehren, und, um uns besser zu belehren, annehmen, die Flinte schieße auf hundert Klaftern, wie oben gesagt, in ein Ziel, welches vier Fuß über den Horizont stehet, in welcher Höhe sich die Brust eines menschlichen Körpers befindet. Dieses Ziel werde noch, wie oben, auf sechzig Klaftern näher gerückt, oder, was einerley ist, der Feind sey bis auf diese Entfernung vorgerückt; so wird man einen Fuß über den Feind wegschießen; weil die Kugel auf sechzig Klaftern vom Lauf in dieser Richtung, zwey Fuß über das vier Fuß erhöhete Weiß, und einen Fuß über den fünf Fuß langen Soldaten ist. Hat man unter das Ziel in der Weite von hundert Klaftern angeschlagen, so wird man nicht dahin treffen;

denn

denn der Punkt des Durchschnittes der drey erwähnten Linien ist alsdenn näher, und die Kugel wird entweder das Objekt gar nicht erreichen, oder falls solches ein menschlicher Körper ist, wenns gut gehet, ihn in die Füße treffen. Hat man in eben dieser Annahme über das Ziel gehalten, so muß die Kugel herüber fliegen. Hat man auf sechzig Klaftern zwey Fuß unter dem Horizont gehalten, so wird man das Ziel wieder nicht treffen, und man trifft zwey Fuß über der Basis des Objekts, wenn man auf den Fuß selbst hält; man trifft in dessen Mitte, wenn es sechs Fuß hoch ist, so bald man auf hundert Klaftern über die Basis gehalten hat, wenn es sechzig Klaftern ab ist, aber über dieses Maaß. Ist das Objekt weiter als hundert Klaftern, so muß man darüber halten, wenn man es treffen will.

Die Bogen- und Armbrustschützen mußten immer über halten. Ihr Werkzeug war nicht wie die Flinte vorbereitet, welche durch die Verstärkung des Hintertheils dem krummen Fluge der Kugel aushilft. Die Bogen und Armbrüste konnten, weil sie immer hoch anschlugen, hinter einer Linie stehen, und über dieselbe wegschießen, wenn der Feind noch entfernt war. Die Engländer stelleten ihre Bogenschützen in einem Viereck hinter die Linie, welche aus Pikenieren bestand, und wenn sich diese im Aufstoß selbst bückten, so konnten die Bogen, welche dahinter standen, auch in der Nähe Dienste thun *). Mit den Flinten würde dieses alles nicht wohl zutreffen, indessen ließen sich doch Regeln durch richtige

*) Dieses beschreibt Gwolano Maggi in dem Traktat della Fortifikatione della Citta.

tige Proben festsetzen, nach welchen der Fusilier sich im Anschlagen üben und lernen könnte, wie er sich dem Bogenschützen nähere. Da es ausgemacht ist, daß man höher anschlagen müsse, um weiter zu treffen; da es auch aus der Erfahrung gewiß ist, daß die gewöhnlichen Ladungen zu sehr weiten und noch scharfen Schüssen zureichen, wenn man nur Erhöhung gibt, so könnten die oft ohne Vorurtheil wiederhohlten Versuche lehren, wohin man halten müsse, um auf eine gegebene Weite das Ziel, die Mitte eines menschlichen Körpers, zu treffen. Man würde vielleicht finden, daß in einer gewissen Weite auf die Bajonette des auf der Schulter liegenden Gewehrs, in einer andern auf die Hüte, in einer nähern auf die Tragriemen, und zuletzt auf die Füße angeschlagen werden müsse; dabey müßte der Soldat auch geübt seyn, diese Weite zu schätzen. Wenn das Bild gerüsteter Soldaten ausgestellet, und darnach, obiger Anmerkung zu Folge, mit dem Dienstgewehr geschossen würde, so könnten dieselben nicht nur probieret, bestätiget oder anders bestimmt, sondern auch zugleich die Natur des Gewehrs selbst genau erkennt werden.

Auf den richtigen Schwerpunkt der Gewehre kommt beym Schießen sehr viel an; wenn dieser nach der Schwanzschraube gebracht wird, so muß wegen des Hüpfens und Stoßens des Pulvers etwas anders folgen. Wenn die linke Hand steif ausgestreckt würde, so würde sie dadurch nicht mehr den Schwerpunkt des Gewehrs unterstützen, und die durch das Stoßen verursachte Erhöhung der Mündung verringern könnten; kurz, man würde das Gewehr nicht fest halten. Warum lehrt man aber stets niedrig anschlagen?

schlagen? Es geschiehet weil man das Hüpfen der Mündung voraus annimmt, oder weil sich die Gewehre während des Schiessens heben sollen, oder aber vielmehr, weil der Soldat es von der Backe nimmt, ehe nur einmahl das Zündkraut gefaßt, und eben in dem Augenblick, da er abzieht. Alle Regeln über die Eigenschaften des Schusses sind diesem Gebrauch deutlich entgegen.

Ein Schütze schießet seine Büchse an; er versucht, wie dieselbe in dem Zweckschuß ist, das heißt, in welcher Weite sie gerade in das Ziel treffe. Er hilft ihr alsdenn, indem er die Richtungslinie verändert, das Korn verrücket, hinten ein Visier aufschlägt. Er probieret und sucht die gehörige Ladung; und schafft sich endlich, was das vornehmste ist, durch übende Ziel- noch besser Jagdschüsse, die Fähigkeit, das Korn zu finden, und ein Augenmaaß. Diesemnach hält er fast nie auf den Zweck, sondern vor oder zurück, über und darunter, nach dem es ihn sein Auge und Urtheil lehret.

Soll ein Gewehr ferner richtig schießen, so muß es nicht stoßen, weil sich sonst alles verändert. Dieser Umstand hilft die Stärke der Ladung bestimmen, und der obige Satz von der Grösse derselben muß durch diesen Umstand rektificirt werden. Die Ladung auf einer anderen Seite betrachtet, würde man den Spielraum, der Richtigkeit wegen nachtheilig finden. Eine Paßkugel fliegt richtiger und schneller; aber doch kann man, so lange unser Gewehr und vorzüglich die Weise des Ladens beybehalten wird, die Kugeln nicht viel gröser gießen, als jetzt geschiehet, und eben dieser Spielraum, die Verschiedenheit der Zündlöcher, sind Objekte, die der Theo-

retiker auch berechnen muß. Es ist hier aber nicht umsonst die Methode eines Schützen erwähnet, und man kann diese dem Officier und Soldaten anpreisen; da inzwischen die Meßkünstler die Theorie bearbeiten, der Praktik nachhelfen, und ihren Arbeiten Gewißheit geben. Wir sagten oben schon, daß jede Kugel vollkommen eben, rund und ohne Löcher seyn, wie auch, daß das Pulver nicht ohne Probe gebraucht werden müsse. Wenn der Werth seiner Wirkung nicht richtig ist, so treffen alle Tabellen, alle Methoden und Handgriffe der Praktik, alle Rechnungen, nicht zu.

Noch ein Umstand hindert den richtigen Schuß ungemein; dieses ist der zu schwere Abzug: er hindert das ganze Feuer, denn wenn verschiedene Gewehre beym zugleich Feuern nicht abgezogen werden, so läuft der Soldat auf allerhand Weise Gefahr. Das Gewißschießen wird unstreitig durch den schweren Abzug völlig gehindert; denn die Ziellinie wird verrückt, ehe die Kugel die Mündung verlassen hat. Bey der Pistole geschiehet es noch mehr und öfter, weil diese frey in einer Hand gehalten, an nichts angelehnt, und durch nichts unterstützt wird: die Hand rückt, wenn man abdrückt, das Korn aus dem Ziel, und man fehlt.

Mit den alten Musketen und Rohren schlug man anders als mit den jetzigen Flinten an. Die Kolben beyder Gewehre waren ziemlich ungeschickt, zu kurz und zu klein; der Schwerpunkt zu weit nach der Mündung.

Nach den Befehlen des Prinzen Moritz von Oranien heißt es: „Der Soldat soll die Muskete mit der Gabel in der linken Hand halten, den rechten Arm empor, den Leib gedrehet, das linke

linke Knie gebogen, und das rechte steif halten; damit er nicht allein desto besser stehe, sondern auch die Muskete desto gewisser halten und losgebrannt werden möge: daneben muß in Acht genommen werden, wenn er anlegen will, daß er die Muskete der Zierlichkeit wegen hart ansetze, aber nicht wider die Schultern, sondern auf die Brust, seinen Backen auch nicht an die Kolbe lege, er habe denn zuvor die Muskete wider die Brust gesetzet, sonst werde es keine Art haben, viel weniger könnte man gewiß schießen, sondern mehr übereilen." Der Arkebusier schlägt mit dem Rohr eben so an. Die so genannten Tschinken haben noch einen eben so schlechten Anschlag, und eine so gekrümmte Kolbe, daß das Gleichgewicht derselben nicht an dem rechten Ort seyn kann; die Gewehre der ersten Croaten und Bannalisten, wären mit krummen Anschlägen versehen; man nennet diese Schäfte Türkisch.

Die Unbequemlichkeiten verschiedener alten Weisen zu laden lernte man mit der Zeit einsehen; man führte daher die Patronen ein; man glaubte aber irrig, von aller Unbequemlichkeit frey zu seyn. Sie haben einige Fehler und geben zu Nachlässigkeiten Anlaß, welche, obgleich so sehr auf das Laden gesehen wird, zum Theil doch nicht völlig abgestellet werden. Zuerst brennt das Pulver nicht selten ab, weil der Soldat die Patronen nicht ausgeschüttet, sondern ganz herein geworfen hat. Er kann drey bis vier in den Lauf stecken, welches gefährliche Folgen hat. Ein Fäserchen Papier, das sich vor das Zündloch geleget, machet alsdenn den Musketier auf einen ganzen Gefechttag unbrauchbar. Dieses ereignet sich aber bey dem geschwinden oft übereilten Laden, besonders im Vorwärterücken, so

häufig, daß man wohl darauf zu merken hätte. Die Patronen müßten, dieses zu verhüten, oben dicker als das Caliber gemacht werden, etwa wie eine Tüte; so würde der Soldat genöthigt, das Pulver auszuschütten, ehe er das Papier herein thäte. Bey dieser Methode würden die Patronen kürzer, und auch die Taschen verkleinert werden. Der Unterschied des Raums, den einerley zur Ladung bestimmtes Pulver, in einem dickern oder kürzern Kegel einnimmt, giebt dazu Gelegenheit.

Verschiedene andere Bemerkungen, welche die Theorie des Schusses, die Form der Pulverkammer, die Lage des Zündloches ꝛc. angehen, wird man im Art. Schuß finden. Jetzt muß ich noch etwas über das Bajonett hinzufügen.

Das in Bajonne erfundene Bajonet hatte anfangs ein Heft, dergleichen man auf Jagden von Großwild in den Lauf zu stecken pflegt. Solche Bajonette könnten als Hirschfänger für die Feldschützen dienen, die sie nicht immer führen können, aber doch zuweilen nöthig haben; der Griff könnte ja auch wie eine Dille gemacht werden. Es ist vom ersten Gliede, das es anfangs allein führete, auch zu den hintern übergegangen, und wird jetzt fast beständig getragen, auch bey einigen Truppen auf den Lauf geschmiedet. Der Marschall von Puiseguir sagt: daß die ersten Dillenbajonette in Frankreich ihr Glück nicht gemacht haben. Man schmiedete sie nicht auf einem Dorn, der sich zum Rohr schickte, sondern zu groß, und sie fielen daher ab, und es wurden öfters die Spitzen weggeschossen: Gründe, auf Verbesserungen zu denken. Ludwig der XIV. hätte sie aber gar weglegen lassen, und die Pike wieder angenommen, wenn

nicht

nicht seine Gegner so klug gewesen wären, die Dillen nach dem Lauf einzurichten, welches ohne große Anstrengung des Verstandes geschahe, und dabey ist man nun geblieben. Der Marschall von Puiseguir sagt ferner: Das Bajonettgewehr sey vor der Hand das beste, das man gebrauchen könne, zugleich aber auch, der Soldat würde sein Bajonett in einer Vermengung abschrauben, weil es ihm alsdenn besser in der Hand dienen könnte. Es scheinet dieses gegen den allgemeinen Nutzen der Bajonettflinte. Andere Autoren sprechen noch lauter dagegen, und fordern durchaus Piken oder doch ein verlängertes Handgewehr.

Der Herr von Maizeroy ist von der Nothwendigkeit des landen Handgewehrs in Bataillen so überzeugt, daß er eine Partisane von acht Fuß zu führen anräth, wenn seine Erfindung einer Feuerpike nicht angenommen werden könnte. Jene haben Flinte und Bajonett zu verlängern vorgeschlagen, dadurch das Gewehr zu schwer und unbequem geworden wäre. Diese haben die Kolbe, andere das Bajonett allein zu verlängern angerathen. Hier hat man eine halbe Pike an das Gewehr angebracht, welche mit einer Feder an den Lauf vorspringt, dergleichen liegen in dem Zeughause zu Cassel; dort haben sie sich durch den Ladestock helfen wollen, der die Stelle eines Bajonets vertreten soll. Alle diese Zusammensetzungen sind aber nirgends eingeführet. Es ist dieses freylich nicht ein Beweis ihrer Untauglichkeit, aber gewiß auch nicht davon, daß sie genug geprüfet und verworfen worden. Man hat auch ein Gewehr vorgeschlagen, welches sehr verlängert werden kann, indem das Bajonett nicht auf den Lauf, sondern auf

einen besondern an demselben beweglichen Stück stecket. Die Kolbe ist gleichfalls der Länge nach vom Griff an getheilet, so daß die obere Hälfte herunter geschlagen werden, und das Gewehr dadurch um die Länge der Kolbe verlängert werden kann. Die Veränderungen, welche bey einer gewöhnlichen Musketierflinte deshalb zu machen wären, sind nicht groß; sie wird dadurch etwa drey Pfund schwerer, und in allem eilf und ein halb Pfund wiegen, welches ohngefähr fünf Pfund weniger ist, als eine Flinte im Anfange des vorigen Jahrhunderts wog; um wie viel mag wohl die Hakenmuskete schwerer gewesen seyn? Die halbe Kolbe wird heruntergeschlagen, und der das Bajonett tragende Schaft vorgeschoben, wenn der Soldat diese Pikenflinte fället; alsdenn beträgt sie neun Fuß in der mittleren Verlängerung, und ohne Zurückschlagen des Kolbenstückes ist sie sieben Fuß und vier Zoll lang. Dieses Gewehr scheint viel zu leisten, die Kosten sind nicht zu groß. Es kommt indessen noch auf Proben und Erfahrungen im Gebrauche an.

Die Bajonette an den nach Herrn von Nothhardt's Angabe verbesserten Musketen sind, den öffentlichen Nachrichten zu Folge, länger, wie die bisher gewöhnlichen; dagegen ist aber der Lauf um so viel kürzer, als das Bajonet verlängert ist. Diese verbesserte Muskete ist dünner und wiegt weniger, als die gewöhnlichen Dienstmusketen.

Kriegsbibliothek, oder gesammelte Beyträge zur Kriegswissenschaft. VIII. Versuch. Breslau bey Korn. 1770. 4. S. 101 — 158.
Neue Kriegsbibliothek ꝛc. VI. St. Daselbst, 1777. 8. S. 127 ff.
Krebs Kriegswissenschaft. S. 28. 98.

Leon-

Leonhardi's Forst- und Jagd-Taschenbuch. 1791. S. 211.

Gothaische Handlungszeitung 1793. S. 357.

Musketenkugel, s. oben, S. 37.

Musketenpulver, eine Mittelart des Schießpulvers, welches zum Laden der Musketen gebraucht wird, und gröber als das bey den Büchsen gebräuchliche ist. S. im Art. Pulver.

Musketier, s. im Art. Muskete, oben, S. 1.

Musketon, sonst auch wohl Muskedonner genannt, s. das. S. 11 und 27.

Muskiren, musquiren, etwas einen Bisamgeruch geben.

Muskito, s. Mosskite. Th. 94, S. 575.

Muskito-Spitzen, Puntas de Mosquito, sind holländische muschelartig gewebte Zwirnkanten, welche die Niederländer häufig nach Cadiz schicken. Von hier gehen sie nach dem spanischen Indien. Sie sind in Sortimenten von 20 Stück. Die Hälfte derselben von einem Muster ist 3 bis 8, auch wohl 10 Finger breit; die andere von einem verschiedenen Dessein 4 bis 10.

Muspflanze, Muskraut, der Nahme einer Pflanze, die in den wärmeren Gegenden wächst und sehr häufig als Zugemüse gespeiset wird, Corchorus olitorius Linn. Es ist jetzt bey einigen zwar gewöhnlich, diese Pflanze auch im Deutschen Corchorus zu nennen; da sie in der Encyklopädie indessen an mehreren Stellen hierher gewiesen ist, so will ich hier das nöthige von ihr und einigen andern, damit verwandten Arten sagen.

Die Gattung Corchorus gehört in die erste Ordnung der 13ten Classe des Linnäischen Pflanzen-Systems, Polyandria monogynia, und hat, folgende Kennzeichen: Die Blumendecke und

Blumenkrone sind fünfblättrig, und jene hinfällig, beyde von gleicher Länge. Die vielen Staubfäden sind kürzer. Der kurze dicke Staubweg hat eine zweyspaltige Narbe. Die Samenkapsel besteht aus drey oder fünf Schalen und Fächern, und enthält viele eckige Samen. Man kennt jetzt 14 Arten, wovon nachfolgende hier einer Erwähnung verdienen.

1. Muspflanze. Muskraut, Küchen-Corchorus, Gemüs Corchorus. Corchorus *olitorius*, capsulis oblongis ventricosis, fol. serraturis infimis setaceis. Linn. Spec. plant. ed. Willd. T. II. P. II. p. 1214. Flor. Zeyl. 213. Hort. upsl 147. Gron. orient. 170. Mill. dict. n 1. Corchorus Plinii. Bauh. hist. 317. Commel. hort. Amst. I. T. 12. Gaertner de fruct. et sem. pl. I. 307. T. 64. f. 2.

Diese Art ist in Asien, Afrika und Amerika zu Hause; sie wird nicht nur in ganz Ostindien, sondern auch in der Levante, und zwar vornehmlich von den Juden, sehr häufig als Zugemüse gespeist, und ist eines der gemeinsten Küchengewächse, daher sie auch den Nahmen Muskraut, oder Judenpappel erhalten hat; im Geschmack soll sie mit dem Spinat überein kommen. Prosper Alpin (Aegypt. 45.) hat sie unter dem Nahmen Melochia, und Rumph unter dem Nahmen Ganja Utan oder Ganja agrestis (Herb. Amb. 5. p. 213. t. 78. f. 2.) beschrieben und abgebildet. In Europa wird sie in Gewächshäusern gezogen, und blühet daselbst im Julius und August. Der Same reift aber nicht allemahl. Sie ist ein Sommergewächs, und hat einen aufrechten, ästigen, ungefähr zwey Schuh hohen Stängel, mit wechselsweise auf

langen

langen dünnen Stielen stehenden Blättern, denen gerade über einzele ungestielte Blumen entspringen. Die Blätter, von denen die unteren und größeren längere Stiele haben, als die obern, sind nicht nur in der Größe, sondern auch in der Figur verschieden, und theils herzförmig, theils enrund, theils eyrund-lanzenförmig; ihre Farbe ist dunkelgrün, und der Rand mit feinen spitzigen Zähnchen ausgezackt, von denen das unterste zu beyden Seiten in einen dünnen, rückwärts gebogenen, rothen Faden ausläuft, welcher aber an älteren Blättern mangelt, wie schon Rumph angemerkt hat, und auch aus der vom Herrn Houttuyn mitgetheilten Abbildung eines Zweiges der Pflanze, den er aus Ostindien erhalten hat, zu ersehen ist. Die Blumen haben schmahle spitzige Kelchblättchen, und längliche stumpfe, gelbe Blumenblättchen; ihr Fruchtknoten, welcher innerhalb der Blume steht, verwandelt sich in eine fast cylindrische, aber etwas bauchige, der Länge nach mit fünf scharfen Ecken gestreifte, am Ende stumpfe und mit fünf Spitzen oder Zähnen gekrönte, fünffächerige und fünfschalige, braune und zuletzt erdfarbige, einen oder zwey Zoll lange Kapsel, die kleine eckige röthliche Samen enthält. Ihre Eigenschaft ist lindernd und erweichend.

2. Heißer Corchorus. Corchorus *aestuans*, capsulis oblongis trilocularibus trivalvis sexsulcatis sexcuspidatis, foliis cordatis: serraturis infimis setaceis. Linn. l. c. p. 1215. Jacq. hort. t. 85. Mill. dict. n 2. Gärtner l. c. l. 308. T. 64. f 2. Alcea cibaria Pluk. phyt. 127. f. 3.

Diese Art ist in den heißen Theilen von Amerika, und nach Forskål auch in Aegypten

zu Hause; die Araber nennen sie sowohl, als die erste Art, Melochia, und in Aegypten speiset man die junge Pflanze auf gleiche Weise als ein Zugemüse. Sie scheint ebenfalls nur ein Sommergewächs zu seyn, ob sie schon ein staudenartiges Ansehen hat. Sie kommt in Ansehung der Blumen, welche auch drey gespaltene Griffel haben, mit Corchorus tridens L. überein, unterscheidet sich aber von ihm durch die mit sechs Spitzen gekrönten Samenkapseln. Auch sind ihre Blätter rundlich und wellenförmig.

3. Rundfrüchtiger Corchorus. Corchorus *capsularis*, capsulis subrotundis depressis rugosis, foliorum serraturis infimis setaceis. Linn. l. c. Flor. Zeyl. 214. Mill. dict. n. 3. Alcea olitoria. Pluk. alm. 18. t. 255. f. 4. Gania sativa. Rumph. amb. 5. p. 212. t. 78. f. 1.

Diese ist auch in Ost- und Westindien zu Hause, und ein Sommergewächs. Wegen ihrer rundlichen, der Länge nach gefurchten Samenkapseln, die ungefähr so groß als Stachelbeeren sind, nennt sie Linnē capsularis, weil bey den vorhergehenden die Samenkapseln länglich oder schotenförmig sind. Man zieht sie in Bengalen, China, und auf einigen ostindischen Inseln auf Aeckern und in Gärten, und speiset sie, wie die erste Art, als ein Zugemüse, sie kann aber nicht wohl anders, als mit Oehl und Zwiebeln verdämpft genossen werden; denn wenn man sie wie andere Gemüse kocht, werden sie schleimig und bitter. Sie wächst mit einem aufrechten Stängel drey bis sechs Schuh hoch, und drüber, und hat lange, lanzenförmige Blätter. Ihre Blumen haben hohle, einwärts gekrümmte, auswendig gedüpfelte Kelchblättchen; die Blumen-

blätt-

blättchen sind ausgeschnitten und länger als die Kelchblättchen.

In China, wo diese Pflanze sowohl wild wächst, als gebauet wird, pflegt man sie auch wie Hanf zuzurichten, indem man ihre Fäden mit Kalkwasser kocht, und sie dann an der Sonne bleicht, wo sie weich und biegsam, und zu Geweben brauchbar werden. (Loureiro Flor. Cochinch. 408.)

4. Zottiger Corchorus. Corchorus *hirsutus*, capsulis subrotundis lanatis, foliis ovatis obtusis tomentosis aequaliter serratis. Linn. l. c. p. 1217. Jacq. amer. 165. Mill. dict. n 8. Lamarck encycl. II. p. 105.

Diese Art fand Jacquin in Havana, Curaçao, und auf der St. Martins Insel, an rauhen, steinigen Orten an dem Seestrande. Sie ist ein aufrechter, nicht sonderlich ästiger Strauch, welcher zu zwey, drey bis vier Schuh hoch wird; seine Zweige sind rund, die äußersten aber eckig, und dicht mit einem braungrauen Filz bekleidet. Die Blätter stehen wechselsweise auf Stielen, und sind ungefähr einen Zoll lang, länglicheyrund, an beyden Enden ganz stumpf, auf beyden Flächen wollicht, und am Rande gekerbt und etwas wellenförmig. Den Blättern gerade gegen über entspringen filzige Blumenstiele, die ungefähr so lang als die Blattstiele sind, und am Ende eine Dolde von fünf bis sechs Blumen tragen, welche einen filzigen Kelch und gelbe Blumenblättchen haben, und eine vierfächerige und vierschaalige Saamenkapsel zurücklassen, die eyrund-länglich, stumpf, und ein wenig gekrümmt ist. So war die Pflanze in Havana beschaffen; in Curaçao aber hatte sie spitzige Blätter und nur zwey- oder dreyblumige

mige Blumenstiele; und auf der St. Martinsinsel waren ihre Blätter nur auf der obern Fläche mit einem weichen wollichten Filz bekleidet, und auf beyden Flächen grün.

Muskrose, Moschrose, s. im Art. **Rose**.

Muskuliten, s. **Musculiten**, Th. 98, S. 422.

Muskus, ist so viel als **Moschus** oder **Bisam**. S. Th. 94, S. 576.

Muskus-Bock, s. **Moschusthier**, Th. 94, S. 576.

Muskus-Böckchen, ist ein wohlriechender Käfer aus der Gattung der Bockkäfer, welcher sich in Westindien und dem benachbarten Amerika aufhält, und bey Linné Cerambyx suaveolens heißt. S. Th. 24, S. 866.

Muskus-Farbe, eine braune Farbe auf Wolle, Seide, Tücher ꝛc. Sie entsteht aus der Vermischung der rothen und falben oder braunen Farbe, und wird gemacht, indem man die Sache erst roth färbet, und dann in eine Brühe von Nußbaumwurzeln oder Schalen bringet, und darin gehörig färbt.

Muskus-Ratze, oder **Muskus-Meerkatze**, der Nahme eines kleinen südamerikanischen Thieres aus der Familie der Meerkatzen, (Simia sciurea Linn. Caitaia. Marcgr. Saimiri Buffon,) das einen Moschusgeruch hat.

Muskus-Ochse, Bos moschatus Linn., eine südamerikanische Art Ochsen; s. im Art. **Ochse**.

Muskus-Ratze, Bisamratze, s. im Art. **Maus**, Th. 86, S. 9. In Bengalen gibt es ein Thier dieses Nahmens (engl. Bandicoot) das äußerst beschwerlich für die Haushaltungen ist. Wenn es etwa über ein Weinfaß läuft so verliert der Wein bis auf den letzten Tropfen den Geruch nicht.

Muskus-Schwein, Sus Tajassu Linn., s. im Art. Schwein.

Muskus-Thier, s. Moschusthier, Th. 94, S. 576.

Musmon, lateinische und griechische Benennung des orientalischen Schafes, oder der sibirischen Ziege. Man sehe den Art. Muffelthier.

Muson-Wind, der Passat-Wind, siehe unter Wind.

Musophaga, s. Musafresser, Th. 98, S. 206.

Musoul-Wurm, eine Benennung des Hautwurms, Gordius medinensis. S. im Art. Fadenwurm, Th. 12, S. 28.

Musquete, s. Muskete, oben, S. 1.

Musquetier, s. eben daselbst.

Musquinier, heißt bey den Franzosen ein Leinweber, der Battist, Demi-Hollande, gestreiften und geblümten Kammertuch und andere dergleichen Leinwande macht. Dieser Nahme ist nur in der ehemahligen Picardie, Cambresis, Beauvoisis und Artois bekannt, wo die Fabrik dieser Leinwande gemein ist. Diese Arbeiter hatten sonst wenigstens ihre eigene Elle, deren Maß ungleich war. Man nannte sie Aune de Musquinier.

Musquito-Spitzen, s. Muskito-Spitzen, oben, S. 55.

Muß, s. Mus, Th. 98, S. 208.

Mussaf, ein Gebet, womit die Juden ihre Andacht am Sabbathe in ihren Schulen beschließen. Es enthält dasselbe die bey den Opfern, welche desselben Tages im Tempel gebracht wurden, gewöhnlichen Formeln.

Mussände, der Nahme einer Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der 5ten Classe (Pentandria monogynia) des Linnéischen Systems gehört, und folgende Kennzeichen hat: Die Blume sitzt auf dem Fruchtknoten, und hat ei-

nen bleibenden fünfspaltigen Kelch, eine trichterförmige an der Mündung fünfspaltige Blumenkrone, fünf an den innern Theil der Blumenröhre angewachsene Staubfäden mit langen schmahlen Staubbeuteln, und einen fadenförmigen Griffel mit zwey dicklichen Narben; sie hinterläßt eine längliche Beere, welche viele in vier Reihen über einander liegende Samen enthält. Es sind drey Arten davon bekannt.

1) Die blätterige Mussände. Mussaenda *frondosa*, ramis foliisque ramorum et paniculae villosis. Linn. Spec. pl. ed. Willd. T. I. P. I. p. 997. Vahl Symb. III. p. 37. Mussaenda paniculae foliis coloratis. Linn. Syst. veg. p. 182. Mussaenda formosa Mant. 338. Mussaenda Fl. Zeyl. n. 84. Herm. Zeyl. 36. Mussaenda Zeylanica, flore rubro, folio ex florum thyrso prodeunte albo. Burm. Zeyl. 165. t. 76. Folium Principissae Rumph. Amb. 4. p. 111. t. 51. Belilla. Rheed. mal. 2. p. 27. t. 18. Rai. hist. 1493. Dendr. 126. Burm. Fl. ind. 53.

Diese Art ist in Ostindien zu Hause, und wächst in Malabar, Zeylon und auf andern ostindischen Inseln wild. Es ist ein acht bis neun Schuh hoher Strauch mit krummen Zweigen, der bisweilen auch an den Bäumen hinauf steiget. Seine Blätter stehen auf Stielen gerade gegen einander über, und sind eyrund, glattrandig, aderig und weich. Die Blumen sind schön roth, und entspringen an den Enden der Zweige, woselbst sie flache Sträuße bilden, deren Stiele zweytheilig sind; in der Mitte eines jeden Blumenstraußes raget ein besonderes großes und breites Blatt von weißer oder gelblicher Farbe hervor, welches ein prächtiges Ansehen macht,

daher

daher diese Pflanzen in der malayschen Sprache Daun Putry, oder Prinzessinn-Blatt genannt werden. Das gemeldete Blatt ist von einem sehr angenehmen Geruch und gewürzhaft, und wird deswegen von ostindischen Frauenzimmern gebraucht, um sich damit zu waschen. Die Blumen selbst haben auch einen sehr angenehmen Geruch, und werden daher von den Indianern häufig hinter den Ohren getragen; diese Blumen sind außen ganz haarig, und haben bisweilen eine weiße Farbe. Manchmahl wächst dieser Strauch zur Größe eines Baums.

2) Die schöne Mussände. Mussaenda *formosa*, inermis, floribus sessilibus, solitariis. Linn. Syst. veg. p. 182. Mant. 45. Jacq. Amer. p. 70. t. 48.

Diese Art wurde von Jacquin in den Wäldern und Gebüschen von Carthagena entdeckt; sie ist daselbst ein schwacher, aufrechter Strauch, welcher selten sechs Schuh hoch wird, im October blühet, und im December reife Früchte trägt, die sehr lange stehen bleiben. Er hat zähe, holzige, wenig zertheilte, runde und glatte Zweige, die der ganzen Länge nach mit Blättern besetzt sind, welche gemeiniglich zu vier aus einem Knoten entspringen, auf Stielen gegen einander über stehen, und lanzenförmig, an beyden Enden verschmählert, spitzig, am Rande ungezähnt, und auf der Oberfläche ein klein wenig haarig, von sehr verschiedener Größe, und bisweilen auch von einer umgekehrt-eyrunden Figur und alsdann nur gegen die Basis zu verschmählert sind. In der Mitte eines jeden Knoten sitzt ohne Stiel eine einzige aufrechte, vier bis sechs Zoll lange Blume, welche, besonders bey Nacht, einen sehr angenehmen Geruch von

sich

sich gibt, der einigermaßen mit dem Geruche unserer Gartennelken überein zu kommen scheint. Der Blumenkelch, welcher unverändert auf der Frucht sitzen bleibt, ist eine zottige, bis zur Hälfte in fünf Abschnitte zertheilte Röhre; die Blumenkrone hat eine sehr lange, enge, grüne und auswendig ganz haarige Röhre, an der Mündung aber ist sie in fünf lanzenförmige, spitzige, ganz flach und horizontal ausgebreitete Abschnitte zertheilt, welche auf der innern Fläche ganz schneeweiß und glatt, auf der äußern aber der Länge nach halb weiß und glatt, und halb grün und haarig sind; die Staubfäden sind sehr kurz, sitzen in dem obern Theile der Blumenröhre, und tragen lange, schmahle, stumpfe, aufliegende Staubbeutel; der Fruchtknoten ist haarig, und sein Griffel fast so lang, als die Blumenröhre, und endigt sich in zwey eyrunde, ziemlich dicke Narben. Die darauf folgende Beere ist groß, hat eine ziemlich dicke und feste mit zehn Streifen gezeichnete Schale oder Rinde, und enthält ein Mark, welches der Farbe und dem Geschmacke nach mit der Pulpa Cassiae übereinkommt, und worin vier Reihen von harten, flach gedrückten, dicht über einander liegenden Samen stecken. Dieser übrigens ziemlich unansehnliche Strauch bekommt, wenn er blühet, eine ungemeine Schönheit; denn, nebst dem lieblichen Geruch der Blumen, erscheint er alsdann wegen der Mündungen der Blumenkronen allenthalben gleichsam mit weißen Sternen bestreuet, indem sich die langen Blumenröhren wegen ihrer den Blättern gleichfarbigen Grüne den Augen des Zuschauers so zu sagen entziehen.

3. Die stachlige Mussände. Mussaenda *spinosa*. floribus sessilibus, aggregatis. Linn. Syst.

Syst. veg. p. 182. Mant. 45. Jacq. Amer. p. 70. t. 49.

Diese Art fand Jacquin zu Carthagena und Martinique in den Wäldern und Gebüschen. Sie blühet im May und Junius, und ist ein zehn Schuh hohes Bäumchen von unansehnlichem Wuchs, dessen Stamm selten über drey Zoll dick wird, und sich oft gleich über der Erde in einige wenige Hauptäste zertheilet. Seine Zweige oder Aeste sind armförmig zertheilt, rund, und glatt und zähe, und die längsten derselben haben wegen ihrer Biegsamkeit eine Stütze von den benachbarten Bäumen nöthig. Die äußersten Zweige sind an ihren Enden oder nahe dabey mit pfriemenförmigen, starken und sehr spitzigen Dornen besetzt, welche ausgebreitet und kreutzweise stehen; auch findet man dergleichen hin und wieder an den ältern Zweigen. Die Blätter entspringen in unbestimmter Anzahl und wenige neben einander an den Enden der Zweige zwischen den Dornen, und sind gestielt, ziemlich eyrund, an beyden Enden verschmählert spitzig, am Rande ungezähnt, aderig, bisweilen runzlig, auf beyden Flächen ein wenig haarig, und von sehr verschiedener Größe. An dem Ende eines jeden Zweiges entspringen vier ungestielte Blumen, welche also nach einander folgen, daß sich jeden Abend einige öffnen, und zugleich um eben diese Zeit allemahl diejenigen, welche den vorhergehenden Abend aufgegangen sind, verwelken und abfallen. Diese Blumen sind einen halben bis anderthalb Zoll lang, und erfüllen mit ihrem sehr angenehmen Geruche die ganze Nachbarschaft. Der Blumenkelch ist tief in fünf ziemlich glatte Abschnitte von sehr verschiedener Figur und Proportion zerspalten; die Blu-

menkrone ist ganz weiß, und ihre Röhre ist bald um ein Drittheil, bald zweymahl, bald dreymahl länger, als die Abschnitte ihrer Mündung; von den Staubfäden sieht man keine Spur, und die Staubbeutel sind lang, schmahl und spitzig, und in ihrer Mitte an den obern Theil der Blumenröhre angewachsen; der Griffel ist bald länger, bald kürzer, bald eben so lang als die Blumenröhre, und hat bald eine kugelrunde, doppelte, bald eine in zwey längliche Lappen zertheilte Narbe. Die darauf folgende Beere ist nicht gestreift, und nur mit einem Theile des Kelchs gekrönt, hat eine ziemliche harte Rinde von anfangs gelblicher, zuletzt aber brauner Farbe, und enthält ein eben solches Mark, wie von der vorhergehenden Art, das Jacquin aber meistens nebst den Samen von gewissen Thierchen, die durch ein Löchelchen in der Rinde bereits entwichen waren, aufgefressen fand. Die Blätter und Blumenbüschel sind gemeiniglich mit einander nach einer Seite gekehrt, und bilden solchergestalt einen schönen Strauß. Die Spanier nennen dieses Gewächs wegen der Stellung der Dornen Cruzeta, Kreutzchen.

S. Linne's vollständiges Pflanzen-System, nach Houttuyn. III. S. 190 ff.

Mussarelle, eine Art kleiner schmackhafter Käse, die in der Gegend von Pestum in Sicilien verfertiget, und besonders ins Neapolitanische verfahren werden.

Muße, die von ordentlichen Beschäftigungen, von Berufsgeschäften übrige oder freye Zeit. Dieses Wort lautet schon bey dem Kero und Ottfried Muaze. Der letzte braucht es auch für Zeit überhaupt.

Musselboroughs, sind grobe wollene Zeuchen, so genannt von dem Orte in England, wo sie am häufigsten verfertiget werden.

Musselim, heißen bey den Türken die Pontoniers.

Musselin, heißt in der Türkey der Lieutenant eines Bassa.

Musselin, Mousselin, franz. Mousseline, im deutschen oft auch Nesseltuch, Nesseltuch und Netteltuch genannt *), sind feine klare baumwollene Gewebe, die entweder ganz glatt, wie Kattun gewebt, oder mit gezwirnten Fäden gestreift sind. Man hat zwar auch geblümte Musseline, aber die Blumen sind nicht darin gewebt, sondern nur darin genähet; denn die gezogene Arbeit, wodurch gewebte Blumen entstehen, scheint sich mit feinem baumwollenen Garn nicht wohl machen zu lassen. Die glatten Musseline sind von dem Kattun in nichts unterschieden, als daß sie nicht so dicht gewebt sind, und keine glatte Oberfläche haben.

Man macht in Indien die Musseline von allen Graden der Feinheit, daß man es fast nicht glauben sollte, daß aus Baumwolle ein solcher feiner Faden gesponnen werden könnte; allein die Baumwolle ist auch ungleich feiner und besser, als die wir durch den Handel zum allgemeinen Gebrauche bey uns erhalten; daher der größte Theil der Musseline, die in Europa verbraucht werden, aus Indien kommt. Man wür-

*) Da das aus dem Französischen entlehnte Wort Musselin für diese Art Zeuge immer gewöhnlicher wird, als das Wort Nesseltuch, womit man sie sonst wegen der Aehnlichkeit mit den wirklich aus Nesselgarn verfertigten dünnen Zeugen belegte: so glaube ich hier das nöthige von dieser Waare sagen zu müssen. Im Art. Nesseltuch wird dagegen von dem eigentlichen sogenannten Nesseltuche aus Nesselgarn die Rede seyn.

de, was das Spinnen anbelangt, wohl eben solch gutes Garn zuwege bringen, allein die Fabrikation dieser Waare hat in Europa lange Zeit hindurch daran Hindernisse gefunden, weil wir hier zu Lande nicht von der feinsten Gattung indianischer Baumwolle haben, und die bey uns eingeführte nicht von solcher Güte ist, daß man ein so feines Garn daraus spinnen könnte.

Bey dem Spinnen des Garnes zu den Musselinen kommt es darauf an, daß das Garn fein, doch aber nicht allzu stark gedrehet werde, damit auf der Oberfläche des Zeuges eine kleine Rauhigkeit entstehe, welches und das dünnere Gewebe die wesentlichen unterscheidenden Kennzeichen der Musseline vom weißen Kattun sind; indem dieser Zeug von einem stärkeren gedrehten Faden, dichteren Gewebe, und glatt ist.

Das meiste von dieser Waare liefert uns, wie gesagt Ostindien, und zwar vorzüglich Bengalen und die Küste Coromandel. Man fängt aber auch hier und dort in Europa an, die Musseline recht gut nachzumachen. Die Orte und Gegenden, wo dies am besten gelingt, sollen weiter unten angezeigt werden. Es gibt aber der Musseline sehr vielerley Arten, wovon jede ihren besondern Nahmen hat. Sie heißen Bethilles, Tarnatanes, Chavonis, Adatais, Mallemolles, Hamedis, Cassas, Chabnams, Doreas, Mamotbanis, Tansjebs, Terindanes, Toques, Soessjes, u. s. w. Von allen diesen ist das Mehrere unter ihren eigenen Titeln zu ersehen. Hier muß ich aber im Allgemeinen noch folgendes hinzufügen.

Die Musseline machen einen wichtigen Theil des ostindischen Handels aus. Die Coromandel-Küste allein, liefert des Jahrs einige tausend

Ballen

Ballen solcher Waare nach Europa, der Levante ꝛc. Davon wird nur ein kleiner Theil nach Amerika und der afrikanischen Küste wieder ausgeführt; alles Uebrige aber verbraucht Europa selbst. Die holländische, englische und dänische asiatische Compagnie sind es, die uns damit versehen. Bey uns in Europa sind Tyrol, die Schweitz, Sachsen, nebst Frankreich, England und Neapel die Länder, welche sich mit gutem Fortgange auf diesen Manufakturzweig legen. Plauen im Voigtlande liefert jetzt recht schöne Musseline von allen möglichen Arten, nähmlich glatte, streifige, gegitterte, geblümte, durchbrochene, broschirte, genähte, gedruckte, nach englischer Art, nach Schweitzer u. s. w., $\frac{6}{4}$, $\frac{7}{4}$, 8 bis $\frac{10}{4}$ breit und in Stücken von 32, oder halben von 16 Ellen Länge; wie auch Schürzen, Halstücher und Manchetten von der nähmlichen Art. Ein gleiches thun Auerbach, Hof und Schleitz im Voigtlande, Graßlitz in Böhmen, St. Gallen und Appenzell in der Schweitz und verschiedene Orte in Tyrol. Im Neapolitanischen werden fast so feine Musseline, als die ostindischen sind, verfertigt. Zu Brivela-Gaillarde webt man eine besonders schöne Art dieser Waare, woran die Kette von Seide, der Einschlag aber von Baumwollengarn, mit Seide vermischt, gemacht ist. Diese ist 30 Zoll breit und in Stücken von verschiedener Länge. Man hat solcher Gewebe von allerley Farbe, und sie werden vorzüglich zu Damenkleidern verbraucht. Zu Abbeville und Ganges webt man ebenfalls sehr schöne und feine Musselinwaare, die den ostindischen wenig nachgibt.

Musselintücher bringt die dänisch-asiatische Gesellschaft zu Markte, die $1\frac{3}{8}$ Elle bis $1\frac{7}{8}$ ins

Gevierte halten, und wo ihrer immer 10 im Stück sind, wie auch Schürzen.

Plauen im Voigtlande liefert eine außerordentliche Menge Musseline aller erdenklichen Art in Stücken von 29½ Leipziger Elle, nähmlich ordinär glatte, gestreifte, gegitterte und mittelfeine von allen diesen Sorten; ferner mittelfeine und ordinäre glatte ¾ breite, dergl. ⅝ breite, wie auch ff. und extrafeine ⅝, ¾, ⅞, ⅞ und 1/4 breite; f. mit Köper gestreifte, wie auch gegitterte ⅝ breit, dergl. ordinär und mittelf. gemuschte ⅝ breit, dergl. f. f. und extraf. ⅞ breit; dergl. f. f. und extraf. schnurgestreifte ⅝ breit; dergl. f. f. und extrafeine köper-schnurgestreifte ⅝ breit, dergl. f. f. und extrafeine schnurgegitterte ⅝ breit, dergl. mittelfein und f. f. broschirte ⅝ breit; dgl. f. f. und extrafein gestreifte ⅝ und ¾ breit. An brodirten Musselinen, mittelfein glatt brodirt in Weiß, ⅝ breit; dergl. mittelfein, gestreifte in Weiß ⅝ breit, dergl. feinfein und extrafein, glatt brodirt in Weiß, ⅝ und ¾ breit; dergl. in Bunt ⅝ breit; dergl. in Gold und Silber ⅞ breit; auch werden ½ Stücke bunt brodirt zu Damenkleidern geliefert. Ferner Damenkleider mit brodirten weißen Kanten ⅝, ¾ und ⅞ breit, dergl. mit brodirten bunten Kanten in Gold und Silber; Shawls, bunt flammirt, auch bunt brodirt in Gold und Silber, ⅝ und ⅝ breit; f. ff. und extraf. weiß brodirte Damentücher ⅝ breit; dergl. in Bunt; dergl. in Gold und Silber. An bunten Musselinen f. ff. und mittelfein flammirte ⅝ breite; dergl. gemuschte; dergl. mit eingewirkten Blumen oder sonstigen Desseins, f. ff. und mittelfein ⅝ bis 1/4 breite bunte glatte, gefärbte Musseline in allen Farben, worauf jedoch vorher Bestellung gemacht werden muß; dergl. ⅝ bis 1/4 bunte,

bunte, glatt gefärbte Musseline, brodirt in Gold und Silber, auf Bestellung; gedruckte Musseline $\frac{5}{4}$ und $\frac{7}{4}$ breit; f. ff. und extraf. bunte Randtücher $\frac{7}{4}$, $\frac{8}{4}$ und $\frac{10}{4}$ breit. Alle diese Waaren werden auf englische Art und aus englischem Garn verfertigt. Man näht sie auf Tambur-Kissen aus.

Hier in Berlin ist die Musselin-Weberey stark im Gange, und es werden hier Waaren von aller Art gemacht, als glatte, gestreifte, gewürfelte, geblümte, gestickte und auf vielfache Weise gedruckte. Die Feinheit und Breite ist sehr verschieden, letztere von 1 bis 3 Ellen. Das Garn zu diesen Fabrikaten, besonders zu den feineren Sorten, kommt aus England, weil die hiesigen Spinnereyen nicht so viel und so fein zu liefern im Stande sind, als gebraucht wird. Diese Waare geht von hier besonders nach der Frankfurter Messe, wo sie ihren weitern Vertrieb findet.

Die hiesigen Musselin-Weber sind theils mit den Kattunwebern in einer Zunft verbunden, theils sind sie unzünftig. Diese letzteren gehören fast sämmtlich zu der schlesischen Colonie, und sie übertreffen an Zahl die ersteren. Sie bekommen ihre Arbeiten theils ellen-, theils kettenweise bezahlt. Der Weberlohn ist nach der Breite und Feinheit der Waare sehr verschieden, von 4 Groschen bis zum Thaler für die Elle. Von diesem Weberlohn bekommt der Geselle $\frac{1}{3}$, der Meister aber $\frac{2}{3}$, wofür er dem Gesellen Schlafstelle und alles Handwerkszeug in Ordnung halten muß. Viele hiesige Musselin-Weber haben bloß die Leinweberey gelernt, sich in kurzer Zeit aber mit dem Eigenthümlichen dieser Fabrication bekannt gemacht, so daß sie bald

sehr geschickt geworden sind. Seitdem man hier einige englische Musselin-Weber in Arbeit genommen hat, haben auch die hiesigen in diesem Gewerbe bedeutende Fortschritte gemacht, so daß hier jetzt alle Muster ausgeführt werden können, die man in England zu weben im Stande ist. Deshalb ist auch die Einfuhr der englischen Musseline ganz verbothen. Sonst konnte man hier nur mit zwey Tritten arbeiten.

Mit dem Weben der Musseline wird überhaupt jeder Kattun- und Leinweber bey einiger Uebung bald bekannt, weshalb ich mich hier nicht weiter darauf einlassen will. In Ansehung des Druckens dieser Zeuge ist indessen manches zu bemerken, das ich hier nicht übergehen darf, besonders welche Farben dazu am besten taugen, und wie diese Waare sonst dabey behandelt werden muß. Ich will daher im Nachfolgenden hierzu eine kurze Anleitung geben, wobey ich zugleich mit von dem Drucken des Manchesters und Pique'es handeln werde, weil diese Zeugarten in dieser Hinsicht mit dem Musselin einigermaßen eine übereinstimmende Behandlung erfordern, und ich auf diese Art nicht nöthig habe, dieselbe Sache mehrere Mahle zu beschreiben, weshalb ich auch im Art. Manchester das Drucken desselben nur ganz kurz berührt habe. Im Art. Pique'e werde ich auf den gegenwärtigen Artikel zurück weisen *).

In so fern die genannten Zeugarten theils von lauter baumwollenem, theils von baumwollenem

*) Von dem Drucke dieser Zeuge handelt besonders Herr J. F. Gülich, im VIIten Bande des vollständigen Färbe- und Bleichbuches ꝛc. Ulm, in der Stettinischen Buchh. 1799. 8. S. 1—204, woran ich mich hier vorzüglich halte.

nem und feinenem Garn gemacht sind, kann man zwar sagen, daß die Vorbereitungen, die Druderey, die Farben und die Appretur nicht sehr verschieden von der Kattun-Fabrikation sind; allein da sie doch theils dicker und fester, theils gekippet und gestreift, theils auf andere Weise in ihrem Gewebe faßonirt, theils viel leichter und schwächer, als die feinsten Zitze sind, so müssen sie auch auf verschiedene Weise, vom Anfange bis zu Ende der Fabrikation, anders behandelt werden, als Kattune und Zitze.

a) Erste Vorbereitung durch das Bleichen.

Das erste nöthige Geschäft, ehe man einen Manchester, Pique'e oder Musselin, wenn sie aus der Weberey gekommen sind, zur weitern Veredlung durch die Fabrikation vor die Hand nehmen kann, ist allemahl das Bleichen dieser Waaren, um sie nicht nur zum Druck tüchtig, sondern auch zur Annehmung aller Farben desto geschickter zu machen, weil sie besonders auch nach dem Färben im Grapp-Kessel, oder in andern Farbenbrühen nochmahls ausgebleicht werden, und das Weiße in der Waare wieder rein und klar gemacht werden muß; je besser aber eine Waare vor dem Färben wohl ausgebleicht ist, desto geschwinder ist sie auch nach dem Färben wieder weiß und rein, wie man dieses bey Kattun-Fabriken alle Tage sehen kann.

Das erste Bleichen dieser Waaren, wenn sie von der Weberey kommen, ist zwar nicht allemahl ein Stück der Beschäfftigung für den Fabrikanten, sondern er überläßt dieses meistens den Lohnbleichern, die sich damit nähren, und kauft seine Waare lieber schon gebleicht als roh,

oder wenn er sie auch roh von den Webern, oder von den Waarenhändlern kauft, so gibt er sie andern Bleichern zum ersten Abbleichen, und behält sich nur das Nachbleichen vor, um dergleichen Waaren selbst vollends zur Fabrikation durch mehrere Reinigung tauglicher zu machen, weil alle weißen Waaren, sie mögen herkommen aus welchem Theile der Welt sie wollen, und gebleicht worden seyn, wo sie wollen, und wenn sie schneeweiß wären, doch niemahls so rein sind, daß sich der Fabrikant seiner Farben halber darauf verlassen kann.

Zu diesem Nachbleichen, oder mehrerer Reinigung der weißen Waaren vor der Fabrikation bedienen sich die Fabrikanten mancherley Mittel, die theils sehr langweilig sind, wenn sie solche Wochen lang in hölzerne Kufen einsperren, und darin gähren und sauer werden lassen, hernach erst noch wieder eben so lange aufs Feld legen, theils kostspielig sind, wenn sie solche etliche Stunden durch ein vitriolsaures Wasser ziehen, oder gar Tage lang hinein legen, und hernach ebenfalls auch aufs Feld ausbreiten; gleichwohl wird durch keines dieser Hülfsmittel die Waare rein genug für die Fabrikation; es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß eine säuernde Gährung, oder ein saures Vitriolwasser eine baumwollene oder leinene Waare rein mache. Kein saures Salz, in welcher Eigenschaft oder Gestalt man es dazu brauchen möchte, kann dieses thun. Saure Salze können wohl bey schicklicher Anwendung weiß machen helfen, aber damit ist die Waare nicht auch rein genug für die Färberey, und für die Bleiche nach dem Färben; sonst dürfte der Fabrikant seine weiße Waaren nur sogleich zum Drucken und Färben in

Arbeit

Arbeit nehmen, sie möchten gebleicht seyn wie sie wollten, wenn sie nur weiß genug wären.

Das Bleichwesen ist in der Hauptsache überall einerley, obschon theils in den Mitteln dazu, theils in ihrer Anwendung einiger Unterschied ist, und fast jeder Bleicher seine eigene Weise hat; aber ihnen ist es immer am meisten darum zu thun, ihre Waaren, sie seyen baumwollene oder leinene, nur recht bald schön weiß zu machen; um die Brauchbarkeit und Tauglichkeit für den Fabrikanten bekümmern sie sich nicht, dafür lassen sie den Fabrikanten selbst sorgen. Eben deswegen nun, weil man bey dem Bleichen der rohen Waaren nur allein um das baldige Weißwerden bekümmert ist, und nicht auch eben so gut sich die innere Reinigkeit derselben angelegen seyn läßt, welches doch für den Fabrikanten die Hauptsache ist, so muß dieser desto aufmerksamer darauf seyn, und sich es zur angelegentlichsten Sache machen, diesen Fehler zu verbessern, seiner weißen Waare alle mögliche innere Reinigkeit zu geben, und sich dadurch bey der weitern Fabrikation vor Schaden und Nachtheil zu verwahren. Man sollte meinen, daß die so hochgepriesene, und als ein Wunder englischer Erfindung bekannt gewordene künstlich-chemische Geschwindbleiche durch die dephlogistisirte salzsaure Luft am wenigsten fehlerhaft sey, und der Fabrikant die auf solche Art gebleichte Waaren am sichersten und ohne alle weitere Verbesserung sogleich zur Bearbeitung anwenden könne; aber es ist gerade das Gegentheil davon bekannt genug, und keine andere weiße Waare bedarf der weitern und bessern Reinigung vor dem Drucken und Färben mehr als diese. Weil dem Fabrikanten gleichwohl so viel daran gelegen seyn muß,

daß

daß seine weißen zum Drucken und Färben bestimmten Waaren nicht bloß äußerlich schön weiß, sondern auch von innen und außen recht rein seyen, damit sie die Farben gern annehmen, und das Weiße beym Nachbleichen nach dem Färben sich leicht und bald wieder hell und schön weiß machen lasse, welches eine Hauptsache zur Vollkommenheit der Fabrikation ist: so muß jede weiße Waare vorher durch folgende Bearbeitung dazu geschickt gemacht werden:

1) Nimmt man dieselbe, und läßt sie eine Stunde lang in kochendem bloßen Wasser über den Zaspel laufen. Nach Verhältniß der Größe des Kessels nimmt man die Anzahl der Stücke, damit sie wohl Platz in dem Kessel haben, und nicht zu gedrängt auf einander im Wasser stecken, sonst ist die Wirkung davon nur halb, und die Reinigung nicht gleich. Aus dem Kessel wird die Waare im fließenden Wasser ausgewaschen, eine Viertelstunde lang gewalkt, nochmahls ausgewaschen, wohl ausgerungen, und für die folgende Lauge wieder angeknüpft. Dieses Kochen im bloßen Wasser hat mehr Nutzen, als eine Waare 8 Tage lang in Kufen einzusperren und gähren zu lassen; denn die Waare wird dadurch nicht nur von außen gereinigt, sondern auch der Faden erweicht, daß die nachfolgende Kühkothlauge die beste Wirkung thun kann zur Reinigung von innen und außen mehr, als alles andere, es sey was es wolle.

2) Jede weiße Waare, sie mag so fehlerhaft gebleicht worden seyn, als sie will, kann durch nichts so gut von innen und außen gereinigt, alles widrige, und für die Fabrikation

kation hinderliche und schädliche kann durch nichts so gut und sicher daraus hinweggenommen, und sie zu allem weitern Bearbeiten tüchtig gemacht werden, als durch eine simple Kühkothlauge, weil diese mit ihrem flüchtigen Laugensalz die Waare am besten durchdringt, alle noch darin steckende fremde und schädliche Salztheile von den mancherley Mitteln, die man beym Bleichen angewendet hat, herauszieht, ohne dafür andere schädliche Sachen hinein zu bringen. Man füllt also seinen Kessel mit frischem Wasser, wenn dieses anfängt zu sieden, so thut man für jedes Stück Waare eine kleine Schaufel voll guten frischen Kühkoth in den Kessel, haspelt die Waare hinein, und läßt sie unter beständigem Kochen eine Stunde lang darin über den Zaspel laufen. Alsdann nimmt man sie aus dem Kessel, wäscht sie im fließenden Wasser wohl aus, walkt sie eine Viertelstunde lang, wäscht sie noch einmahl aus, bringt sie aufs Feld und breitet sie gehörig aus; wenn sie etliche Tage auf dem Felde gelegen hat, hebt man sie auf, wäscht und walkt sie noch einmahl durch, und legt sie wieder so lange aus, bis man sieht, daß die Waare hell, rein und weiß ist, welches nach Beschaffenheit der Witterung in 6 bis 8 Tagen geschieht. Hernach hebt man sie auf, wäscht und walkt sie wieder wohl aus, und hängt sie zum Trocknen auf.

Daß diese Kühkothlauge besser und wirksamer zur Reinigung der weißen Waare für weitere Bearbeitung sey, als jedes andere Mittel, dazu muß man den Grund in ihrem flüchtigen

Laus-

Laugensalze suchen, welches nicht nur während des Kochens die Waare am besten durchdringt, und, wie ich schon gesagt habe, alle noch von der Bleiche zurück gebliebene fremde Theile hinwegnimmt, sondern auch, wenn die Waare auf dem Felde liegt, dann die Sonne das in der Luft, im Regen und Thau herrschende Salz der Natur, welches, wie bekannt, so grose Verwandtschaft mit dem thierischen flüchtigen Laugensalz, und so starke anziehende Kraft dagegen hat, viel gröſsere Wirkung auf die Waare zu ihrer vollkommenen Reinigung haben, als auf irgend ein anderes Mittel, das man dazu anwenden möchte.

b) Zweyte Vorbereitung durch die Rolle oder Mangel.

Die zweyte nöthige Vorbereitung der Manchester, Pique'e und Musseline besteht darin, daß man, sobald sie nach obiger Vorschrift wohl gereinigt vom Felde gekommen sind, solche in die Rolle bringt, damit sie durch einen guten Druck der Rolle oder des Galanters recht glatt und eben, mithin desto tüchtiger und geschickter für die Druckerey gemacht werden; es ist bey den viel dünnern und leichtern Kattunen und Zitzen schon sehr viel an dieser Vorbereitung gelegen, und je dünner, oder leichter eine Waare ist, desto nöthiger hat sie eine starke und gute Mangel: aber auch die Manchester, Pigtie'e und Musseline haben diese Vorbereitung höchst nothwendig, weil sie theils viel dicker und stärker als die Kattune sind, theils erhabene Streifen, Rippen und mancherley andere Arten Faſson in ihrem Gewebe haben; denn wenn eine solche Waare

nicht

nicht stark und wohl gemangelt oder gerollt, und dadurch recht glatt und eben auf ihrer Oberfläche gemacht wird, so kann sie keinen reinen, gleichen und schönen Druck von dem Modell annehmen, und verliert viel von ihrem Werthe, weil die feinste gedruckte Waare mit den schönsten Farben und der besten Ausrüstung doch unvollkommen ist, wenn sie fehlerhaft gedruckt ist.

Diese zwey Vorbereitungswege lasse man also nicht aus der Acht, wenn man Druckereyen auf Manchester, Pique'e und Musseline etabliren will. Die Manchester sind zwar von zweyerley Art, nähmlich Sommer- und Winter-Manchester; erstere sind aber leichter zu bearbeiten als letztere, weil diese dicker sind, und aufrecht stehende Haare haben, es ist also nöthig, daß der Winter-Manchester vor dem Drucken nicht nur wohl und fest gerollt oder gemangelt, sondern auch kurz geschoren sey, damit seine aufrecht stehenden Haare durch die Rolle oder Mangel desto eher und besser niedergedrückt werden, und jedes Modell bis auf die feinsten Schattierstriche und Dupfen sich deutlich darauf zeigen kann.

Das Drucken dieser dreyerley Sorten Waaren.

a) Die Manchester-Druckerey.

Es ist oben schon bemerkt worden, daß der Sommer-Manchester leichter zu behandeln sey, als der Winter-Manchester. Beyde Theile sind mehr für Mannsleute als für Frauenzimmer zu tragen tauglich, weil sie in ihrem Gewebe zu fest, zu dick und zu stark für letztere sind, denen die leichtern Musseline, Kattune und Zitze immer besser anstehen; um deswillen sollte man die

Man-

Manchester-Druckerey auch ganz für Mannsleute einrichten, und nur solche Muster dazu nehmen, welche einen gefärbten Grund haben, er mag hell oder dunkel seyn, wenn er nur nicht viel Weißes hat, und statt des Weißen sollten helle Farben, nähmlich Rosenfarb, hell Violet und Lila, Citron- und Paillegelb, Hellblau, Silberfarb ꝛc. das Licht zu den dunkeln Farben dabey vorstellen, so daß entweder auf einem hellfarbigen Grund dunkle Farben zu stehen kommen, oder umgekehrt. Ein weißer Grund hingegen mit wenigen und weitläufig eingedruckten Farben schickt sich für Sommer- oder Winter-Manchester nicht gut, und die Mannsleute tragen lieber ganz weiße Westen und Beinkleider, die ihnen auch viel besser anstehen. Ein Zeichner muß also seine Zeichnungen für die Druckereyen der Manchester darnach einrichten, und der Fabrikant muß seine Muster schicklich zu wählen wissen.

b) Die Pique'e-Druckerey.

Mit dem Pique'e verhält es sich anders. Man hat weder englische noch andere Piques gesehen, welche einen gefärbten Grund gehabt, sondern allemahl einen weißen, auf welchem hernach alle mögliche schöne Farben, dunkel und hell gedruckt waren, wie auf weißgründigen Kattunen; aber alle diese Farben, welche auf Pique'e gedruckt werden, sind meist fertige Farben, so gut, haltbar oder fest man sie machen kann; was aber nicht dauerhafte Farben sind, müssen doch wenigstens schöne, lebhafte und frische Farben seyn. Die Gegenstände der Faßon zu dieser Druckerey müssen nicht groß, sondern mehr klein seyn; und wenn man etwa auch gefärbte Grün-

de auf Pique'e machen will, so müßten es nur feurige Farben seyn, die man dazu nimmt, und entweder mit Gummi oder Stärke verdickt aufdruckt, weil das doppelte eines Pique'e das Färben derselben wo nicht unmöglich doch beschwerlich macht, und weil es nichts leichtes ist, auf diese Waare einen gleichen, reinen, im Kessel gefärbten Grund zu bringen.

c) Die Musselin-Druckerey.

Mit den Musselinen hat es schon eine andere Bewandtniß, weil sie nur von Frauenzimmern getragen werden. Man könnte sich also mit der Druckerey und den Farben derselben ganz nach dem Geschmack der Frauenzimmer richten, und alle mögliche schöne Muster, dunkle und helle Farben dabey anwenden; allein in so fern die Musseline meist auch weiß getragen werden, und so bald dieselben in dunkeln Farben, einfärbig oder bunt getragen würden, solche alles Ansehen und Werth eines Musselins verlöhren, und jedem andern baumwollenen oder leinenen Zeuge ähnlich sehen würden, so schickt sich zur Druckerey für die Musseline nur ein weißer Grund, und auf demselben nur weit aus einander liegende, mehr kleine als große Gegenstände, in schönen, lebhaften, und so viel möglich festen Farben, weil die Kleider davon so oft zum Waschen kommen. Der Fabrikant muß also nur auf niedliche Muster bey seiner Musselin-Druckerey sehen und diese durch gute, dauerhafte Farben darzustellen, bedacht seyn.

d) Die rechte Verdickung der Farben zur Druckerey der Pique'es, Mancheſter und Muſſeline.

Auch in dieſem Stücke müſſen die Mancheſter und Pique'es anders behandelt werden als die Muſſeline, weil ſie dicker ſind, und ein feſteres Gewebe haben. Bey allem, was gedruckt wird, iſt es nöthig, daß der Grundriß von dem Muſter recht deutlich und rein daſtehe, damit die nachfolgenden Eindruck-Farben deſto beſſer und merklicher ins Auge fallen, zu dem Ende werden, wie bekannt, alle erſte Grundriſſe der Muſter mit Stärke verdickt zum Drucken; allein auch dieſe Verdickung der Vordruck-Farben kann und muß nach Verhältniß der Waaren, die man damit drucken will, ſtärker oder ſchwächer gemacht werden, daß die Vordruck-Farbe feſter und dicker, oder geſchmeidiger und weicher wird.

Wenn eine baumwollene oder leinene Waare, die gedruckt werden ſoll, dick und feſt in ihrem Gewebe iſt, ſo dürfen die Farben alleſammt, ſowohl Vor- als Eindruck, mit Stärke oder Gummi, vor oder nach dem Färben auch die Schilderungsfarben nicht zu dick gemacht werden, damit ſie nicht bloß auf der Oberfläche ſitzen bleiben, ſondern den Faden der Waare auch durchdringen; denn was nur meiſt auf der Oberfläche ſitzt, wird bey der Bearbeitung durch ſo viele Manipulationen, durch öfteres Wäſchen und Walken wenig Farbe übrig behalten, eine etwas geſchmeidigere Farbe aber dringt auf einen dicken feſten Stoff beſſer durch, ohne auszufließen. Wo man aber bey einer leichten Waare, wie die Kattune, Muſſeline und dergleichen ſind, zu einem Maß Farbebrühe, je nachdem es größer oder kleiner iſt, 10 bis 12 Loth

Stärke

Stärke zum Verdicken gebraucht, um einen zwar reinen Druck zu bekommen, der aber doch auf diesen leichten Waaren zur Haltbarkeit der Farbe durchdringt, so erfordert eine festere dickere Waare, wie die Sommer- und Winter-Manchester, Pique'e nnd dergleichen schon nicht mehr als 8 bis 10 Loth Stärke zur Verdickung. Alles, was als Vordruck für den ersten Umriß des Musters verdickt wird, oder für feine Streifen, quatrill. Dupfen ꝛc., dazu muß die Farbe dicker seyn, als was zu den übrigen Eindruckfarben, vor oder nach der Bleiche, als Mordant oder als fertige Farbe verdickt wird, wozu man immer 2 bis 3 Loth weniger Stärke zur Verdickung nehmen darf.

Und dieses Verhältniß bey Verdickung der Druckfarben muß man auch mit dem Gummi beobachten. Wo bey einer festen dicken Waare 1 Maß Farbbrühe oder Mordant nur ein halbes Pfund, 24 Loth, oder 1 Pfund Gummi zur gehörigen Verdickung erfordert wird, da wollen leichtere und dünnere Waaren schon 1 bis $1\frac{1}{2}$ Pf. Gummi haben, damit die Farbe stehen bleibt, und nicht ausfließt, gleichwohl aber wegen des leichten Gewebes durchdringt.

Zu allem, was Vordruck heißt, oder was als feine Schattirung und Faßon des Musters in Streifen, quatrill. Dupfen ꝛc. noch weiter in die Waare kommt, die Farbe mag seyn, welche sie will, die Waare mag fest und dick, oder leicht und dünne seyn, muß man Stärke zur Verdickung nehmen, weil man nur mit den Stärkefarben einen reinen Abdruck des Modells machen kann, der die Zeichnung des Musters vollkommen und klar darstellt, und nicht mit den Gummifarben, als welche für einen reinen Druck fei-

ner Zeichnungen sich immer zu fett auftragen. Was hingegen die Eindruckfarben sind, womit der Grundriß oder die Oeffnungen zwischen Streifen ꝛc. mehr oder weniger ausgefüllt werden, so werden diese besser mit Gummi verdickt, weil eine Gummifarbe besser ausfüllt, als eine Stärkfarbe, da diese nicht immer genug anschließen, sondern sichtbare Lücken lassen, die man mit dem Pinsel ausfüllen und nachmahlen muß, wenn die Waare nicht unvollkommen und fehlerhaft werden soll. Die Stärke ist freylich wohlfeiler als der Gummi, man kann also mit der Stärke gegen den Gummi viel ersparen, welches auch viele Fabrikanten sich wohl gemerkt haben, aber man sieht es auch der Waare an.

Diese Ersparniß zeigt sich am besten bey gedruckten Gründen, und bey diesen läßt sie sich auch noch am besten anwenden, weil es da nicht so genau auf den richtigen Anschluß des Deckmodells ankommt, und es noch besser ist, wenn er dem Grundriß zu wenig anpaßt, als wenn er hin und wieder darüber hingeht und zu viel zudeckt. Aber man kann eben nicht sagen, daß ein mit Stärkefarbe gedeckter Boden, der nachher im Grapp oder in andern Farbbrühen gefärbt wird, oder der mit fertiger Farbe gedruckt wird, ganz so lebhaft, schön und rein werde von Farbe als eine Gummifarbe; die Stärkefarben werden zwar meist etwas dunkler, aber sie sind schlimmer zu reinigen, müssen länger im Wasser hangen, oder stärker ausgekocht, öfters gewalkt und gewaschen werden, wenn man die Ansätze der Modell weg bringen, die Farben schön und rein genug erhalten will. Dieses ist besonders der Fall bey den fertigen Farben, womit man die Böden der Kattun Waaren deckt.

Noch

Noch ist aber ein Umstand zu bemerken, den man nicht vergessen darf, wenn man von dem Nutzen der Stärkefarben gegen die Gummifarben gewiß versichert seyn will. Man muß nicht bloß den Unterschied des Preises und Gewichts derselben gegen einander in die Berechnung nehmen, sondern auch wissen, daß man mit gleicher Portion Gummifarben 3 Stück Waare druckt, wo man mit einer Stärkefarbe kaum zu 2 Stück auslangt, ohne was an den Stärkefarben durch viel schnelleres Vertrocknen und Verhärten derselben in den Geschirren, worin sie stehen, ja schon in den Kesseln und Pfannen, worin sie gekocht werden, beym Ausgießen ꝛc. hangen bleibt, mithin auf allen Seiten verloren geht, wogegen eine Gummifarbe bis auf den letzten Tropfen gebraucht werden kann, und sich Jahre lang unverdorben gut erhält, wenn sie auch zu dick wird, nur mit frischer Brühe wieder verdünnet werden darf, welches alles man von den Stärkefarben nicht sagen kann, weil sie theils nicht lange, einige kaum einen Tag ungebraucht stehen bleiben dürfen, daß sie nicht wässerig würden, und zum Drucken nichts mehr taugen, theils was davon zu dick oder zu dünn gekocht worden ist, oder was verdorret und hart wird, nicht mehr mit frischer Farbbrühe verbessert werden kann. Bey mancher Fabrik, wo man sich der Stärkefarben so häufig bedient, gehen deswegen viele Farben zu Grunde, und der Nutzen davon also ganz verlohren, wenn man genaue Berechnung darüber hält, um so viel mehr, wenn man in dem Farben-Laboratorium keine fleißige, sorgfältige und aufmerksame Leute hat, oder den Druckern nicht genug nachsiehet, wie sie mit ihren Farben umgehen.

Die Eisenbrühen, wo sie theils lauter, oder mit Wasser, oder andern Farbbrühen vermischt, gebraucht werden, taugen am besten zur Stärkeverdickung, und halten sich am längsten gut, weil die Eisentheile sehr anziehend sind, und auch der Essig dabey nicht so leicht zum Ausfließen geneigt ist, als andere saure Salze. Eben so ist es auch mit den Farben beschaffen, welche mit viel Laugensalzen, oder Mittelsalzen entwickelt und angesetzt sind; aber diese, wie die Eisenbrühen verderren, vertrocknen und verhärten sich eher als andere, wenn sie mit Stärke verdickt werden. Die Farbbrühen und Mordant hingegen, welche mit sauren Salzen angesetzt, oder entwickelt werden, werden gar bald wässerig und flüssig, wenn sie mit Stärke gekocht werden. Dieses muß man wissen, und darauf Acht geben, wenn man seine Farben gehörig benutzen, und nichts zu Grunde gehen lassen will.

Vordruckfarben müssen mit der Klare selbst wohl ausgekocht werden, und wenn sie vom Feuer kommen und ausgegossen sind, so rührt man sie einige Zeit, damit sie nicht klumpig, sondern geschmeidig werden, sich gut ins Sieb einstreichen und mit dem Model zu einem gleichförmigen Druck auftragen lassen. Eindruck- und Deckfarben hingegen, wenn man sie mit Stärke verdickt, sie seyen fertige Farben oder nur Mordants, sie mögen vor- oder nach der Bleiche gedruckt werden, dürfen nicht mit der Stärke gekocht werden, weil sie nicht so fest seyn sollen, wie die Vordruckfarben, sondern viel geschmeidiger und leichter; man nimmt also die Stärke sogleich in das Geschirr, worin die Farbe zum Drucken aufbehalten werden soll, und rührt sie

mit

mit einem Theile der Farbbrühe oder des Mordants recht fein an, daß es ein feiner Teig, und die Stärke nicht knollig wird; die Brühe aber thut man für sich allein in den Kessel, oder in die Pfanne, und läßt sie nicht nur heiß, sondern siedend werden, bis sie zum Ueberlaufen in die Höhe steigt, alsdann gießt man sie in das Geschirr mit der angerührten Stärke, läßt es so ein paar Minuten stehen, bis die kochende Brühe die Stärke angezogen hat, und rührt sie hernach so lange wohl unter einander, bis die Farbe recht geschmeidig, glatt und fein ist. Diese angerührten Farben sind viel besser zum Eindrucken und noch mehr zum Decken, als die mit der Stärke gekochten Farben, sie tragen sich besser und gleichförmiger auf beym Drucken, bleiben länger flüssig zum Gebrauche, und verhärten nicht so bald, dringen besser durch auf der Waare, und sind besser wieder zu reinigen. Sie sind in ihrer Art das, was eine dick gummirte Farbe ist, und wenn die Stärkefarben zum allgemeinen Gebrauche bey der Druckerey nützlicher als die Gummifarben seyn sollen und können, so sind es hauptsächlich nur diese angerührten Farben. Diese Methode für Stärkefarben kann man also jedem Fabrikanten bestens empfehlen, der sich mehr an Stärke- als Gummifarben hält. Sie ist zwar nicht nach dem Geschmacke derjenigen Farbmacher, welche so gern bey ihrer alten Gewohnheit, die Farben mit der Stärke zu kochen, stehen bleiben, aber die Drucker werden sich desto lieber daran halten, weil sie ihnen sehr beförderlich bey ihrer Arbeit sind, und dem Fabrikanten, wenn er darauf merken will, wird der Nutzen dieser angerührten Farben nicht unentdeckt bleiben.

Hier sind noch weitere Gründe, warum die angerührten Farben besser und nützlicher sind als die mit der Stärke gekochten Farben: 1) wenn man diese nicht recht stark und wohl auskocht, so werden sie gar bald wässerig, weil sich durch das starke Kochen, so bald die Farbe kalt wird, die wässerigen Theile von den Theilen der Stärke gerne scheiden, und diese hernach zum Drucken zu spröde werden; 2) wenn die Stärke hingegen nur mit der kochenden Farbbrühe angerührt wird, so bleibt die Vermischung viel besser beysammen, und alles wird mehr und inniger mit einander vereinigt und verbunden, folglich hält sich auch die Farbe länger gut zum Drucken.

Diesen Unterschied findet man auch bey den Gummifarben. Wenn der zärteste gestoßene Gummi warm in eine Farbbrühe eingerührt wird, so schmelzt und zerfließt er zwar eher in der Farbbrühe, läßt man es aber hernach ruhig stehen, und die Farbe wird kalt, so setzt sich der mehreste Gummi wieder zu Boden, und die Farbe wird zu dünne zum Drucken, rühret man nun eine solche Farbe auf, ehe sie gedruckt wird, so bekommt man einen unreinen Druck, der sich auch nicht gleichförmig färbt, oder auf diese Art mit fertiger Farbe eine Waare gedeckt, wird die Farbe beym Auswaschen ebenfalls sehr ungleich und trübe seyn. Wird hingegen der Gummi kalt eingerührt, welches freylich etwas länger währet, so vermischt sich der Gummi viel besser mit der Farbbrühe, bleibt besser aufgelöset darin hangen, und nur die unreinen, oder erdichten, schwächen, unnützen Theile fallen daraus zu Boden, die Farbbrühe aber wird gehörig dick, hell und rein seyn zum Drucken, und aus dem Farb-

kessel oder aus dem Wasser eine schöne, gleichförmige und rein gefärbte Waare kommen.

Zu allen gedeckten Gründen vor dem Färben, dunkel oder helle, die Farbe mag auch seyn, welche sie wolle, Stärke- oder Gummifarbe, soll der Model zweymahl aufgetragen werden, wenn man schöne, egale und satte Farben aus dem Kessel und von der Bleiche erhalten will. Und bey fertigen Farben, die nach der Bleiche gedruckt werden, ist es nicht noch viel nöthiger, wenn die Farbe beym Auswaschen Stärke und Lebhaftigkeit genug behalten soll. Nur bey solchen Mustern, die das zweymahlige Auftragen des Models mit fertigen Farben nicht leiden können, ohne daß irgend etwas von dem Muster zugedeckt wird, welches frey und offen bleiben sollte, kann und soll man den Model nur einmahl auftragen, aber mit gefilzten Models.

Wo der Model mit einer Gummifarbe zweymahl aufgetragen wird, da darf die Farbe nicht zu dick gemacht werden, sondern sie muß etwas leicht gummiert seyn, doch daß sie nicht ausfließt; was aber nur einmahl aufgetragen wird, dazu braucht man eine stark gummierte Farbe, damit sie da, wo sie hingedruckt wird, fest stehen bleibt, und nicht auseinander fließt.

Hier ist nun wohl alles, was als Vorbereitung zur Druckerey der Mancheſter, Pique'es und Musseline gehört, und nöthig ist, gesagt worden; denn es wird voraus gesetzt, daß keiner dergleichen Waaren fabriziren wird, der nicht wenigstens mit der Druckerey schon bekannt ist, oder er habe Leute zu Gehülfen, und Arbeiter, welche die Sache verstehen. Mithin war es nicht nöthig, alle Kleinigkeiten und Verrichtungen dazu hier nach der Reihe zu beschreiben. Im Art.

Kattun ist das Drucken an sich ausführlich beschrieben.

Die Farben zum Drucken der Manchester, Picue'es und Musseline.

Bey der Manchester-Druckerey, sowohl Sommer- als Winterwaare, macht man viel einfärbigen Grund, auf welchen hernach etwas dunklere, mit dem hellern Grund gut abstechende Farben eingedruckt werden: diese einfachen Grundfarben können entweder feste haltbare Grappfarben, als roth, violet, braun in verschiedenen Schattierungen, oder blau, oder Eisenrostfarben seyn, auf welche sodann meist schwarze Gegenstände von mancherley Art und Faßon eingedruckt werden; dieses Schwarze, wenn es mit Eisenbrühe vorgedruckt ist, wird sammt der Grundfarbe im Grapp gefärbt, und auf solche Art erhält man lauter feste Farben; oder das Schwarze kann auch mit fertiger schwarzer Farbe, das man Tafelschwarz heißt, eingedruckt werden: oder man macht nur einen falschfärbigen Grund aus Holzfarben ꝛc. nähmlich graue, grüne, gelbe, rosenfarbige, blaue, lila, olive, merdois &c. auf welche hernach ebenfalls wieder fertige Farben, als Tafelschwarz, dunkelbraun, dunkelblau und violet ꝛc. eingedruckt werden. Wenn es aber buntfärbige Waare, die wenig oder kein Weiß hat, werden soll, so werden immer die guten Grappfarben zuerst hinein gedruckt, und im Grapp gefärbt, alsdann nach dem Abbleichen erst die übrigen Farben entweder fertig eingedruckt, oder eingemahlt. Eben so kann man zu festen Grappfarben, als roth, violet, braun, schwarz, nach der Bleiche den weißen

Grund

Grund noch mit fertigen Farben decken, da ohnehin die Sommer und Wintermanchester meist nur eine Waare für Mannsleute sind, und die gefärbten Gründe für diese sich besser schicken als die weißen. Eben deswegen sieht man auch keine andern Manchester als mit gefärbtem Grund, doch kann man sie auch auf weißen Grund mit bunten Farben drucken, wozu aber nur fertige Farben genommen werden.

Die Pique'es sind zwar eben auch nicht fürs Frauenzimmer, sondern mehr für Mannsleute bestimmt, können aber doch von diesen weder zu Röcken noch Beinkleidern, sondern nur zu Westen getragen werden, mithin darf man sie eben so gut mit weißem als gefärbtem Grund machen, doch sieht man nur wenige mit dunkelm, sondern nur mit weißem Grunde, auf mancherley Art, mit einer oder mehreren Farben gedruckt und gemahlt. Obwohl diese Waare die dichteste von allen ist, weil sie gleichsam schon aus Ueberzug und Futter besteht, so kann sie dessen ungeachtet doch auch mit festen Farben für den Grappkessel gedruckt, im Grapp gefärbt, und hernach der weiße Grund wieder ausgebleicht werden, was hernach außer dem blauen noch weiter hinein gedruckt, oder gemahlt wird, macht man so dauerhaft von Farben, als es möglich ist, und die Art derselben es mit sich bringt. Lauter unächte, falsche Farben für Manchester oder Pique'e zu gebrauchen, taugt nichts, denn ob sie schon am schönsten, frischesten und lebhaftesten sind, so schicken sie sich doch am wenigsten für Mannskleider, weil diese mehr strapazirt werden, und dem öftern Waschen unterworfen sind als Frauenzimmerkleider.

Die

Die Musselindruckerey allein ist eigentlich am allerwenigsten der Farben halber von der Kattundruckerey verschieden, und kann diesfalls mit den Kattunen auf einerley Art behandelt werden. Denn es lassen sich sowohl alle feste Farben des Grappkessels dabey gebrauchen, als die theils guten, theils falschen fertigen Farben zum drucken und mahlen. Weil aber der Grund bey den Musselinen nie dunkel sondern weiß seyn soll, so erfodern dieselben vorzüglich gute, feste, aber dabey lebhafte, schöne Farben, die man mit Fleiß dazu wählen und bey den großen oder kleinen Gegenständen des Musters, Licht und Schatten durch dunkle und helle Farben wohl zu ordnen, und jedes an seinem rechten Orte anzubringen wissen muß.

Man kann also in Rücksicht alles dessen die Farben eintheilen:

a) in feste, haltbare Grappkessel-Farben,
b) in fertige feste, gute Farben zum Eindrucken und Mahlen,
c) in eigentliche falsche oder unhaltbare Farben zum Eindrucken und Mahlen, und
d) in diejenigen Farben, welche ohne Vordruck, theils gut und fest, theils als falsch oder unhaltbar auf den Grund eingefärbt werden.

Bey allen können hier nur einige der schönsten, feurigsten und lebhaftesten gewählt, und Vorschriften dazu gegeben werden, weil der Platz es nicht erlaubt, alle bekannte Farben anzuführen. In dem oben angeführten Färbe- und Bleichbuch findet man mehrere beschrieben.

1) Die Grapkessel-Farben.

Nro. 1. Das satte Roth.

Weder zu dem Manchester, noch Pique'e, noch Musselin braucht man das ganz dunkle Kupferdruckrothe, besonders darf und soll es nie so dunkel seyn, wo dreyerley Roth beysammen stehen, wovon dieses Rothe, die mittlere Schattierung ist, und gewöhnlich das Anderrothe heißt.

R. auf 1 Maß Wasser zu 3 Pfund im Gewicht.

½ Pfund guten Alaun; römischer oder englischer ist besser als der Lüker oder der schwedische.
4 Loth Bleyzucker.
2 Loth Salmiak.

Der Alaun wird klein gestoßen zuerst in das nicht heiße, sondern nur handwarme Wasser eingerührt, bis man spührt, daß er sich aufgelöset hat, hernach rührt man den ebenfalls klein zerstossenen Salmiak hinein, und zuletzt den Bleyzucker, welcher nicht nur als ein Mittelsalz zur Entwickelung des Grapprothen das seinige beyträgt, und dunkeln hilft, sondern auch die Eigenschaft hat, daß er bey jedem Mordant, oder bey jeder fertigen Farbbrühe alle unreine, grobe, erdichte und nicht zur Farbe gehörige Theile niederschlägt, und die Brühen zum Gebrauche bald hell machen hilft.

Dieses Roth ist ein schönes, lebhaftes, sattes karmosinartiges Roth, wenn es gebleicht ist; will man aber statt dessen ein mehr dem Türkischrothen ähnliches Roth haben, so nimmt man statt des Salmiaks 2 Loth guten Salpeter, und wenn man nicht dreyerley Roth neben einander

haben

haben will, sondern das sogenannte Erstroth, als die dunkelste Schattirung, wegbleiben soll, mithin statt dessen das Anderroth die Dienste desselben thun muß, oder wo statt des Erstrothen das Schwarze neben den zwey andern rothen Schattirungen steht, da kann man das Kupferdruckrothe mit dem Grünspan, welches immer das dunkelste Roth hervorbringt, gebrauchen.

Ob man schon das hier vorgeschriebene satte Roth sowohl mit Stärke als mit Gummi verdickt zum Drucken gebrauchen kann, so könnte man doch, wo viel rothe Stärkefarben gedruckt werden, auch noch 4 Loth von einer alkalischen Erde beymischen, welches dem Mordant mehr Leib gibt, daß er besser zu drucken ist. Man kann dazu entweder Bleyweiß, oder eine simple weiße Kreide, oder den Gyps nehmen, es ist eines so gut zu diesem Gebrauche als das andere; desto überflüssiger, man möchte lieber sagen, desto unvernünftiger, auch desto weniger ökonomisch ist es, wenn man von allen dreyen zusammen mischt, da doch eines allein genug, und das wohlfeilste, welches der Gyps ist, die besten Dienste thut. Bey der Gummiverdickung hingegen ist eines so wenig nöthig und nützlich als das andere. Ueberhaupt aber kann man mit diesem vorgeschriebenen Mordant, ohne eine von diesen dreyen, oder eine andere alkalische Erde dabey zu gebrauchen, die feinsten Sachen, Striche und Punkten drucken, wenn man nur die Verdickung mit der Stärke recht zu kochen versteht, und nie mehr als für einen Tag in Vorrath kocht, weil alle Beitzen, die viel saures Salz haben, bald wässerig werden, und beym Drucken gern ausfließen.

Nro. 2. Das Rosenrothe.

Wo man dreyerley Roth neben einander macht, ist dieses das dritte und die helleste Schattierung, gewöhnlich in der Augsburger Zinnate; wird aber auch viel allein gebraucht. Je lebhafter und schöner dieses helle Roth ist, desto mehr Ansehen und Werth gibt es der Waare, ein trübes, mattes Hellroth hingegen macht die Waare ganz unscheinbar und unangenehm fürs Auge. Es soll kein helles Ziegelroth oder Fleischfarbe seyn, diese Farben stehen nicht gut in der gedruckten Waare, sondern es muß ein frisches Rosenroth seyn, es mag alsdann etwas heller oder dunkeler seyn, so ist es doch schön und lieblich. Doch kommt es auch darauf an, wie das vorherige zweyte satte Roth aussieht; denn wo man gewohnt ist, dieses mehr Ponceau- als Karmosinartig zu machen, wie es bey vielen Fabriken geschieht, da muß auch das dritte Roth eine ähnliche helle Farbe haben, mithin Fleischfarb gemacht werden, sonst paßt es wieder nicht zusammen; daß aber in der gedruckten Waare, das karmosinartige zweyte und das rosenfarbe dritte Roth angenehmer und schöner sind, als die Ponceau-Schattirungen, dieses ist ganz gewiß. Darnach wird also die Vorschrift hier eingerichtet:

R. 8 Loth guten Alaun, auf ein Maß Wasser.
2 Loth Zinn-Solution.
2 — Salmiakgeist, mit Kalk abgezogen.

Der Alaun klein zerstoßen wird auch wieder nur mit handwarmen Wasser angerührt, sodann

dann die Zinnsolution, und zuletzt der Salmiakgeist hineingeführt.

Diesen Mordant hält man sich immer im Vorrath, weil er häufiger als das dunklere Anderroth gebraucht wird, und weil bey Druckereyen viel rosenfarbe Böden, rosenfarbne Streifen ꝛc. gemacht werden, er giebt ein sattes Rosenroth im Grapp, das auch von der Bleiche noch sehr stark kommt, und muß, so wie er ist, in seiner ganzen Stärke gedruckt werden, wenn man ein sattes Rosenroth allein haben will, oder wenn es neben das starke Kupferdruckrothe mit dem Grünspan zu stehen kommt. Will man aber nur helle rosenfarbene Schattirungen haben, oder es kommt neben das Anderroth nach No. 1.: so kann man es mit $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, oder gleich viel Wasser verdünnen und schwächen, es bleibt immerhin eine schöne Farbe, und kommt auch lebhaft und frisch von der Bleiche, sie mag so hell seyn als sie will.

Nimmt man die Zinnsolution zum Alaun allein, so fällt die Farbe schon etwas mehr ins Fleischfarb, und nimmt man zu dem Alaun den Salmiakgeist allein, so wird es mehr eine helle Karmosinfarbe. Wer sich aber kein besonderes eigenes drittes Roth halten und machen will, der darf nur den hellen Mordant von der Vorschrift Nro. 1. mit so viel Wasser schwächen, als er seine hellrothe Farbe haben will. Aber auch diese Verdünnung des Anderrothen gibt kein ganz frisches angenehmes Rosenroth, wegen des Bleyzuckers, welcher nur zu dunkelrothen Farben gut ist. Will man ein pfirsichblüthfarbiges Hellroth haben, zu einzelnen Streifen oder zu Gründen, so läßt man aus der Vorschrift die Zinnsolution hinweg, und nimmt zu dem Salmiakgeist annoch

2 Loth Salzgeist, oder auch nur 2 Loth Sal Gemmae, welches dem Rosenrothen einen violettartigen Schein giebt, den man aber auch mit ein wenig von dem Hellvioletten oder Lilac hervorbringen kann. Alles Hellrothe soll nicht mit Stärke, sondern zu allem Gebrauch mit Gummi verdickt werden.

No. 3. Erstes Roth.

Wo man dreyerley Roth auf die gedruckte Waare macht, wie z. B. in Augsburg, da ist dieses die erste Schattierung dazu, und eben sowohl ein Vordruck im Grundriß, als wie das schwarze, und macht den Umriß der Blumen oder anderer Gegenstände des Musters, die roth werden sollen. Deswegen kann und soll es auch nur mit Stärke verdickt werden, und nicht mit Gummi; die gehörige Dunkelheit zu diesem Erstrothen, daß es mit den 2 andern rothen Schattierungen gut absticht, kann und muß mit der Beymischung von etwas Eisenbrühe hervorgebracht werden.

R. Auf 1 Maß von dem Rothen No. 1.
$\frac{1}{4}$ Maß gute, starke Eisenbrühe.

Dieses giebt die rechte Dunkelheit für das Erstrothe zu den zwey Anderrothen Schattierungen No. 1. und 2. Braucht man aber zu dem Anderrothen das Kupferdruckrothe mit dem Grünspän, welches schon ein sehr dunkles Roth ist, so darf man nur unter ein Maß von diesem $\frac{1}{8}$ Maß Eisenbrühe mischen. Soll dieses Erstrothe gegen die andern 2 Schattierungen sehr stark abstechen, so kann man $\frac{1}{2}$ Maß Eisenbrühe nehmen.

Bey weißgründiger Waare stehen diese dreyerley rothen Schattierungen sehr gut neben einander, und geben der Waare viel mehr schönes Ansehen als wo nur zweyerley Roth ist, oder statt des Erstrothen dieselben nur einen schwarzen Umriß haben; bey gefärbten Gründen hingegen, sie sehen aus wie sie wollen, ist das Erstrothe überflüßig, weil es nicht ins Auge fällt, und das Schwarze besser absticht, oder man läßt den erstrothen Model aus der Zeichnung gar weg, und richtet das Erst- und Anderrothe in einen einzigen Model zusammen.

Das Erstrothe, wo man es braucht, muß als Vordruck nur den Umriß zu den rothen Schattierungen machen, folglich nur schmahl seyn; das Anderrothe muß schon die Blume, oder was es sonst für ein Gegenstand ist, stark ausfüllen, weil es der Waare, wenn es recht feurig ist, das größte Leben giebt, und das Rosen- oder Hellrothe soll auch wieder nicht zu viel angebracht werden, sondern nur etwa halb so viel als vom Anderrothen, und auf diese Art machen die rothen Schattierungen ein schönes Ganzes aus in der weißgründigen Waare. Mehr Rosenroth als Anderroth stehet nur auf den Zeichnungen schön, wo es freylich viel Parade macht, deswegen die Zeichenmeister solches auch so häufig, mehr als das Anderrothe in ihren Zeichnungen anbringen; aber sie bedenken nicht, daß das mit Karmin durch Verdünnung gemahlte Rosenroth mit dem in dem Grappkessel gefärbten nie einerley Schönheit und Lebhaftigkeit haben kann. Alles Grapproth ist schon kein Karminroth, doch das Anderrothe kann nach dem Abbleichen noch feurig genug und dem Karminrothen ähnlich werden, aber das Helle-

der Rosenrothe aus dem Grapp gefärbt verliert sten zuviel an Schönheit gegen das Rosenrothe aus dem Karmin. Man hat es seit etlichen Jahren um deßwillen durch das Falschrothe aus Cochenille oder aus Holzfarben, sowohl bey Gründen als Streiffen und Blumen zu ersetzen gesucht, und dadurch der Waare freylich viel mehr Eleganz gegeben; aber was helfen solche schöne Farben in der gedruckten Waare, wenn sie nicht waschfest, sondern falsch und unhaltbar sind, von Luft und Sonnenschein schon so viel verlieren, und durchs Waschen vollends gar zu nichts werden? Eine solche Liebhaberey kann wohl eine Zeit lang Beyfall finden, bis man das Heillose daran kennen gelernet hat, alsdann hört er auf, wie dieses wirklich schon der Fall ist, daß man von dem Unsinn der lebhaften, falschen, rothen und violetten Farben zurück kommt, und die weniger feurigen aber dauerhafteren, bleich- und waschfesten Farben des Grappkessels wieder aufs Neue den Vorzug gewinnen.

No. 4. Mordocé.

Drey Theile Roth No. 1. und 1 Theil gute Eisenbrühe giebt das eigentliche Mordocé. Zwey Theile Roth zu 1 Theil Eisenbrühe, wird etwas dunkler, und beyde Theile in gleichem Maß noch dunkler. Auf einen solchen Mordocé-Grund beym Manchester lassen sich noch schwarze Gegenstände von allerhand Faßon drucken, und diese zwey Farben stechen noch gut mit einander ab; auf weißen Grund aber, wo ohnehin noch schwarzes hinein kömmt, ist die Mischung von gleich viel Roth und Eisenbrühe, ebenfalls dunkel und stark genug.

No. 5. Bourgogne- oder Purpurbraun.

Weit schöner ist diese braune Farbe als die vorhergehende, weil sie vermöge ihres purpurartigen Scheines viel mehr Angenehmes und Lebhaftes hat. Der Grund dazu ist auch das Rothe No. 1.; aber zur Mischung nimmt man nicht die lautere starke Eisenbrühe, sondern nur das mit Wasser schon geschwächte Violett, wodurch die Farbe nicht so viel ins Braune fällt, als wie beym Mordocé, sondern mehr ins Purpurartige, und ein Purpurbraun heißen kann. Man kann die Mischung dazu ebenfalls mit 3 Theilen Roth No. 1. und 1. 2. oder gleiche Theile Violett machen, um diese Farbe dunkler oder heller zu bekommen.

Für Sommer- und Wintermanchester gibt die Bourgogne-Farbe einen noch schönern Grund, um noch schwarz darauf zu drucken, als die Mordocé-Farbe, und was auf weißen Grund bey dem Piquee und Musselin davon gedruckt wird, das hat auch mehr Lieblichkeit, und kann jedem Auge besser gefallen als Mordocé.

No. 6. Violett.

Nebst dem Rothen ist Violett eine der Hauptfarben für den Grappkessel auf baumwollene Waaren, und wenn sie sonst nichts als rothe und violette Schattierungen haben, mit etwas Schwarz, so ist es genug, und diese Farben allein, gut und lebhaft gefärbt und schön abgebleicht, daß nicht nur die Farben rein, und jede nach ihrer Art satt genug da stehen, sondern auch das Weiße recht klar und hell ist, geben schon schöne Waaren.

Die violette Farbe, welche auf Kattunwaaren nie anders als durch den Grapp, mithin dauerhaft gefärbt werden sollte, hat ihren Grund auf solche Art in der Eisenbrühe. Je besser und stärker diese gemacht ist, desto schöner wird die violette Farbe. Eine fertige violette Farbe wird gewöhnlich aus Roth und Blau zusammen gesetzt; bey der violetten Farbe aus dem Grapp hingegen ist statt des Blauen das Schwarze der Eisenbrühe, was mit dem Rothen des Grapps violett macht, jedoch darf die Eisenbrühe nicht in ihrer ganzen Stärke dazu kommen, besonders wenn sie von gutem Weinessig gemacht ist, sondern sie muß zuvor mit einem gewissen Theile Wasser vermischt und verdünnet werden. Denn eine lautere starke Eisenbrühe gibt mit dem Grapp Schwarz und ein dunkles Kastanienbraun; sobald aber die Eisenbrühe schwach ist, nähmlich wenn sie noch zu jung, und mit Eisentheilen nicht genug gesättigt, oder wenn eine gute Eisenbrühe mit Wasser mehr verdünnet, mithin ihre Eisentheile mehr vertheilt und dadurch geschwächt werden: so gibt sie nur violett, weil schwarz und roth braun, die graue Schattierung vom Schwarzen aber mit Roth vermischt, violett macht.

Es ist aber freylich wahr, daß dieses Violett aus dem Grapp niemahls so lebhaft und feurig wird, als ein aus blau und roth zusammen gesetztes Violett ist; es sey denn, daß man es in einem recht feinen Grapp färbt, und denselben dabey auch nicht spart; wird hingegen zu dem Mordant nur etwas weniges von dem Rothen No. 1. oder 2. mit der Eisenbrühe vermischt, so erhält man in einer feinen und nicht schwachen Grappbrühe ein eben so feuriges und leb-

haftes Violett nach dem Abbleichen, als das aus roth und blau zusammengesetzte falsche Violett ist.

Zu einem sehr dunkeln Violett wird unter 4 Maß gute starke Eisenbrühe wenigstens ein Maß Wasser gemischt, und etwa ½ Maß Roth No. 1. Oder wenn man die Eisenbrühe anstatt des Wassers mit Essig schwächt und verdünnet, so kann man das Rothe weglassen. Es ist also leicht begreiflich, und bedarf keiner besondern Vorschrift dazu, daß je heller die violette Farbe werden soll, desto mehr muß man die Eisenbrühe mit Wasser verdünnen und schwächen, so daß bis zur hellsten Schattierung von dem Violetten auf ein M. gute, starke Eisenbrühe wohl 8 M. Wasser genommen werden müssen. Sobald auch die Mischung bis zur Hälfte von jedem steigt, das heißt, gleichviel Wasser und Eisenbrühe genommen wird, und man will Rothes darunter mischen, so darf man dazu nicht mehr von dem Rothen No. 1., sondern von No. 2. oder Rosenfarb nehmen.

Zu dem Grunde auf einen Sommer- oder Wintermanchester, der noch zum Drucken bestimmt ist, kann man die ganz dunkelviolette Farbe nicht brauchen, sondern nur die mittleren und hellen Schattierungen, um noch etwas Schwarzes oder Dunkelbraunes darauf zu drucken.

Bey dem Piquee und Musselin hingegen, oder überhaupt bey allem, was einen weißen Grund erfordert und bekommt, da lassen sich alle violette Schattirungen, von der dunkelsten bis zur hellsten, sehr gut gebrauchen, und geben der Waare viel schönes Ansehen.

Zu drey Schattierungen, die neben einander in Streifen, oder was es sonst seyn mag, zu stehen kommen, nimmt man für die dunkelste

das

das ganz Schwarze, das heißt die lautere Eisenbrühe; für die zweyte Schattierung die Mischung von gleich viel Eisenbrühe und Wasser, und für die dritte und hellste 1 M. Eisenbrühe und 8 M. Wasser. Dieses gibt 3 sehr gut auf einander folgende violette Schattierungen, wenn sie auch gut gefärbt werden.

Alle diese violetten Farben kann man mit Stärke oder Gummi verdickt zum Drucken gebrauchen, für den Grappkessel; bei einem ganz gefärbten Grunde sowohl, als beym bloßen Eindruck auf weißen Grund; doch wenn der Gummi nicht gar zu theuer ist, ist derselbe schicklicher als die Stärke, zu ganz feinen violetten Gegenständen, auf einem weißen Grunde, nämlich feine Striche, Punkte, Einfassungen, Sterne ꝛc. muß man nothwendig die Verdickung mit Stärke machen, weil es einen reineren Druck giebt.

No. 7. Lilac-Farben oder Pfirsich-Blüthe-Farben.

Der Unterschied zwischen diesen und den violetten Farben besteht sowohl in fertigen, mit blau und roth gemischten, als in vorgedruckten und für den Grappkessel bestimmten Farben, daß sie mehr Rothes in ihrer Mischung haben, als die violette, und zwar ein solches Roth, das mehr karmosinartig, als ponceau-roth ist, weil durch ersteres diese Lilac- und Pfirsichblüth-Farben viel schöner und natürlicher werden, als durch letzteres. Sie sind ebenfalls recht angenehme Farben, die jeder Waare sowohl im gefärbten Grunde, als im Eindruck bey weißem Grunde ein schönes und lebhaftes Ansehen geben. Im

Gebrauche sind sie den violetten Farben ganz gleich zu halten, nur, wie gesagt, daß mehr Rothes zur Mischung kommen muß; wo ich nähmlich zu 4 Maß Violett $\frac{1}{8}$ M. Roth einmische, da nehme ich zu Lilac $\frac{1}{4}$ M., aber allemahl ein solches, wobey weder Bleyzucker, noch Zinn-Solution ist, sondern nebst dem Alaun der Salmiak oder ein mit Kalk abgezogener Salmiakgeist.

Diese Lilac- und Pfirsichblüth-Farben geben in allen ihren Schattirungen gute, sehr schickliche Grundfarben für Manchester, worauf sich außer dem Schwarzen auch noch andere dunkle Farben drucken lassen, besonders auf das Hell-Lilac, weil es auch mit Braun, Gelb, Grün und Blau gut abstickt, und wenn man annehmen will, daß für Piquee und Musselin doch auch gefärbte Gründe taugen, so können es unter den Grappkessel-Farben gleichwohl keine andere als nur die rosenrothen, hellvioletten und Lilacfarben seyn, und zwar je heller, desto besser und schöner, hauptsächlich auf Musselinen, weil diese doch nur von Frauenzimmern getragen werden, für welche diese drey Farben recht angenehm zu tragen sind, wenn sie frisch und lebhaft gemacht sind, und von andern schönen eingedruckten oder eingemahlten Farben begleitet werden.

No. 8. Schwarz.

Zum Schwarzen, um solches recht satt schwarz, was man schwarz heißen kann, zu erhalten, aus dem Grapp allein gefärbt, oder mit Blauholzbrühe vermischt, oder in der lautern Blauholzbrühe, muß die Eisenbrühe mit soviel Eisenrosttheilchen gesättigt seyn, als ein guter

Wein-

Weinessig nur immer aufzulösen, und aufgelöset zu tragen im Stande ist; denn nur die Eisentheile allein sind es, welche die schwarze Farbe enthalten, sie mag hernach im Grapp oder im Blauholz gefärbt werden.

Im lautern Grapp gefärbt wird das Schwarze einen röthlichen Schein haben, und den Dunkelbraunen ähnlich sehen; im Blauholz allein wird es etwas ins bläuliche fallen; vereiniget man aber auf eine schickliche Weise Grapp und Blauholz mit einander, so wird das Schwarze ganz seiner eigenen Natur gemäß ausfallen.

Kann schon die Eisenbrühe zum Braunen nicht mit Gummi verdickt werden, wenn man ein recht dunkles Braun erhalten will, so ist es zum Schwarzen noch viel weniger tauglich, sondern es muß die Eisenbrühe zum schwarzen ebenfalls absolute mit Stärke verdickt werden, sonst würde auch die stärkste Eisenbrühe nur Grau geben. Schwarz und Weiß machen bey allen Kattun-Waaren Schatten und Licht darauf aus, beyde müssen also in ihrer ganzen Stärke dastehen, damit sie sich von allen andern Farben recht deutlich und bestimmt unterscheiden.

Schwarz macht nicht nur meistens den Grundriß bey der gedruckten Kattunwaare aus, sondern es wird auch noch in unzähligen besondern Gegenständen darin angebracht, und überall soll es seine volle Stärke und Dunkelheit oder Dichtigkeit haben, weil keine andere Farbe sich recht auszeichnen kann, wenn das Schwarze fehlt.

Eben um deßwillen, weil das Schwarze eine Hauptfarbe bey der gedruckten Kattunwaare ist; weil es nur durch gute, starke, mit Eisentheilen hinlänglich gesättigte Eisenbrühe am dun-

kelsten erhalten wird, und weil die Eisenbrühe auch noch zu so viel andern Farben nützlich und nöthig ist: so hat man Ursache alles darauf zu verwenden, was erforderlich ist, seine Eisenbrühen aufs Beste zu machen.

Unter mehreren Vorschriften wird man auch folgende sehr brauchbar finden:

Man hält sich dazu eine besondere hölzerne Kufe, groß oder klein, nach Verhältniß des stärkern oder wenigern Gebrauchs der Eisenbrühen. Diese Kufe füllt man bis auf den dritten Theil mit wohl gewaschenen und von allem Staube, oder anderer Unreinigkeit befreyten Eisenfeilspähnen, oder Hammerschlag. Auf diese Eisenfeilspähne gießt man entweder eine auf dem ersten Eisen gestandene Eisenbrühe bis die Kufe voll ist; anfangs aber gießt man nur soviel daran, als nöthig ist, die Eisenfeilspähne damit durchzunetzen und anzufeuchten, hernach das übrige vollends darauf, und auf diese Art erhält man leicht und geschwind die besten und stärksten Eisenbrühen; oder man nimmt nur einen guten Essig, gießt davon soviel auf die Feilspäne, daß sie angefeuchtet werden, läßt es so acht Tage lang stehen, daß die Feilspähne von dem Essig angegriffen werden und mit Rost überlaufen, hernach gießt man noch so viel Essig darauf, bis die Kufe voll ist, rühret es wohl auf acht Tage lang, und läßt es hernach ruhig stehen, daß sich die Feilspähne zu Boden setzen, und die Brühe ganz dunkel Rostgelb wird.

Um nun eine solche Eisenbrühe beständig gut und stark zum Gebrauch zu unterhalten, ohne daß man nöthig hätte, die Feilspähne oder Hammerschlag jemahls heraus zu nehmen, zu waschen und zu putzen, wie die Eisenstücke gewöhn-

wöhnlich von Zeit zu Zeit gereinigt und zum Anrosten an die Luft hingelegt werden, ehe man sie wieder in Essig bringt, so füllet man nur alle Tage mit so viel Essig die Kufe auf, als man von der Eisenbrühe zum Gebrauch der Druckerey herausgenommen hat, damit die Kufe nie leer wird bis auf die Feilspähne. Und wenn man glaubt, oder beym Untersuchen findet, daß die Feilspähne nach und nach durch den Essig verzehrt, und also weniger geworden sind, so ersetzt man den Abgang auch wieder mit frischen, wohl gereinigten Feilspähnen; auf solche Art nun unterhält man eine immerwährende gute, starke Eisenbrühe. Wer aber bey einer starken Druckerey auch viel Eisenbrühe braucht, der muß sich 2 bis 3 solcher mit Eisenfeilspähnen angesetzter Kufen halten, und von einer Woche zur andern mit dem Gebrauch derselben abwechseln; um aber auch diese Eisenbrühen, so wie jede andere, vor Unreinigkeit zu verwahren, muß man die Kufen mit behebe anschliessenden, geflochtenen Strohdeckeln beständig wohl zugedeckt halten, denn, wie leicht zu erachten ist, man kann die Eisenbrühen von den Feilspähnen nicht durch Hähne abzapfen, sondern man muß sie von oben herausschöpfen, mithin ist es nöthig, die Deckel nie zu lange offen zu lassen, sondern wenn man nicht mehr heraus schöpft, die Kufen sogleich wieder zuzudecken.

Hiemit sind nun die brauchbarsten für den Grappkessel bestimmten Vor- und Eindruckfarben geschlossen. Hier muß aber auch noch von dem Färben in Grapp selbst das nöthige gesagt werden, weil so viel daran gelegen ist, wie man färbt, um seinen Farben die möglichste Schönheit und Bleichfestigkeit zu geben. Diesen Endzweck

zweck zu erreichen, kommt nicht so viel auf die Menge des Grapps, als auf die Güte und Feinheit desselben an.

Eine Waare, die nur braun, violett oder schwarz hat, und kein roth, oder nur sehr weniges, erfordert nicht den feinsten, sondern nur eine mittlere Sorte Grapp, der aber doch gut, das heißt nicht mehr jung, sondern von gehörigem Alter seyn, und ausgegohren haben muß, denn alle Bleichfestigkeit liegt hauptsächlich hierin; denn nähme man auch den Grapp häufig und in mehr als hinlänglicher Menge zum färben, er wäre aber noch zu frisch, und hätte noch nicht genug gegohren, so würden die Farben auf der Bleiche gewaltig Noth leiden, schwach und mager werden, denn ein solcher junger, frischer Grapp kann keine große Hitze beym Färben leiden, sondern man muß eben um deswillen recht genug davon nehmen, damit die Waare bey der letzten Hitze, ehe der Kessel kocht, schon ihre Farben vollkommen satt hat, ohne zu kochen; ein alter wohl gegohrner Grapp hingegen kann in der letzten viertel Stunde eine kochende Hitze leiden, und die Farbe gewinnt dadurch an Sattigkeit, Dunkelheit und Bleichfestigkeit.

Wo aber in einer Waare viel Rothes von einerley Art, oder in allen drey Schattierungen steht, da muß man immer den feinsten und besten Grapp dazu nehmen, weil ein geringer Grapp dasjenige Feuer, Leben und Schönheit, welche man von der rothen Farbe fordert, nicht geben und hervorbringen kann, ob man schon recht viel und überflüßig davon zum Färben nimmt; hauptsächlich ist ein ganz feiner guter Grapp nöthig, wo eine Waare viel Rosenroth hat, als bedeckten Grund oder als Eindruck;

denn

denn ein geringer Grapp macht dieses Hellroth sehr unangenehm und häßlich, und dieses um so viel mehr, wenn man am Ende des Färbens zu viel und zu lange kochende Hitze gibt, wodurch das Rosenrothe auch von dem feinsten Grapp an sich selbst schon matt wird.

Die Portion des Grapps bey dem Sommer- und Wintermanchester sowohl als bey dem Piquee und Musselin kann man der Kattunwaare immer gleich rechnen, denn obgleich der Manchester und Piquee schmahler sind als die Kattune, so sind sie hingegen desto dicker, und erfordern deßhalb eben so viel Grapp; der Musselin aber ist den Kattunen in der Breite meist gleich. So wie man demnach bey den Kattunsorten den Grapp für ein Stück oder für einen Kessel voll im Gewichte theils nach den mehrern oder wenigern Farben, die sie enthalten, bestimmt und nimmt, eben so viel nimmt man auch zu dem Manchester, Pique und Musselin, und irrt sich auf diese Art in der Portion nicht, sondern erhält davon gut gefärbte Waaren, und daran muß man es auch nicht fehlen lassen, wenn man schöne und lebhafte Grappfarben nicht nur aus dem Kessel, sondern auch von der Bleiche erhalten will. Es ist eine sehr nachtheilige Sparsamkeit, wenn ein Fabrikant an seinen Grappfarben etwas abbrechen will; viel besser sind schöne falsche Farben, als elend, liederlich und schlecht gefärbte, matte und magere Grappkessel-Farben, welche man doch als feste Farben erkennt.

Freylich kommt es auch nicht auf vielen Grapp an, um schöne und satte Farben zu erhalten, sondern eben so viel auf die Art und Weise, wie man färbt, ob man auch das Feuer während des Färbens wohl zu regieren und zu

unterhalten versteht, und dazu muß man besonders während des Färbens sowohl die Farben auf den Stücken, wie sie anfallen und zunehmen, als die Farbbrühe im Kessel, wie sie abnimmt, und im Verhältniß mit den Waaren im Kessel steht, wohl zu untersuchen und zu beurtheilen wissen, um voraus gewiß versichert zu seyn, wie die Farben, wenn die Waare von der Bleiche aufgehoben wird, aussehen werden.

Eben die unrichtige Beurtheilung der Farben, so lange die Waare noch im Kessel ist, verleitet manchen Fabrikanten zu seiner unzeitigen und schädlichen Sparsamkeit im Grapp, wenn er die Farben an der Waare schon für fertig und ausgefärbt ansieht, in der Farbbrühe im Kessel hingegen noch zu viel Farbe findet, und also glaubt, an der Portion des Grapps abbrechen zu dürfen.

Diese rechte Kenntniß und Beurtheilung der Farben, so lange die Waare im Grappkessel ist, kann man aber keinem schriftlich lehren, sondern man muß sie sich durch fleißiges Beobachten der Waare während des Färbens und durch das Zusammenhalten der Farben, wenn die Waare aus dem Grappkessel kommt, mit den Farben, wie sie von der Bleiche kommen, überhaupt durch Uebung und Erfahrung selbst erwerben, wenn man darin Meister werden will, und dieses soll ein Fabrikant durchaus seyn, um sich nicht bloß seinen Leuten hierin anvertrauen zu müssen; alsdann kann er auch das rechte Verhältniß der Portion des Grapps für seine Waaren leicht finden, und nur mit dieser Wissenschaft und Kenntniß versehen, kann er alsdann erst auch die rechte, weise und nützliche Sparsamkeit beobachten; denn Ueberfluß gebrauchen, wo man

wirklich

wirklich sparen kann, ist Verschwendung, die weder Nutzen noch Ruhm bringt.

Ueber den Grappgebrauch wollen wir noch ein Paar Regeln hier anfügen, die sich jeder wohl merken kann.

Es ist beym Färben im Grapp darauf zu sehen, ob man schlecht, oder gut genug, oder ganz gut färben will. Wer nur so viel Grapp nimmt, daß die Farbbrühe im Kessel von aller Farbe leer, wässerig und hell wird, ehe die Waare fertig und gehörig ausgefärbt ist, der färbt schlecht. Wer so viel Grapp nimmt, daß die Waare zwar gut gefärbt werden kann, aber erst in der letzten kochenden Hitze, und die Farbbrühe dazu ganz ausgenutzt werden muß, der färbt gut genug, er wird aber finden, daß die Farben nicht so schön und satt von der Bleiche kommen, als er sich nach ihrem Anschein aus dem Kessel hinweg versprochen hat, sondern daß sie zu viel verlohren haben, und dieses sind die Folgen von dem sogenannten Gut genug, wenn man glaubt, die Grappbrühen müssen bis aufs äußerste ausgefärbt und ausgenutzt seyn; wer hingegen so viel Grapp nimmt, daß die Farben auf der Waare ihre vollkommene Dunkelheit haben, wie es nöthig ist, wenn sie schön und lebhaft genug von der Bleiche kommen sollen, noch ehe man die letzte kochende Hitze gibt, und auch bey dieser Hitze doch noch färbende Theile des Grapps im Kessel bleiben, von dem allein kann man sagen, daß er ganz gut färbe, und dieses Gutfärben ist jedem Fabrikanten zu empfehlen; denn schöne und gute Waare verkauft sich auch gut.

Von dem Ausbleichen der Waare, die im Grapp gefärbt worden ist, müssen wir noch folgendes bemerken.

Wenn

Wenn das erste Bleichen der rohen Waare nicht von schlechter Art gewesen ist, und der Fabrikant hernach beym Nachbleichen, als einer Vorbereitung der weißen Waare durch mehrere und bessere Reinigung, diese Vorschriften befolgt hat: so wird seine Waare gewiß gut aus dem Grappkessel kommen, und das Weiße sich wenig eingefärbt haben, so daß es bey gutem Bleichwetter zur rechten Jahrszeit ohne alle Schwierigkeit bald genug schon weiß und rein seyn wird, um zu weiterer Ausarbeitung aufgehoben und eingetrocknet zu werden.

Weil es aber beym Ausbleichen der im Grapp gefärbten Waare nicht bloß darum zu thun ist, daß man das Weiße wieder recht schön und rein bekomme, sondern nebenher auch die Farben selbst von den rohen, rußigen und unreinen Theilen des Grapps besser ausgehellt, gereinigt, lebhaft, schön und frisch gemacht werden müssen, so muß man eben sowohl auch auf diese als auf das Weiße Bedacht nehmen. Es ist also die Frage: wie eines mit dem andern am besten erhalten werden könne?

Ueberhaupt ist so viel gewiß: Je weniger Künsteleyen und Unkosten dabey angewendet werden, und je einfacher dieses Ausbleichen der gefärbten Waare behandelt wird, desto besser ist es für die Waare und desto nützlicher für den Fabrikanten.

Man hat lange geglaubt, daß man bey aller Scheckenwaare das Spritzen mit Wasser nicht entbehren könnte, und mancher Fabrikant, dem das Wasser nicht sehr gelegen war, hat große Kosten darauf verwendet, ein gutes Wasser aus der Ferne herbey zu leiten, und mit eben so viel Kosten Kanäle auf seiner Bleiche

graben

graben lassen, aus welchen die Waare mit Wasser des Tags 3 bis 4 mahl gespritzt worden ist, je nachdem das Wetter es nöthig machte: allein die Augsburger Kattunfabrikanten sind klüger geworden, und haben ihre Wasserkanäle auf ihren Scheckenbleichen wieder verstopft und eben gemacht, und bleichen ihre Scheckenwaare jetzt trocken ab, kaufen lieber viel theure Kleye und Seife, und kochen ihre Waare 2, 3 bis 4 mahl in der Kleye allein, oder mit Seife vermischt, oder in der Seife allein. Daß man auf diese Art Leute, die zum Spritzen erfordert werden, ersparen könne, ist freylich wahr; doch ist das Spritzen, wenn es nicht an gutem Wasser fehlt, auf jeder Scheckenbleiche zu rathen, weil die Waare besser geräth.

Wenn die Waare aus dem Grappkessel gekommen, wohl ausgewaschen, gewalkt oder gepanscht worden ist, und es fällt sogleich beym Auslegen derselben Regenwetter ein, so bedarf sie keines Auskochens in der Kleye oder Seife, sondern man lasse sie nur liegen und spritze sie des Tags so oft als sie trocken wird, bis die Abendfeuchtigkeit sich einstellt, und dieses so lange, bis das weiße schön, rein und hell ist; wird hingegen das weiße klar und hell, ehe die Farben lebhaft genug und rein sind, so nimmt man die Waare und kocht sie einmahl in einem Kleyenwasser mit Seife aus, und legt sie noch einige Tage bey öfterm Spritzen auf die Bleiche, so wird beyden geholfen, und das Weiße wird nebst den Farben schön und rein, wie es seyn soll. Wenn man aber siehet, daß das Weiße in der Waare sich im Grapp stark eingefärbt hat, und dabey noch fleckig ist, so kocht man sie sogleich, wenn sie aus dem Grappkessel komm,

mit Kleye und Seife aus, wäscht und walkt sie wohl aus, legt sie aufs Feld, und spritzt sie nach Nothdurft des Wetters alle Tage gehörig, so bedarf sie keines weitern Auskochens mehr, sondern die Farben werden mit dem Weißen zu gleicher Zeit und bald genug schön, hell, rein und lebhaft werden. Thorheit ist es, wenn man glaubt, daß es den Farben schade, wenn sie sogleich aus dem Grappkessel weg, in Kleye und Seife ausgekocht werden, und wenn man meynt, daß die Waare vorher etliche Tage auf dem Felde abliegen müsse, weil es keinen andern Nutzen hat, als daß es das Bleichen erschwert, und aufhält. In der Jahrszeit hingegen, wo die beste Bleichzeit vorüber ist, muß man diesen Mangel wohl durch einmahliges öfteres Auskochen ersetzen, nebenbey aber thun gleichwohl um diese Zeit auch die Nachtfröste, Reife und Nebel das ihrige statt des Spritzens zum Bleichen.

Musseline und Kattune sind, wie leicht zu erachten ist, leichter auszubleichen, als Manchester und Piquee, welche längere Zeit, mehr Fleiß und Mühe, und einmahl weiteres Auskochen erfordern, wenn sie nicht vor dem Drucken als Vorbereitung durchs Bleichen zu mehrerer Reinigung tüchtig für den Grappkessel gemacht worden sind.

Nachdem das Ausbleichen der im Grappkessel gefärbten Waaren gehörig besorgt und dieselbe zum weiteren Bearbeiten eingetrocknet worden sind, so kann man nun auch die übrigen Farben, welche nach der Zeichnung des Musters hinein gehören, als fertige Farben entweder eindrucken, oder einmahlen; diese fertigen Farben sind entweder feste, haltbare oder eigentliche falsche Farben. Wir wollen also jetzt in der

2) Abtheilung die brauchbarsten fertigen, festen und haltbaren Farben zum Drucken und Mahlen beschreiben.

No. 9. Blau, aus dem Indigo.

So wie unter den Farben, die bey den Kattunwaaren eingefärbt werden, nur die Grappfarben die festensten sind, eben so ist unter den fertigen Farben, die theils eingedruckt, theils eingemahlt werden, nur die Indigblaue Farbe allein die haltbarste und dauerhafteste; sie ist es aber nicht absolute, obwohl sie es ihrer Natur und Ursprung nach seyn soll und kann, denn man kann sie ja auch eben so schlecht und unhaltbar machen als irgend eine andere falsche Farbe, sondern sie wird erst durch die rechte, ihren Bestandtheilen gemäße Entwicklung zur festen Farbe, wie dieses auch bey den Grappfarben der Fall ist, die durch eine unschickliche Entwicklung ebenfalls schlecht, unhaltbar und elend genug gemacht werden können.

So wie es aber bey den Grappfarben nicht allein um ihre Festigkeit zu thun ist, sondern eben so viel um die mehrste Schönheit derselben, welche neben der Festigkeit gar wohl bestehen kann; so macht auch die bloße Dauerhaftigkeit und Unveränderlichkeit der blauen Farbe ihren Werth nicht allein aus, sondern die vorzügliche Schönheit und Lebhaftigkeit der blauen Farbe ist eben so ein großer Theil ihres Werths, als ihre Festigkeit. Man muß also bey Verfertigung der blauen Farbe eben sowohl auf ihre vorzügliche Schönheit, als auf ihre Festigkeit sein Augenmerk richten. Die letzte Eigenschaft kann sie auf mancherley Weise erhalten, und

man ist nicht an eine einzige Art und Weise ihrer Entwicklung gebunden; aber jede andere Art derselben giebt auch der Farbe eine andere Gestalt, und es wird entweder grünlich, dem sächsisch blauen ähnlich, welches nicht die wahre ursprüngliche Gestalt der blauen Farbe ist, oder durch eine andere Entwicklung wird sie röthlich, ein eigentliches Fayence-blau.

Um für Piquee und Musseline eine vorzüglich schöne blaue kalte Farbe zu haben, welche ächt und zum Arbeiten bequem dabey nicht theuer ist, gibt Herr Gülich folgende Vorschrift:

R. 1 Pfund feinen Indigo Quatimalo.
3 Pfund guten ungelöschten Kalk.
2 Pfund gute Potasche.
1¼ Pfund Auripigment.

Den Indigo aufs feinste abzureiben, daß man zuletzt nicht das mindeste von groben Theilen mehr zwischen den Fingern spürt, dieses kann man bey jeder blauen Farbe nie genug empfehlen; denn es hängt zu völliger Entwicklung gar zu viel davon ab, weil auch nur die feinsten sandähnlichen Theile des Indigo durch nichts, weder kalt noch warm, zur Entwickelung gebracht werden können, also unbenutzt liegen bleiben, oder, wenn sie auf die Waare kommen, doch im Wasser wegfließen, und also zum Nachtheil der Farbe verlohren gehen.

Man nimmt zum Abreiben des Indigo, wenn man eine etwas satte Farbe haben will, nicht mehr als 6 M. Wasser, aber auch 8 M. Wasser ist nicht zu viel, wenn der Indigo gut und feurig ist, und es gibt eine blaue Farbe, die für Kattunwaaren stark genug ist; denn es soll doch immer nur ein schönes Hellblau seyn. Man nimmt zum Abreiben allemahl nur 3 Theile von dem

dem Wasser, und das übrige behält man zurück zum Abschwemmen der Kugeln und Ausschwenken der Reibschale.

Wenn der Indigo fein genug abgerieben ist, so gießt man die Farbe in ein reines hölzernes Geschirr, das so groß seyn muß, als man zu seinem gewöhnlichen Ansatze es nöthig hat. Zu dem Indigo wird zuerst die Potasche klein zerstoßen eingerührt, man rührt aber die Farbe nur etwa eine halbe Stunde, und läßt sie hernach wieder ein Paar Stunden ruhig stehen; spürt man, daß die Potasche in der blauen Farbe sich völlig aufgelöset hat, so rührt man auch den Kalk ein, ebenfalls klein zerstoßen, oder an der Luft zu Pulver zerfallen, und hält es mit dem Umrühren, wie bey der Potasche. So wie sich der Kalk in der Farbe nach und nach auflöset, wird die Farbe schon schön blau, bekommt Blumen, aber auch nur blau, und es fehlt die Kupferfarbe noch an den Blumen. Sobald aber zuletzt auch noch das fein gestoßene Auripigment hinein gerührt wird, erscheint nach und nach zusehends alles, wie man es von einer völlig entwickelten blauen Farbe fordert und erwartet, auch der starke Geruch läßt sich spüren, und nun läßt man die Farbe ruhig stehen, daß sie sich setzen, die erdichten Theile von allem dem, was zur Entwickelung gebraucht worden ist, sich niederschlagen können, und die entwickelte Farbbrühe zum Gebrauche rein und lauter oben, die Kupferblumen aber drüber stehen. Man probiert sie, ob sie ihre rechte Schönheit und Festigkeit beym Auswaschen hat, rührt sie sodann noch einmahl wohl auf, und den andern Tag gießt man die helle Farbbrühe von dem Satze ab, rührt auf jede Maß davon wenigstens 1 Pfund feinen

gestoßenen Gummi nach und nach ein, und wenn auch dieser darin, wie alles vorherige, kalt aufgelöset worden ist, so läßt man die Farbe durch ein feines Sieb laufen, damit auch der unreine Satz vom Gummi zurück bleibt, und man zum Mahlen auf die Waare eine recht klare, schöne Farbe bekommt, womit man die feinsten Schattierstriche, Puncte und dergleichen kleine Sachen machen kann.

Der Satz, wovon nur das Klare zu dieser blauen Farbe gebraucht worden ist, wird noch weiter auf folgende Weise benutzt:

Man macht eine kaustische Lauge von 2 Pfund Kalk und 1 Pfund Potasche auf 4 M. Wasser gerechnet, womit der Kalk und die Potasche gekocht werden. Wenn die Lauge kalt geworden ist und sich gesetzt hat, daß man das Klare davon abgießen kann, so rührt man sie in den Satz der Farbe ein, wovon dieser neuerdings alle Eigenschaften einer vollkommen entwickelten blauen Farbe erhält, und wenn er einigemahl mit der Lauge aufgerührt worden ist, so läßt man es ruhig stehen, daß die erdichten Theile des Satzes sich niederschlagen, alsdann nimmt man die klare Farbe wieder oben hinweg, gummirt solche wie die erste Farbbrühe, und sie wird noch eben die Dienste thun, und eine eben so schöne blaue Farbe geben wie die erste, zum Mahlen und Drucken.

Nun ist aber dieser Satz schon so viel ausgenutzt und geschwächt, daß man ihn zu keiner Mahlfarbe für Kattunwaaren mehr gebrauchen kann, wohl aber kann er mit heißem Wasser noch einmahl übergossen und noch Garne ꝛc. schön hellblau daraus gefärbt werden, so daß man nichts von dieser blauen Farbe wegwerfen muß,

bis

bis es gar zu nichts mehr taugt. Hierin besteht das Oekonomische der blauen Farbe, und dieses ist auch der Fall bey allen andern Farben, daß man nichts weggießen muß, bis es recht benutzt worden ist, und sollte es nur die geringste Holzfarbe seyn.

Braucht man diese Farbe zum Eindrucken auf Manchester, Piquee oder Musseline, so muß sie etwas dicker, als zum Mahlen gummirt seyn, damit sie einen reinen Druck für die feinsten Sachen gibt, die man drucken will, doch darf sie auch nicht gar zu dick gummirt seyn; denn sie muß nothwendig auf der Waare durchsetzen, sonst geht die Farbe beym Auswaschen im Wasser verlohren.

Wenn man in der Kattunwaare mit weißem Grunde neben dem Hellblauen eine dunkle Schattirung von Blau haben will, so darf man nur auf das Grappviolette Hellblau mahlen oder drucken, so erhält man dadurch eine dunkelbaue Farbe, die auf solche Weise auch eine ganz solide feste Farbe wird, weil das Hellblau auch auf einen festen Grund kommt.

No. 10. Rostgelb.

Außer den Grappfarben und dem Indigblauen gibt es für die Kattunwaaren keine so gute wasch- und bleichfeste Farbe mehr als das Rostgelbe ist. Diese Farbe mag dunkel oder hell, d. h. als ein wahres sattes Rostgelb, oder als ein helles Strohgelb gemacht werden, so ist sie gut. Doch ist ihre Dauerhaftigkeit so weit eingeschränkt, daß sie zwar das Waschen in der stärksten Lauge wohl vertragen kann, und davon immer schöner wird, aber jede starke Säure, die

darauf kommt, macht die Farbe schwächer und heller, oder nimmt sie gar weg, auch sogar der Wein greift sie an, ob sie schon durch den besten Essig erzeugt und hergestellt wird.

Wie sie gemacht werde, bedarf keiner besondern Vorschrift, sondern eine gute, starke, mit Eisentheilen wohl gesättigte Eisenbrühe, wie No. 8. ist auch der Grund zur rostgelben Farbe; denn so lange ein Eisenrost mit keiner andern Farbe in Vermischung kommt, bleibt er immer nur gelb, und je mehr die Eisenrosttheile in dem Essig concentrirt zusammen kommen, desto dunkler wird die gelbe Farbe davon. Soll aber dieselbe auch recht schön, rein und lebhaft werden, so muß man sich wohl hüten, daß ja nichts Widriges, nichts Fremdes, keine Unreinigkeit dazu komme, sonst verändert sie sich plötzlich. Durch Gelb von Farbbeeren, Gelbholz, und allen andern gelbfärbenden Materien, wird sie oliven; durch Blauholzbrühe schwarz, grau; durch Rothholzbrühen braun; durch den Grapp schwarz, violett, braun, grau ꝛc.

Auch kann das Rostgelbe mit keinem fremden Zusatze, der selbst keine Farbe, sondern nur Salztheile hat, verschönert oder verbessert werden, und es gehen dabey alle Künsteleyen verlohren, durch die man das Rostgelbe schöner oder besser machen wollte. Ein und andere Salze machen wohl die Eisenrostbrühe etwas dunkeler anzusehen fürs Auge, aber nicht schöner und nicht besser, sondern eine solche durch fremde Zusätze erzwungene dunklere Eisenrostbrühe wird beym Auswaschen im Wasser wieder schlechter, heller, trüber, oder geht gar verlohren. Alle Schönheit und Festigkeit des Rostgelben liegt bloß in einem durch einen guten Weinessig erzeugten

zeugten, ganz simplen, aber reinen und concentrirten Eisenrost. Eine solche Eisenrostbrühe muß beym Kosten im Munde ganz süß, aber etwas herbe und zusammenziehend seyn; woran man, so wie an der schönen ganz braun oder rothgelben Farbe sie auch nach ihrem Werthe kennen kann.

Das Kennzeichen einer guten Eisenrostfarbe ist dieses, daß sie, nach dem Aufdrucken oder Mahlen, beym Abtrocknen immer dunkler wird, und auch im Wasser, je länger sie darin hängt, desto mehr an Schönheit und Dunkelheit an Farbe zulegt.

Will man dieses Rostgelbe nicht in seiner ganzen Stärke haben, sondern hellere Schattirungen davon machen, so darf man sie nur mit Wasser verdünnen und schwächen, und alle hellern, bis auf die kaum sichtbare Schattirung davon, werden doch schön und lieblich, wenn man hingegen zu dem Rostgelben allerhand fremde Dinge braucht, um solches dadurch desto dunkler zu machen, so werden die verdünnten und mit Wasser geschwächten hellern Schattirungen davon immer weniger schön, lebhaft und angenehm seyn, je mehr sie sich von dem Dunkelsten dieser Farbe entfernen.

Zur Kattunmahlerey muß man das Rostgelbe mit Stärke verdicken, wenn man nach dem Auswaschen im Wasser noch eine schöne satte Farbe übrig behalten will, denn eine Gummifarbe, wenn sie nur mit dem Pinsel eingemahlt, oder beym Drucken der Model einmahl und nicht zweymahl abgeschlagen wird, kann nie satt und dunkel genug werden. Man kocht aber zum Mahlen das Rostgelbe mit der Stärke nicht zu dick, sondern nimmt dazu immer 2 Loth weni-

ger auf das Maß Eisenbrühe, als was zum Drucken bestimmt ist.

Was von der rostgelben Farbe eingedruckt wird, das kann sowohl mit Stärke als Gummi verdickt werden, es mag hell oder dunkel werden sollen. Man findet nähmlich bey dem Manchester, Piquee und Musselin zwar keine rostgelbe Gründe, wie bey dem Kattun, dagegen diese Farbe aber hell oder dunkel in mehr oder weniger breiten Streifen und andern dergleichen kleineren oder größeren Gegenständen, und je nachdem diese beschaffen sind, kann man den Model nur ein oder zweymahl abschlagen, und richtet sich mit der Verdickung darnach bey den Gummifarben. Hat man hingegen ganz feine Model und Muster zu drucken, so muß man nothwendig eine Stärkefarbe dazu nehmen, nicht allein wegen des reineren Abdrucks, sondern auch weil eine Gummifarbe nie so dunkel wird, als eine Stärkefarbe, die Eisenbrühe mag an sich selbst so stark und dunkel seyn, als sie will.

No. 11. Grün, durch gutes Blau und Gelb.

Von einer guten grünen Farbe kann nie anders die Rede seyn, als daß man auf das gute Indigblaue ein schönes, sattes Gelb setzt, oder auch umgekehrt, wobey man denn immer nur auf das Blaue sich verlassen kann, daß es bey allem Gebrauche stehen bleibt, das Gelbe hingegen, sey es auch gemacht von was, oder wie es will, nach und nach durchs Waschen in Seife und Lauge verlohren geht, so daß bald genug nur das Blaue von dem Grünen noch übrig bleibt.

Setzt

Setzt man das Gelbe aufs Blaue, so wird die grüne Farbe allemahl ins Grasgrüne fallen, wenn das Gelbe stark genug gewesen ist. Dieses ist auch so das allgemeine Grün in allen Kattunwaaren, es mag gemahlt oder gedruckt seyn.

Wird hingegen das Gelbe zuerst aufgetragen, und das Blaue darauf gesetzt, so erhält das Grüne eine mehr ins Blaue fallende Farbe, und wird dunkler als das Vorhergehende, welches bey vielen Gegenständen der Muster in den Kattunwaaren, die man der Natur gemäß mahlen will, so seyn muß.

Ein schwaches Gelb auf ein fattes Blau gesetzt, giebt die ins Bläuliche fallende Seladongrüne Farbe, umgekehrt, wo nähmlich ein starkes Gelb auf ein schwaches Blau kommt, wird es eine papageygrüne Farbe.

Nimmt man sowohl das Blaue als Gelbe nur schwach, so giebt es die helle und feine apfelgrüne, zeisiggrüne, meergrüne Farben, je nachdem das Blaue oder Gelbe zuerst aufgetragen wird, oder eins vor dem andern ein wenig stärker oder schwächer ist. Ein Zeichner muß bey seinen Mustern diese Farben der Natur, den Gegenständen gemäß, die er damit vorstellen will, der Mahlerinn schon vorzeichnen, und der Farbenmacher muß der Mahlerinn ebenfalls dazu helfen, daß sie die Farben auf der Waare gehörig hervor bringen kann, wenn sie sich darin durch erlangte Uebung und Erfahrung nicht selbst zu helfen weiß. Dieses ist doch sehr leicht, wenn eine Mahlerinn nur ihre 2 Hauptfarben in rechter Stärke und Dunkelheit von dem Coloristen erhält, daß sie hernach die Mischungen derselben, die Verdünnung und Schwächung, mithin

mithin die nöthigen Veränderungen zu machen im Stande seyn kann, wie sie es zur vorgezeichneten Farbe braucht und haben muß; und es trägt bey den grünen Farben insbesondere viel zur Schönheit der Waare bey, wenn man jedem Gegenstande der Zeichnung seine rechte, natürliche Farbe auf der Waare zu geben weiß. Dieses ist bey den fertigen Farben zur Mahlerey und Druckerey, gut oder falsch ist einerley, immer viel leichter zu leisten, als bey den Vordruckfarben für den Grappkessel, wobey noch so viel auf eie Qualität des Grapps, auf die Portion desselben, und auf die Art und Weise des Färbens, ja zuletzt noch auf das Abbleichen ankommt, daß der erfahrendste und geübteste Colorist doch nie versichert seyn kann, ob die vorgezeichnete Farbe des Musters, auch auf dem Stücke durch die Mischung seiner Vordruckfarben, richtig hervor kommen, und weder zu dunkel noch zu hell ausfallen werde.

Bey den fertigen Farben zur Mahlerey oder zum Drucken hat man hingegen nur zu beobachten und darauf zu sehen, wie eine Farbe nach dem Auswaschen im Wasser sich verhalte; ob sie dunkler oder heller wird; mehr oder weniger von einer Stärke, Lebhaftigkeit und Schönheit verliert oder gewinnt, und sich zu ihrem Vortheil oder Nachtheil verändert, um in dem Verhältniß der Zusätze nachzuhelfen, ab oder dazu zu thun, damit man die rechte Farbe und Schattierung in der Zeichnung auch auf dem Muster desto zuverlässiger erhält.

Man kann auf das Blaue auch Rostgelb setzen, und erhält dadurch eine zwar dauerhafte aber nicht gar angenehme oder beliebte bouteillengrüne Farbe. Doch kann sie ebenfalls auch

zur

zur Veränderung dienen als die andern grünen Farben, besonders bey dem Sommer- und Wintermanchester, als Mannsstoffen, wo keine Farbe so seltsam und widrig aussehen kann, daß sie nicht Liebhaber fände. Ferner kann man das Orangegelbe aus dem Orlean aufs Blaue setzen, so erhält man eine andere Art Grün, das wirklich schön und lebhaft ist, der Olivenfarbe gleich kommt, und dafür gelten kann, aber mehr ein Olivengelb ist, oder ein sattes Merdois.

Alles, was aufs Blaue gesetzt wird, muß ebenfalls eine Gummifarbe seyn, wie das Blaue selbst, darf aber nicht zu dick gummirt seyn, damit es desto eher in das Blaue eindringt und durchsetzt, weil das Blaue ohnehin keine von allen andern Farben gerne annimmt, wenn also eine Farbe, die man aufs Blaue setzt, zu dick gummirt ist, so bleibt sie nur oben darauf sitzen, dringt den Faden nicht durch, und geht beym Auswaschen im Wasser meist verlohren; das Blaue wird allemahl zuerst ausgewaschen und ausgewalkt, oder gepanscht, ehe man eine andere Farbe drauf mahlt, und wenn die blaue Farbe auf diese Art zuvor gereinigt ist, so wird sie auch nach dem Abtrocknen gerollt oder gemangt, und alsdann erst die weitere Farbe darauf getragen.

Für Manchester sind, wie schon gesagt, alle grüne Farben, sie mögen aussehen und Nahmen haben wie sie wollen, brauchbar, aber nicht auch so für Piquee und Musselin, weil diese wenig anders als mit weißem Grunde getragen werden, auf welchem nur schöne, lebhafte, frisch grüne Farben stehen sollen.

No. 12. Violett aus gutem Blau, und Holzroth.

Daß diese Farbe eben so wenig eine ganz vollkommene, wasch- und bleichfeste Farbe sey, als die Grüne, ist leicht begreiflich, weil sie aber auf den gut blauen Grund gemahlt wird, so kann man sie auch nicht unter die schlechten Farben rechnen, eben so wie die grünen Farben.

Man verfährt mit dem Blauen, wie vorhin beym Grünen schon gesagt worden ist, alsdann wird die weiter hin vorkommende falschrothe Holzfarbe No. 18. darauf gemahlt, welches nach dem Auswaschen im Wasser eine schöne violette Farbe giebt. Schwach darf aber die rothe Farbe nicht seyn, sonst wird das Violette zu mager, und hat kein gutes Ansehen, es sey denn, daß man auch einen schwachen blauen Grund vor sich habe, so macht es hernach mit dem schwachen rothen nur eine Lillafarbe. Aber eine Veränderung kann man damit machen, wenn man das Rothe entweder mehr hochroth, oder mehr Carmosinroth macht, wie es bey der rothen Holzfarbe angemerkt wird; durch dieses veränderte Roth wird alsdann auch das Violette verändert, und entweder auf dem Blauen zu einem natürlichen Violett, das zwischen Blau und Roth inne steht, oder zu einem Purpurviolett, das mehr roth als blau aussiehet, oder zu einer Art von Dunkelblau, das dem Violetten ähnlich siehet, aber mehr Blau als Roth hat, und ein feuriges Dunkelblau heißen kann.

Alle diese violetten Schattierungen sind angenehm und schön für Manchester, Piquee und Musseline; besonders dienen sie gut, wenn man auf einer Waare gar keine Grappfarben haben will, oder nach der Zeichnung des Musters keine

anbrin-

anbringen kann, da denn solche halbgute und feste Farben doch einigermaßen besser sind, als die ganz falschen Farben, aber auch sowohl in Betracht der Farben, als des mehrern Arbeitslohns etwas theurer als die fertigen falschen Farben, weil das Blaue schon mehr kostet, als jede andere fertige Farbe, und weil diese auf Blau gemahlten Farben mehr zu mahlen kosten, als eine ganz fertige falsche Farbe, welche mit einem Mahle aufgestrichen oder aufgedruckt wird.

Ein anderer Vortheil für den Fabrikanten bey solchen fertigen ganz- oder halbfesten Farben ist dieser, daß sie bald fertig sind, mithin viele Zeit, Arbeit und Leute dabey erspart werden können, gegen die Grapofarben, welche so viele Zeit und Leute erfordern, bis sie nur von der Bleiche kommen, wo sie alsdann doch noch nicht fertig sind.

N. 13. Wasch-, bleich- und feuerfestes Violett und Purpur.

R. Vom feinsten Dukatengolde, so viel man will.

Aqua Regis, oder Königswasser, so viel zur Auflösung des Goldes nöthig ist.

Zinnsolution nach Nothdurft.

Daß ein feines, mit andern metallischen Theilen unvermischtes Gold hierzu nöthig sey, wird daraus leicht begreiflich, weil nur die Zinnsolution mit der Goldauflösung die violette oder Purpurfarbe hervor bringt, und keine andere metallische Auflösung mit dem Zinn diese Farbe zeigt, mithin jedes andere mit dem Golde vermischte Metall diese Farbe verändert, und nicht in ihrer wahren Reinigkeit eben so wenig als in

ihrer

ihrer natürlichen Festigkeit darstellt. Ein ganz feines Gold ist also unumgänglich dazu nöthig, weil es nur allein den Grundstoff zu dieser Farbe enthält.

Das Gold wird bekanntlich durch kein lauteres Scheidewasser, sondern nur durch ein Königswasser, das heißt, durch ein mit reinem Wasser und flüchtigem alkalischen Salze vermischtes und geschwächtes Scheidewasser, ganz zu einer klaren goldfarbigen Solution aufgelöset, oder auch nur durch ein mit eben so starker Portion Wasser allein geschwächtes Scheidewasser; bey dem Gebrauche des Goldes aber zur violetten Farbe ist eine kleine Portion Salmiak nicht überflüssig.

Auf 1 Pfund gutes Scheidewasser, nimmt man also eben so viel, wo möglich, destillirtes Regen- oder Schneewasser, oder wenigstens muß es ein reines Wasser seyn, das nicht viele fremde Salztheile bey sich führt. In diesem Wasser löset man zuerst 4 Loth Salmiak oder auch so viel Kochsalz auf, und gießt alsdann erst das Scheidewasser dazu, rüttelt alles wohl unter einander, filtrirt es durch ein Fließpapier, so hat man zu unserm Gebrauch ein gutes Königswasser, worin sich das Gold gern und bald auflößt, doch bey nur mäßiger Wärme geschwinder als kalt, wenn es aber nicht Eile hat, kann es füglich kalt geschehen, man muß ihm nur Zeit lassen, das Gold wird aber vorher in kleine dünne Stückchen geschnitten, oder gefeilt, doch ist das Zerschneiden besser als das Feilen oder Raspeln, weil sich weniger Eisentheile damit vermischen können, welche keine gute Dienste dabey thun, da so viel daran gelegen ist, das Gold rein zu erhalten.

Hat

Hat man seine Goldsolution fertig, so muß man auch die Zinnsolution bereit machen. Zu der Zinnsolution braucht man kein anderes Königswasser zu machen als zu dem Golde, sondern es ist einerley zur Auflösung für beyde. Man sorgt also nur dafür, daß man ein reines englisches Zinn bekommt, und daß es auf eine schickliche Art ebenfalls klein gemacht wird, entweder durch Abdrehen oder durch Granuliren, wenn das am Feuer schmelzende Zinn ausgegossen wird, weil es im Königswasser nur kalt sich gerne auflösen läßt. Man kann dazu keine bestimmte Portion vorschreiben, wie viel Zinn darin aufgelöset werden solle, denn es löset nicht mehr auf, als bis es genug damit gesättigt ist, was zu viel ist, bleibt im Königswasser unberührt liegen, und zu viel Zinn kann auch nicht hinein kommen, sondern so viel es auflöset, eben so viel ist auch nöthig und gut, um eine zu jedem Gebrauch dienliche Zinnsolution zu bekommen. Nur soviel kann man dazu sagen, daß es am besten ist, wenn man nicht zu viel Zinn auf einmahl hinein thut, sondern nur nach und nach allemahl etwas Weniges, und wenn man siehet, daß zuletzt die Auflösung langsam und schwer gehet, so hört man auf, läßt es ruhig stehen, bis sich die Solution abgehellt hat, und ganz klar von dem Bodensatz in ein anderes reines Geschirr, von Glas, Porcellain oder Stein abgegossen werden kann. Wenn die Zinn-Solution eine schöne weingelbe Farbe hat, so ist sie gut und thut ihre gehörige Wirkung zur Entwicklung und Hervorbringung der so schönen, glänzenden und unzerstörlichen violetten Farbe aus der Goldsolution, die man nach der sichtbaren Farbe dieser

Solutionen, die beyde gelb sind, nicht darin gesucht hätte.

Wenn man nun die Entwicklung vornehmen, und die violette Farbe dadurch hervor bringen will, so nimmt man ein klares, frisches und reines Wasser, gießt zuerst von der Goldsolution so viel hinein, bis das Wasser eine gelbe Farbe davon angenommen hat, hernach gießt man auch so viel von der Zinnsolution dazu, bis man eine violette Farbe, die satt genug ist, darin hervorkommen siehet. Je mehr Goldsolution in das Wasser kommt, desto mehr erfordert es auch Zinnsolution zur Entwicklung, und desto dunkler wird die Farbe; zu viel Zinn aber ist nichts nütze, denn es schadet der Festigkeit und Schönheit dieser Farbe. Das Verhältniß beyder Solutionen gegen einander läßt sich nicht genau angeben, ist auch nicht nöthig, weil es sich leicht finden läßt. Man darf nur von beyden Solutionen in einem kleinen Glase, oder Porcellainschale tropfenweise in das Wasser fallen lassen, so siehet man alsbald, wenn es genug ist, und wie viel von jeder derselben nöthig ist, die rechte Farbe zu erhalten. So viel ist richtig, und bey jeder Farbe als Maßstab anzunehmen, daß das Mittel zur Entwicklung einer Farbe immer weniger seyn darf und muß, als die Farbbrühe selbst; daß jede Entwicklung ihren einzigen, richtigen und sichern Punct hat, wo sie innesteht, und was mehr oder weniger ist, läßt die Farbe entweder noch zu schwach, oder macht sie weniger haltbar und fest. Trifft man aber bey jeder Farbe den rechten Punkt der Entwicklung, so hat die Farbe ihre möglichste Schönheit, Stärke und Festigkeit erlangt.

Diese violette Farbe kann, mit Gummi verdickt, sowohl zum Mahlen als Drucken gebraucht werden; gibt in Vermischung mit andern metallischen Solutionen, oder mit andern Farbbrühen aus dem Thier- oder Pflanzenreiche zwar mancherley Veränderungen, deren aber keine mehr die ganze unzerstörliche Festigkeit hat, als wenn sie für sich allein in ihrer eigenen Mischung bleibt.

Daß auch die rothe Farbe in dem Golde stecke, beweiset das Purpurrothe auf dem Porzellän, denn dort wird die Farbe aus der gemischten Gold- und Zinnsolution niedergeschlagen, und sieht in trockner Gestalt auch nicht anders als violett aus, wird alsdann aufs Porzellän gemahlt, und bringt erst aus dem Schmelzfeuer die Purpurröthe mit sich, weil wahrscheinlich die flüchtigern Theile der Zinnsolution in diesem Schmelzfeuer verlohren gehen, und die wahre Farbe des Goldes in ihrer natürlichen Gestalt stehen bleibt.

3te Abtheilung, enthält einige falsche Farben, als fertige Farben zum Drucken und Mahlen.

Wenn die falschen Farben auch zu gleicher Zeit die häßlichsten, oder am wenigsten schönen Farben wären, so wäre es wohl nicht der Mühe werth, sie zu gebrauchen, sie möchten so wohlfeil seyn als sie wollten; da es aber gerade umgekehrt ist, und eben die falschen, oder am wenigsten haltbaren Farben, schöner, lebhafter, feuriger und angenehmer als die festen Farben, daneben allemahl wohlfeiler als diese sind: so ist es kein Wunder, wenn man sie so häufig gebraucht, und sie der Fabrikant so gern macht.

Die Vorschriften dazu sind also eben so nothwendig, als zu den guten Farben, und wer sie am schönsten machen kann, hat den mehrsten Ruhm und Nutzen davon. Nur muß ich bey den falschen Farben erinnern und empfehlen, daß man dabey nicht zu viel aufs Wohlfeile sehen solle, sondern mehr auf ihre Schönheit den Bedacht nehme, und dazu nichts spare, wenn sie einen Werth haben und Beyfall finden sollen.

No. 14. Falschblau, aus dem Blauholz.

Alle Holzfarben an sich sind schon von Natur falsche Farben, sie können es aber noch mehr dadurch werden, wenn sie unrecht behandelt und entwickelt werden, sie können hingegen auch als falsche Farben doch auf einige Dauer zum Waschen gemacht werden, wenn man sie nur durch Mittel, die ihren eigenen Bestandtheilen gemäß sind, gehörig entwickelt, und eben dieses ist der Fall bey der blauen Holzfarbe. Man kann sie durch alkalische, feuerbeständige oder flüchtige Salze aufschließen, aber sie wird dadurch weder schön noch dauerhaft genug; saure Salze, wie z. B. das Vitriolöhl, Scheidewasser, Alaun, Weinstein, Essig, Zitronensaft ꝛc. machen diese Farbe roth. Nur der blaue Vitriol allein ist das einzige beste Mittel zur Entwicklung der blauen Holzfarbe, weil er mit dieser Farbe am meisten Verwandtschaft hat, sie wird auch um deswillen durch den blauen oder Kupfervitriol nicht nur am schönsten, sondern auch am dauerhaftesten, so gut es nähmlich werden kann; denn kein anderer Zusatz macht sie schöner oder fester, sondern nur schlechter.

R. 1 Pfund gemahlenes, geschnittenes oder gestoßenes Blauholz.
6 Loth blauen oder Kupfervitriol.

Um ein Dunkelblau davon zu erhalten, wird das Blauholz mit 3 Maß Wasser übers Feuer gethan, und bis auf 1½ Maß eingekocht, dadurch erhält man eine starke Farbbrühe. Auf 1 Maß davon wird 4 Loth blauer Vitriol genommen, klein zerstoßen, und in die durch ein Sieb abgegossene Blauholzbrühe, so lange sie noch warm ist, eingerührt, bis er ganz darin aufgelöset ist. Es gibt eine schöne dunkelblaue Farbe, die man zum Mahlen und Drucken mit Gummi verdickt, besonders braucht man sie gern zum Eindrucken bey geringer wohlfeiler Waare, weil das gute Indigblaue zu theuer dazu ist, nicht allein aber wegen des theuren Preises des Indigos, sondern auch weil das gute Indigblaue so viele Schwierigkeiten beym Eindrucken macht.

Doch wird das Blauholzblau selten als ein Dunkelblau gebraucht, sondern mehr nur als ein sattes Mittel- und Hellblau. Wenn man also eine dunkle fertige Blauholzfarbe hat, so darf man nur eben so viel, nähmlich für ein Hellblau 2 Theile Gummiwasser auf 1 Theil solcher starken Blauholzfarbe darunter mischen, so hat man das schönste Hellblau.

Dieses auf solche Art entwickelte, sowohl dunkle als helle Blaue aus dem Blauholz ist wirklich nicht so ganz schlecht, sondern kann einige Mahl in Seife und Lauge gewaschen werden, wenn es nur mit einiger Vorsicht geschieht, ohne daß es verloren ginge, aber durch darauf kommende Säure, von was Art sie sey, wird sie theils in Roth verändert, theils geschwächt.

Für Piquee und Musseline, so wie für alle Kattunwaaren mit weißem Grunde, taugt sie freylich nicht so gut, als für Mancheſter und andere Waaren mit dunklem Grunde, weil erstere ungleich mehr zum Waschen kommen, auf welchen Umstand man bey allen falschen Farben Rücksicht nehmen muß.

No. 15. Goldgelb aus Farbbeeren, zum Mahlen und Drucken.

Man muß diese Farbe zwar unter die falschen Farben rechnen, denn sie ist freylich keine von den festen Farben im wahren Verstande; allein unter den falschen Farben ist diese gelbe Farbe keine der schlechtesten, sondern noch immer eine recht gute Farbe, wenn sie recht gemacht wird; sie kann aber durch schlechte Entwickelung gleichwohl so falsch und schlecht gemacht werden, daß sie, im bloßen Wasser ausgewaschen und ausgewalkt, verlohren geht; wenn sie hingegen gehörig entwickelt wird, so hält sie verschiedene Wäschen in Seife und Lauge aus, ehe sie nach und nach schwächer, und zuletzt ganz unsichtbar wird.

Da alle gelben Farben überhaupt keine festen Farben sind (das Rostgelbe gehört nicht hierher), so gibt es gleichwohl unter allen den vielen gelbfärbenden Materien des Pflanzen- und Thierreichs keine schönere und bessere gelbe Farbe, als die von den Farbbeeren. Es gibt wohl noch manche Dinge, die eben so ein schönes und feines Gelb geben, aber nicht so dauerhaft als die Farbbeeren-Farbe; wieder gibt es eben so dauerhafte gelbe Farben als diese, oder allenfalls noch festere, aber sie sind nicht schön und lieblich,

sondern

sondern widrig und unangenehm, taugen also nicht für Kattunwaaren. Endlich gibt es auch keine Pflanze, welche so farbreich wäre, als die Farbbeeren; wenn also diese auch theurer sind, als viele andere gelbfärbende Materien, so wird die Farbe davon doch nicht theurer, sondern wohlfeiler als jede andere, wenn man sie recht zu benutzen weiß.

R. 1 Pfund gute Farbbeeren.
½ Pfund Alaun.
2 Loth Bleyzucker.
2 Loth Salmiakgeist, mit Kalk abgezogen.

Die Farbbeeren werden zuvor über Nacht in einen guten Weinessig eingeweicht, daß er die Beeren ganz bedeckt. Den andern Tag werden sie übers Feuer gethan, und noch frisches Wasser dazu gegossen, daß 3 Maß Essig und Wasser zusammen auf 1 Pfund Beeren kommen, die man bis auf 1½ Maß einkochen läßt, um davon eine recht satte, starke gelbe Farbbrühe zu bekommen. Wenn also die Brühe bis auf die Hälfte eingekocht ist, so gießt man sie durch ein über ein Sieb ausgebreitetes leinenes Tuch in ein hölzernes reines Geschirr ab, und thut die Beeren zu weiterem Gebrauch wohl verwahrt bey Seite. Während nun die gelbe Farbbrühe noch warm, aber nicht mehr gar zu heiß ist, wird der Alaun klein gestoßen hineingerührt, bis man spürt, daß er völlig aufgelöset ist, hernach rührt man sogleich auch den Bleyzucker hinein, und läßt es alsdann stehen, daß sich die gröberen erdichten Theile von den Beeren, dem Alaun und Bleyzucker niederschlagen können, und die Farbbrühe rein und hell wird.

Zum Mahlen und Drucken wird diese gelbe Farbe mit Gummi gehörig verdickt; um so mehr, als man weder auf Manchester, noch Piquee, noch Musseline solche goldgefärbte Böden macht, ausser was auf Manchester gelb gefärbt wird. Ausserdem läßt sich diese Farbe zu gelben Böden auf Kattune sehr füglich mit Stärke verdickt gebrauchen, nur muß man sie nicht zu dick machen, sondern etwas geschmeidig, damit sie sich theils gut drucken, theils gern im Wasser auswaschen und auflösen läßt, denn das Gelbe, als eine helle Farbe, sie mag mit Gummi oder Stärke verdickt werden, muß rein seyn, sonst ist auch alle ihre Schönheit nichts, weil sie gleichsam allein das Licht zu allen andern Farben vorstellt und jede Waare durch diese Farbe erst am schönsten illuminirt wird.

Der Herr Gülich gibt in seinem angeführten Werke noch Vorschriften zu Citrongelb und zu Canariengelb aus Farbbeeren. Ich kann mich hier indessen auf diese Abstufungen nicht einlassen.

No. 16. Grüne Farben, aus vorherigem Blauen und Gelben.

Ob man gleich alles Grüne, wobey Gelb auf gut blauen Indiggrund gesetzt wird, für ein gutes und dauerhaftes Grün hält, so hat doch dieses fertige Grün, aus Falschblau und Gelb zusammengesetzt, keinen geringern Werth, wenn man es gleich unter die falschen Farben zählt; denn wenn sowohl Blau als Gelb gehörig entwickelt wird, so ist das durch ihre Vermischung entstehende Grün eben so schön und gut als das andere, dabey doch wohlfeiler, weil es theils

an sich selbst weniger kostet, theils als eine ganz fertige Farbe auf einmahl gemahlt oder gedruckt werden kann.

R. Von dem Falschblauen No. 14. und von dem Gelben No. 15.

Von diesen beyden Farben macht man starke Farbbrühen, damit man sowohl dunkelgrüne als durch Verdünnung mit mehr Wasser auch hellgrüne Farben davon machen kann. Zur Entwicklung kann und darf man nichts anders brauchen, fürs Blaue und Gelbe, als den blauen Vitriol, weil dieser sowohl das Blaue als das Gelbe am besten entwickelt; denn weder der Alaun, noch der Bleyzucker, noch die Zinnsolution taugen zur Entwicklung zum Gelben, wenn es zu Grün genommen wird, weil die grüne Farbe davon nicht schön, sondern mißfärbig wird. Wenn man also die Mischung zu Grün machen will, so nimmt man von beyden Farbbrühen, wie sie vom Absud kommen, und rührt auf jedes Maß der gemischten Brühe 4 Loth klein zerstoßenen blauen Vitriol ein. Wegen der Mischung selbst kommt es darauf an, wie man seine grüne Farbe haben will. Zu einem satten Grasgrün nimmt man 2 Maß gelbe und 1 Maß blaue Brühe, mit 12 Loth blauem Vitriol zusammen entwickelt. Durch mehr Blau fällt auch das Grüne dunkler und mehr bläulich aus, oder durch mehr Gelb wird das Grüne heller und fällt mehr ins Gelbliche.

Will man hingegen hellgrüne Farben machen, sie mögen ins Blaue oder Gelbe stechen sollen, so darf man nur die beyden starken Farbbrühen entweder jede besonders, oder wenn

sie schon nach Nothdurft zusammen gemischt und gehörig entwickelt sind, hernach mit mehr Wasser schwächen und verdünnen, wie es die verlangte helle Farbe erfordert, welches sich durch kleine Proben leicht finden läßt.

Zum Gebrauche sowohl für die Mahlerey als Druckerey kann man die grünen Farben mit Gummi oder Stärke verdicken. Zur Mahlerey ist es am besten mit Gummi, zum Drucken aber mit Stärke, nur muß man sie nicht zu dick machen.

Auf solche Art diese grünen Farben gemischt, entwickelt und verdickt, giebt es gewiß schöne Farben, sie mögen mehr ins Blaue oder mehr ins Gelbe fallen, auch sind sie für falsche Farben nicht schlecht, sondern dauerhaft genug in Seife und Lauge zum Waschen, nur muß man sie nicht zu hart angreifen.

No. 17. Falschviolett und Lilac.

Weil zu dieser violetten Farbe nur Holzfarben kommen, so ist sie im eigentlichen Verstande eine falsche Farbe; allein es kommt immer auch wieder darauf an, wie die dazu gehörigen Farben, blau und roth, entwickelt werden, daß sie für sich selbst sowohl, als die aus ihrer Vermischung entstehenden violetten Farben entweder wirklich recht schlecht und falsch, oder doch so ziemlich dauerhaft werden.

R. Blauholzbrühe von No. 14. und Rothholzbrühe von No. 18.

Wie die Blauholzbrühe abgekocht und entwickelt werden soll, kann man unter No. 14 finden, und unter No. 18 ist auch das Rothe klar und deutlich beschrieben. Werden diese beyden

Farben

Farben zu starken Brühen abgekocht, so giebt auch ihre Mischung eine recht dunkle, satte violette Farbe; will man sie hernach heller haben, so kann man sie mit Wasser vermischen und verdünnen nach Nothdurft. Auch kommt es darauf an, ob die Farbe mehr ins Blaue oder ins Rothe fallen soll, um seine Mischung darnach zu machen. Weil nun die Blauholzbrühe immer dunkler als die rothe ist, so nimmt man zur Mischung für ein wahres Violett 2 Theile Roth und einen Theil Blau. Beyde Farben gleich viel zusammen gemischt, wird das Violette zu viel blau; mehr blaue als rothe Farbbrühe, bleibt die Farbe ganz im Blauen stehen, und man sieht kaum einen rothen Schein; hingegen 3 Theile rothe und nur 1 Theil blaue Brühe macht ein Purpurviolett, und bey starker Verdünnung eine Pfirsichblüthfarbe. Wird aber die rothe Holzbrühe nicht für sich besonders entwickelt, sondern nach dem Absieden unter die ebenfalls unentwickelte Blauholzbrühe gemischt, und diese Mischung alsdann erst mit nichts anderm als blauem Vitriol entwickelt, auf das Maß 4 Loth, so fallen alle diese aus mancherley veränderter Mischung der zweyerley Brühen entstehenden violetten Farben wieder anders aus; weniger dauerhaft werden sie nicht, denn der blaue Vitriol ist für Roth und Blau ein gutes Mittel der Entwicklung zu dauerhaften Farben; aber der blaue Vitriol giebt der rothen Farbe eine andere Gestalt, denn er macht sie mehr carmesinroth als hochroth, folglich verändert er auch das aus diesem Rothen und dem Blauen entstehende Violett, daß es nach allen veränderten Mischungen mehr ins Blaue fällt, folglich mehr Roth genommen werden muß, als wenn das

Rothe

Rothe zuvor nach der Vorschrift unter No. 13 auf Hochroth besonders entwickelt worden ist.

Dieses eigentliche fertige Falschviolett ist wegen seiner mehrern Schönheit, Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit, die es vor dem Grappvioletten hat, besonders beliebt und steht der Kattunwaare sehr gut an, wenn es neben andern Farben, allenfalls auch neben dem Grappvioletten zur Mahlerey gebraucht wird, deswegen man es zu Piquee und Musselinen mit vielem Vortheil zu ihrer Verschönerung anwenden kann. Zur Mahlerey muß es mit Gummi verdickt werden.

Wenn man aber das Falschviolette theils zu gedeckten Böden, theils auf andere Art zum Drucken gebrauchen will, so ist es besser, wenn man es mit Stärke verdickt, nur nicht zu viel, sondern sehr geschmeidig, damit die Farbe lieber gleich sich drucken läßt, auf der Waare durchsetzt und beym Auswaschen sich gut reinigen läßt.

No. 18. Falschrothe Holzfarbe.

Man hat verschiedene rothe Farbhölzer, die alle zwar ihre Dienste thun, allein es hat doch immer eines vor dem andern seinen Vorzug, theils weil es reicher an Farbstoff ist, theils weil es schönere Farben giebt, denn das eine macht das Rothe mehr carmosin-, das andere mehr hochroth, das dritte mehr braunroth. Unter allen rothen Farbhölzern enthält der Fernambuk nicht nur die mehresten färbenden Theile, sondern diese geben auch bey rechter und schicklicher Entwicklung die schönste rothe Farbe; er ist seinem Preise nach wohl das theuerste rothe Farbholz, aber er ist so wohlfeil als andere

rothe Farbhölzer, wenn man ihn recht zu benutzen weiß, und man muß deswegen einem jeden Fabrikanten mehr zum Gebrauche des Fernambuks, als jedes andern rothen Farbholzes rathen.

R. 1 Pfund geschnittenen, gemahlenen oder geraspelten Fernambuk.
½ Pfund guten Alaun.
4 Loth Bleyzucker.

Der Fernambuk wird ebenfalls, wie die Farbbeeren, über Nacht mit einem guten Weinessig eingeweicht, so daß er handhoch über den Spänen steht. Den andern Tag wird noch so viel Wasser darauf gegossen, daß es zusammen 4 Maß ausmacht, welche alsdann bis auf 2 Maß Farbbrühe eingekocht werden. Die rothe Farbbrühe wird durch ein Sieb in ein tannenes Geschirr abgegossen, oder in einen steinernen Hafen, oder in einen gläsernen Kolben; wenn die Brühe noch warm, aber nicht mehr heiß ist, so wird der Alaun zuerst hinein gerührt, bis man spürt, daß er in der warmen Farbbrühe sich ganz aufgelöset hat, alsdann rührt man auch den Bleyzucker hinein, läßt es hernach ruhig stehen, daß sich alle erdichten und groben Theile der Farbe, des Alauns und Bleyzuckers zu Boden setzen können, und man zu seinem Gebrauche eine reine, klare aber satte rothe Farbbrühe hat.

Jetzt ist aber die Frage, wie man diese Farbbrühe zum Mahlen oder Drucken benutzen, und was man derselben für eine Gestalt geben will, um zu obbemerkten und angegebenen Mitteln der Entwicklung noch dasjenige hinzuzusetzen, was die verlangte Farbe hervorbringen hilft?

Will man eine schöne karmosinartige rothe Farbe haben, so setzt man dem Alaun und Bleyzucker noch 4 Loth mit Kalk abgezogenen Salmiakgeist

miakgeist hinzu, und rührt ihn erst in die Brühe hinein, wenn sie schon kalt ist. Davon wird die Farbe sehr schön und lebhaft karmosinartig, auch erhält sie dadurch mehr Dauerhaftigkeit.'

Soll es ein vollkommenes Karmosinroth werden, so bleibt der Bleyzucker ganz weg, und man nimmt statt dessen 4 Loth blauen Vitriol und eben so viel Salmiakgeist, auch kann der blaue Vitriol weg bleiben, und statt dessen 8 Loth Salmiakgeist allein zu dem Alaun genommen werden. Läßt man hingegen auch den Alaun weg, und nimmt nur 8 Loth blauen Vitriol und 4 Loth Salmiakgeist zur Entwickelung, so gibt es eine mehr als karmosinrothe, nähmlich eine ins Violette fallende Purpurfarbe.

Wenn man aber seine rothe Farbholzbrühe auf Hochroth oder Türkischroth bestimmen will, und zwar so, daß die Farbe dabey recht satt und stark werden soll, so muß man schon zum Absieden des Fernambuks gar kein Wasser gebrauchen, sondern lauter Essig nehmen. Hernach zur Entwickelung der Farbe nebst dem Alaun und Bleyzucker noch 2 Loth von dem Salmiakgeist und 2 Loth Zinnsolution einrühren.

Der Essig, anstatt des Wassers, der Alaun und Bleyzucker geben der Farbe ihre hochrothe Gestalt und zugleich ihren Leib, ihre Stärke und Sattigkeit, der Salmiakgeist und die Zinnsolution aber machen die Farbe schön, angenehm, lebhaft, lieblich und dabey so dauerhaft, als es möglich ist, daß eine rothe Holzfarbe werden kann.

Sey übrigens diese rothe Farbe eine im vollen Verstande falsche Farbe, so ist sie dagegen eine zur Abwechselung mit der rothen Grappfarbe sehr schöne und beliebte Farbe für Kattunwaaren,

waaren, die besonders auch einem Piquee oder Musselin ein sehr lebhaftes Ansehen gibt.

Man kann diese falsche rothe Farbe sowohl mit Gummi als Stärke verdickt, zum Mahlen und Drucken gebrauchen. Zur Mahlerey ist es besser, sie mit Gummi zu verdicken, die Farbe läßt sich besser verstreichen; will man sie aber um der Menage willen mit Stärke verdickt auch zum Mahlen gebrauchen, so muß man sie nur nicht zu dick machen, und nach dem Abkochen, wenn sie kalt worden ist, durch ein Sieb treiben; auf diese Weise kann man sie zum Mahlen auch gut gebrauchen.

Zum Drucken hingegen ist es immer besser, daß sie mit Stärke verdickt werde, man mag damit drucken wollen, was man will. Wenn man aber eine recht satte Farbe nach dem Auswaschen im Wasser übrig behalten will und das Muster es leiden kann, so ist es gut, daß der Model beym Drucken zweymahl abgeschlagen werde.

Da der Fernambuk sehr reichhaltig an Farbe ist, und beym ersten Absude noch nicht gänzlich alle färbenden Theile verliert, so muß man die Späne noch nicht wegwerfen, sondern nochmahls, jedoch nur mit Wasser absieden, um noch 2 Maß rothe Farbbrühe davon zu erhalten, die dieses zweyte Absieden werth gewesen ist; denn wenn sie auch zu schwach und zu hell wäre, daß man sie zur Mahlerey und Druckerey für Piquee und Musseline, oder jede andere Kattunwaaren nicht mehr brauchen kann, weil dazu immer gute, starke Farbbrühen erfordert werden, so kann man sie doch zum Färben des Grundes bey Mancheſter sehr gut benutzen. Nach Verhältniß der Stärke, die man noch an

der

der Farbbrühe dieses 2ten Absuds findet, muß man auch die Mittel zur Entwicklung nehmen, etwa die Hälfte von der Portion, die man zur ersten, starken Brühe genommen hat, und man kann schöne rosenfarbne, fleischfarbne, pfirsichblüthfarbne Böden davon erhalten, auf welche sich hernach alle andern dunklen Farben, Schwarz, Braun, Violett, Blau, Grün, Oliven ꝛc. mit Vortheil eindrucken lassen.

Mangelt es hingegen an Gelegenheit zu dieser Nutzanwendung der rothen Farbebrühe des 2ten Absudes aus dem Fernambut, so nimmt man dieselbe zum nächsten frischen, ersten Absude anstatt des Wassers und erhält dadurch eine desto stärkere Farbbrühe, oder man richtet das Absieden so ein, daß man 1 Maß Farbbrühe mehr bekommt.

No. 19. Aurorafarbe, aus der Mischung von Roth und Gelb.

Die aus Holzroth und Farbbeerengelb zusammen gemischte Aurorafarbe wird zum Gebrauche der Mahlerey mit Gummi verdickt, zum Drucken aber kann es auch mit Stärke geschehen. Zu hellern Schattirungen davon darf man nur die Mischung mit etwas mehr Wasser schwächen und verdünnen, wovon man schöne helle Farben erhalten kann. Diese Aurorafarbe steht neben Blau, Grün und Violett recht schön und angenehm in der Kattunwaare.

No. 20. Silberfarb, Aschgrau.

Dieses ist eine Schattirung aus dem Schwarzen, und weil sie aus dem Blauholz gemacht

macht wird, so ist sie als eine Holzfarbe auch keine ganz dauerhafte Farbe, sondern gehört unter die falschen Farben, doch kommt es bey dieser Farbe auch wieder darauf an, wie sie entwickelt und hergestellt wird, daß sie dadurch auch mehr oder weniger dauerhaft wird.

R. 1 Maß schwache Blauholzbrühe. Eisenbrühe nach Verhältniß.

Weil man zu einem Asch- oder Silbergrauen natürlicher Weise keine starke Blauholzbrühe gebrauchen kann, sondern diese vorher noch mit 3 bis 4 Theilen mehr Wasser schwächer machen und verdünnen muß, so darf man nur die schon zur ersten Brühe gebrauchten Spähne, eben wie beym Rothholz, den Farbbeeren ꝛc. nochmahl abkochen und sich eine Nachbrühe machen. Nach Beschaffenheit dieser Farbbrühe, so wie nach der Farbe, die man daraus machen will, muß man die Eisenbrühe dazu mischen. Man kann und soll sogleich bey Zusammengießung der Farb- und der Eisenbrühe wahrnehmen und erkennen, ob eines oder das andere genug sey, seine verlangte graue Farbe davon zu erhalten. Die Eisenbrühe ist es allemahl bey der schwarzen Farbe und ihren grauen Schattierungen ganz allein, die man für das Blauholz als das einzige beste Mittel der Entwickelung ansehen und gebrauchen muß, und andere Dinge können nur zur Veränderung der Farben noch dazu gemischt werden.

Wenn man nähmlich das Grau etwas bräunlich haben will, so darf man nur ein wenig blauen Vitriol dazu mischen; soll es einen röthlichen Schein haben, so nimmt man nur wenig Alaun dazu; zu einem grünlichen Schein mischt man eine Gelbholzbrühe darunter.

Diese grauen Farben werden in den Kattunwaaren häufig angebracht, und stehen auch neben schwarzen, rothen, blauen und gelben Farben sehr gut, nur bey Grün und Violett geben sie der Waare ein mattes Ansehen ohne Leben und Schönheit. Man trifft dergleichen dem Auge höchst widrige zusammen gestellte Farben bey den englischen Kattunwaaren viele an; weil aber der Geschmack unter den Käufern sehr verschieden ist, so finden auch diese ihre Liebhaber, und es geschieht oft, daß wirkliche Mißfarben im eigentlichen Verstande, die auch nicht mit Vorsatz gemacht worden sind, sondern wo der Fabrikant oder Färber ganz etwas anders machen wollte, doch gefallen und gesucht werden.

Da die grauen Farben weder in Laub- noch Blumenwerk vorkommen, sondern meist nur in Streifen, breiter oder schmahler, glatt oder faßonirt, so kommt es darauf an, ob man dieselben mit Gummi oder Stärke verdicken will, es kann auf beyderley Art geschehen. Mit Gummi muß man sie wohl dick machen, wenn es Faßonstreifen sind, die man damit drucken will: wenn es aber simple glatte Streifen sind, so dürfen die grauen Farben schon nicht so dick gummirt werden. Mit Kläre verdickt hingegen muß es nicht zu dick gemacht werden, sondern sehr geschmeidig, daß sich die Farben gut damit drucken lassen und durchsetzen können, damit sie beym Auswaschen im Wasser nicht zu viel verlieren, wenn die Farbe nur oben darauf sitzt.

No. 21. Braune falsche Farben.

Weil es bey allen falschen Farben, die man für Kattunwaaren gebraucht, meist darum

zu thun ist, nicht nur die theuren Grappfarben dadurch zu ersparen, sondern auch der langwierigen Bleiche damit auszuweichen und die Waaren bald fertig zu machen, wenn man sich lauter schon fertiger Farben dazu bedient; so sind auch die braunen Farben dazu eben so dienlich, nützlich und nöthig, als alle vorhergehende, weil sie als dunkle Farben, zu andern helleren Farben, besonders auf Gelb, Blau und Grün schön abstechen, und in mancherley Gegenständen der Muster anwendbar sind.

Die braunen Farben setzen immer schon eine Mischung von zwey auch dreyerley andern fertigen Farben voraus, denn einfache Farben können es nicht seyn, sondern ihre Zubereitung, bestehet aus einer Mischung von Roth, Schwarz und Gelb, und je nachdem diese Mischung gemacht wird, fällt auch die Farbe dunkler oder heller, mehr roth oder schwarz oder gelblich aus; alle drey Farben müssen immer stark seyn, denn schwache Farben machen nicht braun.

Man kann jede Farbe zuvor besonders entwickeln, und alsdann nach Nothdurft der braunen Farbe, die man haben will, zusammen mischen, oder man kann nur die Farbbrühen, wie sie vom Absud kommen, zusammen mischen, und alsdann erst diese Mischung entwickeln.

Zu einem dunkeln Kastanien- oder Nelkenbraun mischt man 1 Theil Roth-, 2 Theile Blauholz und ½ Theil Eisenbrühe zusammen.

Zu Mordoré 2 Theile Roth-, 1 Theil Blauholz und 1 Theil Eisenbrühe. Zu Carmelit 1 Theil Roth-, 1 Theil Blauholz, 1 Theil Gelb, und 1 Theil Eisenbrühe.

Andere braune Farben macht man eigentlich auf Kattunwaaren nicht, übrigens ist es leicht

durch veränderte Mischungen auch noch andere braune Farben, dunkler oder heller, hervor zu bringen, nähmlich die Puce-braune, rehbraune, zimmetbraune ꝛc.

Wenn zu diesen Mischungen schon fertig entwickelte Farben genommen werden, so müssen sie doch noch nicht gummirt seyn, weil sich gummirte Farben nicht so gern und innig mit einander vermischen, daß man recht gleiche Farben davon erwarten dürfte.

Man kann aber auch bloße unentwickelte Farbbrühen zu den braunen Farben unter einander mischen, und hernach erst auf einmal entwickeln. Nähmlich für

Dunkelbraun: 1 Maß Roth-, 2 M. Blauholzbrühe, und ½ M. starke Eisenbrühe, und noch 4 Loth Alaun und 4 Loth blauen Vitriol, jedes klein zerstoßen darein rühren.

Mordocé: 2 M. Roth-, 1 M. Blauholzbrühe, ½ M. gute Eisenbrühe, mit 8 Loth Alaun, 2 Loth blauen Vitriol.

Carmelit: 1 M. Roth-, 1 M. Blauholzbrühe, 1 M. Eisenbrühe, 1 M. Gelb, und nichts als 8 Loth blauen Vitriol darunter gerührt.

Man kann diese und andere beliebige Mischungen zu braunen Farben mit Gummi oder Stärke verdickt gebrauchen zum Drucken, denn zum Einmahlen braucht man sie so wenig als die grauen Farben. Um der dazu kommenden Eisenbrühe willen sind sie eben auch keine so ganz falsche Farben, sondern hierin den Olivenfarben gleich zu achten; denn wo die Eisenbrühe hinkommt, das kann keine ganz falsche Farbe

mehr

mehr heißen, weil bey allem Waschen dieser Grund nie ganz verlohren geht, sondern sich allemahl erhält, wie der gut blaue Grund beym Grünen.

Außer den bisherigen Farben gibt es noch solche, die, von allen Seiten betrachtet, wirklich ganz falsch sind, da sie nicht einmahl das Auswaschen im bloßen kalten Wasser wohl vertragen können, ohne sehr viel zu verlieren. Aber eben diese falschen Farben sind auch die schönsten, und daher kann man sie allenfalls neben andern bessern Farben sehr wohl in den Manchestern, Piquees und Musselinen zu ihrer Verschönerung anbringen, nur muß nicht zu viel davon hinein kommen; und damit man die ganze Schönheit dieser falschen Farben auf der Waare behalte, so muß man dieselbe zuletzt in die Waare einmahlen oder drucken, wenn andere bessere Farben schon darin ausgewaschen und getrocknet worden sind, und die zuletzt eingemahlten oder gedruckten Farben wäscht man hernach nicht aus, sondern wenn sie auf dem Stücke abgetrocknet worden sind, so bringt man sie nur unter die Appretur.

No. 22. Falschblau, aus der Indig-Tinctur.

Zu dieser blauen Farbe, welche man nicht nur zum Mahlen und Drucken, sondern auch zum Färben, und beym Bleichen zur Reinigung und zum Weißmachen der weißen Waare gebrauchen kann, nimmt man:

1 Loth ff. Indigo Quatimalo.
6 Loth gutes rauchendes Vitriolöhl.

Der Indigo wird zuvörderst klein zerstoßen und gesiebt, und in ein starkes gläsernes, porzel-

ſänenes, oder ſteinernes Geſchirr gethan, und das Vitriolöhl wird nach und nach darüber gegoſſen, und mit einem hölzernen Rührer wohl umgerührt. Es wird ſich mit einander erhitzen und ſtark aufbrauſen, mit einem ſtinkenden und erſtickenden Rauch. Man läßt es 24 Stunden ſtehen, und rührt es unter dieſer Zeit öfters um, ſo wird der Indigo vollkommen zu einer ſehr ſchönen blauen Farbe aufgelöſet, die man aber auf dieſe Art noch nicht gebrauchen kann, ſondern man muß ſie zuvor noch mit mehr Waſſer verdünnen, ſonſt würde das Vitriolöhl mit ſeiner korroſiven Schärfe alle Waare durchfreſſen und verbrennen, auf welche ſie gemahlt oder gedruckt wird. Man gießt alſo noch ſo viel friſches, reines Waſſer dazu, daß man noch eine ſatte, lebhafte blaue Farbe davon erhalten kann, wozu wenigſtens noch 1 Maß Waſſer genommen werden darf.

Ohne einen weitern Zuſatz gibt dieſes ſchon ein ſehr ſchönes ſächſiſches Blau zum Mahlen oder Drucken. Werden aber 2 Loth Zinnſolution darunter gerührt, ſo wird die Farbe verändert, und fällt mehr ins Fayenceblaue, desgleichen mit einem Zuſatze von 4 Loth Alaun. Auch ein deſtillirter Weineſſig macht ſie ſchöner, wenn man ſtatt der Zinnſolution eben ſo viel darunter miſcht. Ueberhaupt alle Säure treibt dieſe blaue Farbe ins ſchöne Hellblau.

Nimmt man hingegen eine kauſtiſche Lauge von Kalk und Potaſche, oder eine flüchtige Lauge von Salmiak mit Kalk abgezogen, und miſchet etwas davon unter dieſe Indig-Tinctur, ſo fällt ſie nicht nur dunkler, ſondern auch mehr röthlich-blau aus, und man kann ſie dadurch, beſonders durch die kauſtiſche Lauge, und wenn die

Tinctur

Tinctur selbst mit weniger Wasser vermischt wird, recht dunkelblau machen.

Uebrigens mag man unter diese saure Auflösung des Indigo noch mischen, was man will, so wird die Farbe nicht im geringsten dadurch gebessert, fester und dauerhafter gemacht, sondern sie ist und bleibt bey dieser Entwickelung, die den eigenen Bestandtheilen des Indigos ganz entgegen ist, zwar die schönste, aber auch die schlechteste und unhaltbarste blaue Farbe, die man zur Mahlerey allemahl mit Gummi, zum Drucken aber mit Stärke verdicken muß.

No. 23. Falschblau, aus dem Berlinerblau.

Dieses Falschblau wird zwar noch etwas schöner und feuriger als das vorige, aber nicht besser, sondern fast noch schlechter, denn es verliert schon beym Auswaschen im bloßen Wasser noch mehr als das vorige. Wenn man aber das Falschblaue nicht ins Wasser bringt, sondern wenn es auf der Waare abgetrocknet ist, sogleich zur Appretur bringt, so ist keines besser oder schlechter als das andere, und man hat dabey nur auf mehrere Schönheit zu sehen. Am schönsten erhält man zum Gebrauch der Mahlerey und Druckerey das Berlinerblau auf folgende Weise.

Man nimmt ein schönes, feines Berlinerblau, und reibt es recht fein zu einem Pulver. Ueber dieses fein gepülverte Berlinerblau wird so viel Scheidewasser gegossen in einem Glase, porcellainen- oder steinernen Geschirr, als man zur Auflösung des Indigo Vitriolöhl nimmt, nähmlich auf 1 Loth Berlinerblau 6 Loth Scheidewasser, welches eben so mit einander auf-

braust, wie der Indig und Vitriolöhl, bis das Berlinerblau ganz von dem Scheidewasser aufgelöset, und zu einem recht schönen Blau entwickelt ist; in 24 Stunden ist diese Auflösung allemahl geschehen, und man erhält eine ganz starke, mehr dunkel als hellblaue Tinktur davon, die man noch mit mehr Wasser verdünnen muß, wie die Indigtinktur, wenn man sie als eine schöne hellblaue Farbe zum Mahlen und Drucken gebrauchen will; zur Verdünnung kann man aber auch einen guten Weinessig zur Hälfte oder zum vierten Theil nehmen, und das übrige Wasser, die Farbe wird davon schöner. Zum Mahlen wird sie mit Gummi und zum Drucken ebenfalls, kann aber auch im letztern Fall mit Stärke verdickt werden, nur muß man diese Farbe nicht ins Wasser bringen und auswaschen, denn dadurch verliert sie nicht nur viel von der Farbe selbst, sondern noch vielmehr von ihrer Schönheit, und wird mehr grau.

Schöner und lebhafter, als jede dieser 2 falschblauen Farben allein, wird ihre Vermischung. Dieses gibt das schönste und vortreflichste Hellblau, das man nur sehen kann. Wäre es eben so gut und dauerhaft, so wäre keine andere blaue Farbe damit zu vergleichen. Man kann zu dieser Mischung jede derselben zuvor besonders entwickeln, und alsdann erst nach Belieben davon unter einander mischen. Man kann aber auch die Mischung so machen, daß man das zart gepülverte Berlinerblau anstatt des Scheidewassers von der schon fertigen Indigtinktur, ehe sie mit Wasser verdünnet wird, darauf gießet, welches das Berlinerblau ebenfalls mit einem starken Aufbrausen vollkommen auflöset, und wenn diese Auflösung geschehen ist, so

wird,

wird hernach erst diese Mischung noch mit dem nöthigen Wasser verdünnet. Auch diese Vermischung giebt der Farbe, die man davon erhält, nur bloß mehrere Schönheit und nicht mehr Festigkeit, sondern es ist und bleibt von diesen dreyerley Arten blauer Farben eine so schlecht und unhaltbar als die andere. Wer aber falsche blaue Farben zu Manchestern, Piquees oder Musselinen nehmen will, der kann keine schönere dazu wählen. Auf der englischen Waare siehet man dergleichen falsche Farben genug, und Niemand stößt sich daran; ein Beweis, daß es Leute genug giebt, welche beym Einkaufen der Kattunwaaren mehr auf schöne als dauerhafte Farben sehen, und lieber das Letztere, als das Erstere missen wollen.

Der Herr Gülich gibt ferner nun auch ein Falschgrün, aus der Indigtinctur, oder Berlinerblau und Gelb, so wie ein Falschviolet und Lilac, aus eben diesen blauen Farben und dem Rothen No. 18 an, deren nähere Beschreibung in seinem angeführten Werke nachzusehen ist.

No. 24. Das sogenannte Tafelschwarz.

Eine falsche Farbe ist dieses nach allen Theilen, weil sie weder im kalten, noch warmen Wasser ausgewaschen werden darf, ohne daß sie sehr viel, und mehr als die Hälfte verliert, und kaum eine graue Farbe davon übrig bleibt; alle Künsteleyen, die man zu ihrer Befestigung auf der Waare anwendet, schützen sie doch nicht vor dieser Unhaltbarkeit, und es ist schlechterdings unmöglich, ein dauerhaftes, bleichfestes Schwarz zu machen, wenn es nur als ein fertiges Schwarz

aufgedruckt, und nicht eingefärbt wird. Man will zwar dieses Tafelschwarz durch Firniß und Oehl auf die Kattunwaare befestigen, aber dieses hilft nur so viel, daß das Wasser diese Farbe nicht so schnell angreifen, auflösen und wegnehmen kann, als wenn sie nur mit Gummi verdickt aufgetragen wird; eine gründliche Dauerhaftigkeit erlangt sie dadurch nicht.

Zu dieser Farbe nimmt man nun:

Buchdruckerschwärze,
Eisen- und Blauholzbrühe.

Zum Färben in der Blauholzbrühe, und mit Eisenbrühe vorgedruckt, erhält man wohl ein vollkommenes und bleichfestes Schwarz, aber nicht auch durch Vermischung der Eisenbrühe mit der Blauholzbrühe eine fertige eben so vollkommene, feste schwarze Farbe zum Drucken. Beydes ist nicht einerley, und so wenig möglich, als wenn man durch einen mit allem Fleiß gemachten Absud des besten Grapps, der mit allem dem, was die Grappfarben nur möglich schön und bleichfest machen kann, entwickelt worden wäre, eine fertige rothe Grappfarbe zum Drucken herstellen wollte, die eben so schön, gut und fest wäre, als das vorgedruckte und hernach im Grapp gefärbte Roth allgemein ist. Und so kann ich ja auch mit dem Satz einer blauen Indigfarbe, die zum Mahlen gebraucht wird, wenn ich warm oder kaltes Wasser darauf gieße, noch ein schönes Mittel-, fast Dunkelblau färben, das mir zum Mahlen oder Drucken nicht mehr ein nur ganz helles Blau gegeben hätte. Und dieser Unterschied zwischen einer fertigen Farbe zum Mahlen und Drucken, und einer im Kessel gefärbten Farbe findet bey allen Farben durchgehens Statt.

Wenn

Wenn man also eine eben so dunkle fertige schwarze Farbe zum Drucken haben will, als man sie durchs Färben erhalten kann, so muß man der flüssigen Blauholz- und Eisenbrühe einen soliden schwarzen Körper geben, und dazu thut eigentlich jede schwarze erdichte Materie gute Dienste. Die Buchdruckerschwärze, Kienruß, Kohlenstaub ꝛc. sind solche körperliche Theile, welche man der Blauholz- und Eisenbrühe zusetzen muß, um eine recht dunkle fertige schwarze Farbe zum Drucken davon zu erhalten. Diese schwarzen erdichten Theile werden mit Eisenbrühe auf das feinste und zarteste in einer Reibschale abgerieben, daß man davon eine nicht gar zu dicke, sondern etwas flüssige Masse bekommt, die man hernach noch mit Blauholzbrühe, ohne vorherige Entwicklung, vollends so viel verdünnet, daß sie mit Gummi oder Stärke verdickt sich gut drucken läßt und eine satte schwarze Farbe auf die Waare giebt. Nimmt man zum Verdicken anstatt des Gummi oder der Stärke einen Firniß, so wird die schwarze Farbe davon nicht besser, sondern hält nur das Auswaschen im kalten Wasser besser aus, weil dieses einen Firniß nicht so leicht angreift und auflöset, als den Gummi oder die Stärke.

Die Hauptsache dabey ist, 1) daß man eine recht starke Eisen- und Blauholzbrühe dazu nimmt; 2) daß man die schwarze Erde der Buchdruckerschwärze recht fein abreibt, damit es sich recht gut auftragen läßt, und keine groben Theile auf die Waare absetzt; 3) daß die Mischung dieser schwarzen Erde mit der Eisen- und Blauholzbrühe im gehörigen Verhältnisse stehe.

Wer das Tafelschwarz braucht, dem ist es allemahl am meisten darum zu thun, desto geschwinder

schwinder mit der Ausfertigung seiner Waare abzukommen, und die Bleichzeit damit zu gewinnen, welche ein gefärbtes Schwarz erfordert. Ueberhaupt, wem es um dieses zu thun ist, und wer den Grapp und andere Kesselfarben ersparen, dagegen schöne, ins Gesicht fallende Farben auf seine Waare bringen und solche schnell ausfertigen will, dem können die bisher beschriebenen falschen Farben die besten Dienste thun.

Will man aber seine rothen, violetten und schwarzen Farben als Haupt- und Grundfarben ächt und gut haben, wasch- und bleichfest, so färbt man diese nach Vorschrift, und setzt alsdann nur noch von den übrigen Farben nach Belieben oder Beschaffenheit des Musters als Illuminirfarben dazu, unbekümmert, ob sie gut oder falsch, wenn sie nur schön und lebhaft sind, und der Waare ein gutes Ansehen geben.

Wer hingegen lauter gute Farben auf seine Waaren bringen will, der muß nicht nur die Hauptfarben einfärben, sondern auch zu den Illuminirfarben noch solche wählen, die theils als ganz fest, theils als halb fest und besser, als die ganz falschen bekannt sind.

4te Abtheilung, diejenigen Farben, welche auf die Waare eingefärbt werden.

Was bisher von guten und schlechten, von Vordruck- und Eindruckfarben, von Farben zur Mahlerey und Druckerey gesagt worden ist, hat mehr Bezug auf Piquee und Musselin gehabt, weil diese 2 Waarenartikel meist nur auf weißen Grund gedruckt werden, und also auch mehrere Farben erfordern, die theils eingemahlt, theils eingedruckt werden; was hingegen in dieser 4ten

Abthei-

Abtheilung von Farben gesagt werden wird, die eingefärbt werden, das bezieht sich mehr auf Manchester, weil dieser Artikel, sowohl Sommer- als Winterwaare, mehr mit gefärbtem Grunde gemacht wird, auf den hernach noch andere fertige Farben eingedruckt werden. Uebrigens können diese eingefärbten Farben eben so wohl auf alle Kattunwaaren gebraucht werden.

No. 1. Schwarz, aus dem Blauholz.

Der ganz schwarze Grund taugt anders nicht für den Manchester, als in so fern Gold oder Silber darauf gedruckt wird, weil keine andere Farbe, sie sey so hell als sie wolle, sichtbar darauf absticht; es wäre denn, daß man nur weiße, gelbe, grüne, blaue und rothe Erdfarben darauf drucken wollte, die auf dem schwarzen Grunde nur obenauf sitzen, und also mit demselben deswegen gut abstechen, weil sie ihn bedecken. Man mag aber einen ganz schwarzen Grund benutzen wie und wozu man will, so ist es nöthig, die Vorschrift dazu hier zu geben, wie er am schönsten und dauerhaftesten gemacht werden könne und solle.

R. Eine gute, starke Eisenbrühe.
Einen starken Absud vom Blauholz.
Eine nur leichte Galläpfel- oder Sumac-Brühe.
Ein wenig ganz schlechten Grapp.

Der Grapp gibt der Farbe mehr Dauerhaftigkeit, und die Galläpfel oder der Sumac geben der Farbe mehr Dunkelheit.

Bey der schwarzen Farbe auf Kattunwaaren, die für die Bleiche bestimmt sind, wird die Eisenbrühe als ein Grund der Entwicklung mit

Stärke

Stärke verdickt, bekanntlich aufgedruckt, die Waare mag hernach im Grapp oder im Blauholz gefärbt werden; bey einem ganz schwarzen Grunde aber, der nicht auf die Bleiche kommt, wird die Waare zuerst in der Eisenbrühe gebeitzt, welches kalt oder warm geschehen kann; kalt aber ist besser, nur erfordert es mehr Zeit. Ehe man die Waare in die Eisenbrühe legt, muß man sie zuvor im warmen Wasser durchnetzen, damit die Eisenbrühe solche besser durchdringt, und die Farbe hernach recht gleich wird. Man läßt die Waare ein Paar Stunden in der Eisenbrühe liegen, wendet sie aber in solcher Zeit einigemal um. Will man hingegen die Waare in der warmen, nicht kochenden Eisenbrühe beitzen, so haspelt man sie ohne vorheriges Netzen etwa eine halbe Stunde lang hin und wieder. Wenn die Waare aus der kalten oder warmen Eisenbrühe genommen wird, so ringt man sie über dem Geschirre, worin die Eisenbrühe ist, wohl aus, und hängt sie zum Trocknen auf. Die nähmliche Eisenbrühe hebt man immer nur wohl auf; denn so lange nur ein Tropfen davon übrig ist, kann man sie auch noch brauchen, man darf immer nur etwas frische gute Eisenbrühe dazu thun.

Wenn man nun diese in der Eisenbrühe gebeitzte Waare färben will, so gehört dazu wieder eine starke Blauholzbrühe; wie diese abgekocht wird, ist schon bey der falschblauen Farbe aus dem Blauholz unter No. 14. gesagt. Man rechnet auf 1 Stück Kattunwaare von 10 Stab wenigstens 1 Pfund Blauholz, ist sie sehr breit oder dick, auch 1¼ bis 1½ Pfund. Wenn man nun von einem Pfunde Blauholz nicht mehr als 2 Maß Blauholzbrühe absiedet, so ist leicht zu begrei-

begreifen, daß man daran nicht genug Farbbrühe habe, um 1 Stück Waare von 10 Stab darin färben zu können. Man thut also noch so viel Wasser hinzu, als nöthig ist, seine Waare darin zu färben; denn wenn man nur 2 Maß Blauholzbrühe unter einen ganzen Kessel voll Wasser gießt, färbt aber nur 1 Stück Waare darin, so wird dieses gewiß alle Farbe an sich ziehen und das Wasser so leer zurück lassen, als es in den Kessel gekommen ist.

Ehe man seine gebeitzte Waare färbt, wird sie zuvor durch ein warmes Wasser gezogen, daß sie davon ganz durchnetzt wird. Denn es ist besser, daß man beynahe ganz kalt zu färben anfängt, und in einer kalten Farbbrühe netzt die in der Eisenbrühe gebeitzte Waare nicht gerne, und die Farbe wird hernach ungleich. In die Blauholzbrühe rührt man zu mehrerer Dauerhaftigkeit der schwarzen Farbe auf ein obbemeldtes Stück Waare etwa ¼ Pfund nur ganz ordinairen Grapp, den man Mull heißt, ein, denn zur schwarzen Farbe ist dieser eben so gut als der feinste Grapp. Man fängt also nur kaum lau an zu färben, und läßt eine Stunde lang die Wärme und Hitze nach und nach ansteigen, zuletzt läßt man die Waare noch eine Viertelstunde lang kochen, alsdann die Waare auf den Haspel getrieben, daß man sie ablaufen lassen und zum Auswaschen ins fließende Wasser bringen kann, wohl ausgerungen und in die kalte Schmakbrühe gelegt, oder eine Stunde lang darin hin und wieder gehaspelt. Zu dieser Schmakbrühe wird auf 1 Stück Waare ½ Pfund auch nur ¼ Pfund Schmak genommen; man kocht denselben besonders ab, und gießt die Brühe in mehreres kaltes Wasser,

um die Waare nur in die kalte Brühe zu bringen. Aus dieser Schmalzbrühe wird die Waare wieder im fließenden Wasser rein ausgewaschen, wo möglich ausgewalkt, aufgehängt und getrocknet. Nimmt man statt des Schmalzs die Galläpfel, so ist die Hälfte des Gewichts genug dazu. Auf diese Weise bekommt man recht satt und dunkelschwarz gefärbte Kattunwaaren mit einem sammetartigen Glanz und Angriff.

No. 2. Dunkel- und hellgraue Farben.

Wenn man schwarze Waaren braucht und macht, so hat man nicht nöthig, das geringste von frischen Farb- oder Beitzmaterialien zu den grauen Farben zu verwenden, sondern man benutzt blos die übrigen Brühen von dem Schwarzen. Es kommt dabey nur darauf an, wie dunkel oder hell man seine grauen Farben haben oder was man ihnen für eine Gestalt geben will, um die von dem Schwarzen übrig gebliebenen Beitz- und Farbbrühen zu den grauen Farben so zu gebrauchen, wie sie sind, oder sie noch etwas mehr mit Wasser zu schwächen, oder noch etwas weniges von andern Salzen dazu zu thun, welche die grauen Farben dahin verändern, wie man sie haben will.

Man behält nähmlich von der Eisenbrühe, die man zur Beitze für das Schwarze gebraucht hat, noch viel übrig, das auch noch stark genug von Eisentheilen ist, um davon eine ganz dunkelgraue Farbe zu bekommen, wenn die Waare nach der Beitze in die übrige Blauholzbrühe kommt. Wenn also nur hellgraue Farben gemacht werden sollen, so muß man entweder diese Eisenbrühe noch schwächer machen mit Wasser,

ser, oder um kürzer davon zu kommen, thut man sogleich die übrige Blauholzbrühe in den Kessel, und rührt von der Eisenbrühe so viel darunter, als nöthig ist, die verlangte hellgraue Farbe zu erhalten. Man kann sich auch damit helfen, wenn man die Waare in die nur handwarme Brühe bringt, daß man sie längere oder kürzere Zeit im Kessel läßt, und bey solchen Farben, die nur eine gewisse bestimmte mehr oder weniger helle Schattirung haben sollen, muß man beym Hin- und Wiederhaspeln jedes Stück öfters untersuchen, wie die Farbe zunimmt, damit man die Waare zu rechter Zeit aus dem Kessel thut, ehe sie zu dunkel wird.

Auf eine andere Art kann man die grauen Farben machen, daß man die Eisenbrühe und die Sumak- oder Galläpfelbrühe unter einander gießt, und die Waare, wenn sie zuvor im warmen Wasser genetzt worden ist, hinein legt, oder diese gemischte Brühe nur kalt in den Kessel thut, und die Waare eine Stunde lang darin hin und wieder haspelt. In dieser gemischten Beitze allein kann die Waare eine schöne und dauerhafte graue Farbe erhalten ohne die Blauholzbrühe; durch die Blauholzbrühe aber wird die Farbe nach Gefallen verändert, wie ich schon bey der grauen Farbe zum Drucken gesagt habe, wenn sie im Kessel warm geworden ist, daß man noch etwas weniges blauen Vitriol, Alaun, Kochsalz oder Salmiacgeist hinein rührt, und alsdann die in der gemischten Beitzbrühe gewesene Waare dadurch zieht oder haspelt, bis es genug ist.

Auf diese Art kann man mancherley dunkle oder helle grauen Farben für den Grund auf Sommer- und Wintermanchester, auch andere

Kattunwaaren erhalten, die gleichsam nichts kosten, weil man nur die übrig gebliebenen Brühen von dem Schwarzen dazu benutzt hat. Wenn aber nichts Schwarzes gemacht wird, daß man also auch keine übrigen Farb- und Beitzbrühen davon hat, so muß man für die grauen Farben freylich besondere Farben und Beitzen machen.

In diesem Falle kommt man am geschwindesten davon, wenn man entweder einen schwachen Absud von Schmak oder Gallärpfeln macht, auf 1 Stück etwa 4 Loth Schmak, oder 2 Loth Gallärpfel gerechnet, und darein etwas weniges Eisenbrühe rührt, die Waare alsdann, wenn sie zuvor im warmen Wasser genetzt worden ist, dadurch zieht, oder darin hin und wieder haspelt, bis die Beitze angefallen ist; alsdann bringt man sie in die ebenfalls nur schwache Blauholzbrühe, die man nach Gefallen oder nach Nothdurft der grauen Farbe, die man verlangt, mit obbemeldten Salzen verändert. Die Blauholzbrühe selbst, wenn man eine frische machen muß, hat man nie nöthig schwach abzusieden, sondern man bleibt bey obiger Vorschrift; denn eine starke Farbbrühe ist leichter schwach und hell gemacht, als eine schwache dunkel. So oft man aber eine Farbbrühe abkocht, muß man nie vergessen, nach dem ersten Absude noch einen zweyten zu machen, obgleich er nur ganz hell wird, um den Farbestoff, er sey welcher er wolle, recht auszunutzen. Beyde Brühen kann man hernach zusammen gießen, oder jede besonders gebrauchen, wozu sie am besten taugt.

Auf die hellgrau gefärbten Mancheſter lassen sich hernach fast alle andern Farben in mancherley beliebiger Façon nach der Zeichnung eindrucken, die aber freylich weder auf diesem, noch

auf

auf einem andern gefärbten Grunde bleiben, wie sie sind, sondern von dem Grunde allemahl eine kleine Veränderung annehmen, wenn diese eingedruckten Farben nach der Hand ausgewaschen werden; wenn man sie hingegen nicht auswäscht, sondern nach dem Eindrucken und Abtrocknen unter die Appretur bringt, so bleibt sie mehr, was sie selbst ist, und wird nicht verändert.

No. 3. Gutes Blau, aus der kalten Indigküpe.

Weil auch auf einem dunkelblauen Grunde nichts anders als etwa Gold und Silber gedruckt werden kann, da andere Farben nicht gut darauf abstechen, so soll man eigentlich auf einen Manchester zum Drucken bestimmt, keinen andern als mittel- oder hellblauen Grund färben, und wenn dieser blaue Grund nicht nur gut und dauerhaft, sondern auch schön und lebhaft werden soll, so thut gewiß die kalte blaue Indigküpe dazu die nützlichsten und besten Dienste.

Hier folgt eine Vorschrift zu kleinen Ansätzen, wornach man sich auch im Großen weiter wird helfen können.

R. 1 Loth guten Indigo.
3 Loth frischen Kalk.
3 Loth ordin. Kupferwasser (oder Eisenvitriol).
1½ Loth Auripigment.

Man nimmt zum Geschirr für diese kleine Indigküpe ein Zuckerglas, das ein Maß hält. Den Indig stößt man zuerst in einem eisernen oder messingenen Mörser klein, hernach reibt man ihn mit ein halb Maß Wasser so fein ab, daß er ganz im Wasser hängen bleibt, und wenn

man es eine Viertelstunde ruhig stehen läßt, sich nichts grobes mehr von dem Indig zu Boden setzt.

Diesen auf das feinste abgeriebenen Indigo gießt man nun in das Zuckerglas, welches mehr hoch als weit seyn muß, und das übrige halbe Maß Wasser dazu, nur daß das Glas nicht ganz voll gemacht wird, sondern für den Kalk, Vitriol und Auripigment, als Mittel zur Entwickelung, und auch für die Blumen, welche die Farbe bey der Entwicklung aufwirft, noch ein Paar Querfinger hoch leer bleibt. Der Kalk, den man zuvor entweder klein zerstößt, oder an der Luft von selbst zerfallen läßt, wird zuerst hinein gerührt, und davon wird man schon nicht nur den Anfang der Entwicklung in dem Glase sehen, weil die Brühe bereits eine andere Farbe, und auch auf der Oberfläche Blasen bekommt. Man läßt es so etwa eine Stunde stehen, rührt es hernach nochmahls wohl auf, läßt es wieder eine Stunde ruhig stehen, und rührt sodann den Vitriol, ebenfalls klein gestoßen, hinein. Von der Wirkung des Vitriols erhält die Farbe wieder eine andere Gestalt und wird grün, auch werfen sich mehrere Blumen auf, die schon etwas kupferig aussehen. Man läßt die Farbe auch wieder ein Paar Stunden stehen, und rührt sie unter solcher Zeit einmahl wohl auf. Endlich kommt auch noch das Auripigment fein gestoßen dazu hinein, welches recht wohl eingerührt werden muß, weil es sich nicht recht gern damit vermischt, sondern oben auf liegen bleiben und schwimmen will, bis es nach und nach sich mit der Brühe vereinigt, und alsdann erst die völlige Entwicklung der Farbe vollenden hilft. Sobald man an der Farbbrühe, wenn sie sich aufgehellt

hat, und die erdichten Theile des Kalks, Vitriols ꝛc. sich zu Boden gesetzt haben, sieht, daß das Helle röthlichgelb in dem Glase steht, die Blumen aber ganz feurig kupferfarbig aussehen und dick beysammen stehen, so schiebt man diese Blumen bey Seite, und taucht ein baumwollenes Fleckchen hinein, kommt dieses schön Gelbgrün heraus und wird an der Luft blau, beym Auswaschen im Wasser aber erst noch recht schön, rein und lebhaft blau, so ist die Farbe ganz vollkommen entwickelt zum Gebrauche. So lange man aber diese Kennzeichen und Beweise der Entwicklung noch nicht sieht und findet, so muß man sie immer noch wohl aufrühren und wieder stehen lassen, bis alles in gehöriger Ordnung ist. So oft man aus der hellen Brühe etwas herausgefärbt hat, (das, was man färbet, darf aber nie bis auf den Satz auf dem Boden reichen, sondern muß immer in der hellen Farbbrühe gehalten werden,) diese aber doch durch die Bewegung nach und nach trübe wird, hört man mit dem Färben auf, rührt die Farbe wieder wohl auf, und läßt es wieder stehen, bis sie hell geworden ist. Wenn man so viel heraus gefärbt hat, daß die Farbe anfängt schwach und matt, mehr grau als blau zu werden, so rührt man die halbe Portion von dem erstmahl genommenen Kalk, Vitriol und Auripigment, eins ums andere nach und nach wieder hinein, wodurch die Farbe erfrischt, und die darin noch unentwickelt zurück gebliebenen Farbtheile vollends aufgeschlossen werden, daß man allemahl auch noch die Hälfte so viel anfangs wieder daraus färben kann.

Dieses ist die beste Methode für einen Anfänger und Ungeübten in der Farbkunst sich

mit den Blaukupen zum Gebrauch der Färberey im Kleinen, und ohne große Kosten bekannt zu machen; denn in dem Glase kann man die ganze Wirkung der Mittel zur Entwicklung, und die Veränderung, welche mit der Farbe vorgeht, sehr schön sehen und sich solche zu seiner Kenntniß merken.

Wenn man zu seiner Manchesterfärberey keine dunkelblaue Farbe braucht, sondern nur Mittel- und Hellblau: so muß man seine Küpe im Großen darauf anlegen, daß mehr Wasser dazu kommt, als wo man Dunkelblau färbt; und erhält man zuletzt, nach dem Auffrischen der Küpe kein schönes Hellblau mehr, sondern nur ein schwaches Perlfarb, so macht man doch auch dieses noch, und bringt die Waare nach der Hand in eine frische Farbe, damit sie ihre Schönheit vollends erhält, und auf diese Weise benutzt man seine blauen Farben ebenfalls recht wohl, ehe man die Küpe ausleert und eine frische Farbe ansetzt.

No. 4. Falschblau, aus dem Blauholz.

Den Absud des Blauholzes zu machen findet man bey der schwarzen Farbe. Um einen falschen dunkelblauen Grund auf Manchester ist es nicht zu thun, weil ohnehin das dunkle nicht dazu schicklich ist; also wenn man einen falschblauen Grund macht, soll es nur ein Hellblau seyn, den man freylich aus dem Blauholz auch noch schön genug machen kann, wenn es darum zu thun, den Indigo zu sparen.

Wenn der erste starke Absud von dem Blauholz gemacht ist, so macht man auch noch den andern, um das Blauholz nicht zu früh weg-

zuver-

zuwerfen, beyde Brühen gießt man alsdann zusammen, und die Farbe wird stark genug zu Hellblau, wenn man von dem zweymahligen Absieden eines Pfundes Blauholz wenigstens 4 Maß Farbbrühe erhält, und damit können 2 Stücke Manchester zu 10 Stab schön und satt Hellblau gefärbt werden. Man thut also die Blauholzbrühe in den Kessel und noch so viel Wasser dazu, daß 2 Stücke Waare darin Platz finden, wenn man sie über den Haspel treibt. Die Brühe wird handwarm gemacht, und auf jedes Maß wirkliche Blauholzbrühe 4 Loth blauer klein gestoßener Vitriol, mithin für 4 Maß Farbbrühe 16 Loth aufgelöset, und noch 4 Loth Salmiakgeist dazu gegossen. Die Waare wird zuerst auch im warmen Wasser genutzt, und sodann in die Farbbrühe eingehaspelt, worin man sie so lange läßt, bis man bey der Untersuchung siehet, daß die Farbe stark genug für ein Hellblau angefallen ist, alsdann wird die Waare herausgehaspelt, und im fließenden Wasser wohl ausgewaschen, und im Schatten abgetrocknet.

No. 5. Falschblau aus der Indigtinctur.

Dieses ist nicht nur für das Auge die schönste hellblaue Farbe, sondern es zeigen sich auch alle dunkle Farben, die man auf einen solchen hellblauen Grund druckt, recht gut: wie dieses Falschblau angesetzt und gemacht werde, ist oben bey den Mahlfarben schon gesagt worden; hier wollen wir also nur ihren Gebrauch für einen blauen Grund auf Manchester zeigen, damit diese Farbe ebenfalls am besten benutzt wird, und man eine recht schöne Farbe davon erhält.

Man macht im Kessel für so viel Stücke Waare, als man färben will, handwarmes Wasser zurecht, in welches man hernach so viel von der durch das Vitriolöhl wohl zubereiteten Indigtinctur gießt, bis das Wasser hinlänglich davon angefärbt ist, daß man seine Waare davon satt und schön hellblau machen kann. Sollte die Waare die Farbe schon ganz aus der Brühe angezogen haben und noch nicht satt genug gefärbt seyn, so gießt man noch mehr von der Indigtinctur nach, bis die Waare satt genug davon gefärbt wird, denn schwach darf sie nicht aus dem Kessel kommen, wenn sie beym Auswaschen im Wasser schön und hellblau bleiben soll. Dieses giebt eigentlich ein wahres, ins Grünliche fallendes Sächsischblau.

Um nun die Farbe zu verändern, und eine mehr ins schöne Himmelblau fallende Farbe zu erhalten, kann in das handwarme Wasser im Kessel für jedes Stück Waare zuvor ¼ Pfund Alaun gethan, und darin aufgelöset werden, ehe man die Indigtinctur hinein thut, die Farbe fällt auch etwas dunkler davon aus, doch wird sie nicht besser und fester davon.

Oder man gießt, anstatt des Alauns, eben so viel Zinnsolution in das Wasser, und dieses giebt der Indigtinctur und der blauen Farbe wieder eine in etwas veränderte Gestalt, aber ebenfalls nicht fester; und nimmt man den Alaun und die Zinnsolution, von jedem aber nur die Hälfte in die Brühe, so wird auch dieses die hellblaue Farbe wieder verändert herstellen; niemahls aber und auf keine Weise oder durch kein Mittel wird eine durch das Vitriolsaure gemachte Auflösung des Indigs dauerhafte Farben geben. So schön also diese Farben sind,

eben

eben so falsch sind sie auch, und wirklich die schlechtesten unter allen falschen Farben.

No. 6. Grüne Farben, aus vorigem Blau und dem Farbbeerengelb.

So wie das Blaue der Indigtinctur die schönste blaue Farbe giebt, eben so wird auch das schönste lebhafteste Grün vermittelst desselben und des Farbbeerengelbs hervorgebracht.

Wenn man damit grüne Manchester färben will, so wird das Farbbeerengelb zuvor nach der oben gegebenen Vorschrift abgesotten, und zwar nach dem ersten Absud wird auch der zweyte noch gemacht, so daß man von 1 Pfund Farbbeeren wenigstens 4 Maß Brühe bekommt, welche zusammen gemischt und daraus Citrongelb entwickelt wird. Mit diesen 4 Maß gelber Farbbrühe kann man 2 Stücke Manchester, zu 10 Stab, recht satt grün färben; man gießt sie in den Kessel zu so viel warmen Wasser, als 2 Stücke Waare erfordern, und wenn die gelbe Brühe in dem Kessel eingerührt ist, so mischt man so viel von der blauen Indigtinctur darunter, ohne andern weitern Zusatz, bis man an der Brühe siehet, daß es die Farbe geben möchte, die man verlangt. Hierauf wird die Waare hinein und so lange in der Farbbrühe hin und wieder gehaspelt, bis die grüne Farbe satt genug ist.

Nun kommt es bey der grünen Farbe darauf an, wie sie aussehen soll, mehr gelb als blau oder umgekehrt, denn es giebt der grünen Farben gar mancherley; auf die hellern Sorten kann man alle Farben drucken, welche man will, auf die Dunkelgrüne aber nur schwarz, oder

Gold und Silber. Bey dem Färben muß man also seine Mischung der gelben und blauen Farbe darnach machen, und auch immer von jeder Farbe noch etwas im Vorrath haben, damit man, wenn die Waare einige Zeit im Kessel ist, und man siehet, daß sie zu gelb oder zu blau ist, von einer oder der andern Farbe noch mehr nachgießen kann. Wenn die erste Parthie aus dem Kessel ist, so wird man allemahl noch so viel Farbe in dem Kessel haben, daß man etwa noch die Hälfte so viel Waare als das erstemahl darin färben kann, wenn die Farbe auch schon nicht mehr so dunkel würde, als bey der ersten Parthie, denn je heller diese grünen Farben sind, desto eher kann man alle andere Farben darauf drucken.

No. 7. Grün aus Blauholzblau und Farbbeerengelb.

Diese grünen Farben sind wohl nicht so lebhaft, schön und angenehm als die vorigen, aber dagegen viel dauerhafter als diese. Man nimmt dazu von dem Falschblauen No. 4. und der so eben gedachten gelben Brühe aus den Farbbeeren, die aber für dieses Grüne auch mit nichts anderm als blauem Vitriol, auf das Maß 4 Loth gerechnet, entwickelt wird. Von diesen beyden Farbbrühen thut man so viel in den Kessel unter das Wasser, als nöthig ist zu derjenigen grünen Farbe, die man haben will. Dunkel macht man dieses Grüne auch nicht, es mag mehr gelb oder blau seyn sollen; wenn also die ersten Stücke gefärbt sind, so wird die Farbbrühe allemahl auch noch nicht ganz leer seyn, sondern immer noch etwas daraus gefärbt wer-

den

den können, sollte es auch gleich sehr hell und schwach von Farbe werden, weil keine Farbe zu hell seyn kann, zu einem Grunde auf Manchester, worauf man noch andere Farben eindrucken will.

No. 8. Gutes Grün, auf einen blauen Indiggrund mit Farbbeerengelb.

Bey der gut grünen Mahlfarbe wird das Blaue zuerst eingemahlt, und das Gelbe alsdann auf diesen blauen Grund getragen; will man hingegen ein gutes Grün färben, so wird eben sowohl die Waare zuerst blau gefärbt, hernach in der gelben Brühe grün gemacht; denn das gute Indigblaue kann man beym Färben eben so wenig als beym Mahlen sogleich mit der gelben Brühe vermischen, um das Grüne auf einmahl davon zu machen; ein Küpenblau, es sey kalt oder warm, leidet keine andere Farbe zu seiner Vermischung, ohne daß dieses Blau selbst dadurch gleichsam ganz verdorben und zerstört würde. Es muß also bey allen gemischten Farben, wozu man das gute Blaue brauchen will, dieses zuerst für sich allein bleiben, und hernach kann man noch allerhand andere, nur falsche Farben darauf bringen, die alle dadurch mehr Dauerhaftigkeit erhalten.

Es gilt gleichviel, von welcher der zwey beschriebenen blauen Küpenfarben man zum Grunde für das Grüne gebrauchen will, nur dunkel muß das Blaue nie gemacht werden, sondern allemahl schön hell, sonst wird das Grüne zu dunkel, wenn das Gelbe darauf kommt. Der blaue Grund muß zuerst rein ausgewaschen werden, alsdann bringt man die blaue Waare sogleich

gleich in den Kessel mit der gelben Brühe, wozu ebenfalls das mit dem blauen Vitriol entwickelte Farbbeerengelb am besten und schicklichsten ist. Weil aber das Gelbe allein nicht gern auf das Blaue anfällt, daß man sich auf eine gleiche grüne Farbe verlassen könnte, so ist es besser, daß man etwas Weniges von der Blauholzbrühe darunter mischt; dadurch wird die grüne Farbe desto gleicher.

No. 9. Goldgelb, aus den Farbbeeren.

Bey den Mahlerey- und Druckfarben sind die gelben Farben aus den Farbbeeren schon beschrieben, hier muß also nur noch gesagt werden, daß man zu dunkelgelben Grundfarben auf Manchester nothwendig auch starke Farbbrühen haben muß; allein zum Färben kann man 1 Pfund Farbbeeren immer mit 6 Maß Wasser übers Feuer thun und bis auf 3 Maß einkochen lassen zum ersten Absud, und alsdann diese Beeren mit eben so viel Wasser noch auf 3 Maß Farbbrühe einkochen, beyde Brühen hernach zusammen gießen, und zum Färben der Manchester gehörig entwickeln; man erhält davon allemahl sehr satte Farben, und kann mit 2 Pfund Farbbeeren auf solche Art wenigstens 3 Stücke Waare zu 10 Stab stark genug färben.

Wenn man also einen goldgelben Grund davon machen will, so wird die Farbe mit Alaun, Bleyzucker und Salmiakgeist nach der oben schon gegebenen Vorschrift entwickelt, diese entwickelte Farbbrühe wird in den Kessel gethan und noch das nöthige Wasser dazu gegossen, so viel die Waare erfordert, die man färben will. Wenn die Farbbrühe handwarm ist, so wird die Waare

hinein

hinein gehaspelt, und so lange darin hin und wieder getrieben, bis man bey der Untersuchung findet, daß die Waare dunkel genug gefärbt ist; alsdann heraus genommen, im fließenden Wasser wohl ausgewaschen, und im Schatten, aber an freyer Luft abgetrocknet.

Weil aber mit dieser ersten Waare die Farbbrühe noch nicht ganz ausgezogen wird, und helle Grundfarben ohnehin bey den Manchestern, die zum Drucken bestimmt sind, ganz wohl taugen, so kann man allemahl noch eben so viel als das erstemahl recht schöne helle Farben daraus färben, und man benutzt seine Farbbrühen recht gut; man muß nur bey dem zweyten Färben etwas weniges frischen Alaun in derselben auflösen, ehe man die Waare hinein thut, und läßt sie so lange, aber nur bey mäßiger Wärme darin, bis sie alle Farbe in der Brühe ganz ausgezogen hat. Diese zweyte Farbe wird immer reiner als die erste, weil die erste Waare alles Russige und Unreine in der Farbbrühe, das sich so gern an der Waare anhängt, schon weggenommen hat.

No. 10. Merdois.

Diese Farbe ist auch eine sehr schickliche Farbe für einen Manchestergrund, weil sie schon unter die hellen Farben gehört, auf welche sich noch vorschiedene Farben von den dunklen Sorten drucken lassen.

Man braucht dazu eine gelbe Farbbeerenbrühe, die mit 2 Loth blauem Vitriol auf 1 Maß Farbbrühe entwickelt wird, und wenn dieses geschehen ist, so thut man sie in den Kessel, füllt diesen vollends gehörig mit Wasser an, und

rührt

rührt auf 1 Maß von der gelben Brühe noch ½ Maß Eisenbrühe dazu, wenn die Farbbrühe handwarm ist, so bringt man die zuvor im warmen Wasser wohl genetzte Waare hinein, und haspelt sie so lange hin und wieder, bis man bey der Untersuchung siehet, daß man seine verlangte Farbe hat; alsdann wohl ausgewaschen und abgetrocknet. Die übrige Farbbrühe schon wegzugießen wäre noch viel zu bald, weil man noch eine ganz helle, aber immer noch brauchbare Farbe für einen Manchestergrund daraus färben kann.

No. 11. Auroragelb, aus Roth und Gelb zusammengesetzt.

Da diese Farbe als eine eigentliche gelbe Farbe sehr stark ins Rothe fällt, und zunächst an die rothe Feuerfarbe gränzt, so gehört sie auch unter die gemischten Farben, ob gleich man sie einfärbig machen kann, wenn man will. Als eine gemischte Farbe wird dazu das Goldgelbe der Farbbeeren No. 9. und das nachfolgende Rothe No. 12. genommen. Bey der Mischung dieser Farben aber kommt es darauf an, wie satt und dunkel man die Aurora Farbe haben will, um etwas mehr oder weniger von Roth oder Gelb zu nehmen. Da das Rothe an sich selbst eine dunklere Farbe ist, als das Gelbe, so wird die Mischung gemacht wie beym Grünen, wo die blaue Farbe auch die dunkelste ist; man nimmt also auf 3 Maß von dem Farbbeerengelb mit Alaun, Bleyzucker und Salmiakgeist entwickelt, 1 Theil Roth mit Alaun und Zinnsolution entwickelt, und mischt sie wohl unter einander, welches für 1 Stück Manchester zu 10 Stab genug

genug ist, daß es eine rechte satte Aurorafarbe geben kann.

Wenn diese 4 Maß gemischter Farbbrühen in dem Kessel sind, so füllt man ihn mit noch so viel Wasser auf, als zum Färben nöthig ist, und wenn die Brühe so ziemlich heiß, nur nicht kochend ist, so haspelt man die Waare so schnell als möglich hinein, und läßt sie so lange hin und wieder über den Haspel laufen, bis die Farbe gehörig satt und schön angefallen ist, alsdann nimmt man sie heraus, wäscht sie rein aus, und hängt sie an die volle Sonne zum Abtrocknen auf; oder des Winters in einer eingeheitzten Stube, denn an der Wärme muß sie abtrocknen, und wird davon erst recht lebhaft und feurig. Weil nun dieses erstemahl die Farbe stark wird, und die Brühe noch nicht ganz ausgezogen ist, so kann man immer noch 1 Stück darin färben, welches zwar nicht mehr Aurorafarbig, aber Chamois wird. Beyde Farben, die dunkle und die helle, sind überaus schicklich, um noch mancherley andere Farben darauf zu drucken.

Aurorafarbe aus dem Orlean allein, ist bey Herrn Gülich nachzusehen.

No. 12. Roth, aus dem Fernambuk, oder einem andern rothen Farbholz.

Man muß durch zweymahliges Absieden von 1 Pfund Farbholz wenigstens 4 Maß starke Farbbrühe erhalten, und davon 1 Stück Manchester zu 10 Stab recht satt färben können. Diese abgekochte Brühe wird aber nicht vorher entwickelt, ehe man damit färbt, sondern das Stück Waare wird zuerst durch ein Alaun-

bad

bad mit 1 Pfund Alaun, den man handwarm darin auflöst, eine halbe Stunde lang gehaspelt, und ohne es auszuwaschen oder abzutrocknen, in die Farbbrühe gebracht, vorher aber wird zur Farbbrühe nach Beschaffenheit der rothen Farbe, die man haben will, entweder noch ½ Pfund Salmiakgeist, wenn die Farbe carmesinartig werden soll, oder eben so viel Zinnsolution, wenn sie mehr hochroth werden soll, eingerührt, alsdann erst die im Alaun gebeitzte Waare hineingehaspelt, und so lange, im Anfange nur handwarm, hernach etwas heißer, doch nicht kochend, gefärbt, bis die Farbe satt genug auf der Waare angefallen ist. Zum zweytenmahl kann man noch 1 Stück Waare aus dieser Farbbrühe färben, das man vorher ebenfalls durch die beym ersten Mahle übrig gebliebene Alaunbeitze gezogen hat. Dieses zweyte Stück Waare wird noch schön Rosenfarb oder Fleischfarb, nachdem man entweder Salmiakgeist oder Zinnsolution dazu genommen hatte. Aus der Farbe herausgenommen, werden sie im fließenden Wasser rein ausgewaschen, und im Schatten abgetrocknet. Wird der Fernambuk oder was es sonst für ein rothes Farbholz ist, anstatt des Wasser mit Essig abgesotten, so wird die Farbe davon desto stärker, und mehr hochroth.

Soll es ein wahres dunkles Carmosinroth werden, so kocht man die Farbe nur mit Wasser ab, und zieht die Waare durch eine klare kaustische Kalklauge vor dem Färben, in die Farbbrühe selbst aber mischt man noch den Salmiakgeist. Das zweyte Stück wird davon Pfirsichblüthfarb oder Lila. Nach dem Auswaschen müssen diese Carmosinfarben besonders nur im

Schatten

Schatten, und ja nicht an der Sonne abgetrocknet werden.

No. 13. Violett, aus der Vermischung von Blauholz- und Rothholzbrühen.

Zu dieser Vermischung für ein schönes Violett auf Manchester wird die Blauholz- und Rothholzbrühe abgesotten, und jede zuvor für sich entwickelt, nähmlich die Blauholzbrühe mit nichts als 4 Loth blauen Vitriol auf das Maß; und die Rothholzbrühe bloß mit 8 Loth Alaun auf das Maß. Weil nun die Blauholzbrühe an sich selbst dunkler als die rothe ist, so wird auf 3 Maß Rothholzbrühe nur 1 Maß blaue Brühe gemischt, und dieses giebt ein natürliches, schönes und sattes Violett für einen Manchestergrund.

Wenn man färben will, so wird die Waare zuvor im warmen Wasser genetzt, die obbesagten 4 Maß gemischte Farbbrühe hernach in den Kessel gethan, und noch das nöthige Wasser dazu. Sobald die Brühe handwarm ist, werden noch 2 Loth Salmiakgeist auf das Maß Farbe, mithin auf 4 M. 8 Loth in den Kessel eingerührt, hernach die Waare hineingehaspelt, und so lange darin hin und wieder getrieben, bis die Waare ihre rechte Farbe hat.

Nach diesem ersten Stücke kann man aus der Brühe noch 1 Stück schön Hellviolett oder Lilla färben, das noch sehr gut für einen Manchestergrund ist, allerhand andere Farben darauf zu drucken. Aus dem Farbkessel weg werden beyde Stücke rein ausgewaschen, und im Schatten abgetrocknet.

Man kann dieses Violett auf eine andere Art machen, daß es mehr ein Purpur- oder röthliches Violett wird, wenn man nur die rothe Holzbrühe allein mit 4 Loth Alaun und 2 Loth Zinnsolution auf das M. entwickelt, hernach die Blauholzbrühe nur dazu mischt, und beym Färben alsdann den Salmiakgeist in die Brühe einrührt. Die helle Farbe davon beym zweyten Stücke wird eine Pfirsichblüthfarbe, auch noch sehr schön und angenehm für einen Manchestergrund.

Oder auch noch auf eine andere Art, daß man nähmlich die 3 M. rothe und 1 M. blaue Brühe zusammen mischt, und hernach mit nichts anderm als 4 Loth blauen Vitriol auf das Maß, mithin 16 Loth, entwickelt, beym Färben aber ebenfalls wieder den Salmiakgeist in den Kessel einrührt, wenn die Farbbrühe schon handwarm ist, und die Waare alsdann sogleich hinein gehaspelt. Nach dem ersten Stück kann immer auch noch 1 Stück von hellerer Farbe aus dieser Brühe mit Vortheil gefärbt werden. Die Farbe von beyden wird mehr ins Blaue fallen, als die vorherigen Farben. Auf diese Weise kann man durch die Mischung von blau und rothen Holzbrühen nicht nur vermittelst veränderter Entwicklung, sondern auch durch verändertes Verhältniß der Farbbrühen, wenn man von der einen oder der andern etwas mehr oder weniger nimmt, gar mancherley Arten von violetten und Lilafarben machen, so wie durch Gelb und Blau, die vielerley grünen Farben.

No. 14. Braune Holzfarben.

In den braunen Farben ist das Schwarze allemahl

allemahl die Haupt- und Grundfarbe, Roth und Gelb aber geben ihnen die Gestalt, wie man die braunen Farben haben will. Also muß man dazu schwarze, rothe und gelbe Farbbrühen haben, welche von dem Blauholz, Rothholz und Gelbholz abgesotten werden, um sie zu der verlangten braunen Farbe nach Nothdurft zusammen mischen zu können. Das Mittel der Entwicklung ist für alle 3 Farben hauptsächlich eine gute Eisenbrühe, besonders zu den ganz dunkelbraunen Farben, je nachdem man aber eine mehr ins Rothe oder ins Wurzelbraune fallende Farbe haben will, wird die rothe Brühe zuvor mit Alaun entwickelt.

Zuerst also muß man dafür sorgen, daß die Mancheſter, welche braun gefärbt werden sollen, durch die Eisenbrühe wie zum Schwarzen gebeitzt werden, und wenn dieses geschehen ist, so bringt man die gebeitzte Waare, ohne sie vorher abzutrocknen, in einen Abſud von Schmak oder Galläpfeln der aber zuvor abgekühlt seyn muß, und nur handwarm seyn darf, worin sie eine halbe Stunde herumgehaspelt wird, nach diesem im fließenden Wasser rein ausgewaschen, und auch wieder ohne abzutrocknen in die Farbbrühe gebracht.

Zu dieser Farbbrühe nun wird für 1 Stück Waare zu 10 Stab 3 bis 4 M. von der Blauholz- und Rothholzbrühe allein, oder auch eine gewisse Portion gelbe Brühe darunter, zusammen gemischt und in den Kessel gethan, alsdann noch so viel Wasser dazu, als zum färben nöthig ist, und wenn diese Brühe handwarm geworden ist, so bringt man die durch Eisenbrühe und Galläpfel oder Schmak vorbereiteten Waaren hinein, läßt die Farbbrühe allmählig heißer werden, nur

kochen, und haspelt die Waare so lange herum, bis sie ihre rechte Farbe hat.

Nimmt man 2 bis 3 Theile Blau- und nur 1 Theil rothe Farbbrühe allein, ohne Gelb, so giebt es ein sehr dunkles Schwarzbraun; je weniger blaue und desto mehr rothe Brühe, desto heller, mehr ins Rothe fallend wird die braune Farbe; und mischt man auch noch etwas Gelb darunter, so erhält man die sogenannten wurzelbraunen Farben.

Nun kann man sowohl die beyden Beitzbrühen, als die Farbbrühe auch noch zu helleren Farben brauchen, die Waare entweder durch jede derselben wieder besonders laufen lassen, oder man kann die Eisen- und Galläpfelbrühen zusammengießen, die Waare darin durchziehen, hernach in die vorige Farbbrühe haspeln, und so lange darin lassen, bis sie vollends ausgezogen ist, und man noch helle braune Farben davon erhalten hat; oder man kann alle 3 Brühen zusammen gießen, und so viel mittel- und hellbraune Farben heraus färben, bis alle Farbe ausgezogen, und die Brühe ganz leer ist. Es giebt rehbraune, kapuzinerfarbene, kastorfarbene, zimmetbraune und weinsteinfarbige helle Schattirungen, alle ganz gut und brauchbar für Manchestergrund, schwarz und andere Farben darauf zu drucken.

No. 15. Carmelitfarben.

Dieses sind eigentlich auch braune Farben, und unterscheiden sich dadurch von den andern braunen Farben, daß dabey Roth und Gelb den Grund ausmachen, der nur durch die Eisenbrühe allein, ohne Blauholzbrühe soviel als nöthig

geschwärzt wird. Will man die Carmelitfarbe recht satt und dunkel haben, so wird die Waare ebenfalls zuvor durch eine Eisenbrühe gebeitzt, hernach ohne abzutrocknen in die Farbbrühe gebracht.

Zu der Farbbrühe selbst nimmt man 3 Theile Gelb, und 1 Theil Roth, beydes mit 4 Loth blauem Vitriol auf das M. entwickelt. Die gemischte Farbbrühe wird in den Kessel gethan und noch das nöthige Wasser dazu; wenn die Brühe handwarm ist, wird die Waare hineingehaspelt und unter allmähliger etwas stärkerer Hitze, aber nicht zum kochen, so lange darin herum getrieben, bis die Farbe recht satt und gleich auf die Waare angefallen ist.

Zu den helleren Farben, die man noch aus diesen Brühen machen kann, beitzt man die Waare entweder auch zuerst wieder in der übrigen Eisenbrühe, und färbt sie hernach in der übrigen Farbbrühe; oder man gießt beyde Brühen zusammen, und färbt noch helle Farben heraus, so lange es etwas giebt, bis die Brühe ganz leer ist; alsdann dunkel und helle Farben rein ausgewaschen, und im Schatten abgetrocknet.

No. 16. Rostgelb, aus der Eisenbrühe.

Diese Farbe ist nicht nur eine der festesten, sondern auch der schönsten für Mannskleider, welches ja der Fall bey dem Manchester ist; doch muß es eben nicht das satteste, dunkelste Rostgelb seyn, denn dieses ist etwas zu stark und dem Auge widrig bey einem Manchestergrunde, der noch zum Drucken bestimmt ist, und noch vielmehr bey einem einfärbigen Manchester, sondern das dunkle Rostgelb ist nur gut auf weis-

sen Grund zu Streiffen ꝛc. Hingegen eine Verdünnung desselben nur mit dem vierten Theil Wasser giebt schon ein angenehmes Rostgelb, und noch mehr Verdännung bis auf 3 Theil Wasser und nur 1 Theil Eisenbrühe macht die schönsten Paille-Farben, so hell sie auch seyn möchten, besonders wenn noch schwarze oder andere dunkle Farben darauf gedruckt werden. Doch kommt hier alles darauf an, wie stark die Eisenbrühe, welche man braucht, an sich selbst sey, und daß man diese kenne.

Wenn man Manchester rostgelb färben will, so ist es besser, daß man eine mit Eisentheilen recht wohl gesättigte Eisenbrühe dazu habe, und alsdann zum Gebrauch für hellere Farben mit Wasser nach Nothdurft verdünne und schwäche, als daß man wässerige Eisenbrühen halte, die wenig Eisentheile haben, weil eine solche schwache Eisenbrühe nur eine grünlich graue und keine schöne gelbe Farbe giebt. Deshalb ist die gleich bey den ersten Farben zum Drucken angegebene Eisenbrühe von großem Nutzen, und allen andern vorzuziehen, weil man dazu anstatt des alten Eisens in allerhand, groß und kleinen, dicken und dünnen Stücken, die Eisenfeil-Späne oder Hammerschlag nimmt, weil diese in unzählig viel kleineren Theilen, von dem darüber gegossenen Essig angefressen werden können als die größeren und dickeren Stücke alt Eisen; folglich nicht nur viel geschwinder anrosten, und eine gute Eisenbrühe geben, sondern diese auch viel leichter, und beständig gut erhalten werden kann.

Von einer solchen dunkelrostgelben Eisenbrühe nimmt man nach Nothdurft der Stücke, die man färben will, in den Kessel und noch 1—2

bis 3 Theile Wasser dazu; der Manchester wird zuvor im warmen Wasser wohl genetzt, daß die Eisenbrühe gern und gleichförmig darauf anfällt, und wenn diese handwarm ist, so treibt man die Waare über den Haspel schnell hinein, hält sie auf dem Haspel immer wohl ausgebreitet, und läßt sie so lange hin und wieder gehen, bis man sieht, daß die Farbe satt genug angefallen ist; alsdann im fließenden Wasser wohl ausgewaschen, auch gewalkt, und im Schatten abgetrocknet: aus dieser Brühe färbt man hernach noch mehrere Stücke heraus, so lange sie noch Eisentheile enthält, wovon immer 1 Stück heller wird, als das vorherige, und wenn sie zuletzt auch so hell werden, daß man kaum eine Spur von Gelb darauf siehet, so sind sie noch schön und brauchbar für Manchester.

Alle diese dunklen oder hellen rostgelben Farben werden, wenn sie aus dem Kessel kommen, im Wasser ausgewaschen und an der Luft, aber im Schatten abgetrocknet werden, noch um vieles dunkler; man muß also seine Eisenbrühe kennen, und nach dem, wie sie im Kessel an der Waare aussiehet, beurtheilen können, wie sie nach dem Auswaschen und abtrocknen aussehen werde.

Nimmt man Essig anstatt des Wassers zur Verdünnung der Eisenbrühe, so giebt es den Farben eine etwas veränderte Gestalt, und sie werden davon etwas mehr röthlich, Chamois und isabellfarbig.

Andere Zusätze nutzen weder für die mehrere Schönheit noch Festigkeit der rostgelben Farben etwas, denn alle Schönheit und Festigkeit derselben hängt bloß von dem Eisenrost ab, und diesen bringt nur die Essigsäure allein am besten hervor aus dem Eisen. Und wenn eine Eisen-

brühe mit Eisenrost hinlänglich gesättigt ist, daß sie ganz roth davon aussiehet, so mag sie auch noch so sehr mit Wasser verdünnet werden, sie bleibt auch in der hellesten Schattirung schön, welches der Fall gar nicht ist, wenn eine Eisenbrühe noch nicht genug Rost hat, weil in diesem Zustande eine Waare gar nicht gelb davon werden kann, sondern nur grünlich grau.

Man kann zwar auf die rostgelbgefärbten Manchester, dunkel und hell, alle andere dunkle Farben, als: Roth, Braun, Violett, Blau, Grün, Oliven eindrucken, weil alle diese Farben damit abstechen, aber nichts ist schöner als Schwarz, die Faßon mag seyn, wie und welche sie will; das Schwarze ist um so viel mehr die beste und schönste Farbe dazu, weil sie auf dem rostgelben Grunde noch denjenigen Stoff antrift, der das einzige wahre Mittel der Entwicklung für die schwarze Farbe ist, und folglich muß alles Schwarz, das auf einen rostgelben Grund gedruckt wird, nicht nur desto dunkler und schwärzer, sondern auch desto fester werden.

Obgleich alle vorstehende Farben zum Färben derjenigen Manchester, welche noch gedruckt werden sollen, gut und dauerhaft genug sind, so wollen wir doch zum Beschluß derselben auch noch die ganz festen Grappfarben kennen lernen.

No. 17. Roth, aus dem Grapp.

Will man ein sattes, schönes Roth, dem Türkischrothen ähnlich auf einen Manchester färben, so ist nothwendig, daß die Waare zuvor recht wohl und rein ausgebleicht sey. Es ist zwar hier nicht darum zu thun, damit die Waare im Grappkessel sich im Weißen nicht zu viel einfär-

be, und desto langsamer sich wieder ausbleiche, denn die Rede ist ja von ganz einfärbigen Manchestern, die kein Weißes haben, mithin nach dem Färben nicht ausgebleicht werden dürfen; aber um die Gleichheit der Farbe ist es zu thun, daß sie recht schön einfärbig, und nicht fleckig werde, welches durch eine gute Bleich- und Reinigung vor dem Färben am besten verhindert wird.

Es ist bekannt, daß man den Grapp nicht behandeln kann, wie andere Farbmaterien, welche man zuerst absiedet, hernach entwickelt, und alsdann die Waaren ohne andere Vorbereitung, als daß man sie vorher reinigt, darin färbt, sondern alles, was man im Grapp färben will, muß zuvor durch schickliche Salze gebeitzt und vorbereitet werden, wodurch die färbenden Theile des Grapps entwickelt werden, und sich auf der gebeitzten Waare festsetzen.

Zu der hiezu nöthigen Beitze, um ein sattes Roth zu bekommen

R. Auf 1 Stück Waare zu 10 Stab 3 Pfund guten Alaun.
¾ Pfund Bleyzucker.
¼ Pfund Zinnsolution.

Der Alaun wird in 8 M. Wasser handwarm aufgelöst, und sobald dieses geschehen ist, auch der Bleyzucker hinein gerührt, zuletzt auch die Zinnsolution. Wenn sich die erdichten Theile vom Alaun und Bleyzucker niedergeschlagen und zu Boden gesetzt haben, daß die Beitzbrühe hell geworden ist, so gießt man sie von dem Bodensatze ab in ein besonderes hölzernes Geschirr, und noch soviel Wasser dazu, als nöthig ist, daß das Stück Manchester darin gebeitzt werden kann, welches kalt oder warm geschehen kann.

Im ersten Fall legt man das Stück in dieser Brühe hinein, und läßt es unter öfterem Umrühren wenigstens 6 Stunden darin liegen: oder wenn man warm beitzen will, so thut man die Brühe in den Kessel, macht sie handwarm, und haspelt das Stück Waare 2 Stunden darin herum. Aus dieser ersten Beitze wird die Waare wohl ausgerungen, aber so, daß nichts von der Beitzbrühe verlohren geht, und legt sie, ohne auszuwaschen, oder abzutrocknen bis auf den andern Tag bey Seite, in die übrige Beitzbrühe aber wird noch ¼ Pfund Salmiakgeist eingerührt, und den andern Tag das nähmliche Stück Waare noch einmahl kalt oder warm darin gebeitzt, wie das erstemahl. Alsdann wird es beym Herausnehmen wieder wohl ausgerungen, rein ausgewaschen und abgetrocknet, die übrige Brühe aber nochmahls wohl aufgehoben.

Will man es färben, so macht man vorher einen Absud von 1 Pfund Schmak, mit so viel Wasser, daß man die Waare in dieser handwarmen Schmakbrühe eine Stunde herum haspeln kann, alsdann herausgenommen, wohl ausgerungen, im fließenden Wasser rein ausgewaschen, und ohne abzutrocknen hingelegt, bis man seine Grappbrühe zum Färben bereit hat; die übrige Schmackbrühe wird aber ebenfalls wohl zusammen gehalten, daß nichts verlohren geht, und zu weiterm Gebrauche aufbewahrt.

Zum Färben nimmt man 2 bis 3 Pfund feinen, guten Grapp, je nachdem man den Grapp sparen, eine schöne und satte rothe Farbe haben will oder nicht. Etwas zu viel Grapp ist besser als zu wenig, und wenn die Grappbrühe von der Waare nicht ganz ausgezogen wird, ist es besser, als wenn sie bey der letzten Hitze ganz

leer

leer von Färbetheilen wird; man macht also den Kessel mit dem nöthigen Wasser zurecht, und wenn es nur lauwarm ist, wird der Manchester hinein gehaspelt, und bey allmählich ansteigender Hitze 2 Stunden lang darin herum gehaspelt, bis in der letzten Viertelstunde die Farbbrühe zum Kochen gebracht wird, in welcher letzten Hitze die Waare vollends ihre rechte Dunkelheit und zugleich Festigkeit erhält; alsdann nimmt man sie heraus, wäscht sie im fließenden Wasser rein aus, walkt sie auch aus, und wäscht sie nochmahls wohl, und hängt sie auf zum Trocknen. Nun hätte man ein recht sattes Grapproth, worauf sich aber nichts als Schwarz drucken läßt, weil alle anderen Farben nicht darauf abstechen.

Auf eine andere Art kann man dieses dunkle Grapproth machen, wenn man den Bleyzucker wegläßt, und zu dem Alaun noch ½ Pfund Salmiakgeist und ¼ Pfund Zinnsolution nimmt; davon fällt das Rothe mehr ins Karmesinrothe, und wenn man auch die Zinnsolution wegläßt, statt deren aber ¼ Pfund Grünspan nimmt, so wird die Farbe dunkler.

Die übrige Beiz- und Schmakbrühe muß man zu weiterem Gebrauche aufheben, weil man sie ohne weitern Zusatz noch zu hellen Grappfarben gebrauchen kann. Man nimmt also noch 1 Stück Waare, beitzt es noch wie das erste aus dieser Beitze, und zieht es auch durch die Schmakbrühe, weil aber dieses zweyte Stück nicht mehr so stark gebeitzt wird, als das erste, mithin auch nicht so viel Grapp anziehen kann, so wird höchstens 2 Pfund Grapp zum Färben genommen, und dieses gibt alsdann noch eine etwas hellere Farbe als das erste Mahl. Aber auch dieses zweyte Stück Waare zieht noch nicht

alle

alle Salztheile aus der Beißbrühe heraus, sondern man kann noch ein drittes Stück damit vorbereiten, das man hingegen nicht mehr durch den Schmak zieht, sondern wenn es gebeißt ist, in die Grappbrühe bringt, wozu aber nicht mehr als 1 Pfund Grapp zum Färben genommen wird, weil die nur schwache Beiße nicht mehr Grapp anziehen kann. Die Farbe kann davon nur sehr hell werden, rosenfarb oder fleischfarb, je nachdem man zum ersten Stück die Beißmittel gewählt hat; allein weil alle helle Farben zu diesem Gebrauche taugen, so sind auch diese hellen grapprothen Farben um so viel eher gut, weil sie nach Verhältniß noch so dauerhaft als die dunklen sind.

Alle diese grapprothen Farben, dunkel, mittel- oder ganz hell kommen nie so lieblich aus dem Grappkessel, als sie seyn sollen und können, sondern sie werden erst am schönsten, wenn sie nach dem Färben in einem Kleywasser mit etwas Seife ausgekocht werden. Man nimmt dazu auf 1 Stück Waare nur 6 bis 8 Hände voll Kleye, und 4 Loth Seife. Wenn das Wasser in dem Kessel dazu handwarm geworden ist, so rührt man die Kleye hinein, und wenn es bis zum Kochen heiß geworden ist, rührt man auch noch die klein zerschnittene oder geschabte Seife hinein, und kocht die Waare darin eine halbe Stunde lang.

Man nimmt für alle 3 Stücke Kleye und Seife zusammen in den Kessel, und kocht sie alsdann mit einander aus; hernach werden sie rein ausgewaschen und ausgewalkt, in freyer Luft aber im Schatten aufgehängt und getrocknet, so bekommt man erst reine liebliche Grappfarben.

No. 18. Violette Grappfärben.

Weil die färbenden Theile des Grapps von Eisentheilen herrühren, und es nur darauf ankommt, womit sie entwickelt werden, um entweder rothe, braune, violette oder schwarze Farben daraus zu färben, so bedarf man zur violetten Farbe aus dem Grapp nichts als Eisentheile, die man aber nicht in ihrer ganzen concentrirten Stärke nehmen darf, weil diese vielmehr eine ganz schwarze Farbe aus dem Grapp entwickeln, sondern auch zu dem dunklen Violetten muß doch immer die Hälfte Wasser mit der Eisenbrühe vermischt werden.

In dieser mit eben so viel Wasser vermischten Eisenbrühe werden die Manchester gebeitzt, welches kalt oder warm geschehen kann. Zum Warmbeitzen wird die Brühe handwarm gemacht, und die Waare eine Stunde lang darin über den Haspel getrieben. Zum Kaltbeitzen wird die Waare zuvor im warmen Wasser wohl genetzt und stark ausgerungen, hernach die Waare 6, 8, bis 10 Stunden lang hinein gelegt und öfters umgewendet, damit die Beitze gleich auf die Waare anfällt, um hernach auch eine gleiche Farbe im Grapp zu erhalten. Aus der warmen oder kalten Beitze wird die Waare wohl ausgewaschen, und, ohne sie abzutrocknen, bey Seite gelegt, bis man seinen Grappkessel zurecht gemacht hat. Dazu nimmt man für 1 Stück Manchester 2 Pfund guten Grapp, und wenn die Grappbrühe nur kaum handwarm oder lauwarm ist, so wird die Waare hinein gehaspelt und wenigstens 2 Stunden lang bey allmählig ansteigender Hitze herum gehaspelt, zuletzt aber noch eine Viertelstunde lang gekocht, wodurch die

Farbe

Farbe vollends ihre rechte Gleichheit, Dunkelheit und Festigkeit erhält.

Dieses wäre nun die dunkelste der violetten Farben aus dem Grapp. Nun nimmt man die übrig gebliebene Eisenbrühe, und beitzt darin noch mehr Waare, weil aber diese Beitze schwächer als die erste ist, so braucht man nicht so viel Grapp zum Färben, sondern es ist an 1½ Pfund genug auf 1 Stück, indem es nur noch eine mittelviolette Farbe gibt; aber auch dieses zweyte Beitzen macht die Beitzbrühe noch nicht ganz leer, sondern man kann noch einmahl etwas darin beitzen, welches mit 1 Pfund Grapp auf das Stück noch ein schönes helles Violett gibt.

Nach dem Färben wird die Waare wohl ausgewaschen, ausgewalkt, aufgehängt und im Schatten abgetrocknet, damit aber diese violetten Farben noch etwas reiner, schöner und lieblicher werden, so kocht man sie ebenfalls in einem Kleywasser mit Seife aus, wäscht und walkt sie noch einmahl recht aus, wie die rothen Grappfarben, wodurch sie nicht nur für sich selbst viel gewinnen, sondern auch alles, was nach der Hand noch darauf gedruckt wird, fällt schöner aus, als wenn man sie von dem Grappkessel hinweg zum Drucken nimmt.

Wird zur Verdünnung der Eisenbrühe für die violetten Farben anstatt des Wassers Essig genommen, so erhalten dieselben dadurch eine sehr merkliche Veränderung zu ihrem Vortheil, denn sie werden dadurch mehr ins Röthliche, Purpurviolette getrieben, und die hellen Farben, welche man noch aus der Nachbeitze bekommt, werden sehr schön lilacfarbig, und durch das Austochen in einem Kleywasser mit Seife werden sie noch schöner und feiner in der Farbe.

No

No. 19. Braune Farben, aus dem Grapp.

Wenn zu den violetten Grappfarben nur eine mit Wasser sehr verdünnte und geschwächte Eisenbrühe erfordert wird, so haben die braunen Farben schon eine Eisenbrühe in ihrer ganzen Stärke nöthig, wenn sie gleichförmig und satt genug werden sollen, denn auch die hellbraunen Farben werden es nicht durch eine schwächere Eisenbrühe, sondern durch mehr oder wenigere Beymischung von Roth mit der Eisenbrühe.

Ein ganz dunkles Castanien- oder Nelkenbraun wird durch eine recht starke und lautere unvermischte Eisenbrühe zum beitzen und durch 3 Pfund guten Grapp auf 1 Stück Manchester von 10 Stab zum färben erhalten.

Das etwas mehr ins Rothe fallende Puce-Braun oder Flohfarb erfordert schon $\frac{1}{4}$ M. von der rothen Beitze No. 17. zur Vermischung mit 1 M. Eisenbrühe; zum färben aber eben soviel Grapp, als die vorige braune Farbe.

Die Mordoce-Braune Farbe, welche noch mehr Rothes in ihrer Mischung hat, als die Flohfarbe, muß zur Beitze wenigstens eben so viel Roth No. 17. als Eisenbrühe haben, und 4 Pfund Grapp für ein Stück Waare zum Färben.

Ueberhaupt je mehr das Braune ins Rothe fallen soll, desto mehr Roth und desto weniger Eisenbrühe erfordert es zur Beitze, und auch mehr Grapp zum Färben. Denn da die braunen Grappfarben eben um ihrer Mischung willen von Roth und Schwarz viel schwerer gleichförmig satt und schön zu färben sind, als Roth, Violett und Schwarz, so kann man sie nie auf einmahl gehörig ausfärben, sondern man muß wenigstens 2mahl, auch 3mahl daran färben,

wenn

wenn sie auf 2mahl nicht recht gleich und dunkel werden, mithin erfordern sie auch mehr Grapp als Roth, Violett und Schwarz; man theilt also seinen Grapp auf 2 oder 4 Portionen ein, und färbt das erstemahl nur bis auf handheiß, das zweytemahl mit etwas mehr aber noch nicht mit kochender Hitze und das drittemahl zuletzt erst ¼ Stunde lang mit kochender Hitze. Nach jedem Färben wird die Waare wohl ausgewaschen, ehe man sie wieder in frischen Grapp bringt.

Zu mehrerer Dunkelheit und Gleichheit dieser braunen Grappfarben kann man sie nach der Beitze, zuvor durch eine Schmakbrühe nur handwarm eine Stunde lang haspeln, mit 1 Pfund Schmak für 1 Stück Waare; nach dem Schmak rein ausgewaschen, und sogleich in den Grapp. Die violetten Farben hingegen können weder den Schmak noch die Galläpfel zu ihrem Vortheil ertragen, sondern sie werden ganz matt und trüb davon.

Auch die Beitzen für die braunen Farben werden nach der ersten Parthie Waare noch weiter für eine zweyte und dritte Parthie benutzt, die man eine nach der andern noch darin beitzt, bis die Beitze gar keine Salz- und Eisentheile mehr hat, und ganz wässerig ist. Weil aber dieses Nachbeitzen auch immer hellere Farben giebt, so nimmt man jedesmahl 1 Pfund weniger Grapp, und färbt sie wo nicht auf einmahl, doch auf zweymahl aus. Es giebt hellbraune Farben von allerhand Art, die alle für Manchestergrund ganz wohl taugen, um noch andere Farben darauf zu drucken, auf die ersten ganz dunkeln Farben kann man aber sonst nichts anders als Schwarz drucken.

Werden diese sämmtlichen dunkelen und hellen Schattirungen von braunen Farben ebenfalls nach dem Auswaschen noch in einem Kleywasser mit Seife ausgekocht; so bringt es ihnen auch Vortheil, und sie werden davon reiner und frischer in der Farbe.

Mit diesen braunen Farben sind nun auch die festen Grappfarben geschlossen; und zu gleicher Zeit alles, was zu den Farben, für Manchester, Piquee und Musselin gehört: aber überflüssig wird es nicht seyn, wenn ich noch einige Anmerkungen beyfüge; deren Beobachtung theils sehr nöthig, theils nützlich für jeden ist:

1) Keine Waare muß trocken in irgend eine Farbbrühe gebracht werden, sie sey welche sie wolle, und sie mag kalt oder warm gebraucht werden; weil es allemahl ungleiche Farben gibt.

2) Wenn man eine Waare gebeitzt und ausgewaschen, aber nicht sogleich Zeit zum färben hat, und deshalb diese Waare abgetrocknet, um sie so lange, bis man sie färben kann, aufzubewahren; so ziehet man sie alsdann vor dem Färben durch ein warmes Wasser, daß sie davon ganz durchnetzt wird und die Farbbrühe desto besser zu einer gleichen Farbe darauf anfallen kann. Kann man aber eine gebeitzte Waare nach dem Auswaschen auch gleich färben; so hat man nie nöthig sie vorher abzutrocknen, sondern man bringt sie alsbald in den Farbkessel.

3) In eine schon heiße oder kochende Farbbrühe muß man nie eine Waare bringen, sondern die Farbbrühe darf und soll allemahl nur handwarm seyn; wenn man die Waare hinein haspelt; und wo eine kochende Hitze dabey nöthig ist, muß man sie nur nach und nach ansteigen und zuletzt etwa ½ Stunde kochen lassen.

4) Zur Beitze für die Färberey der Manchester, welche mit falschen Farben gefärbt werden, und wozu auch Zinnsolution und Salmiakgeist zur Entwicklung vorgeschrieben sind, ist es besser, wenn diese zwey Mittel, welche dazu dienen, die Farbe desto besser in den Faden der Waare einzuführen, nicht unter die Beitzbrühe gemischt, sondern erst in die handwarme Farbbrühe in den Kessel eingerührt werden, ehe die Waare hinein gehaspelt wird. Der Alaun, Bleyzucker, Vitriol, Eisenbrühe, Pottasche, Kalk ꝛc. werden allemahl als Mittel der Entwicklung zur Beitzbrühe genommen, weil die Farben satter gefärbt werden, wenn man diese Salze vorher als Beitze auf die Waare bringt, als wenn man sie unter die Farbbrühe selbst mischt. Besonders ist es nöthig bey gemischten Farben, als Grün, Violett, Braun ꝛc. die Zinnsolution und den Salmiakgeist als Verbindungs- und Vereinigungsmittel erst in die Farbbrühe zu thun, ehe man färbt, weil solche gemischte Farben dadurch viel gleicher und dauerhafter werden.

5) Weil keine Farbe zu hell seyn kann für einen Manchestergrund, der noch zum Drucken bestimmt ist, auch jede helle Farbe, sie sehe wie sie wolle, sich noch recht gut dazu schickt, so muß man weder eine Beitz- noch Farbbrühe eher wegschütten, bis sie recht ausgenutzt ist; dieses muß immer den besten Nutzen bringen.

6) Sowohl von Sommer- als Wintermanchestern werden auch viele einfärbig getragen, und da man auf alle andere dunkle Farben noch Schwarz drucken kann, so kann man immer seine Farben zuerst auf die dunkelste Schattirung einrichten und ansetzen, und die hellern kommen alsdann selbst noch davon heraus.

7)

7) Wo nur helle Farben allein gemacht werden sollen, da macht man schon seine Beitzen und Farbbrühen um die Hälfte schwächer als sie hier vorgeschrieben worden sind; nähmlich so, daß man zwar seine Farbbrühen stark macht beym Absieden derselben, hernach aber soviel mehr Wasser dazu gießt, oder soviel weniger Farbbrühe unter das Wasser im Kessel mischt, daß man nur helle Farben davon erhalten kann.

8) Alle falschen Farben müssen aus dem Farbkessel hinweg sogleich im fließenden Wasser rein ausgewaschen, und meist im Schatten zum Abtrocknen aufgehängt werden. Die festen Grappfarben und die Indigküpenfarben werden nicht nur zuerst im fließenden Wasser ausgewaschen, sondern auch noch durch ein Kleywasser mit Seife gezogen, so werden sie viel reiner, lebhafter und frischer von Farbe; denn beyde kommen aus dem Kessel und aus der Küpe sehr russig, und besonders die blauen Farben färben lange Zeit alle weiße Wäsche und Kleider stark an, wenn man sie nicht noch wenigstens aus einem warmen Wasser wäscht.

Die Appretur oder letzte Ausrüstung *):

Hierin unterscheiden sich Manchester, Piquee und Musselin von andern Kattun- und Zizwaaren, daß nichts von erstern unter den Glättstein kommt, von letztern hingegen das mehreste, da es gleichwohl auch bey diesen besser wäre, wenn sie ohne den Glättstein ausgerüstet würden. Freylich kann man sagen, daß eine buntfarbige Zizwaare mehr Ansehen und Schön-

*) S. Bölich a. a. O. S. 204.

heit durch den Glanz vom Glättstein erhalte, welches bey ersteren 3 Artikeln nicht der Fall ist, indem sie durch einen Glanz vom Glättstein alles schönen Ansehens beraubt würden; weil der Manchester und Piquee zu dick für den Glättstein sind, und ein gedruckter Musselin, wenn er seyn und zeigen soll, was er ist, eben so wenig als der ganz weiße Musselin glänzend seyn soll. Doch dürfen auch nicht alle diese Sorten Waaren auf einerley Art ausgerüstet werden, sondern jedes erfordert eine eigene Weise.

Daß alles, was gefärbt, oder nur im bloßen warmen oder kalten Wasser gewesen, und ausgewaschen worden ist, dadurch aus seiner gehabten Form gebracht wird, das ist nicht zu vermeiden, eben deswegen muß auch alles, es sey von Wolle, Seide, Baumwolle oder Leinen gemacht, durch irgend eine Art von Appretur, es sey Glätten, Mangen, Galantern, oder was es sonst wäre, wieder nicht nur in seine erste Form und Ordnung gebracht, sondern auch durch diese Ausrüstung entweder glänzend, oder nur glatt gedruckt, weich und geschmeidig, oder hart und und steif, länger oder breiter gemacht werden, je nachdem es entweder die Materie und der Stoff der Waare, oder die Eigenschaft und Qualität, gröbes oder feines, gutes und dickes, oder schlechtes und dünnes Gewebe und Arbeit daran nothwendig macht, oder je nachdem der Geschmack der Leute es verlangt.

Der Wintermanchester, als eine baumwollene und dicke Waare von besonderer Arbeit, kann nicht geglättet werden, und eben so wenig soll er durch die gewöhnliche Färbermange laufen, welche eigentlich nur für Leinwandwaaren am besten taugt, und der Leinwand durch ihren harten

harten Druck eine gewässerte Faßen gibt. Der sanfte Druck der Rolle oder des Galanters, den man nach Gefallen vermehren oder vermindern kann, ist es allein, der für den Wintermanchester zur letzten Ausrüstung taugt, weil seine aufrecht stehenden Haare dadurch nicht zu hart und zu stark niedergedruckt werden, sondern bloß so viel als nöthig ist, um noch andere Farben darauf in gehöriger Ordnung, Form und Faßen drucken zu können; denn ohne diesen Druck der Rolle wäre man nicht im Stande, einen Model richtig anzusetzen und abzudrucken. Hat man zum Drucken solche gute Farben genommen, welche das Auswaschen leiden können, so wird der Manchester nach dem Abtrocknen noch einmahl durch die Rolle gelassen, und dadurch in seine gehörige Form gebracht. Will man hingegen denselben nach dem Drucken nicht mehr ins Wasser bringen, so läßt man ihn doch noch einmahl durch die Rolle laufen, weil durch den Druck derselben die Härte der Farben, welche darauf gedruckt worden sind, geschmeidiger und sanfter anzugreifen gemacht werden.

Wenn der Wintermanchester gerollt ist, wird er über ein dünnes und schön glatt gehobeltes Bret auf einer Tafel aufgeschlagen, aber fest angezogen; alsdann auf beyden Seiten nur durch Schnüre geheftet, aber in keine Presse gebracht, sondern sogleich in Papier nach beliebiger Form eingebunden; oder man rollt ihn über einen andern nicht sehr dicken Stab auf, zieht ihn ebenfalls stark an, damit er fest aufgewickelt wird, und heftet und bindet ihn ein.

Mit dem Sommermanchester hat es schon eine andere Bewandtniß bey seiner Ausrüstung. Er hat zwar keine aufrecht stehende und geschnit-

tene Haare wie der Wintermanchester, und fällt deshalb nicht so dick in die Hand; aber er hat ein gekipertes Gewebe wie ein Zwilch, es mag glatt oder gestreift seyn, und ist daher, wenn auch nicht so dick, doch stärker als der Wintermanchester; eben dieser gekiperte Grund an dem Sommermanchester ist theils ein Hinderniß, daß man ihn nicht mit dem Glättstein reiben kann, so gut als einen glatten Kattun oder Leinwand, theils bedarf er auch dieses Glanzes nicht und der damit verbundenen Steifigkeit, weil er nach seiner eigenen Art schon stärker und steifer als ein Kattun ist; theils soll er diese Appretur nicht haben, weil er meist nur von Mannsleuten getragen wird. Eben so wenig und aus gleichen Ursachen soll er nicht unter eine Färbermange kommen, weil sich eine gewässerte Appretur gar nicht für ihn schickt, sondern ihn einer gekiperten Leinwand, einem Zwilch oder Trilch ähnlich macht.

Die einzige beste und schicklichste Appretur für einen Sommermanchester ist die Rolle, durch diese erhält er nicht nur eine Festigkeit, sondern auch Glanz so viel nöthig ist, einen feinen und sanften Angriff, und die Härte seines gekiperten Körpers erhält eine Geschmeidigkeit, wie es eine Kattunwaare haben soll.

Man muß den Sommermanchester nicht nur, wenn er gefärbt, ausgewaschen und getrocknet worden ist, durch die Rolle laufen lassen, damit er desto geschickter zum Drucken gemacht wird, sondern auch wieder, wenn er gedruckt ist. Wird er mit guten Farben gedruckt, und nach dem Drucken ausgewaschen, so muß er ohnehin wieder unter die Rolle; aber auch, wenn er mit solchen falschen Farben gedruckt wird, die man

nicht

nicht auswaschen darf, ist es doch nothwendig, daß er die Rolle passire, damit die Druckfarben ihre Steifigkeit verlieren, und der Manchester einen guten Angriff bekommt.

Nach dem Rollen wird er auf ein Bret von beliebiger Breite aufgeschlagen, und wenn dieses geschehen ist, zieht man das Bret heraus, heftet ihn auf beyden Seiten ein oder zweymahl mit Schnüren, und bringt ihn unter eine mäßige Presse, alsdann wird er in Papier nach beliebiger Form eingebunden, und aufs Lager gelegt.

Der Piquee ist wieder eine von den Manchestern ganz verschiedene Art von Waare, die ein ganz eigenes Gewebe hat, mit 2 Ketten oder Zotteln, welche durch den Einschuß auf eine solche Art verwebt und verbunden werden, daß man dadurch Unterfutter und Ueberzug bekommt, als wenn es eine abgenähte Waare wäre, welcher man allerley Faßon geben kann.

Aber eben wegen dieser besondern Art bey der Weberey des Piquee ist derselbe nicht geschickt, daß man ihn vorher auf dem Grunde ganz einfärbig färben, und hernach erst auf diesen gefärbten Grund noch andere Farben drucken kann, wie man den Manchester behandelt; hingegen was die Ausrüstung betrift, so ist er hierin dem Manchester ganz gleich, und taugt weder für den Glättstein, noch für die Färbermange, sondern muß zu seiner Appretur nothwendig auch die Rolle haben, so oft er während der Bearbeitung vor dem Drucken oder nach dem Drucken, vor der Bleiche oder nach der Bleiche ins Wasser oder in eine Farbbrühe kommt; allein wenn er das letztemahl im Wasser ausgewaschen und getrocknet worden ist, und

nun seine Appretur vollends erhalten soll, so darf der Druck der Rolle nicht mehr stark, sondern nur schwach seyn, weil sonst die Faßon des Grundes an dem Piquee, die einer abgenähten Waare gleich kommt, zu viel verliert, und derselbe das nicht mehr vorstellt, was er nach seiner ganz eigenen Art vorstellen soll. Er muß also durch die Rolle bey der letzten Ausrüstung nur soviel gedruckt werden, daß er wieder gehörig eben gemacht wird, Runzeln und Falten verliert, die er beym Auswaschen, Ausringen, Aufhängen und Abtrocknen bekommen hat, aber Glanz oder Steifigkeit und Festigkeit mehr, als seine Art Gewebe mit sich bringt, muß ihm die Rolle nicht geben, er würde dadurch alle seine eigenthümlichen Schönheiten und Werth verlieren.

Nach der Rolle wird er auch nach seiner ganzen Breite einfach und nicht doppelt zusammen gelegt, über ein Bret aufgeschlagen, stark angezogen, und wenn er aufgeschlagen ist, das Bret wieder herausgezogen, auf beyden Seiten geheftet, aber unter keine Presse gebracht, sondern sogleich in Papier nach Belieben eingebunden und aufgehoben.

Was endlich noch die gedruckten Musseline betrift, so möchte man zwar sagen, weil diese viel leichter und dünner als die drey vorherigen Artikel sind, so hätten sie eine stärkere Ausrüstung nöthig, durch mangen, glätten und pressen; allein erstens sollen die gedruckten Musseline hierin den ganz weißen Musselinen gleich behandelt werden, die bekanntlich keine steife, feste und glänzende Appretur haben, sondern ganz weich bleiben; zweytens als eine Waare, die nur von Frauenzimmern getragen wird, soll und darf dieselbe nicht steif und hart, sondern weich anzufühlen

fühlen seyn; und drittens muß sie sich eben durch ihre weiche Appretur von den übrigen gedruckten Kattun- und Zizwaaren unterscheiden.

Wenn also der gedruckte Musselin eine Ausrüstung bekommen soll, so darf es nur ein leichter Druck der Rolle seyn, wodurch er bloß die vom Auswaschen, Walken und Ausringen erhaltenen Runzeln und Falten verliert, und wieder eben gedruckt wird, welches ihm zugleich einen feinen, gelinden Angriff und nur ein wenig Glanz giebt. Es macht besonders dem gestreiften, gewürfelten und auf andere Weise faßonirten Musselin ein gutes Ansehen und giebt den Farben mehr Schönheit.

Die mehrsten gedruckten Musseline werden aber ganz ohne alle Appretur gelassen, und wenn sie zum Verkauf fertig und abgetrocknet sind, so nimmt man sie nur und schlägt sie auf einem glatten hölzernen Klotz, wodurch sie sehr geschmeidig und weich gemacht werden, alsdann schlägt man sie unter starkem Anziehen auf einer Tafel über ein Bret, welches man hernach wieder heraus ziehet, heftet sie auf beyden Seiten, und thut sie unter keine Presse, sondern bindet sie in ein schönes Papier ein, und verwahrt sie wohl vor dem Staube und Unreinigkeit, bis sie verkauft werden. Denn weil die gedruckten Musseline anders nicht als mit weißem Grunde gemacht werden, so ist sehr viel daran gelegen, wenn dieselben nach dem Grappkessel recht schön ausgebleicht worden sind, daß man sie auch rein schön weiß erhalte und zum Verkauf bringe, welches überhaupt eine Lehre ist, die bey allen Fabrikwaaren mit größter Sorgfalt beobachtet werden muß.

Allerley Proben von den hier genannten Zeugarten nach den neuesten und besten Mustern findet man von Zeit zu Zeit in dem bekannten Journal für Fabrik, Manufactur Handlung und Mode. Leipzig bey Hempel. 8.

Musselin-Banst, ein sehr feiner und dicht gewebter schlichter Musselin, welcher dem Batist sehr ähnlich, aber von baumwollenem Garn verfertiget ist.

Musselinet, mit diesem Nahmen belegt man gewöhnlich die gestreiften Musseline.

Mussembey, der Nahme eines Küchenkrautes auf den Antillen, dessen Blätter verspeiset werden. Jablonskie, der desselben in seinem allgemeinen Lexicon erwähnt, fügt aber keine sonstige Nahmen hinzu, und seine Beschreibung ist nicht von der Art, daß man entscheiden könnte, welches übrigens vielleicht gar nicht unbekannte Gewächs damit gemeint sey.

Müssen, ein verb. neutr. welches das Hülfswort haben bekommt. Es bedeutet vorzüglich

1. Zu einer Handlung oder zu einem Zustande gezwungen seyn oder werden, so wohl von Personen als Sachen. **Das Eisen muß im Wasser untersinken.**

2. Nothwendig seyn, im weitesten Umfange dieses Wortes, so wohl von einer physischen als moralischen Nothwendigkeit. **Man muß arbeiten, wenn man zu etwas kommen will.**

Müssen hat allemahl den Infinitiv eines anderen Zeitwortes nach sich. Es tritt daher, so wie die übrigen Zeitwörter, welche einen bloßen Infinitiv nach sich haben, selbst in den Infinitiv, wenn es in einer zusammen gesetzten Zeit im Mittelworte stehen sollte. Z. B. ich habe es wohl thun müssen, nicht gemußt. Dagegen es der ordentlichen Regel folgt, wenn es allein steht; er hat fort gemußt.

Musseron, Moulleron, s. Mosschwamm, Th. 94, S. 584.

Mußig, vom Zinn, s. musig.

Müßiggang die unthätige Unterlassung der pflichtmäßigen Arbeit, und in engerem Verstande die Fertigkeit dieser Unterlassung. Sich dem Müßiggange ergeben. Müßiggang lehret viel Böses. Der geschäftige Müßiggang, da man unnütze Beschäftigungen den nützlichen, oder nützliche den noch nothwendigeren vorzieht.

Ich habe den Tag verloren, sagte Titus, wenn er am Abend die Handlungen des vergangenen Tages überrechnete und fand, daß er an demselben niemanden eine Wohlthat erwiesen hätte. — Ich habe das Jahr verlohren, werden die sagen müssen, welche in dreyhundert und fünf und sechzig verlebten Tagen nichts aufweisen können, das sie zum Besten des Menschen ausgeübt, nichts, wodurch sie ihrer Bestimmung gemäß gehandelt hätten. Nicht nur diejenigen sind unglückliche Menschen, die wirklich Böses thun, und jeden Abend auf eine neue Ungerechtigkeit sinnen, womit sie den folgenden Tag bezeichnen wollen; unglücklich sind auch die, welche gar nichts thun. Es thun aber alle diejenigen nichts, welche nichts Gutes und Rühmliches verrichten, sondern als geschäftige Müßiggänger leben. Wer das ganze Jahr nichts gethan, als mit dem Schoßhündchen und dem Affen gespielt, geliebäugelt und getändelt, im Fenster die Vorbeygehenden gemustert, und Complimente empfangen und erwiedert, die übrige Zeit aber entweder bey der Tafel oder Kaffeetische, bey der Punschschale oder am Spieltische, auf dem Spaziergange oder im Bette hingebracht, der mag ja nicht sagen, daß er in dem Jahre das geringste gethan, daß er

seiner Bestimmung gemäß gelebt habe. Zu einem solchen geschäftlosen Leben kann uns kein Stand, er sey auch noch so erhaben, und kein Vermögen, wenn es gleich noch so groß wäre, berechtigen. Die Bestimmung des Menschen ist nicht, für sich allein und für den Augenblick zu sorgen, daß er in Wollust hinfließe. Es ist ein unglückliches Vorurtheil, daß sich die, welche dem Müßiggange günstig sind, gemeiniglich einbilden, daß der Reiche, den keine Noth zur Arbeit treibt, Herr von seiner Zeit, Herr von deren Anwendung wäre, und daher keiner Pflicht zuwider handelte, wenn er sie in Trägheit und unthätigem Müßiggange, oder in lauter Lustbarkeiten und Ergötzungen hinbrächte; der Reiche, und wenn er auch Peru's Schätze besäße, bleibt doch ein Mensch und behält als Mensch Verhältnisse gegen die Zukunft und gegen die Gesellschaft. Das Recht, das er in der Gesellschaft hat, haben alle andere Menschen; und wenn er sich also den Bemühungen für sie entzieht, so sind sie alle berechtiget, sich einer jeden Bemühung für ihn zu entziehen. Nun stelle man sich aber ein ganzes Land voller Müßiggänger vor; bald wird es mit der ganzen gesellschaftlichen Glückseligkeit vorbey seyn; bald wird es uns an allem, was zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit gereicht, mangeln; bald werden uns selbst die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens fehlen; bald werden wir weder Kleider noch Nahrung mehr haben, sondern wieder in den Stand der Wildheit versetzt, in die Wälder zurückkehren müssen, um uns, gleich unsern barbarischen Vorfahren, mit Wurzeln zu nähren.

Die Welt ist einmahl so eingerichtet, daß die Menschen durch ihren Fleiß sich einander wechsels-

wechselsweise alle Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen sollen. Durch Fleiß und Mühe gewinnen wir von der Erde die Früchte, womit sie uns nähret; durch Arbeit und Fleiß sammeln wir von den Schafen die Wolle, womit wir uns kleiden; durch Arbeit und Fleiß gibt uns der Weinstock seine Traube, aus welcher Freude für den Menschen quillet. Diese weise Ordnung der Natur kehret der Mensch um, der die Trägheit lieb gewonnen hat, und jede Arbeit haßt; der nur Zeitvertreib und Zerstreuung sucht, und als ein Müßiggänger von Profession bloß darauf bedacht ist, wie er der Langenweile entfliehen; oder mit einem andern Ausdrucke, wie er die Zeit tödten könne; der den langen Morgen im Bette verträumet, den Mittag verschmauset und den Abend verspielet; der nach diesem Plane jeden Tag seines Lebens ordnet, und am Abend desselben sich von der Anwendung seiner Zeit keine andere Rechenschaft geben kann, als daß er gegessen, getrunken, geschwelget, getaumelt, geschlafen, gespielet, getanzet, getändelt und Possen getrieben habe.

Wenn wir die Natur des Menschen genauer untersuchen, so finden wir in ihm einen doppelten Trieb, einen zur Geschäftigkeit und einen andern zur Trägheit. Wir können uns davon keine andere Ursache angeben, als weil er halb geistiger und halb körperlicher Natur ist; den Hang zur Trägheit hat er vom Körper, und von der Seele hat er den Trieb zur Thätigkeit. Diejenigen, welche den letzten bey sich ersticken, und glauben, daß sie nicht zur Arbeit, sondern bloß zum Müßiggange und zum Vergnügen geschaffen wären, sinken von der Würde eines Menschen zum niedrigen Stande der Thiere herab.

ab. Die Natur hätte sie nicht zu Menschen, sondern zu Dachsen und Schnecken, oder zu Hummeln und Schmetterlingen machen müssen, da sie doch entweder ihre Tage in einer müßigen Ruhe verträumen, oder in steten Zerstreuungen ihr Leben durchflattern. Je weniger eine Nation die Kräfte der Seele kultivirt hat, desto stärker ist bey ihr der Hang zur Trägheit und zum müßigen Leben. Die einstimmigen Zeugnisse aller Reisebeschreiber versichern uns, daß die Wilden in Amerika den Tod nicht ärger hassen, als sie die Arbeit hassen. Sie sind von unsern europäischen Müßiggängern nur darin unterschieden, daß sie ihre Zeit, die ihnen von der Jagd, und vom Fischfange übrig bleibt, in ihrer Hütte, und nach Beschaffenheit des Klima etwa an einem Feuer hingestreckt, verschnarchen, wenn die unsrigen Stunden und Tage in ihrem Lehnstuhle vergähnen. Dabey fühlen denn die Letzten, weil sie nicht völlig so roh sind, als jene, öfter die Tyranney der Langenweile, als die ersten. Die Seele bemühet sich von Zeit zu Zeit, ihre innere Kraft und Thätigkeit zu äußern, und den Menschen, von dem sie der vornehmste Theil ist, aus dem Stande der Maschine, zu welchem ihn das Phlegma des Körpers erniedriget hat, heraus zu reißen. Hier weiß nun dieser Elende nicht, was er mit sich selbst anfangen soll; und da er in seinem eigenen Vorrathe nichts findet, womit er sich beschäftigen und unterhalten könnte: so läuft er, um der Tyrannin, die ihn foltert, der Langenweile zu entfliehen, nichtswürdigen Possen und Spielwerken, elenden Zeitvertreiben und Ergötzungen, Thorheiten und Lastern nach:

Denn Müßiggehn, wenn mans nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man meinen sollte.
Gellert.

Und so wie man schon eher gesagt hat, daß sich manche Leute so viel Mühe geben, Schelme zu werden, daß sie mit der halben Bemühung ehrliche Leute seyn könnten: eben so kann man auch von diesen Müßiggängern sagen, daß sie vielleicht nicht die Hälfte der Mühe, die sie anwenden, um durch nichtswürdige Zerstreuungen die Zeit zu tödten, nöthig haben würden, um sich in den Stand zu setzen, daß sie jeden Theil ihrer Zeit mit würdigen und anständigen Geschäften anfüllen könnten.

Auch wirket eine redliche Verwaltung der Geschäfte ein geheimes Vergnügen, welches an Reinigkeit und Stärke die Vergnügungen weit übertrift, denen der Müßige nachläuft; so wahr ist es, daß wir bey jedem Schritte, mit dem wir uns der Vollkommenheit nähern, durch neue angenehme Empfindungen belohnt werden. Freilich ist es dem, der keine Arbeit kennt, unbegreiflich, wie Arbeit mit Vergnügen verbunden seyn könne, da nach seinen Vorstellungen der eine Begriff so sehr dem andern entgegen steht, daß sie einander schlechterdings aufheben. Wenn er dabey etwas Witz hat, so nimmt er daher Anlaß, der frommen Enthusiasten, die in Arbeit Wollust finden, mit einer mitleidsvollen Mine zu spotten. Allein weder sein Witz noch seine Sophistereyen können mir das rauben, was ich wirklich fühle; und alles, was ich ihm zugestehen kann, ist dies, daß er selbst diese Empfindungen niemahls gehabt habe. Er sollte sich aber auch nicht zum Richter über anderer Menschen Empfindun-

rfindungen aufwerfen, die ihm allerdings fremd seyn müssen, da er sich niemahls einer redlichen Verwaltung ernsthafter Geschäfte unterzogen hat. Wer hingegen die verborgenen Reitze der Arbeit kennet, wer es geschmecket hat, was für eine sanfte Ruhe, was für ein zufriedenes Bewußtseyn uns begleitet, wenn wir eine Arbeit, die eine Beziehung auf das Wohl eines andern, oder gar auf die Wohlfahrt einer ganzen bürgerlichen Gesellschaft hat, redlich geendiget haben, der würde sich den Geschäften ohne Einschränkung überlassen, wenn ihn die Ermattung nach einer anhaltenden Arbeit nicht erinnerte, daß seine erschöpften Kräfte Muße nöthig hätten, um sich wieder zu sammeln und zu stärken. „Die Menschenliebe", schreibt ein bekannter Schriftsteller *), „die Liebe des Rechts, die Ueberzeugung, daß man seinen Pflichten treu zu seyn, und die Absichten seines Schöpfers zu erfüllen sich bestrebe, die Neigung zur Wohlthätigkeit, das Verlangen, so viel Gutes zu thun, als uns möglich ist, wirket in unserer Seele das größte Vergnügen, dessen Menschen fähig sind. Wenn wir uns des Beyfalls der Menschen, die ihrer Tugend und Verdienste wegen selbst unsere ganze Achtung haben, bewußt sind; wenn unser Herz uns das Zeugniß gibt, daß wir selbst der Gutheißung unsers Gottes nicht unwürdig sind: so sind wir in dem glücklichen Stande der Zufriedenheit, welcher unsere vornehmste Seligkeit ausmacht. Dann wird der uns angeborne Richter, das Gewissen, welcher Beruhigung und Freude über Thaten austheilet, durch welche die große Absicht der Natur und ihres allgütigen Urhe-

*) Iselin's Geschichte der Menschheit, 1ster Th. S. 75.

Urhebers, die Glückseligkeit seiner Geschöpfe, befördert wird, unsere Seele mit einer Freude erfüllet, gegen welche alle Freuden gering geachtet werden müssen, und ohne welche alle andere Freuden unschmackhaft sind. Sie erhebet den Sterblichen zu dem hohen Range, den der Schöpfer ihm in der Schöpfung angewiesen hat."

Denen, die keine Arbeit kennen, muß auch das Vergnügen, welches mit einem geschäftigen Leben verbunden ist, natürlicher Weise fremd seyn. Vielleicht werde ich auch noch einräumen müssen, daß es selbst nicht allen denen bekannt sey, die in Geschäften leben. Viele gehen blindlings an die Arbeit, und wissen nicht, daß außer den Vortheilen, die daraus entspringen, und außer dem Ansehen, welches mit der Verwaltung vieler Geschäfte verknüpft ist, noch andre Vergnügungen von feinerer Art dabey möglich sind. Vielleicht gehörte ein zarteres Gefühl dazu, als ihnen verliehen ist, um dies feinere Vergnügen zu empfinden. Wollen wir aber darum behaupten, daß es gar nicht empfunden werden könne? das wäre eben so richtig geschlossen, als wenn der zu lauter schweren Arbeiten gewöhnte Bauer, der mit seiner harten Faust kaum noch einen starken Zwirnsfaden zu fühlen vetmag, darauf bestehen wollte, es sey unmöglich, daß irgend eines andern Menschen Finger den zarten Faden, den der Seidenwurm spinnet, fühlen könnten.

Es fehlet daher so viel, daß Leute von feinem Geschmacke, wie man sich oft unrichtig einbildet, zu Geschäften unbrauchbar seyn sollten, daß sie vielmehr oft gerade die geschicktesten Personen dazu sind. Dieser Satz kann als eine Folge aus dem, was im vorhergehenden Absatze gesagt worden ist, betrachtet werden. Denn Leute

von feinem Geschmacke haben auch ein zartes Gefühl; ihnen sind daher die feinern Vergnügungen, welche eine redliche und glückliche Verwaltung der uns aufgetragenen Geschäfte gewähret, am ersten empfindbar; und dies Vergnügen macht ihnen die Arbeit um so viel werther, es macht sie in deren Ausrichtung um so viel emsiger und treuer. Freylich gibt es auch Arbeiten, die für einen Mann von Geschmack etwas trockenes und widriges an sich zu haben scheinen. Dahin gehören hauptsächlich die Arbeiten, welche so ziemlich maschinenmäßig verrichtet werden, und allenfalls ohne Kopf verrichtet werden könnten. Es ist eben nicht anzurathen, daß man dergleichen Geschäfte einem Manne von Geschmack auftrage; da gerade der Mangel dieses Geschmacks zu einer unermüdeten Verwaltung der Geschäfte dieser Art nicht wenig beyträgt. Allein andere, wobey sein Geist sich wirksam beweisen kann, wird er desto glücklicher ausrichten. Er wird vielleicht anfangs, da er sich in die Nothwendigkeit versetzet siehet, ein geschäftiges Leben anzutreten, einige geheime Seufzer ausstoßen; allein die Gewohnheit wird bald ihre Gewalt beweisen, sie wird seinen Geschäften anfangs das widrige benehmen, sie wird ihm solche nach und nach angenehm und endlich unentbehrlich machen, und dann wird er in deren Verwaltung ein Vergnügen finden, daß er sich im Anfange durchaus nicht darin vorstellen konnte, und dessen Möglichkeit so viele Menschen schlechterdings ableugnen.

Dies Vergnügen wird um so viel größer seyn, je edler die Bewegungsgründe bey seiner Arbeit sind, und je ausgebreiteter die Vortheile sind, welche daraus für einzelne Gesellschaften, oder

oder für ganze Länder und Staaten entspringen. Hieraus können wir begreifen, warum oft Männer von hohem Range und großem Vermögen, bis an das Ende ihres Lebens in Aemtern bleiben, die ihnen eine Menge schwerer Geschäfte aufbürden. Ich will nicht leugnen, daß dies nicht einige aus Ehrgeiz, andere aus Gewohnheit, und andere vielleicht noch aus einem schlechteren Bewegungsgrunde thun sollten. Allein gewiß ist es doch auch, daß manche bloß darum in ihren Aemtern bleiben, weil sie die Wollust nicht entbehren wollen, die sie täglich bey dem Bewußtseyn empfinden, daß sie Wohlthaten über Länder verbreitet und Tausende glücklich gemacht haben.

So werden wir denn also wohl alle andere Quellen des Vergnügens für den Menschen verstopfen, und ihm nur die, welche aus einer redlichen Verwaltung seiner Geschäfte entspringen, übrig lassen? Das fließt nicht aus dem, was wir bisher gesagt haben. Ohne Unterbrechung können wir unsere Arbeiten nicht fortsetzen; wir haben von Zeit zu Zeit, um neue Kräfte zu sammeln, eine Erholung nöthig, welche, nach der Stärke und Schwäche eines jeden Menschen, und nach Beschaffenheit seiner Arbeiten, bald länger und bald kürzer seyn kann. Die Abwechselung der Geschäfte kann zwar auch eine Art der Erholung werden; sie allein ist aber nicht hinreichend. Wir sind nicht ganz geistiger Natur; der Körper behauptet auch seine Rechte, und ich habe es schon gesagt, vermöge desselben haben wir einen Hang zur Unthätigkeit und Trägheit. Die Natur treibt uns also schon dazu an, uns von Zeit zu Zeit von unsern gewöhnlichen Geschäften zu erholen, und das gesellschaftliche

Leben macht es uns zur Pflicht. Das mosaische Gesetz befiehlt schon den Sabbat als einen Tag der Ruhe an; es schreibt Festtage vor, da das Volk sich freuen sollte.

So sehr man auch die Arbeit theils aus Ueberzeugung von unserer Pflicht, theils wegen des innern Vergnügens lieben muß, das damit verknüpfet ist: so möchte doch wohl niemand so sehr in Geschäften eingeflochten seyn, daß er sich der Arbeit ganz aufopfern, und allen andern Arten des Vergnügens entsagen müßte. Ich glaube, daß ich mein Leben alsdann erst auf eine vernünftige und meiner Bestimmung gemäße Art hinbringe, wenn ich meinen Pflichten getreu die Geschäfte, die mir Amt und Beruf auferlegen, mit aller Redlichkeit und dem erforderlichen Eifer verwalte, wenn ich meine Kenntnisse täglich zu erweitern, und überhaupt mich immer mehr in den Stand zu setzen suche, daß ich meine Geschäfte glücklich und mit Nutzen verwalten kann; wenn ich dabey, um nicht frühzeitig meine Kräfte zu erschöpfen und mich stumpf zu arbeiten, von Zeit zu Zeit den Einladungen zur Freude folge, und die Arbeit mit den unschuldigen Vergnügungen des Lebens abwechseln lasse, diesen zwar, nach ihrem größern oder geringern Werthe, mit mehr oder weniger Eifer nachstrebe, aber doch auch die kleineste von ihnen nicht verachte, sondern sie dankbar, wie sie sich mir darbieten, annehme.

Der Himmel schuf uns unstreitig dazu, um glücklich zu seyn, und wir folgen seinem Willen, wenn wir es so weit zu werden suchen, als es uns möglich ist. Denn vollkommene Glückseligkeit ist unter den Sterblichen nicht zu finden, weil bey ihnen keine vollkommene Weisheit und

kein

keine unbefleckte Tugend zu finden ist. Allein deswegen sind Vergnügen und Glückseligkeit noch keine Chimären; vielmehr gibt es gewiß wenige Menschen, bey denen nicht die Summe der unangenehmen Empfindungen von der Summe der angenehmen übertroffen wird. Die Natur ladet überall zum Vergnügen uns ein, und winket von allen Seiten her zur Freude. Sie hat den Erdboden in lebhaftes Grün, das Gewand der Heiterkeit und Freude, gekleidet; sie hat ihn mit Gegenständen des Vergnügens für uns angefüllet, und mit mannigfaltigen Schönheiten ausgeschmückt; sie hat dem Menschen das Vermögen gegeben, diese Schönheiten zu fühlen, sie hat ihm Witz und Geschicklichkeit verliehen, tausend Künste zu erfinden, die sich einzig mit Verschönerung seines Lebens beschäftigen, und sie hat dadurch zu erkennen gegeben, ihre Absicht sey, nicht bloß daß wir leben, sondern daß wir auf die angenehmste Weise leben sollen. Eben so wenig fordert unsere Religion von uns, unsere Brust vor jedem Strahl der Freude zu verschließen. Sie verdammt uns nirgends zu immerwährenden Seufzern und Thränen, zu Jammern und Wehklagen; sie will nicht, daß wir allem unschuldigen Vergnügen entsagen, immer mit niedergeschlagenem Haupte herumwandeln, alle Schönheiten der Natur mit gleichgültigen Blicken übersehen, jede angenehme Empfindung verleugnen, und mürrische, unfreundliche Leute werden sollen, die nicht mehr für die Gesellschaft der Menschen brauchbar sind, sondern in Wüsten und Einöden verbannet werden müssen. Nein, es fehlet nicht so viel, daß die Religion alle Freude verdammen sollte, daß sie vielmehr dazu ermuntert, daß sie die erlaubten Freuden dieses

Lebens verschönert, und unser Herz, da sie Ruhe und Zufriedenheit darin zurückruft, noch fühlbarer und fähiger macht, Freude zu empfinden. Nur die verwirft sie, welche ihr Daseyn einer eiteln Einbildung zu verdanken haben. Noch mehr verdammt sie diejenigen, welche in dem traurigen Gefolge der Nachreue und der Schmerzen erscheinen, das Gewissen verwunden, und nach einer kurzen Wollust ins Unglück uns stürzen.

Denn die Quellen der Freude und des Vergnügens sind sehr mannigfaltig. Die, welche aus dem höhern Seelenvermögen entspringen, welche von dem Verstande, der Vernunft, der Weisheit ihr Daseyn empfangen, sind freylich die erhabensten, dauerhaftesten, die vorzüglichsten. Sich mit der Betrachtung der Natur beschäftigen; den Ursachen der Dinge nachspüren; die Wahrheit aufsuchen und ihr auch da nachspüren, wo sie sich dem forschenden Auge des Scharfsichtigen entziehen will; dies bleibt für den Weisen das reinste und würdigste Vergnügen. Wie freuet sich seine Seele, wenn er so glücklich gewesen ist, da Licht zu entdecken, wo vormahls alles dunkel war, da eine gebahnte Straße zu finden, wo vorhin jeder zwischen unwegsamen Felsen herumirrte. Was für ein Entzücken bemeistert sich seines Herzens, wenn er nun auf den Gefilden der Wissenschaften mit starken Schritten forteilet, jeden Tag seine Kenntnisse mit neuen Schätzen erweitert, sie dann zum Vortheil seines Nebenmenschen nutzet, bald der Unwissenden Lehrer, und bald ein Wegweiser der Irrenden wird. Dies Vergnügen ist eben so dauerhaft, eben so unvergänglich und eben so unsterblich, es ist eben so ewig und eben so unbegränzt,

begränzt, als die Wünsche, welche dieser für die Ewigkeit geschaffene Geist äußert.

Allein auch die angenehmen Empfindungen, zu welchen die Sinne der Seele den Stoff darbieten, sind, sparsam genossen, nicht unter der Würde des Weisen, der dem Grundsatze folgt, sich das Leben so angenehm zu machen, als es sich mit den höhern Pflichten, die er auf sich hat, vertragen will. Er suchet Freude in einer fröhlichen Gesellschaft — aber freylich nicht in der, wo Tugend aus ihrer Fassung gelachet und wo alle Arten von Ungebundenheit und Frechheit durch laute Ausbrüche der Lustigkeit angepriesen werden. — Er suchet sie in der Gesellschaft seiner Freunde, deren witziger Scherz, nicht durch schmutzige Possen entweihet, deren gefälliges Lächeln niemahls in ein beleidigendes Hohngelächter ausartet, deren freundschaftlicher Kuß, nicht durch tückische Verstellung entheiligt, ihn zur Freude ermuntert. Bald wandelt er einsam im anmuthigen Garten, und weidet seine Augen an der mannigfaltigen Pracht bunter Blumen, womit der Frühling das Jahr verschönert; bald gehet er an der Hand seines Freundes über lächelnde Wiesen, oder durch schattiges Gebüsch; bald sitzet er mit ihm am geschwätzigen Bach, oder an sanftmurmelnden Quellen, und lauschet auf das Concert der Vögel. Bald ergötzen ihn die Werke der Kunst, die Meisterstücke der Mahlerey und der Bildhauerkunst; bald zerschmilzt seine Seele bey den harmonischen Tönen einer wohlgestimmten Musik zu unvermischten Freuden dahin. Auch das lehrreiche Schauspiel ist für ihn zugleich eine Nahrung für seinen Geist, eine Schule der Tugend und Sitten, und eine Quelle des Vergnügens. Selbst

das Spiel, das von so vielen Menschen gemißbrauchet wird, die aus dem, was ein Zeitvertreib seyn sollte, eine Arbeit machen, und sich zugleich von der Gewinnsucht, von der langen Weile und von der Gewohnheit dahin reißen lassen, sich selbst und ganze Familien dadurch ins Verderben zu stürzen, das Spiel, welches in jenem Falle mit Recht von der Satyre verspottet und von der Moral verdammet wird, wird zuweilen für den Weisen ein unschuldiger Zeitvertreib, da er es nur braucht, um seinem durch Arbeit und Geschäfte ermüdeten Geist eine Stunde der Erhohlung und Ruhe zu gönnen.

Auch an einem freudigen Tanze nimmt er gern zuweilen Antheil; ja er hält diese Lustbarkeit unter der Einschränkung, die er bey jeder Ergötzung beobachtet, nicht nur für sehr erlaubt, er hält sie auch dem Körper für zuträglich. Denn wenn wir uns die Promenade erlauben, ja, sie uns zur Erhaltung der Gesundheit zur Pflicht machen, warum sollten wir uns dann die Promenade nach der Musik und nach dem Takt nicht vergönnen? Daß sich manche um ihre Gesundheit getanzet, ist in seinen Augen gar kein Einwurf; denn viele haben sich um ihre Gesundheit gegessen und getrunken; und gleichwohl essen und trinken unsere strengsten Sittenlehrer noch alle Tage. Auch hält er das für keinen Grund, den Tanz überhaupt zu verurtheilen, weil dabey mancher zu andern Ausschweifungen Gelegenheit gefunden hat; denn sonst müßte man zum wenigsten den Wein noch eher verdammen, (und wider dies Urtheil protestiren die Moralisten mit einem Munde) weil er viel öfter und zu unendlich schlimmern Ausschweifungen Gelegenheit gegeben hat, als der Tanz. Ueberhaupt

berhaupt wenn wir alles das verdammen wollten, was gemißbraucht werden kann: so kenne ich kein Ding auf der Erde, was wir nicht verdammen müßten, weil kein Ding auf der Erde ist, das nicht gemißbraucht werden könnte.

Sinnliche Vergnügungen können eben so rein, eben so unsträflich seyn, als die unmittelbaren Vergnügungen des Geistes. Allein freylich können auch die an sich erlaubten Ergötzungen gemißbraucht, und dadurch strafbar werden, weil wir in ihrem Gebrauche ausschweifen, und aus dem unser Hauptgeschäft machen, was nur eine Erquickung seyn sollte. Wir müssen uns nicht eher für berechtiget halten, irgend ein Vergnügen zu genießen, als bis wir es durch unsre Arbeit verdient haben, so wie es uns denn auch niemahls besser schmeckt, als nach gethaner Arbeit. Auch müssen wir in dem Gebrauche der Ergötzungen wie gute Haushälter etwas sparsam seyn, weil sie eben dadurch den Reiz der Neuheit erhalten; dagegen das Gefühl derselben sehr leicht durch eine stete Gewohnheit geschwächt wird.

Mussirform, so heißen in der Spielkartenmanufactur die Formen von Birnbaumholz, womit auf dem Hinterbogen der Spielkarten die Mussirungen aufgedruckt werden. S. im Art. Spielkarte.

Mussirung, die bunte Verzierung der Spielkarten auf der Rückseite derselben, die in runden Augen und Zügen ꝛc. besteht, und gewöhnlich roth, blau oder schwarz ist, und mit der Mussirform aufgedruckt wird. Das Uebrige sehe man unter Spielkarte.

Mussiv, mussivische Arbeit, s. den Art. Mosaik, Th. 94, S. 526.

Mußkraut, s. Muspflanze, oben, S. 55.

Mußlar, eine Art der Ungarischen Weine, s. unter Wein.

Mustaceum, nähmlich libum, war bey den alten Römern ein Most- oder Lorbeerkuchen, eine Art hochzeitlicher Kuchen, wo das Mehl mit Most eingerührt wurde, und nebst Käse, Anis ꝛc. auch etwas von einem Lorberzweige dazu kam. Dieser Kuchen wurde auf Lorberblättern gebacken.

Mustachio, Mistachio, ein venetianisches Maß flüssiger Dinge. 38 Mustachi machen 1 Botte oder Muid, und 76 eine Amphora.

Mustard, der englische Nahme der eigentlichen Senfpflanze, Sinapis nigra Lian. Franz. Moutard. S. Senf.

Mustardia, Lat. s. Senf.

Mustax, s. Moulac, Th. 94, S. 656.

Mustela, der lateinische Gattungsnahme verschiedener Thiere, als des Baummarders, Mustela Martes Linn., des Hausmarders, Must. Foina, des Iltisses, Mustela Putorius, des Zobels, Must. Zibellina, des großen Wiesels oder Hermelins, Must. Erminea, des gemeinen Wiesels, Must. vulgaris ꝛc. Die zu dieser Gattung gehörigen Thiere haben im Deutschen keinen gemeinschaftlichen Gattungsnahmen; doch begreift man sie in einigen Büchern unter dem Nahmen des Wieselgeschlechts. Bey einigen älteren Schriftstellern wurde auch die Meerquappe mit diesem Nahmen belegt, welche bey Linné Gadus Mustela heißt.

Mustelus, der Nahme eines Hayfisches, Squalus Mustelus Linn. welchen man in den europäischen Meeren findet. Er hat eine weißliche glatte schuppenlose Haut, wird 2 Fuß lang, und wiegt etwa 20 Pfund.

Muſter, das, 1. ein jeder Gegenſtand, welcher nachgeahmt wird, beſonders ſo fern er zugleich die Art und Weiſe der Nachahmung zeigt. So wohl 1) der phyſiſchen und mechaniſchen Nachahmung, ein Spitzenmuſter, eine Zeichnung, wornach die Spitzen geklöppelt werden. Die Nähterinnen haben **Muſter**, welche theils Zeichnungen ſind, Blumen und Figuren darnach zu nähen, theils Stücke Papier, welche die Größe, Form und Geſtalt eines Kleidungsſtückes zeigen, um es darnach zuſchneiden zu können; Niederſächſ. **Pand**, **Naramels**. In den mechaniſchen und bildenden Künſten iſt das Wort **Modell** in einigen Fällen auch **Patrone** üblicher, obgleich **Luther** in dieſem Verſtande auch noch **Muſter** gebraucht. z. B. Ezech 43, 11. 12. — Als auch 2) der ſittlichen Nachahmung; ein **Vorbild**, **Exempel**. **Sich jemanden zum Muſter vorſtellen**. **Sie iſt ein Muſter der Tugend**.

2. Ein Probſtück von einem Ganzen, im gemeinen Leben Ober- und Niederſachſens; Niederſ. auch **Staal**, **Staalken**, Holländ. Staaltje, Franz. Echantillon. So geben die Kaufleute denen, welche es verlangen **Muſter**, d. i. Proben, von den Zeugen, welche ſie führen, zu deren Behuf ſie eigne **Muſterbücher** oder **Muſtercharten haben**, Franz. Cartons.

3. Eine Figur, doch nur in einigen Fällen des gemeinen Lebens. **Ein Zeug**, **ein Kattun hat ein gutes Muſter**, (Franz. **Deſſein**, manchmahl auch **Façon**), wenn die Figuren Geſchmack von Seiten des Erfinders verrathen. Bey den Gärtnern iſt das **Muſter** eine zierliche Figur in einem Blumengarten, ein zierliches Blumenſtück.

stück. Modell wird bisweilen in eben diesem Verstande gebraucht *).

Was die Muster in der zweyten Bedeutung betrifft, so ist nicht in jeder Waare allezeit dem Muster zu trauen, weil solches gemeiniglich aus dem besten ausgelesen ist, und das ganze übrige Stück gleichwohl schlechter fallen kann, besonders bey gewissen Waaren, deren Grund man nicht wohl ergründen kann, sondern nur durch das Muster aus der Oberfläche beurtheilen muß. Da weiß mancher Krämer ein Stück Zeug so zusammen zu falten, und das gute Ende, aus welchem er die Muster ausschneidet, vor die Augen zu legen, wenn es gleich inwendig fleckig, von Würmern angefressen, oder auf andere Weise schadhaft ist. In wohlbestellten Handels- und Manufakturstädten hat man diesfalls eine eigene Schaukammer, in welcher erst gewisse und auf guten Grund gefärbte Muster von allerhand Farben Zeuges aufbehalten, und diejenigen, welche neu gefärbt worden sind, und von welchen man Vermuthung hat, daß die Färber nicht aufrichtig dabey verfahren haben, dagegen gehalten, auch wohl eine Probe von solchem neu gefärbten Zeuge mit einer Probe von dem versichert gut gefärbten Zeuge zusammen gekocht, und also daraus beyderseitiger Muster Qualitäten untersucht werden.

*) Muster scheint zunächst aus dem Ital. Mostra gebildet zu seyn, welches wieder von Monstrare, oder vielleicht von dem mittlern Lat. Mustare, sehen, und dessen Factitivo Mustrare, Mustare, zeigen, sehen machen, abstammet. Die Niedersächsische Mundart und die mit ihr verwandten Sprachen haben das n des Latein. Monstrare beybehalten, wie das Niedersächsische Munster, das Dän. Mynster, das Holl. Monster, und Schwed. Monster. In einigen der folgenden Zusammensetzungen ist Muster aus Musterung verkürzt.

werden. Hierauf erst wird nach Befinden der neu gefärbte Zeug von den Abgeordneten zum Manufakturwesen, als ein wohl oder falsch gefärbter Zeug gestämpelt und gezeichnet.

Liebhabern der Kaufmannschaft, besonders jungen und angehenden Kaufleuten, ist bey dieser Materie von den Mustern der Waarenproben zu rathen, daß sie von allen Waaren, die ihnen entweder in ihren Dienstjahren bey andern Kaufleuten und Krämern, oder auch gleich vom Anfange ihrer Handlung von den ihnen unter die Hände kommenden Waaren, von welchen sich füglich Proben aufbehalten und abschneiden lassen, die Proben aufnehmen, und zwar auf folgende Art: nähmlich daß sie, was die Proben von Tüchern, seidenen Stoffen und Bändern, leinenen und baumwollenen, einfachen und melirten Zeugen betrifft, dabey die Farben, Gattungen, Preise und Fabriken so beobachten, daß sie den Farben nach, von der höchsten angefangen, und z. B. die höchste Nacara-Farbe unter No. 1. oben mit Oblaten oder Siegelwachs ankleben, und so, wie die Farben herunter gehen, und sich nach Graden verringern und weißlicher werden, bis auf die allerbleichste, oder Rosenfarbe, und also von dem einen Aeußersten zu dem andern, als von der ganz dunkelschwarzen Carmosinfarbe bis fast in röthlichweiß damit verfahren; eben so, wie bey der Schattierwolle, die man zum Tapetenmachen gebraucht, weil doch alle Farben aus dem Weißen anfangen, und im Schwarzen sich endigen. Nach den rothen können sie die blauen, ferner die grünen, gelben, braunen, violetten, u. dgl. sowohl einfachen, als aus andern zusammen gesetzten Farben mehr nehmen, solche alle, wie sie in der Farbe aufsteigen,

gen,

gen, nach einander aufkleben, jedoch daß sie nicht Taffet ,mit Atlassen, Damaste mit Sammeten, faßonirt mit schlechtem oder glattem Bande, holländische Laken mit schlesischen oder Crepone und dergleichen vermengen, sondern jede Sorte in dem von etlichen dicken Kartenpapieren zusammen gemachten Buche besonders auf ein Blatt kleben. Sie müssen aber alle solche Muster in Duplo abschneiden; eins in solchen Büchern zu gebrauchen, die man den Käufern zeiget, damit sie sich nach ihrem Belieben daraus wählen mögen, wobey dann auch zugleich die Nummer des Stücks, wie solches damahls, als man es aus dem Lande empfangen, auf der Faktura gezeichnet gewesen, imgleichen in welchem Preise solches verkauft werden soll, mit dem gewöhnlichen Kramerlateine, oder den Buchstabenzahlen bemerkt wird; und zwar darum, damit der Ladendiener, wenn etwa dieses oder jenes Stück verlangt würde, es nach der Nummer gleich finden, und allenfalls schon zum voraus dem Käufer des Preises wegen Auskunft geben könne. Die andere Probe ist für ein Musterbuch zu des Kaufmanns besonderer Nachricht und heimlichen Verwahrung bestimmt, und es müßte in solchem dabey geschrieben werden, erstlich das Stück selbst, dessen Nummer, wie es gezeichnet ist, sein Ellenmaß und der Preis, was es gekostet hat.

Ein Kaufmannsdiener, der sich zu seiner künftigen Nachricht ein solches Musterbuch verfertigen wollte, könnte außer dem eben gesagten noch dabey bemerken den Ort und die Manufaktur, wo die Waare eingekauft, und von woher sie verschrieben worden ist; ob man es aus der ersten Hand von dem Meister selbst, oder von dem Faktor bekommen hat, des Meisters

Nahme

Nahme und Zeichen, die Unkosten für jeden aus- und hier eingehenden Zoll, das Frachtlohn, die Bedingungen des Ein- und Verkaufs, die Qualität, welche das Gut an sich haben muß, wenn es verkäuflich seyn soll, worin dessen Mangel bestehe, wohin es am meisten abgängig sey, u. dg.

Von diesen Musterkarten oder Musterbüchern, welche nur bereits fertige Manufakturen angehen, und nur Verkäufern derselben dienen, sind diejenigen Musterkarten und Musterbücher ganz verschieden, welche zum Dienst der Fabrikanten und Manufakturisten, wegen der nach den in solchen befindlichen Vorschriften zu machenden Manufakturen gefertiget werden. Es werden nähmlich die Bilder oder Muster der Weber, Wirker und Stricker, die zu ihrer Vorschrift dienen, auf besondere Art auf Papier abgezeichnet, und so daraus Musterkarten, ja ganze Musterbücher formirt. Die Hauptsache kommt bey allen Webe- und Strickmusterbüchern hauptsächlich darauf an, daß 1) die Basis oder der Grund des Zeuges, worein das Bild zu bringen, und welches doch allemahl die in die Länge gehenden Aufzugs- und in die Quere einzuschießenden Einschußfäden sind, folglich zusammen lauter Quadrate formiren, vorzustellen sey, und nach der Anzahl der Fäden, Schäfte, Partheyen eingetheilt und vorgestellt werde. Dieses geschieht nun durch in die Länge und die Quere gezogene Linien auf dem Musterblatt. 2) Werden hiernächst die Bilder in diese Fächer durch Ringelchen, kleine Augen, oder auch Blumen und Bilder gezeichnet. Der Arbeiter muß 3) seine Fäden des Aufzugs nach Nummern wissen, und wird also dadurch, weil sie mit der Zahl und Eintheilung der Linien auf der Musterkarte auf

einige Weise übereinstimmen, ziemlich leicht sehen können, wo und wenn er das Bild durch den Tritt oder durch den Zug, das ist, vermittelst künstlicher Schnürungen, die gezogen werden, hinbringen und einführen soll. In diesem letzten Falle muß allemahl eine Person auf der Seite stehen, und die Zampel, worein die Patrone oder das Muster gelesen, und nebst dem Stier und Harnisch eingeschnüret ist, ziehen. Indessen dienen solche Bilder in Mustern und Musterbüchern zwar für Anfänger in der künstlichen Webemanufaktur, wie man denn zu dem Ende Joh. Michael Frickinger's nützliches und in auserlesenen, wohl approbirten und meistentheils neu inventirten Mustern bestehendes Weberbildbuch hat, das 1740 für Leinweber zu Schwabach gedruckt, und mit vielen Bildern versehen ist; allein es sind meist alte Muster, woraus man aber doch den Grund zu tausend andern Erfindungen nehmen kann. Allemahl aber ist es besser, wenn man im Stande ist, auf Reisen schöne Muster zu sammeln, ingleichen alle neue Muster abzuzeichnen, die herauskommen, und endlich auch selbst neue Muster zu erfinden. Dieses letzte, wenn man mit Geschmack immer etwas neues und artiges zu erfinden weiß, und hiernächst solches ins Muster anlegen kann, ist der größte Vorzug eines Meisters, der von der Akkuratesse in der Arbeit selbst, ingleichen von der Oekonomie mit der Wolle, dem Werkzeuge und den Kosten wohl zu unterscheiden ist.

S. Jonbert de l'Hiberderie le Dessinateur pour les Fabriques d'etoffes d'or, d'argent et de Soie. Paris 1765. 118 S. 8.

Von

Von den Muſtern zum Drucken auf Leinwand, Seide, Kattun, Tapeten ꝛc. ſehe man den Art Formſchneider, Th. 14, S. 488.

Von Muſtern zum Nähen, Stricken, Stricken ꝛc. wird in dieſen Artikeln das nähere vorkommen. Vorläufig ſehe man;

Muſter, franzöſiſche Aermel, Hemdekragen und Buſenſtreife, mit Battiſtzwirn, Ganzgarn und Spinal platt und im Tambourin zu nähen. entworfen von J. F. Retto Leipzig bey Voß. 1798. 16 Gr. (Es ſind 6 Kupfertafeln in Querfolio, ohne Text.)

Die Kunſt, geſchwind und mit wenig Mühe ine Stickerinn zu werden, durch 14 ausgemahlte Original Deſſeins in Kupfern erläutert. Berlin, bey Unger, I. B. 1784. II. B 1785. 6 Bog. mit 14 ill. und 14 ſchwarz. Kupfert. III. B. 1786. 4½ Bog. mit 18 ſchwarz. Kupft.

Kurze Anweiſung zur künſtlichen Stickerey; von R. B. H. J. mit Kupf. Nürnberg bey Raspe 8 I—IV. St. 1788. à 1 Bog. Text. mit 6 ill. Kupft.

Retto's Taſchenbuch der Strick-, Näh und anderer weiblichen Arbeiten Leipzig bey Hinrichs, mit 33 Kupft und 62 S. Text. (2 Rthl. 12 Gr.)

Zeichen-, Mahler und Stickerbuch zur Selbſtbelehrung für Damen, welche ſich mit dieſen Künſten beſchäfftigen; von Joh. Fr. Retto. Leipzig bey Voß 1795. 38 S. Text und 4 Kupfert. in groß Querfolio. (Mit geſtickten Modelstuche koſtet es 9 Rthl. mit illuminirtem Modellblatte 7 Rthl.)

Muſter der Gärtner, ſ. unter **Muſterordnung.**

Muſter-Aga, eigentlich Muhdhir Aga, ſo heißt der General-Major der 10ten Horde bey den Janitſcharen. Er iſt Commandeur aller Janitſcharen-Sergeanten.

Muſteraka, heißen in der perſiſchen Zeitrechnung die 5 Tage, die zu Ende des Jahrs, nach den 12 Monathen, die alle von 30 Tagen ſind,

pflegen angehängt zu werden: Dies epagomenae, intercalares.

Musterbäume, sind in den Lustgärten nach dem älteren Geschmacke diejenigen Bäume, oder Bäumchen, welche entweder im Mittelpunct oder in die Ecken der Muster, d. i. figurirten Luststücke, oder auch an die Gänge in gewisser Distanz gesetzt, und gewöhnlich unter der Schere gehalten und in gewisse Figuren gebracht wurden. Die Franzosen heissen sie Buissons, Büsche oder Sträuche. Hierzu schicken sich am besten der große Burbaum, Wachholderbaum, Lebensbaum, Rosensträuche, Rosmarin, Cypressen ꝛc. und einige Obstbäume. Die fremden, an unser Klima nicht gewöhnten Bäume trägt man mit ihren Gefäßen hin, und stellt sie in die Muster an bequeme Orte, wo sie wohl ins Auge fallen, z. B. Cypressen, Lorberbäume, Oehlbäume, Citronen, Pomeranzen, Granaten, Myrthen, Pistacien ꝛc.

Musterbuch, 1. eine Sammlung von Figuren, welche im Stricken und Nähen nachgeahmt werden. S. die am Ende des Art. Muster angeführten Werke. 2. Ein Buch, in welchem Muster, d. i. Probstücke, verschiedener Zeuge befestiget sind, und welches, wenn es nur aus einem großen starken Blatte, oder aus wenigen Blättern besteht, eine Muster-Charte, oder Musterkarte genannt wird. Niederf. Staalkenboek. Zu welchem Zwecke und wie dergleichen Musterbücher gemacht werden, sehe man im Art. Muster.

Muster-Charte, s. den vorstehenden Artikel.

Musterelle, in einigen Gegenden, z. B. in Danzig, eine von der Obrigkeit zum Muster im Gebrauche des bürgerlichen Lebens bestimmte Elle, welche

welche an anderen Orten die Archelle oder Lichelle genannt wird.

Musterherr, ein veraltetes Wort, welches ehedem diejenigen Commissarien bezeichnete, welchen die Musterung der Truppen aufgetragen wurde. Es gab ehedem bey den Armeen auch beständige Musterherren, welche vermuthlich auch die Aufsicht über die Gewehrstücke der Truppen führten.

Musterkarte, 1. ein Blatt, worauf zum Nähen, Sticken und Stricken in Quadraten eine Figur auspunctirt ist. 2. Bey den Tuchhändlern, Seidenhändlern, Knopfmachern eine Karte, worauf die Proben von Tuch, seidenen Zeugen oder Knöpfen angeheftet sind, und woraus der Käufer sich nach seinem Gefallen dieses oder jenes aussuchen kann. S. unter Muster.

1. **Mustern**, ein verb. reg neutr. heißt im Niedersächs. flistern und murmeln, Lat. murmurare.
2. **Mustern**, ein verb. reg act. genau und stückweise besehen, um das Gute von dem Schlechten abzusondern; in verschiedenen Fällen des gemeinen Lebens. Wenn die Zeuge aus den Fabriken kommen, so werden sie gemustert, im Oberd. beschauet um zu sehen, ob sie auch die ordnungsmäßige Güte haben. Daher ist ausmustern, bey einer solchen Besichtigung ausmerzen. Am häufigsten wird es von den Truppen gebraucht, wenn sie besichtiget werden, ob sie die gehörige Beschaffenheit, Kleidung und Ausrüstung haben, in welchem Verstande es doch ehedem noch üblicher war als jetzt. Die Revüen der heutigen Zeiten sind in die Stelle dieser Musterungen getreten. Die Truppen mustern. Er musterte seinen Zeug (sein Heer) zu Michmas. Esr. 10, 28. Imgleichen figurlich

in der vertraulichen und komischen Sprechart, stückweise beurtheilen.

2. Ausrüsten, besonders mit den nöthigen Kleidungsstücken versehen, eine im Hochdeutschen ungewöhnliche Bedeutung, in welcher es nur in einigen gemeinen Sprecharten vorkommt. Sie hatte sich recht heraus gemustert, geputzt, heraus gekleidet.

Im Engl. to muster, im Nieders. munstern, im Dän. mynstre, im Schwed. mönstra, im Holländ. monsteren; vermuthlich alle aus dem Ital. mostrare, und Lat. monstrare zeigen. Im mittlern Latein kommen sowohl Monstrum als auch Ostensio häufig für die Musterung der Truppen, die Revüe vor.

Musterordnung, bey den Gärtnern, besonders nach dem älteren Geschmacke, die Ordnung, d. i. geschickte Austheilung der Gewächse in den Mustern, d. i. zierlichen Luststücken, damit jedes Gewächs eine solche Stelle bekomme, daß daraus bey erfolgender Blüthe für das Auge eine angenehme Vermischung entsteht. Man muß sich hüten, daß die Besäung und Pflanzung nicht zu dicht, sondern so geschehe, daß kein Gewächs das andere hindere, auch ein jedes vor dem andern vollkommen gesehen werden könne. Darnach stellt man die Eintheilung also an, daß daraus eine gewisse Harmonie erscheine; z. B. wenn man an einer Hauptecke einen Päonienstock pflanzt, daß eben dergleichen auch an die andern Hauptecken desselben Musters gesetzt werden; wenn in der Mitte eines Beetes auf dieser Seite eine Kaiserkrone steht, daß auf dem Gegenbeete der andern Seite dergleichen geschehe, und so fort eines auf das andere passe. Ferner ist bey vielen im Gebrauche, daß jedem Beet nicht mehr als eine gewisse Art Blumen anvertraut werde, z. B. diesem ganz allein Tulpen, jenem Lilien,

dem

dem dritten Narcissen u. s. w., welche Eintheilung zwar ziemlich gut, und den Augen angenehm ist, so lange die Blühte dauert; wenn aber selbige vorbey ist, so stehen die Beete ganz bloß und kahl, welches eine schlechte Gartenzierde ist. Daher andere bewogen worden, das Zwiebelwerk an die Ecken und zunächst an die Bordirung der Beete zu bringen, den Mittelplatz aber den zaserichten Gewächsen zu lassen, damit sie ihnen mit der Düngung ohne Schaden der andern zu Hülfe kommen können. Auf solche, wenn jene verblühen, kommen diese hernach, und behalten also die Beete allezeit eine Bekleidung.

Man kann folgende Einrichtung machen: Auf ein mit Zwiebelgewächsen belegtes Parterre pflanzt man Rosmarin, Cypressen und Nelkenstöcke unter einander. Zwischen selbige streut man über das ganze Parterre allerley buntgefüllten Mohnsamen. Hierauf folgen erst die Zwiebelblumen, so daß alles mit Tulpen, Narcissen, Hyacinthen ꝛc. bedeckt ist. Wenn die flüchtige Zierde der letztern verschwunden ist, so wird die grüne Gestalt des Rosmarins scheinbar, und tapezirt das Erdreich so lange, bis bald darauf die buntfarbigen Mohnblumen sich präsentiren. Endlich nachdem diese Veränderung auch vorüber ist, so zeigt sich die Bekleidung der vollen Nelken, und behält also ein solches Parterre stets ein schönes Ansehen. Damit man aber im Säen und Pflanzen desto weniger einen Irrthum begehen möge, so schreibt man auf die Beete des Grundrisses, nach welchem das Parterre angelegt ist, die Nahmen der Gewächse mit solcher Austheilung, wie es einem jeden selbst gut dünkt. Fällt aber der Grundriß zu enge, so zeichnet man nur die Stellen mit Zahlen oder

Buchstaben, und macht nach denselben ein Gegenregister, in welchem die völligen Nahmen aufgeschrieben sind. Einige illuminiren auch die Beete mit blau, roth, gelb und andern Farben, nachdem die Blumen sind, welche in jedem wachsen sollen. Diesem papiernen Entwurfe folgen sie im Säen und Pflanzen richtig nach. Hierher gehört auch die sehr gebräuchliche Art, das Blumenwerk durch beygesteckte Nummerstöcke zu registriren; selbige werden insgemein aus Holz gemacht, die Zahlen von 1, 2, 3, 4 und so fort darauf geschnitten, und also an die Stellen der ausgestreuten Samen und eingelegten Wurzeln eingelegt, auch darüber ein geschriebenes Register gehalten. Die bleyernen werden den von Holz geschnitzten deswegen vorgezogen, weil sie nicht so leicht faulen, auch die Zahl dauerhafter daran bleibt.

Musterplatz, derjenige Platz, welcher zur Musterung der Truppen bestimmt ist, auf welchem die Truppen gemustert werden.

Musterrolle, eigentlich, die bey der Musterung der Truppen über sie und ihr Befinden verfertigte Rolle oder Liste. In weiterer Bedeutung wird jetzt bey den Compagnien ein jedes Verzeichniß der Soldaten nach ihrem Nahmen u. s. f. die Musterrolle, der Musterzettel genannt.

Musterschneider, eine im Hochdeutschen ungewöhnliche Benennung eines Moodeschneiders. Von Musterung, so fern sie ehedem die Tracht, Mode bedeutete.

Musterschreiber, bey den Soldaten derjenige, welcher die Musterrolle hält, das Verzeichniß über die Truppen oder Miliz, über Kleidung, Gewehr ꝛc. führet.

Musterung, 1. Die Handlung des Musterns, d. i. der stückweisen Besichtigung, besonders der Truppen; die Revüe, ehedem auch die Heerschau, die Waffenschau. Mannzahl, Nieders. Manntall. im mittlern Lat. Monstrum, Ostensio, Böhm. nach dem Hochdeutschen Mostrunk. Die Musterung halten. Die Truppen durch die Musterung gehen lassen. 2. Ehedem bedeutete es auch die Kleidertracht, die Mode. Musterlich war alsdann zierlich.

Musterzeichner, ein Künstler, der sich besonders darauf legt, die Patronen zu den gezogenen und geblümten seidenen Zeugen zu zeichnen. Da dieser Künstler nicht allein ein geschickter Blumenmahler, sondern auch ein Sachverständiger in der Weberey seyn muß, so legen sich gewöhnlich geschickte Seidenwirker auf diese Kunst, die denn auch, wenn sie das Zeichnen und Mahlen der Patronen gut verstehen, ihr reichliches Brot haben, weil es bey dem Absatze der verschiedenen Zeuge vorzüglich darauf ankommt, daß sie wohlgewählte Muster haben. S. Patrone.

Musterzettel, s. Musterrolle.

Mustheil, von Mus, so fern es ehedem jede Speise bedeutete, auch Hofspeise, heißen die Eßwaaren, welche eine adeliche Wittwe, dem sächsischen Rechte zu Folge, nach ihres Mannes Tode nach dem dreyßigsten Tage von seinen Gütern zur Hälfte mit sich nimmt. Hierzu gehört allerley Getränke, an Wein, Meth, Bier, Cofent ꝛc., welches bey Lebzeiten des Mannes in den Keller gebracht worden. Alles Fleischwerk, als Mastschweine, die zum wenigsten binnen dem dreyßigsten geschlachtet worden, ingleichen anderes Fleisch, geräuchert, gesalzen oder ungesalzen, als Schinken, Speckseiten, Schmalz, Würste u.

dergleichen. Alle Fische, die für die Haushaltung in Kasten, Reusen, Hältern oder Tonnen stehen, als Karpfen, Hechte, Heringe und dergleichen, sie seyen gesalzen oder ungesalzen: die Fische in den Teichen sind davon ausgeschlossen; allerhand Getreide an Korn, Weitzen, Hirse, gemalzte Gerste, und zwar das Getreide gedroschen oder in Pansen; nicht weniger Flachs, Hanf, Lein, dafern er nach des Mannes Tode noch auf dem Felde steht; denn wenn er gehauen oder geschnitten ist, ob er gleich noch nicht geröstet oder gehechelt, so gehört er zur Gerade. Ferner wird dazu gerechnet Linsen, Bohnen, Erbsen, Mohn, Rübesaat, auch betagte Kornpächte und Getreidezinsen, welches Letztere zwar von einigen noch in Zweifel gezogen werden will; endlich gehört noch dazu, was sonst zur Haushaltung und Hofspeise vorhanden ist an Butter, Graupen, Grütze, Käse, Quark, Salz ꝛc. Doch darf sich die adeliche Wittwe diese Hofspeise nicht für sich allein anmaßen, sondern sie muß selbige von den Erben binnen Jahr und Tag fordern, weil im Unterlassungsfalle dergleichen Forderung nach sächsischem Rechte verjährt wird.

Mustrack, ist bey einigen soviel als Möstrich oder Senf. S. das letztere.

Mustum, s. Most.

Musu, algonkinische Benennung des **Elendthiers**.

Musulmann, s. Muselmann.

Musurgie, die Kunst, die Consonanten und Dissonanzen in der Musik zur rechten Zeit anzubringen.

Mutacismus, ist eine Art des Stotterns, wo man die Lippenbuchstaben, als b, m, p nicht deutlich aussprechen kann.

Mutafarraka, s. Montafaraca, Th. 93, S. 621.

Mutback Emir, der Küchenprovisor, auch Rechnungsführer über die Küche des Serails in Constantinopel.

Muteferrikkeh, s. Montafaraca, Th. 93, S. 621.

Mutellina, ein Nahme des Alpen-Wasserfenchels, Phellandrium Mutellina Linn.

Müter, Mutterkrebse, s. das folgende.

Mutern, oder Mütern, nähmlich sich, neue Schalen oder Federn bekommen. S. 1 Mausen, Th. 86, S. 160. daher Müter, Muterkrebse und verderbt Mutterkrebse, Krebse, welche eine neue Schale bekommen haben.

Mutewellis, sind die Verwalter der Moscheen-Einkünfte in der Türkey, welche in den Meddresees studirt haben müssen. Man versteht unter diesem Worte aber auch diejenigen Privatpersonen, welche ihre Güter selbst verwalten, und von der Nutzung derselben leben.

1. Muth, der, ein nur in den gemeinen Mundarten, besonders Niedersachsens übliches Wort, wo es theils den Schaum auf dem Biere, theils auch den Haferschleim bedeutet. Nieders. Mood. Es gehört zu Moder, Mutter, so fern es Hefen bedeutet, und anderen dieser Art in welchen der Begriff der Flüssigkeit und besonders der zähen Flüssigkeit, der herrschende ist.

2. Muth, das, im Plur. die Muthe, ein im Oberdeutschen sehr bekanntes Wort, wo es eine Art größerer Maße so wohl für trockne als flüssige Körper ist. 1. In Ansehung trockner Dinge ist das Muth besonders ein Getreidemaß, welches etwa mit unserm Scheffel übereinkommt, und in Zürich 4 Viertel, 16 Vierlinge, 74 Mäßli, oder 36 Immi hält; in Bern aber 12 Berner Mäß, 48 Immi oder 96 Achterli. In

Basel ist die Müdde (wo es zugleich weiblichen Geschlechts ist) oder der Schäffel 4 Kürflein oder 8 Becher. 8 Müdden machen daselbst einen Sack. Im Oesterreichischen hält das Muth 30 Metzen, 120 Viertel oder 240 Achtel. Es scheint daß dieses Gemäß auch in einigen niedersächsischen Gegenden nicht ganz unbekannt sey, wenigstens werden in den dasigen Torfländern die Fehnkerschiffe nach Muttен berechnet, wenn anders dieses Wort hier nicht einen Haufen Torf bedeutet, da es denn freylich zu einem anderen Stamme gehört. 2. In Ansehung flüssiger Körper wird in der Schweiß auch der Wein nach Muthen oder Muden gerechnet, da denn ein Muth so viel ist, wie ein Saum, d. i. 12 Sester, oder Setiers, oder 92 Maß, so daß ein Muth etwas mehr als $3\frac{1}{2}$ dasige Eimer oder Brenten hält. In Augsburg hält ein Muth oder Muid 6 Besens, 48 M. oder 96 Seidel. 16 Muth machen daselbst ein Fuder. Zu Botzen in Tyrol ist das Muth ein Oehlmaß, welches 120 Hamburger Pfund hält.

Schon bey dem Ottfried und im Tatian, wo es in solchen Stellen vorkommt, in welchen Luther das Wort Schäffel braucht, Muttu, Mutti, in den heutigen oberdeutschen Mundarten Muth, Müth, Müt, Mud, Mudd und Muidde, im Angels. Mitta, und Mitta, im Franz. Muy, Muid, im mittlern Lat. Muta, im Ital mit andern End Consonanten Moggio. Es gehört mit dem Lat. Modius und Griech. μόδιος, zu Maß Metze und allen Wörtern dieses Geschlechts, welche einen hohlen Raum bezeichnen.

3. **Muth**, der, bedeutet 1. das ganze Begehrungsvermögen des Menschen, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, wofür jetzt Gemüth und Herz üblich sind.

2. Im engeren Verstande, das Gemüth, in Ansehung des veränderlichen Zustands desselben, die

die Gemüthsart. Auch diese Bedeutung ist, außer in verschiedenen Zusammensetzungen, als Demuth, Großmuth, Hochmuth ꝛc. im Hochdeutschen veraltet.

3. In noch engerer Bedeutung, einzele Stellungen des Gemüthes oder Begehrungsvermögens. a) Ueberhaupt. Hierher gehören die im gemeinen Leben üblichen Redensarten: zu Muthe seyn; zu Muthe werden. Wie ist dir heute zu Muthe. b) Von einzelen Gemüthsbewegungen. aa) Derjenige Gemüthszustand, in welchem man Hindernissen und Gefahren mit zuversichtlicher Hoffnung eines guten Erfolgs entgegen geht, und in engerer Bedeutung die Fertigkeit in dieser Stimmung; z. B. voller Muth seyn Einem Muth machen. Keinen Muth haben. bb) Die Rachbegierde; in der Redensart, seinen Muth an jemanden kühlen.

Wahrscheinlich von mähen, bewegen, wie das Lat. Motus von Movere.

Muthay, eine den Aalen ähnliche Fischart in der Hudsonsbay. Sie werden besonders im Winter auf dem Eise mit Angeln gefangen, die man durch gehauene Oeffnungen einläßt.

Muthe, die, im gemeinen Leben, die Handlung, da man etwas muthet d. i. förmlich begehret; die Muthung. Bey den Handwerkern verrichtet ein Gesell die Muthung, wenn er förmlich um Ertheilung des Meisterrechts anhält.

Muthen, ein verb. regul., welches in doppelter Gestalt üblich ist.

1. Als ein Neutrum, von welchem aber nur das Mittelwort gemuthet mit dem Zeitworte seyn, und auch hier nur in Oberdeutschland üblich ist. Gemuthet seyn, gesinnet seyn.

2. Als ein Activum, verlangen, begehren, beson-

besonders förmlich um etwas Ansuchung thun, in welchem Verstande es noch bisweilen im gemeinen Leben üblich ist. Bey den Handwerkern muthet ein Gesell das Meisterrecht, wenn er um die Aufnahme in die Innung förmlich ansuchet. (S. unter Meister, Th. 88, S. 71.) So auch im Lehenswesen. Ein Lehn muthen, den Landesherren um die Ertheilung des Lehens, um die Investitur förmlich bitten. (S. Lehensmuthung, Th. 69, S. 659.) Wer im Bergbaue eine Fundgrube u. s. f. bauen will, muß solche muthen, d. i. um die Erlaubniß und Belehnung anhalten.

Es gehört zu dem Hauptworte Muth, so fern es ehedem auch das Verlangen, den Willen bedeutete. S. auch Muthung.

Muther, eine Person, welche etwas muthet, d. i. um etwas förmlich anhält, bey den Handwerkern, im Bergbaue und im Lehenswesen.

Muthgeld, dasjenige Geld, welches man bey der Muthung für die Ertheilung der verlangten Sache entrichtet, besonders bey den Handwerkern. So fern dieses bey jeder Muthung ehedem ein Groschen war, wird es auch der Muthgroschen genannt.

Muthgroschen, s. das vorstehende.

Muthig, 1. Muth habend. 2. Munter, heiter.

Muthjahr, bey einigen Handwerkern, dasjenige Jahr, welches zur Muthung um das Meisterrecht bestimmt ist, weil der Candidat des Meisterrechtes sich oft ein ganzes Jahr um dasselbe bewerben muß. S. im Art. Meister, Th. 88, S. 72.

Muthlos, des Muthes beraubt. Davon die Muthlosigkeit.

Muthmaßen, aus wahrscheinlichen Gründen dafür halten, die Wahrscheinlichkeit in einzelen Fällen bestimmen; **vermuthen**.

Dieses Wort kommt bey den älteren Schriftstellern nicht vor, so wie es auch den Niederdeutschen und den mit ihnen verwandten Sprachen unbekannt ist. Die Niedersachsen gebrauchen dafür giſſen, von Geist, die Engländer gueſs, die Angelſ. gaetan, ſ. vergeſſen.

Muthmaßung, die Handlung des Gemüthes, da man muthmaßet. Noch mehr aber das wahrscheinliche Urtheil, die Bestimmung aus wahrscheinlichen Gründen selbst. **Es ist nur eine Muthmaßung. In seiner Muthmaßung fehlen.**

Muthmaßungskunst, eine Wissenschaft, die Wahrscheinlichkeit einer Sache zu bestimmen. Hugenius hat die Grundlehren dieser Kunst zuerst umständlich vorgetragen. Wie viel man indeß davon zu halten habe, wird sich aus dem Umstande ergeben, daß man auch bestimmen zu können glaubte, wer in einem Spiele mehr Hoffnung haben könnte zu gewinnen, als der andere. Daß sonst ein Mensch mehr Fähigkeit besitze als ein anderer, den Erfolg einer Sache im voraus zu vermuthen, ist sehr natürlich, da die Geistestalente und das Maß des Scharfblickes so sehr verschieden ausgetheilt sind. Schwerlich werden sich hierzu aber immer anwendbare Vorschriften geben lassen.

Muthpfennige, ſ. Schreckenberger.

Muthschein, im Lehnswesen ein Schein, welchen der Muther von dem Lehenhofe erhält, daß er wirklich das Lehen gemuthet, d. i. um die Belehnung angesucht, und die dafür zu bezahlende Summe entrichtet habe. S. Lehensmuthung.

Muthung, ist so viel als Muthe, s. oben, S. 235. Auch bedeutet es so, wie Muthzettel, im Berg- und Hüttenbaue, das schriftliche Verbringen eines Muthers, wodurch er seine Absicht beym Bergmeister erklärt. Wenn sie gültig seyn soll, muß sie des Muthers Nahmen, den Ort des Gebirges, den Nahmen des Grundherrn und Bergrichters, die Art der Metalle, auf die man zu bauen gedenkt, den Tag und die Stunde, und wie viel Feld, ob **Fundgruben** oder **Mäßen** gemuthet werden sollen, enthalten.

Muthung an der Schnur halten, heißt von Zeit zu Zeit die Muthung verlängern, damit das Muthungsrecht nicht erlösche, und ein anderer Muther das Gemuthete wegmuthe. Die Redensart kommt von der alten Gewohnheit her, da die Muthzettel an eine Schnur aufgezogen, und bis zur Bestätigung daran gehalten wurden.

Muthung einlegen, heißt im Berg- und Hüttenwesen den Muthzettel dem Bergmeister übergeben, oder in Beyseyn eines Zeugen auf seinen Tisch legen, welche der Bergmeister in allen Fällen annehmen muß, und nicht schlechterdings zurückweisen, jedoch nach Erfordern der Umstände, nachher entweder bestätigen, oder den Muther abweisen kann.

Muthung erlängern, heißt eben daselbst, mit Anmeldung der Hindernisse, welche dem Muther im Wege stehen, zur Bestätigung zu schreiten, um Nachsicht bitten, welche ordentlicher Weise jedesmahl auf 14 Tage ertheilt, und vom Bergmeister auf dem Muthzettel angemerkt wird.

Muthung wird bestätiget, heißt eben daselbst, wenn der Muther 4 Wochen nach der

Mu-

Muthung sich mit der Fundgrube belehnen, und durch den Bergschreiber die Form des Lehenszettels in das Bergbuch eintragen läßt.

Muthung der Lehen muß nach sächsischem Rechte binnen Jahr und Tag bey deren Verlust geschehen; diese Frist kommt auch noch denen zu statten, die bis zu ihrer Mündigkeit Indult haben. S. übrigens **Lehensmuthung.**

Muthwille, eins der ältesten zusammen gesetzten Wörter in der deutschen Sprache, welches daher auch in verschiedenen Bedeutungen vorkommt.

1. Ehedem bedeutete es so viel als das einfache **Wille.**

2. In engerer Bedeutung war **Muthwille** ehedem der freye Wille, im Gegensatze des Zwanges. Jetzt braucht man es

3. nur noch von einer Art der Freywilligkeit in bösen Dingen, und da ist der **Muthwille** eine böse Handlung, welche bloß aus Lust Böses zu thun, oder aus einem sinnlichen Vergnügen an dem Bösen, in der Absicht, sich an dem Bösen sinnlich zu vergnügen, begangen wird, da er denn eine Art des **Uebermuthes** ist, so wie **Bosheit** eine böse oder schädliche Handlung ist, welche aus Neigung Schaden zu thun, und in der Absicht zu schaden, unternommen wird. Am häufigsten wird es im Hochdeutschen von geringern aus Lust begangenen bösen Handlungen und der Fertigkeit dazu gebraucht, welche wider kein ausdrückliches Gesetz streiten, dagegen man für diese die härteren Ausdrücke **Frevel, Bosheit** ꝛc. hat. **Ein Kind treibt Muthwillen**, wenn es aus Lust in Kleinigkeiten Böses oder Schaden thut, wo es mit Leichtfertigkeit beynahe übereinkommt. In noch weiterer und gelinderer Bedeutung ist der **Muthwille**

wille oft auch eine jede unschädliche, aber doch unnützliche Handlung, welche bloß aus Lust, aus Neigung zum Vergnügen begangen wird.

Im Niedersächs. gleichfalls Moodwille, ehedem aber auch Sulfmood, d. i. Selbstmuth. Die Schreibart Muthwille ist der Analogie und dem Alterthume gemäßer als Muthwillen.

Muthwillig, Muthwillen haben, begehend, in demselben gegründet, in allen heutigen Bedeutungen des Hauptwortes. **Einen muthwilligen Bankerutt machen.** **Muthwillig sündigen**, in der theologischen Sprache, mit Vorsatz, mit Wissen und Willen.

Muthzettel, im Bergbaue, der Zettel, d. i. eine kurze Schrift, in welchem der Muther ein Berggebäude muthet, d. i. um die Belehnung desselben ansuchet. S. Muthung.

Mutilatio, s. Verstümmelung.

Mutiliren, s. verstümmeln

Mutilla, der Linnéische Nahme einer Gattung Insecten, die den Bienen und Wespen sehr gleichen, aber fast alle flügellos sind, weshalb man sie auch ungeflügelte Bienen nennt. Es sind jetzt 27 Arten bekannt, von denen nur ein Paar in Europa, die übrigen in entfernten Weltgegenden gefunden werden. Den Nahmen Mutilla hat Linné deshalb gewählt, weil sie an den Flügeln gleichsam verstümmelt sind.

Mutiren, Lat. Mutare, ändern, verändern. Man bedient sich dieses fremden Ausdrucks bisweilen von der Stimme, wenn sie bey jungen Leuten in der Zeit der Mannbarkeit aus dem Diskante in den Tenor oder Baß übergeht. Dann sagt man, die Stimme mutirt.

Mutisie, Mutisia Linn., eine Pflanzengattung, deren 11 bis jetzt bekannte Arten sämmtlich erst

in den neuern Zeiten entdeckt worden sind, und alle in dem südlichen Amerika, besonders in Peru und Chili wachsen. Sie gehört in die zweyte Ordnung der 19ten Classe des Linn. Pflanzen-Systems, Syngenesia Superflua, und hat einen nackten Fruchtboden, eine federartige Samenkrone, einen walzenförmigen Kelch mit ziegelförmig geordneten Schuppen und die Blümchen der Mittelfläche sind dreytheilig. Auf eine nähere Beschreibung der Arten glaube ich mich hier nicht einlassen zu dürfen, da man von ihrem Nutzen noch sehr wenig weiß. Den Nahmen führt diese Gattung dem berühmten Botaniker Dr. Mutis zu Ehren.

Mutitas, s. Stummheit.

Mutlaethum, ein kleines Sternbild, unter der Andromeda, welches gewöhnlich bey uns der nördliche Triangel heißt.

Mutret, der Nahme der Spitzmaus in der Schweitz.

Mütschelenholz, einer von den vielen Nahmen des gemeinen Spindelbaums, Evonymus europaeus Linn.

Mutschieren, ein verb. reg. neutr. mit dem Hülfsworte haben, welches jetzt nur noch im gemeinen Leben einiger Gegenden üblich ist, wo es eigentlich abwechseln bedeutet. In dem deutschen Staatsrechte war ehedem die Mutschierung eine Abwechselung in der Regierung, da in einer untheilbaren Provinz oder Herrschaft mehrere Brüder oder Stammverwandte die Regierung wechselsweise führten, und die Einkünfte unter sich theilten, oder auch die Regierung dem ältesten allein mit Theilung der Einkünfte überließen.

Etwa von dem alten Mut, Schwedisch Muta, Lohn, Gabe, Einkünfte, wovon unser Miethe noch übrig ist, und dem noch nicht ganz veralteten scheren, theilen, Niedersächs. schieren, so daß es eigentlich eine Theilung der Einkünfte bedeutet? Oder vielmehr vermittelst des starken Zischlautes aus dem Lat. Mutare, womit auch das Nieders. mütern, die Federn ändern, verwandt ist?

Mutsie, Mußie, auch **Musje**, ein kleines Maß flüssiger Dinge, das die Kaufleute im Kleinen in Amsterdam gebrauchen. Der Mingle wird nähmlich in 2 Pinten, in 4 halbe Pinten und in 8 Mutsies abgetheilt. Es gibt daselbst auch halbe Mutsies.

1. **Mutter, der**, in den gemeinen Sprecharten, besonders Niederdeutschlands, ein Krebs, welcher in der Mause ist, oder die Mause erst vor kurzem überstanden hat, von dem Nieders. **muten, mutern**; im Hochdeutschen ein **Mauser**. Einen solchen Krebs pflegt man auch wohl einen **Mutterkrebs** zu nennen. S. 1. Mausen, Th. 86, S. 161.

2. **Mutter, die**, der dicke Bodensatz flüssiger Körper, besonders des Weins und des Essigs. **Den Wein auf der Mutter liegen lassen**, auf den Hefen, auf dem Lager. Im Engl. **Mother**, im Schwed. **Modder**, im Nieders. **Moder**. Es hat mit den übrigen Wörtern dieses Lautes nichts gemein, sondern ist durch eine härtere Aussprache aus dem Nieders. **Modder**, dicker Schlamm gebildet, wofür im Hochdeutschen **Moder** üblich ist. Man vergleiche auch **Mutterkorn**.

3. **Mutter, die**, ein Wort, welches überhaupt den Begriff des hohlen Raums hat, besonders so fern derselbe zur Aufnahme eines andern dazu gehörigen Theiles bestimmt ist.

1. Ueberhaupt, wo es doch nur in einigen Fällen üblich ist. So wird der untere hohle Theil einer Raketen- oder Schwärmerform die Mutter genannt. Am häufigsten ist es von einer hohlen mit Schraubengängen versehenen Cylinderfläche, welche die Schraube im engsten Verstande aufnimmt, und welche die Schraubenmutter, oft aber auch nur die Mutter schlechthin genannt wird. Ein Oehr von Draht an den Kleidungsstücken, in welche der Haken eingreift, heißt im Oberdeutschen im Diminutiv ein Mütterlein, verderbt Mütterle und Midele, da denn der Haken das Häftlein, Heftle genannt wird.

2. In engerer Bedeutung ist die Mutter bey Menschen und lebendig gebärenden Thieren weibliches Geschlechts, ein hohles Behältniß in dem untern Schmerbauche, worin die Frucht empfangen, gebildet und zur Zeitigung gebracht wird; die Bärmutter, von bären tragen, und verderbt auch wohl die Gebärmutter. Figürlich pflegt man im gemeinen Leben aus Unwissenheit allerley Arten der Leibesschmerzen, Blähungen und andere ähnliche Empfindungen des weiblichen Geschlechts der Mutter zuzuschreiben, und alsdann zu sagen, die Mutter stoße auf, ja diese Empfindungen wohl selbst die Mutter zu nennen; Ausdrücke, welche nichts als eine tiefe Unwissenheit des Baues des thierischen Körpers zum Grunde haben. S. Mutterbeschwerde.

In der ersten Art der Bedeutungen gehört dieses Wort unstreitig zu Muth, Modius, ꝛc. so fern es ehedem die allgemeine Bedeutung eines hohlen Raums gehabt, da es denn vermittelst des Suffixi er aus demselben gebildet worden; so leicht es übrigens auch wäre, eine Aehnlichkeit zwischen dieser Bedeutung und dem folgenden Worte anzugeben. Die

zweyte Bedeutung wird von allen Sprachforschern als eine Figur des folgenden Wortes angesehen, so hart und ungewöhnlich sie auch seyn würde. Es ist aber wahrscheinlicher, daß damit gleichfalls auf den hohlen Raum der Bärmutter gesehen worden, um deswillen sie im Lat. auch Uterus, von Uter, ein Schlauch genannt wird; welches Wort selbst damit verwandt seyn kann, weil das m in vielen alten Sprachen weiter nichts als ein Präfixum ist. Indessen kann es seyn, daß manche Sprachen, welche das Wort in dieser Bedeutuug, von ältern Mundarten empfangen, und dessen wahre Bedeutung nicht verstanden, es nach der bey ihnen üblichen Benennung der Mutter, Mater, gemodelt haben. Schon Ottfried nennt die Bärmutter Muater, und im Griechischen heißt sie μητρα, im Lat. Matrix, im Engl. Mother, im Ital. Madre, im Franz la Mere.

Adelung.

4. **Mutter**, ein Wesen weibliches Geschlechts, welches ein anderes zur Welt gebieret, oder geboren hat; zum Unterschiede von dem **Vater**, und im Gegensatze des **Kindes**.

1. Eigentlich. 1) Absolute. **Mutter werden**, ein Kind gebären. **Eine Person zur Mutter machen**, für das härtere und niedrigere schwängern. 2) In engerer Bedeutung in Beziehung auf das Kind, oder bey Thieren auf das Junge. **Sie ist nicht Mutter von dem Kinde. Wie die Mutter, so die Tochter.** Von dem Gebrauche des Wortes **Mutter**, so fern Kinder ihre Mütter damit anreden, s. **Mamma**, Th. 83, S. 503.

2. Figürlich.

1) Eine bejahrte Person weibliches Geschlechts pflegt man im gemeinen Leben häufig **Mutter** anzureden, so wie man eine solche hochbejahrte Person in der vertraulichen Sprechart ein altes Mütterchen zu nennen pflegt.

2)

2) Ein zur Zucht bestimmtes Hausthier weibliches Geschlechts, und in weiterer Bedeutung zuweilen auch ein solches Thier weibliches Geschlechts überhaupt, doch nur in einigen Zusammensetzungen. **Das Mutterpferd**, eine Stute, **das Mutterschwein**, eine Zuchtsau, und in weiterem Verstande eine Sau, **das Mutterschaf**, ein Schaf weibliches Geschlechts, welches schon tragbar ist, oder getragen hat, **das Mutterfüllen**, ein weibliches Füllen, **die Mutterbiene**, **der Mutterhase** ꝛc.

3) Eine Person weibliches Geschlechts, welche die Stelle einer Mutter bey andern vertritt, mütterliches Ansehen hat. So wie man Landesherrn und Regenten **Vater des Landes** oder **des Volks** nennt, so werden ihre Gemahlinnen auch **Mütter** desselben genannt, daher **Landesmutter**. Eine Aebtissinn bekommt nicht nur von den ihr untergebenen Nonnen, sondern auch wohl von andern oft den Titel **hochwürdige Mutter**. Eine Pathe heißt in Schwaben in Beziehung des von ihr aus der Taufe gehobenen Kindes **Mutter**, dagegen die wahre Mutter daselbst **Toda** genannt wird. Ferner gehören hierher die Zusammensetzungen **Hausmutter**, **Pflegemutter**, **Kindermutter**, für Hebamme, **Wehmutter**, **Stiefmutter**, **Schwiegermutter**, **Waisenmutter** ꝛc. Ja auf den Landgütern pflegt man oft auch eine bejahrte weibliche Person, welche das Vieh unter ihrer Aufsicht hat, die **Viehmutter** oder **Viehmuhme** zu nennen.

4) Ein Ding, oder Sache, welche den Grund des Daseyns und der Fortdauer eines andern enthält, wenn ersteres weiblichen Geschlechts ist. **Die Gottesfurcht ist die Mutter**

aller Tugenden. Die Erde ist unser aller Mutter.

5) Im Bergbaue werden diejenigen unmetallischen Erd- und Steinarten, in welchen die Erze eingehüllet sind, Mütter, oder Metallmütter genannt, ob sie gleich nicht die wirkende Ursache, sondern nur die Lagerstätte des Erzes sind. Der Schiefer gibt eine bequeme Mutter für Kupfer und Silber, nicht aber für Zinn ab. Jedes Metall liebt vorzüglich seine eigene Mutter, bricht in einer ihm eigenen Erd- oder Steinart. Die Perlenmutter ist die Schale der Perlenmuschel, vielleicht weil man ehedem glaubte, daß sich die Perle aus ihr erzeugte. S. auch Mutterde.

In der fränkischen Mundart schon im 8ten Jahrhunderte Muader, bey dem Willeram und Ottfried Muater, Muoter, im Angels. Meder und Mother, im Nieders. Moder, Moer, Moer, im Engl. Mother, im Dän. und Schwed. Moder, im Griechischen μητηρ, im Lat. Mater, im Ital. Madre im Franz. Mere, und selbst im Pers. Mader. Die Sylbe er ist das Suffixum, welches ein Subject bezeichnet; das Stammwort heißt Mat, Mot, Mut. Bey den ältesten Aegyptiern hieß die Mutter, dem Plutarch zu Folge nur Muth, und bey den krainerischen Wenden heißt sie noch jetzt Mate. Allem Anschn nach ist dieses Mat von den Stammsylben in den Wörtern Mamma, Muhme, Mähre, Motsche, Metze und andern, welche insgesammt ein weibliches Geschöpf bedeuten, nicht verschieden. Allein ihre eigentliche Bedeutung läßt sich kaum muthmaßlich angeben. Vielleicht gehört sie zu Mag, Verwandtschaft, vielleicht zu dem alten Mat, Speise, so wie Vater gemeiniglich von füttern, ernähren, abgeleitet wird, vielleicht ist sie auch die Sylbe Ma, das erste Lallen der Natur bey unmündigen Kindern ꝛc. denn dergleichen vielleicht ließen sich noch gar viele wagen.

In den gemeinen Sprecharten wird dieses Wort zuweilen zur Verstärkung anderer Wörter gebraucht,

gebraucht, s. Mutterallein, Mutterkind, Muttermensch, Mutternackt, Mutterseele. Wo freylich bey einigen die Veranlassung und Figur ein wenig hart, wenigstens dunkel ist.

S. Adelung's gram. krit. Wörterb. den Art. Mutter im III. Th.

Von den Pflichten einer Mutter in Rücksicht der Behandlung ihres Kindes, sehe man den Art. Kind, Th. 37, S. 542 fl.

Von den Zufällen der Mutter, in so fern man darunter die Bärmutter versteht, ist im Art. Gebärmutter, Th. 16, S. 520 fl. gehandelt worden. Manches andere wird in den nachfolgenden Artikeln vorkommen.

Mutter des Anjovis, s. Stöcker, im Art. Makrele, Th. 83, S. 130.

Mutteraal, ein Nahme der Muräne.

Mutterader, ein Ast der unteren Hohlader, welcher durch die inwendige Seite des Schenkels zum inwendigen Knöchel geht, und die man ehedem in Mutterkrankheiten zu öffnen pflegte; Vena Saphaena, die Rosenader, Frauenader.

Mutterallein, ist nur in den gemeinen Sprecharten für ganz allein üblich.

Mutterarzeneyen, Heilmittel, welche in hysterischen Zufällen der Frauenzimmer gebraucht werden. S. im Art. Hypochondrie, Th. 27, S. 568 fl.

Mutterbalsam, eine Arzeney in Gestalt eines Balsams, gegen die sogenannten Mutterbeschwerungen. S. die eben angeführte Stelle.

Mutterbaum, im Forstwesen ein Baum, welcher auf einem Schlage zu dessen Besamung stehen bleiben muß; der Samenbaum, Schlagbüter.

Mutterbein, im gemeinen Leben, ein Knochen oder Gelenk, an den Hinderkeulen des Viehes, da wo

Keule und Bein sich schließen; der Pfaffenknochen.

Mutterbeschwerde, oder Mutterbeschwerung, eine innere Krankheit des andern Geschlechts, welche sich auf vielerley Art, und durch sehr beschwerliche Zufälle zeigt, welche im Ganzen mit der Hypochondrie des männlichen Geschlechts überein kommen; Passio hysterica, die Hysterik, die Mutterkrankheit, die Mutterschmerzen, Mutterplage, das Mutterweh, auch nur die Mutter schlechthin, Niederf. Moorbrüen, von brünen, plagen, Moorwark. Sie hat den Nahmen von dem großen Haufen bekommen, der alle Zufälle derselben, z. B. die Beklemmung der Brust und der Bruströhre, dem Aufstoßen der Mutter (Bärmutter) zuschreibt, welche doch an den allermeisten dieser Zufälle sehr unschuldig ist. Im gemeinen Leben schreibt man sogar die Kolik und andere Arten der Schmerzen in den Gedärmen der Mutter zu. Von den Zufällen und der Heilart dieses Uebels ist im Art. Hypochondrie, Th. 27, S. 566 — 690 ausführlich gehandelt worden.

Mutterbiene, 1. Ein Nahme, welchen der Weisel in einem Bienenstocke führt, so fern man ihn in den neueren Zeiten als die einzige Biene weibliches Geschlechts in einem Stocke erkannt hat; die Königinn. 2. Auch einen Mutterstock, d. i. einen zur Zucht bestimmten Bienenstock pflegt man im gemeinen Leben eine Mutterbiene zu nennen. S. Mutterstock.

Mutterbirke, im gemeinen Leben eine Abart der Birken, welche zärtere und kleinere Blätter hat, als die gewöhnliche, auch schlanke und zum Theil herabhange Reiser treibt. S. den Art. Birke, Th. 5, S. 331.

Mutter-

Mutterblume, ein Nahme der gemeinen Küchenschelle, oder violetten Anemone, Anemone Pulsatilla Linn. S. Th. 54, S. 484.

Mutterblutfluß, s. unter **Monathsfluß**, Th. 93, S. 188 fl.

Mutterbruch, unter diesem Nahmen kann man verschiedene Zufälle begreifen, die an den Geburthstheilen des anderen Geschlechts vorkommen. Die Eingeweide der Bauchhöhle sinken nähmlich zuweilen durch die untere Beckenöffnung herab, und bilden einen Bruch am niedrigsten Theile des Unterleibes. Diese seltnen Brüche sind von vierfacher Art. Zuweilen tritt der Bruch durch das eiförmige Loch des Sitzbeins (Hernia foraminis ovalis). — Zuweilen senkt sich ein Darm zwischen der Blase, oder bei Weibspersonen zwischen der Mutterscheide und dem Mastdarme herab, und erregt eine Geschwulst im Mittelfleische, die der **Mittelfleischbruch** (Hernia perinaei) genannt wird. — Zuweilen senkt sich der Boden der Bärmutter durch den Muttermund in die Mutterscheide herab, und bildet einen Sack, in welchem Därme, oder das Netz liegen. Diesen Fall nennt man zwar gemeiniglich den Vorfall oder die Umkehrung der Gebärmutter; indessen verdient er wirklich zuweilen vielmehr den Nahmen eines **Mutterbruchs** (Enterocele hysterica). — Endlich wird zuweilen durch den herabsinkenden Darm eine Seite der Mutterscheide in eine Geschwulst ausgedehnt, und dies ist der **Mutterscheidenbruch**. — Es kann ein Darm durch den Bauchring dringen, und unter den äußern Bedeckungen so tief herabsinken, daß er, nicht wie gewöhnlich in der äußern Schaamlefze, sondern hinter der Oeffnung der Mutterscheide eine Bruch-

geschwulst verursacht. Dies ist kein Mutterscheidenbruch, sondern ein Leistenbruch.

Der Mutterscheidenbruch entsteht, wenn aus irgend einer Ursache der Druck der Eingeweide gegen die Vertiefungen zwischen dem Gebärmuttergrunde und dem Mastdarme, so wie auch zwischen dem Blasengrunde und Muttergrunde sehr vermehrt wird, die Därme, indem sie das Darmfell vor sich herstoßen, an der Gebärmutter herunter dringen, und an die vordere oder hintere Seite der Mutterscheide gelangen. — Die Brüche an der hintern Seite sind häufiger, als an der vordern Seite; jedoch erscheinen sie überhaupt selten gerade vorn oder hinten an der Mutterscheide, sondern gemeiniglich an der einen oder andern Seite derselben; aber auch selten genau auf der einen oder andern Seite, sondern immer zugleich ein wenig vorwärts oder hinterwärts. Hier von dem häufigern Falle: denn obschon der Darm gerade vor oder hinter der Gebärmutter herabsinken kann, so sieht man doch weit öfter Seitenbrüche.

Bey einem Mutterscheidenbruche sondert der herabsinkende Darm immer die Gebärmutter und Mutterscheide von der Harnblase und dem Mastdarme ab. Die Bruchgeschwulst hat bloß zwey Häute; die innere Haut der Mutterscheide, und das Darmfell. In diesem Bruche liegt nun entweder ein Stück Netz oder Darm, oder ein Theil der Harnblase, und der Bruch ist also von dreyfacher Art; ein Darmbruch, ein Netzbruch, oder ein Blasenbruch. — In Absicht der Ursachen hat dieser Bruch alles mit andern Brüchen gemein. Vorzüglich sind Weibspersonen, die viele Kinder geboren, und schwere Geburten gehabt haben, demselben unterworfen, besonders

bald

bald nach der Niederkunft. Indessen haben auch Weibspersonen dergleichen Brüche bekommen, die nie geboren haben, wovon Hr. Hoin *) ein Beyspiel erzählt. Zuweilen entstehen diese Brüche nach und nach zuweilen plötzlich.

Die Zeichen eines Mutterscheidenbruchs sind folgende. Die Kranke fühlt bey irgend einer Gelegenheit, z. B. bey einer Anstrengung der Kräfte, oder einem Falle, daß ihr plötzlich etwas gleichsam in die Mutterscheide herabsteigt. In demselben Augenblicke empfindet sie zugleich einen mehr oder weniger heftigen Schmerz an der Stelle des Bruchs, der sich nach und nach in einen kolikartigen Schmerz verwandelt, und entweder immer fortdauert, oder dann und wann verschwindet und wieder erscheint. Bey der Untersuchung findet man daselbst eine widernatürliche Geschwulst, die aus der einen oder andern Seite der Mutterscheide entspringt. Der Muttermund ist frey, und steht mit der Geschwulst in keiner Verbindung, mithin fällt der Verdacht auf einen Polyp, eine Umkehrung der Gebärmutter u. s. w. weg. Diese Geschwulst wird kleiner, ja verschwindet beym Fingerdruck, und erscheint wieder von neuem, sobald dieser Druck aufhört. Wenn die Kranke steht oder hustet, oder den Athem an sich hält, wird sie gespannt, groß, hart; legt sie sich auf den Rücken, so wird sie weich und klein, ja verschwindet wohl gar gänzlich.

Ist der Bruch zwischen der Gebärmutter und dem Mastdarme herabgefallen, so erscheint die Geschwulst auf der hintern Fläche der Mutterschei-

*) le Blanc's chirurgische Operationen. B. II. Leipzig, 1783. S. 145.

terscheide, und zwar gemeiniglich tief unten, und nahe an der Mutterscheidenöffnung. Ist er zwischen der Blase und Gebärmutter herabgesunken, so erscheint er an der vordern Fläche der Mutterscheide, und zwar gemeiniglich hoch oben, nahe am Muttermunde, jedoch liegt er selten ganz vorn, oder ganz hinten, sondern immer zugleich mehr oder weniger seitswärts in der Mutterscheide. — Wenn der Bruch zwischen der Blase und der Gebärmutter herabgestiegen ist, so verursacht er verschiedene Harnbeschwerden, so wie auch Colikschmerzen, welche vorzüglich häufig und heftig sind, wenn die Kranke steht, und im Gegentheil sich vermindern, ja sich gänzlich verlieren, wenn die Kranke auf dem Rücken liegt.

Nach der Beobachtung des Hrn. Levret kann auch das Netz in einem Mutterscheidenbruche wirklich herabsinken, gemeiniglich aber wird es vor, und wohl selten oder nie hinter der Gebärmutter geschehen. Daß außer dem Darme auch ein Stuck Netz im Bruche liegt, erkennt man leicht durch die gewöhnlichen Kennzeichen eines Netzbruchs. Die Bruchgeschwulst ist gemeiniglich ungleich, an einer Stelle weicher, an der andern gespannter und gleichsam härter; wie auch an einer mehr erhaben als an der andern. Wenn man die Geschwulst mit dem Finger drückt, so tritt etwas aus derselben unter einem Kollern zurück, der Bruch wird kleiner, fühlt sich nunmehr bloß als ein Netzbruch an, und die vorherigen Colikschmerzen verschwinden gänzlich, obgleich der Bruch nicht gänzlich zurück gedrückt ist.

Mehr Aehnlichkeit hat dieser Bruch mit einem Vorfall der Mutterscheide, und ehedem ist er wohl immer dafür gehalten worden. Ueberdies

dies ist der Bruch jederzeit mit dem Vorfalle der innern Haut der Mutterscheide verbunden; denn immer dehnt der Bruch diese Haut aus, und sie ist immer die äußere Bedeckung der Bruchgeschwulst. Ein Irrthum dieser Art könnte freylich nicht so gar üble Folgen haben, da beyde Geschwülste fast auf einerley Art behandelt werden, und den Gebrauch eines Mutterkranzes erfordern; jedoch muß sie der Wundarzt immer von einander unterscheiden, weil immer der Bruch erst sorgfältig zurückgebracht werden muß, ehe der Mutterkranz eingelegt wird, sonst verursacht der Kranz selbst eine Einklemmung. Indessen kann man beyde Krankheiten leicht von einander unterscheiden. Der Bruch erscheint gemeiniglich plötzlich, der Vorfall nach und nach. Jener ist mit allerhand Beschwerden des Darmkanals, vornehmlich mit öftern Anfällen von Colikschmerzen verbunden, dieser nicht. Dieser gleicht, wenn die innere Haut der Mutterscheide in ihrem ganzen Umfange vorgefallen ist, einer Wurst, die Geschwulst nähmlich hat in der Mitte eine Oeffnung, anderer bey jeder Brustgeschwulst gewöhnlichen Umstände zu geschweigen. — Wenn der Bruch groß ist, und hinter der Gebärmutter tief herunter bis an den niedrigsten Theil der Mutterscheide steigt, sondert er den Mastdarm von der Mutterscheide dergestalt ab, daß derselbe nicht mehr hinreichend befestigt ist, und durch den Hintern vorfällt. — Gemeiniglich liegt im Mutterscheidenbruche das Ileum, zuweilen das Coecum und Colon, auch einmahl fand Hr. Levret das S. romanum darin. — Fast immer bleibt die Bruchgeschwulst in der Mutterscheide; zuweilen hat man sie jedoch auch aus derselben hervorhangen gesehen.

Einen

Einen solchen Bruch muß der Wundarzt zurück bringen, und hindern, wieder hervor zu fallen. Die Zurückbringung ist gemeiniglich leicht, und erfordert bloß einen mäßigen Druck mit den Fingern, und daß die Kranke dabey horizontal liegt. Ist der Bruch zwischen der Blase und der Gebärmutter durchgedrungen, so kann man die Kranke auf dem Rücken liegen lassen; wenn aber der Bruch zwischen dem Mastdarme und der Gebärmutter befindlich ist, will Hr. Richter die Kranke auf den Ellenbogen und Knieen liegen lassen. In beyden Fällen muß die Brust niedrig, der Hintere aber so viel als möglich erhaben seyn. Gemeiniglich lassen sich jedoch diese Brüche sehr leicht zurückbringen, wenn die Kranke in einer horizontalen Lage ist; und nur wo sich Schwierigkeit ereignet, dürfte die Beobachtung der beschriebenen Lagen nöthig seyn.

Damit der Bruch nicht wieder hervordringt, legt man einen Mutterkranz in die Scheide, und verhindert, daß er nicht herausfällt. Bey Weibspersonen, die nie geboren haben, ist dies vielleicht nicht nöthig; bey denen aber, die verschiedene Kinder geboren haben, muß er befestigt werden, welches gemeiniglich mit der T-Binde geschieht.

Des Gebrauchs eines Mutterkranzes ungeachtet, kann dennoch der Bruch bey gewissen Gelegenheiten, vornemlich bey einer starken Anstrengung der Kräfte, zuweilen vordringen, daher die Kranke dergleichen, so viel als möglich, meiden muß. Sobald die Kranke den Vorfall, welchen ein heftiger Kolikschmerz verräth, bemerkt, muß sie sich auf den Rücken legen, den Mutterkranz ausnehmen, den Bruch zurück drücken,

cken, und darauf den Mutterkranz sogleich von neuem einlegen.

Den Theil der Bruchhöhle, der in der Mutterscheide liegt, kann man den Bruchsack, und den Theil des Bruchganges, der zwischen der Gebärmutter und dem Mastdarme oder der Blase liegt, und von dem Bruchsacke bis herauf in die Bauchhöhle reicht, den Bruchsackhals nennen. Bey den hintern Mutterscheidenbrüchen ist also der Bruchsackhals gemeiniglich lang; bey den vordern kurz. Durch die Taxis, oder durch den Druck der Finger auf die Bruchgeschwulst in der Mutterscheide, wird der Darm oder das Netz blos aus dem Bruchsacke zurückgebracht, in dem Bruchsackhalse bleibt es liegen. Man darf daher, wenn die Geschwulst in der Mutterscheide verschwindet, nicht den Bruch für zurückgebracht halten, und den Mutterkranz einlegen; denn der Bruch ist nur zum Theil zurückgebracht, vorzüglich bey den hintern Brüchen, wo der Bruchsackhals ziemlich lang ist. Die Folge ist: ein beständiger Kolikschmerz; die Unmöglichkeit einer gründlichen Kur, so lange der Darm nicht aus dem Bruchsackhalse zurück geschoben wird; und wenn der Bruch tief in der Mutterscheide liegt, eine wirkliche Einklemmung durch den obern Theil des Zylinders auf den Bruchsackhals, in welchem noch Därme liegen.

In dem Falle also, wo der Bruch auf der hintern Seite der Mutterscheide tief unten ist, hat man folgendes sehr wohl zu merken. Um den Bruch zurück zu bringen, ist es nicht genug, daß man die Geschwulst in der Mutterscheide mit den Fingern druckt, bis sie zurücktritt, sondern nachdem dies geschehen ist, muß man die ganze hintere Fläche nach und nach bis herauf

an

an den Muttermund mit den Fingern drucken und streichen, damit der Darm auch aus dem Bruchsackhalse zurück tritt. Indem dies alles geschieht, muß die Kranke im Bette mit dem Hintern ein wenig höher, als mit der Brust liegen. Wenn dies alles geschehen ist, könnte man allenfalls den obern Theil der Mutterscheide mit den Fingern einige Augenblicke stark drucken, und erwarten, ob vielleicht ein Kolikschmerz entstünde. Entstünde er nicht, so könnte man glauben, daß der Darm auch aus dem obern Theil des Bruchgangs zurück gebracht sey, und nun ohne Bedenken den Mutterkranz einlegen. Der Zylinder muß immer, auch dann, wenn der Bruch am untersten Theile der Mutterscheide erscheint, so lang seyn, daß er bis an den Muttermund reicht, damit er den Bruchgang so viel als möglich in seiner Länge schließt.

Diese Brüche können auch eingeklemmt werden, und die vorzüglichsten Zufälle dabey sind Erbrechen, und ein heftiger Kolikschmerz. Nach Verschiedenheit der Ursachen ist diese Einklemmung von verschiedner Art. Möglich ist es, daß der Bruchsackhals sich an einem Orte verengert und verhärtet, und eine Einschnürung verursacht; auch ist es möglich, daß zuweilen das Darmfell hier wirklich zerreisset, und daß die zerrissene Oeffnung im Darmfell, durch welche der Bruch tritt, zuweilen die Ursache der Einklemmung seyn kann. Beyde Fälle würden einerley Behandlung erfordern; und daß die Einklemmung aus einer von diesen Ursachen entsteht, könnte man vermuthen, wenn man keine von den folgenden Ursachen bemerkt. Zuvörderst muß in diesem Falle die Blase und vorzüglich der Mastdarm ausgeleert werden, wie denn erweichend

chende öhlichte Klystire bey hintern Mutterscheidenbrüchen vorzüglich gute Dienste thun werden. Die Lage der Kranken bey der Taxis ist verschieden. Immer muß sie zwar mit der Brust niedrig, mit dem Hintern höher liegen; jedoch ist es rathsam, daß sie auf dem Rücken liegt, wenn der Bruch zwischen der Blase und Gebärmutter, und im Gegentheil sich auf die Ellenbogen und Kniee stützt, wenn der Bruch zwischen dem Mastdarme und der Gebärmutter durchgedrungen ist. Auch Tobakskystire und erweichende Einsprützungen in die Mutterscheide kann man zu Hülfe nehmen. — Oft entsteht vielleicht die Einklemmung durch eine Anhäufung des Kothes im Bruche. In diesem Falle wird die Bruchgeschwulst groß und hart ehe die übrigen Zufälle der Einklemmung erscheinen. Außer den im vorhergehenden Falle angezeigten Mitteln, sind hier gelinde Abführungsmittel und anhaltender oder oft wiederholter Druck auf die Geschwulst vorzüglich nöthig.

Oft ist die Gebärmutter, vornemlich zur Zeit der Schwangerschaft, die Ursache der Einklemmung. Vorzüglich ist in diesem Falle die Einklemmung heftig, wenn der Bruch an der vordern Seite der Mutterscheide befindlich ist, weniger heftig, wenn die Brüche auf der hintern Seite sind. Heftige Kolikschmerzen begleiten diese Einklemmung, und diese vermehren sich, wenn die Kranke steht, und vermindern sich, wenn sie sich auf den Rücken legt. Am leichtesten wird hier der Bruch zurück gebracht in obiger Lage. auf dem Rücken, wenn der Bruch vorne, auf den Ellenbogen und Knieen aber, wenn er hinten ist. Hier ist es ganz vorzüglich nöthig, daß die Brust niedrig, und der Hintere hoch liegt.

So bald der Bruch zurückgetreten ist, muß der Mutterkranz eingelegt werden. Jedoch darf sein oberer Rand die Gebärmutter nicht reizen, und deswegen muß von Zeit zu Zeit ein kürzerer oder längerer eingelegt werden, je nachdem die Gebärmutter, nach der verschiednen Zeit der Schwangerschaft, sich senkt oder in die Höhe steigt.

Hierdurch kann man nun zwar die Kranke von den Beschwerden des Bruchs bis zur Zeit der Geburt befreien, während der Entbindung aber verursacht er gemeiniglich große Beschwerden, ja wirkliche Gefahr. Der Bruch muß hier aufs schleunigste zurückgebracht werden, ehe der Kindskopf so tief herabsteigt, daß er dieses unmöglich macht. Da aber der Nutzen dieser Zurückbringung von kurzer Dauer ist, und der Bruch gemeiniglich bey jeder Wehe von neuem hervortritt, so muß der Wundarzt, während der ganzen Geburt immer und unablässig, vernemlich aber wenn eine Wehe eintreten will, ein Paar Finger gegen die Bruchstelle drucken, und hindern, daß er nicht vordringt. Dies muß er so lange thun, bis der Kopf des Kindes so tief in die Mutterscheide getreten ist, daß er die Bruchstelle verbirgt, und den Bruch hindert, wieder vorzutreten.

Wenn nun aber dieses verabsäumt worden, wenn der Bruch vorliegt, und der Kindeskopf bereits so tief ins Becken getreten ist, daß der Bruch auf keine Art und Weise zurück gebracht werden kann; so kann man in diesen sehr mißlichen und äußerst schmerzhaften Umständen auf folgende Art verfahren. Man bringt die Kranke in die obige Lage mit stark erhabenem Hintern, und sucht den Kindeskopf mit der Hand

zurück

zurück zu bringen. Gelingt dieser Handgriff nicht, so ist weiter nichts zu thun, als daß man die Geburt vermittelst der Zange beschleunigt. — Auch in den ersten Tagen nach der Geburt kann die Gebärmutter, so lange sie noch vom Blut schwer und dick ist, eine Einklemmung verursachen, die vorzüglich heftig wird, wenn die Kranke steht, und sich nach und nach verliert, so wie die Gebärmutter durch den Abfluß der Lochien leicht und klein wird. Hr. Hoin *) beobachtete eine Einklemmung, die nach plötzlicher Verstopfung der monathlichen Reinigung entstand.

Dies sind die vornehmsten Fälle, in welchen ein Mutterbruch sich einklemmen kann. Wenn sich aber einmahl der Fall ereignete, daß dieser eingeklemmte Bruch auf keine Art und Weise zurückgebracht werden könnte, so würde die Operation das einzige Mittel seyn. Liegt der Bruch tief unten in der Mutterscheide, so möchte es so gar schwer nicht seyn, die Bedeckungen der Bruchgeschwulst durch einen Schnitt zu öffnen. Vielleicht könnte man hier das Speculum uteri mit wirklichem Nutzen gebrauchen. Aber den Bruchsackhals durch einen Schnitt zu erweitern, hält Hr. Richter für unmöglich. Am besten sucht man ihn wohl nach Le Blanc's Methode auszudehnen und zu erweitern. Wäre aber die Bruchgeschwulst so hoch oben in der Mutterscheide, daß es unmöglich ist, sie auf die gewöhnliche Art zu öffnen, so rathet Hr. Hoin, den Unterleib nahe über den Schaambeinen durch einen Schnitt zu öffnen, und den Darm aus dem Bruche heraus zu ziehen. Zu dieser mißlichen Operation, die überhaupt nur Statt

*) Le Blanc's chirurgische Operationen. B. II. Leipzig, 1783. p. 179.

kann, wenn der Bruch zwischen der Blase und Gebärmutter herabgesunken ist, möchte man sich wohl nicht leicht entschließen; indessen berechtigt dringende Lebensgefahr den Wundarzt zu aller, auch ungewöhnlichen und ungewissen Rettungsart. — Auch die Blase kann in einem Mutterscheidenbruche liegen.

Von dem **Mutterdarmbruche** (Enterocele hysterica). Wenn die Gebärmutter umgekehrt durch den Muttermund in die Mutterscheide herabsinkt, bildet sie jederzeit einen Sack, in welchen die Därme treten können. Man kann daher vielleicht jeden Vorfall der Gebärmutter und Umkehrung auch als einen Bruch betrachten. Der Bruchsack ist in diesem Falle die Gebärmutter. Die Zurückbringung der Gebärmutter auf die gewöhnliche Art wovon gleich mehr gesagt werden wird, und der Mutterkranz heben beyde Fehler zugleich. Es kann hier wirklich auch durch die Zusammenschnürung des Muttermundes um die vorgefallene mit Därmen angefüllte Gebärmutter eine Einklemmung verursacht werden, die jedoch wohl immer leicht zu heben ist, da sich der Muttermund durch erweichende Einsprützungen, den Finger oder eine Sonde, erweichen, ausdehnen und erweitern läßt *).

Die Bärmutter so wohl, als die Mutterscheide können ihre natürliche Lage überhaupt bisweilen verändern und vorfallen, und beyde Vorfälle unterscheiden sich durch folgende Zeichen. Ein **Vorfall der Mutterscheide**, dem sowohl Jungfern, als Schwangere, ja selbst Gebärende unterworfen sind, nähert sich am gewöhnlichsten dem Grunde der Schambeingegend, wobey

*) S. Bernstein's praktisches Handbuch für Wundärzte. II. Th. Leipzig 1799. 8. S. 892 ff.

bey die Scheide ganz verdrehet und zugeschlossen seyn kann. Dies ist besonders dann der Fall, wenn eine Seitenwand der Scheide in Gestalt eines röthlichen Klumpens vor der Schaam liegt. Man erkennt einen Vorfall dieser Art durch eine, vermittelst des Gefühls bemerkbare Geschwulst an der Seite der Scheide; oder wenn vor der Schaam ein weicher, mit vielen Falten und Runzeln, und vorn mit einer Oeffnung versehener, geschwollner Körper sich dem Auge und dem forschenden Finger darbietet. Es unterscheidet sich derselbe von einem Vorfalle der Gebärmutter dadurch, daß sich bey jenem der breitere Theil unterwärts, der schwächere aber oberwärts befindet, das Hineinbringen einer Sonde an der äußern Seite des vorgefallnen Theils unmöglich, und die vordere Oeffnung groß und rund ist.

Die nächste Ursache eines Mutterscheidenvorfalls besteht erst in einer Erschlaffung des ganzen Körpers, und einer örtlichen der Geburtstheile, die durch Bleichsucht, weißen Fluß, starkes Erbrechen und Husten, Erschütterung des Körpers, schwere Geburten, und äußerlich erlittene Gewalt verursacht worden ist. Oefters ist auch eine unschickliche Behandlung der Hebamme an diesem Uebel schuld.

Die Heilung ist entweder lindernd, wenn man den erschlafften und vorgefallnen Theil an seinen Ort bringt, und einen neuen Vorfall mittelst schicklicher Bandagen oder andrer Mittel verhindert; oder sie ist gründlich, wenn, nachdem der vorgefallne Theil zurückgebracht worden, selbiger ohne weitere Mittel an seinem Orte bleibt. Ist also eine Erschlaffung oder selbst ein Vorfall gegenwärtig, und keine Entzündung damit verbunden, so muß zuvor die Zurückbringung

geschehen, indem man mit den Fingern, die man vorher mit fettigen Mitteln bestrichen hat, die vorliegenden Runzeln und Falten, nicht aber auf einmahl, sondern allmählig hinter einander hineinbringt. Um dieses zu erleichtern, muß man zuvor ein erweichendes Klystir setzen, und den Urin, wenn er nicht von selbst abgeht, mit dem Catheter abzapfen. Gemeiniglich erleichtern sich die Kranken den Urinausfluß dadurch, daß sie sich auf die Knie und Ellenbogen legen. Die Kranke muß dabey auf dem Rücken liegen, mit der Brust tief, und mit ausgespreiteten, erhabenen und rückwärts gegen den Hintern gebogenen Schenkeln; auch darf sie während der Operation nicht reden, nicht den Athem an sich halten, weder lachen noch husten, sondern muß sich bloß leidend verhalten. Ist der Vorfall zurückgebracht, so steckt man den Zeigefinger in die Scheide, um die etwa noch zurück gebliebenen Falten an die Wand der Scheide anzudrücken. Zur gründlichen Heilung hat man auch vorgeschlagen, in den Vorfall, ehe er zurück gebracht wird, einige Einschnitte zu machen (Loder's Journal für die Chirurgie. B. I. St. 3. S. 491).

Wenn der vorgefallene Theil entzündet oder geschwollen ist, oder gar schon Neigung zum Brande verräth, darf die Zurückbringung nicht eher vorgenommen werden, bevor nicht durch dienliche innere und äußere Mittel der Entzündung und dem Brande Einhalt gethan worden ist. Ist der ganze Vorfall vom Brande so zerstört, daß alle Mittel nichts fruchten, so ist das einzige Mittel, den verdorbenen Theil wegzuschneiden oder abzubinden. Ja diese Methode ist sogar mit gutem Erfolge angewendet worden, wenn die Gebärmutter selbst vorgefallen, abgestorben

storben oder mit einem krebshaften Geschwür verbunden war. Nach dem Rathe des Herrn Astruc soll man über dem skirrhösen und brandigen Theile ein Band anbringen, jedoch sich hüten, daß man den Harngang nicht mit in die Ligatur faßt, weshalb es besser sey, Einspritzungen zu machen, um ihn desto leichter von den übrigen Theilen unterscheiden zu können. Hierauf soll man die Gebärmutter unterhalb der Ligatur mit einem krummen Messer abschneiden, die Wunde dann gehörig heilen und die vielleicht noch verhangenden Theile zurück bringen. Eine glückliche Operation dieser Art hat Hr. Suter*) verrichtet.

Um das Wiederherausfallen zu verhindern, muß die Kranke einige Wochen das Bette hüten, die Beine zusammenhalten oder kreutzweise über einander schlagen, sich ruhig verhalten, auf tägliche Leibesöffnung bedacht seyn, und, wenn die Monaths- oder Kindbett-Reinigung nicht fließt, stärkende, zusammenziehende Bähungen und Einspritzungen gebrauchen, oder mit den genannten Mitteln getränkte Schwämme in die Scheide bringen, nachher aber, wenn dieses nicht hinreichend ist, Compressen und die T-Binde anlegen, oder einen Mutterkranz in die Scheide bringen.

Ein **Vorfall der Gebärmutter** kann durch gleiche Ursachen, wie ein Vorfall der Scheide, sowohl bey Verheyratheten, als auch selbst bey ledigen und keuschen Jungfern entstehen. Die vorzüglichen Vorbereitungsursachen sind: eine allgemeine Schwäche des Körpers, und eine örtliche

*) Neue Sammlung der auserlesenst. und neuest. Abhandl. für Wundärzte. St. 3. Leipzig 1783. S. 229.

der Geburtstheile und der Mutterbänder, nebst einem weiten Becken, zu welchen als Gelegenheitsursachen bey Frauenzimmern, die schon geboren haben, eine Entbindung im Stuhl, zerrissenes Mittelfleisch, häufige und schnell auf einander folgende Schwangerschaften, beträchtliche Verstopfungen und Verhärtungen im Unterleibe, allzu frühes Aufstehen nach der Entbindung, und zu frühzeitiges Anstrengen bey schweren Arbeiten, und große Lasten zu heben, gerechnet werden können.

Einen Vorfall der Gebärmutter erkennt man aus der vorhergegangenen Gelegenheitsursache, und durch das Gefühl, welches den Gebärmuttermund entweder vor oder innerhalb der Mutterscheide bemerkt, wobey die Geschwulst des vorgefallenen Körpers nach oberwärts zunimmt, und nach unterwärts schmahler wird. Sie unterscheidet sich hierdurch, und daß man eine Sonde ohne Hinderniß an den Seiten hinaufschieben kann, von dem Vorfall der Mutterscheide hat aber mit diesem fast gleiche Ursachen, und erfordert eine ähnliche Behandlungsart.

Die Gebärmutter kann ferner entweder nur zum Theil bis in die Mutterscheide, oder ganz aus ihrer Lage sinken, und bis vor die Schaam herausfallen. Im ersten Falle ist das Uebel **unvollkommen** (Procidentia uteri incompleta), und wird meistentheils bey unverheyratheten Personen bemerkt; im letztern wird der Vorfall **vollkommen** (Proc. uteri completa) genannt, und am häufigsten bey Personen angetroffen, die schon ein oder mehrer Mahle geboren haben.

Wenn der Vorfall der Gebärmutter noch unvollkommen ist, so kann man zuweilen denselben heben, ohne daß ein Mutterkranz nöthig ist.

Zuvör-

Zuvörderst muß die Kranke eine schickliche Diät beobachten, und vorzüglich ist dünne und trockne Kost dienlich; sie muß stets horizontal, mehr hart als weich liegen, und leicht bedeckt seyn; beym Stuhlgang muß sie ebenfalls in dieser Lage bleiben. Aeußerlich kann man stärkende zusammenziehende Mittel, als Einspritzungen, Räuchern, Bähungen oder auf andere Art anwenden. Zu den erstern kann man Decocte aus Rad. serpentar. tormentill. Cort. querc. salic. Gall. turcic. Flor. rosar. rubr. u. s. w. mit rothem Weine wählen, und vor der Anwendung noch mit einer Alaun-Solution, oder Aq. vegetomin. Goul. oder verdünntem Eisenöhl vermischen. Diese bringt man entweder mittelst einer Mutterspritze, oder mittelst eines nach der Gestalt der Mutterscheide gebildeten Schwammes in den Grund derselben. — Zum Räuchern bedient man sich des Gumm. oliban. mastich. oder eines gewöhnlichen Räucherpulvers, wovon man auf Kohlen wirft, und den Rauch mittelst eines Trichters durch den Nachtstuhl zur Scheide führen kann. — Zu den Bähungen dienen Decocte aus gewürzhaften Kräutern und Blumen, z. B. Herb. serpilli, thymi, roris marini u. s. w. in rothem Wein gekocht; jedoch darf man diese Mittel nicht allzu heiß aufschlagen. Ueberhaupt ist auch zu bemerken, daß man während des Flusses der Monaths- oder Kindbettreinigung keine äußerlichen Mittel anwenden darf. — Innerliche Mittel nutzen wenig, allenfalls dann in etwas, wenn der Vorfall sich noch nicht gänzlich gezeigt hat; sinkt aber die Mutter schon in die Scheide, oder befindet sich auch außer den Geburtstheilen, so muß man sogleich den Mutterkranz anwenden.

Der Vorfall der Gebärmutter ist am leichtesten zurück zu bringen, wenn er noch neu ist, und die hervorgetretenen Theile noch nicht sehr angeschwollen sind. Indessen finden sich auch hier zuweilen Hindernisse beym Zurückbringen ein, welche der Wundarzt heben muß. Entsteht z. B. der Vorfall bey Jungfern, so hindert die Enge der Mutterscheide, wogegen man warme Dämpfe aus erweichenden Decocten, Einsalbungen mit Mandelöhl, Altheesalbe, frischer Butter u. dgl. anwenden kann. — Zuweilen wird das Zurückbringen durch angehäuften Harn und Koth sehr erschwert, zu welchem Ende man der Kranken zuvor ein erweichendes Klystier und den Catheter applicirt.

Im Fall die Gebärmutter durch den Harn, oder das Reiben der Kleider wund oder exulcerirt wäre, rathen einige vor der Zurückbringung die Geschwüre erst zu heilen; besser aber ists wohl, die Ursache des Schwärens, nähmlich den Vorfall zu heben. Wenn aber die Gebärmutter entzündet, und tiefe Vereiterungen oder Geschwüre in der Substanz derselben sich befinden, so muß man die Entzündung durch erweichende Umschläge, antiphlogistisches Verfahren und eine horizontale Lage zuvörderst vermindern und die Geschwüre reinigen und heilen, ehe man die Zurückbringung unternimmt.

Ein veralteter Vorfall, verbunden mit Steifigkeit der nahgelegenen Theile und der Mutterbänder, macht die Zurückbringung wegen der Geschwulst sowohl, als auch wegen der veränderten Lage der an die Stelle der Mutter getretnen Eingeweide weit schwerer, und oft ganz unmöglich. Wird ein alter Vorfall zurückgebracht, so sind mit der Operation selbst Kolikschmerzen,

Lei-

Leibesverstopfung, selbst auch Ohnmachten und andre Zufälle verbunden, welche den Wundarzt nöthigen, die Gebärmutter unberührt zu lassen. Wenn es daher auf keine Weise möglich ist, die Geschwulst entweder durch erweichende oder durch zurückdrückende Mittel zu verringern, so bleibt nichts übrig, als daß man die vorgefallnen Theile, durch eine Tragbinde aus Wachstuch, wider die Luft, den Harn und den Koth schütze, um so viel als möglich Geschwüre, Verhärtungen und Brand zu verhüten. — Ist der Vorfall mit einem krebshaften Geschwüre oder mit dem Brande verbunden, so muß man durch die bereits oben angeführte Unterbindung, als das beste und sicherste Mittel, dem außerdem unvermeidlichen Tode zuvorkommen.

Wenn man einen Gebärmuttervorfall zurückbringen will, muß man, wenn es anders die Umstände verstatten, die Morgenzeit dazu wählen, die Kranke während der Operation quer über das Bette, oder in den Steinschen Geburthsstuhl legen, so, daß der Hintere höher ist, die Schenkel gebogen und ausgestreckt sind, der obere Theil des Körpers aber tiefer liegt. Die Kranke muß sich ganz leidendlich verhalten. Hierauf schmiert der Wundarzt seine Finger und die vorgefallene Gebärmutter mit irgend einem Oel, oder mit frischer Butter, nimmt dann den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, streckt sie aus, und bringt sie in der Gegend des Muttermundes, also an dem untern Segmente an. Sodann schiebt man mit den Fingern allmählig und behutsam, in Absätzen, wechselsweise, der Achse der Gebärmutter gemäß, erst abwärts, dann seit- und aufwärts, so hoch als möglich, bis über den Beckengang hinauf. Mit der lin-

ken

ken Hand befeuchtet er indessen den Schliesmuskel der Schaam behutsam mit Oel, und dehnt ihn zugleich ein wenig aus. Wenn während des Zurückbringens oder nach demselben verschiedne Zufälle entstehen, wovon bereits vorher gesagt worden, so lasse man zur Ader, lege erweichende Umschläge auf den Unterleib und gebe ein gelindes Purgirmittel aus Rhabarbar.

In so fern die Zurückbringung aber nur die gegenwärtigen Zufälle hebt, keinesweges aber einen künftigen Rückfall verhütet, so muß man, um diesem zuvorzukommen, einen Mutterkranz von erforderlicher Gestalt und Größe appliciren, um damit die geschwächte Gebärmutte zu unterstützen, und einen neuen Vorfall zu verhüten.

Außer den genannten Arten von Vorfällen kann auch noch derjenige gefährliche Zufall eintreten, welcher unter dem Nahmen der **Umkehrung der Gebärmutter** (Inversio uteri, Fr. **Inversion de la Matrice**) bekannt ist. Diese Umkehrung oder Umstürzung ist in Vergleichung mit andern gefährlichen Zufällen der Niederkunft unstreitig eins der seltensten und meistentheils tödtlichen Uebel, dessen gewöhnliche Veranlassung ein unvorsichtiges Ziehen an der Nabelschnur der noch festsitzenden Nachgeburt gleich nach der Entbindung ist. Es gibt indessen noch andre Veranlassungen dazu. Bey einer schnellen Entbindung kann nähmlich durch die letzten heftigen Wehen der Boden der Gebärmutter dergestalt herabgedruckt; bey der Umwickelung der Nabelschnur, oder durch eine ungewöhnlich kurze Nabelschnur kann im Augenblicke der Entbindung der Boden der Gebärmutter dergestalt herabgezogen werden, daß er gleichsam in der Höhle der Gebärmutter liegt, und dann sich nach und nach

vollends

vollends durch die Oeffnung der Gebärmutter in die Mutterscheide herabsenken.

Unter der Umkehrung der Gebärmutter versteht man denjenigen Zustand dieses Eingeweides, da dessen oberer und innerer Theil, der gemeiniglich den Sitz des Mutterkuchens abgiebt, dergestalt durch den Muttermund und die Mutterscheide herabsteigt, daß er sich in Gestalt eines röthlichen, großen und blutigen Fleischklumpens, vor den Schaamtheilen darstelt. Von dieser Umkehrung kann man daher drei Hauptgattungen annehmen. Die erste ist die **unvollkommene** (Inversio incompleta, oder Intussusceptio); wenn nähmlich der Boden der Gebärmutter in der Höhle der Gebärmutter herabgesunken, aber noch in derselben befindlich ist, und nahe hinter der Mundöffnung liegt. **Vollkommen** (Inversio completa) ist sie, wenn der Boden der Gebärmutter durch den Muttermund in die Mutterscheide herabgetreten ist; und zwar totalis, wenn der Boden sammt dem ganzen Körper der Gebärmutter; partialis, wenn der Boden nebst einem Theile des Körpers der Gebärmutter herabgesunken ist.

Die Inversio uteri incompleta entdeckt der Finger oder gar die Hand, die hinter der Mutteröffnung, in der Höhle der Gebärmutter gleich nach der Entbindung einen weichen runden Körper fühlt, der gemeiniglich von der Größe einer Faust, und beym Berühren schmerzhaft ist. Man unterscheidet sie von einem Polypen dadurch, daß sie beym Berühren schmerzhaft ist, von einer offenbaren Veranlassung gleich nach der Geburt entsteht, und mit allerhand schmerzhaften Zufällen verbunden ist, die von der widernatürlichen Lage der Gebärmutter herrühren.

Die

Die Inversio completa totalis ist durch eine Geschwulst zu erkennen, die wie ein Beutel ohne Oeffnung aus den Zeugungstheilen herabhängt, von birnförmiger Gestalt, und mit einem starken Mutterblutfluß verbunden ist. Der Finger in der Mutterscheide findet keinen Muttermund, und die Geschwulst scheint gleichsam aus dem obersten Theile der Mutterscheide zu entspringen. Zuweilen fühlt man, wenn man die Hand über den Schaambeinen auf den Bauch legt, die runde umgränzte Geschwulst nicht, die sonst die Gebärmutter bald nach der Geburt daselbst bildet. — Die Inversio completa partialis entdeckt der Finger in der Mutterscheide, der oben den Muttermund, und einen aus demselben hervorhangenden weichen blutigen Körper fühlt.

Von den dieses Uebel hervorbringenden Ursachen, der Unthätigkeit der Gebärmutter nach der Geburt, einer widernatürlichen Erschlaffung und Erweiterung der Gebärmutter durch Polypen, die sich in ihrem Grunde befinden, und der Verhärtung des obern Theils der Gebärmutter, steht wohl ohnstreitig, als vorbereitende Ursache, ein zu weites Becken oben an, das aber dennoch nie allein eine Umkehrung würde verursachen können, wenn eine unvorsichtige Lösung der Nachgeburt nicht die Gelegenheitsursache abgäbe, und hierdurch allein wird dieser gefährliche Zufall hervorgebracht.

In Absicht auf die Kur erfordert die Umkehrung eine schleunige Zurückbringung; denn je länger sie verschoben wird, desto stärker zieht sich der Muttermund, und die Gebärmutter selbst zusammen, und desto schwerer ist die Zurückbringung. Man legt hier ebenfalls die Frau mit

der

der Brust tief und mit dem Hintern hoch; die Beine werden gebogen und weit aus einander gesperrt, und die Fersen so viel möglich, an die Hinterbacken gebracht. Den vorgefallnen Theil bestreicht man zuvörderst mit süßem Mandelöl, oder auch mit frischem Fett, legt die Finger wie einen Kegel zusammen, setzt sie auf die Mitte des vorgefallnen Muttergrundes, und bringt ihn dann langsam und ohne große Schmerzen zu verursachen, zurück. Bey einer neuen Umkehrung gelingt dieses besonders leicht, wenn man nur nicht zu eilig und zu hart verfährt, und alles durch Gewalt mit einmahl zurückstoßen will, daher man die vollkommne Umkehrung zuerst in die unvollkommne verwandelt, welche sodann leicht auf die angezeigte Art gehoben wird. Um einen Rückfall zu verhüten, muß man die Hand so lange in der Gebärmutter lassen, bis sie sich fest um dieselbe zusammen gezogen hat.

Nach der Einbringung muß sogleich eine starke Aderlaß, ungeachtet des kleinen, unterbrochenen und kaum fühlbaren Pulses, angestellt werden; weil eine schnelle Ausleerung des Blutes dem Drange desselben nach diesem Eingeweide und der daher zu befürchteten Entzündung und Brand allein steuern kann. Außer diesem giebt man, nach dem Rathe des Hrn. Weißenborn *), alle 8. Minuten 25 bis 30 Tropfen von der Tinct. thebaica, und eben so viel Liq. anod. min. Hoffm. mit Wasser vermischt, und läßt mit diesem Mittel so lange fortfahren, bis die ganze Oberfläche des Körpers in eine sanfte Ausdünstung geräth. Alsdann wird die

Gabe

*) Von der Umkehrung der Gebärmutter durch zwey merkwürdige Fälle erläutert. Erfurth, 1788. 4. pag. 9.

Gabe des Mohnsafts verringert, und die Zeiträume verlängert. Dabey müssen kühlende Getränke genommen, der Kranken ein ruhiges Verhalten, einige Wochen hindurch, im Bette angerathen, tägliche Leibesöffnung verschafft, eine antiphlogistische Diät empfohlen, und insbesondere der Kindbettblutfluß in Obacht genommen werden. Bey der Befolgung dieser Vorschriften ist man vielleicht so glücklich, eine solche unglückliche Wöchnerinn von ihrem Uebel zu befreien, und sie vollkommen wieder herzustellen.

Sollte die Kranke bey dem übrigen Wohlbefinden des Körpers zu früh das Bette verlassen, und anstrengende Arbeiten unternommen haben: so könnte leicht ein Vorfall der Gebärmutter, der des weiten Beckens wegen um so mehr zu fürchten ist, entstehen. Man verrichtet alsdann die Einrichtung, und behandelt die Person nach den oben gegebenen Regeln und Vorschriften.

Würde bey einer Umkehrung der Gebärmutter der Wundarzt zu spät, nähmlich einige Tage nachher hinzugerufen, so ist die Zurückbringung schwerer, und kann nicht gleich ohne andere Vorbereitungen und Hülfsmittel unternommen werden. In diesen Fällen muß man allemahl eine große Aderlaß vornehmen, wenn anders nicht schon zu viel Blut, während und nach der Geburt abgegangen ist, wiewohl in diesen Umständen die Zusammenschnürung des Muttermundes geringer ist, und mithin die Zurückbringung ohne ein Aderlaß geschehen kann. Nach der Aderlaß muß ferner der Muttermund durch erweichende Salben und Einschmierungen mit Mandel- oder Baumöhl mit Mohnsaft erschlafft werden. Zu dem Ende zieht man die Beine

wohl aus einander, und erhöht sie sammt dem Unterleibe, um bequem zum Muttermunde kommen, diesen einsalben, und dann nachher die Zurückbringung der Gebärmutter bewirken zu können. Wenn nun diese gehörig besorget worden, so wird zur Verhütung eines neuen Vorfalls eine lange ununterbrochene Ruhe und gehörige Lage des Körpers und die Anwendung eines Mutterkranzes erfordert. Uebrigens ist es nöthig, daß sich die Frau noch lange nachher aller starken Bewegungen und Arbeiten enthalte; auch muß man die allgemeine Schwäche des Körpers und die daher entspringende Erschlaffung der Mutterbänder, theils durch eine gehörig nahrhafte Diät, theils durch zusammenziehende und stärkende Arzneyen, und endlich durch kalte Bäder zu heben suchen.

S. Bernstein's practisches Handbuch für Wundärzte. III Th. Leipzig 1800 S. 457 fl.

Mutter-Chamille, ein Nahme der Matricaria Parthenium Linn.; Pyrethrum Parthenium Willdenow. S. unter Mutterkraut.

Mutterdarmbruch, s. im Art. Mutterbruch, oben, S. 260.

Mutterdrüsen. Dieses sind Drüsen, die in der äußern die Frucht umgebenden Haut zerstreut liegen, und die den zur Nahrung der Leibesfrucht nothwendigen Saft absondern. Seit vielen Jahren her hat man diese nothwendigen, natürlichen Körper als schädliche, widernatürliche Gewächse der Bärmutter angesehen, und ihnen unschickliche Benennungen, als: Eberkälber, Eberschwein, Igelskälber, u. dgl. m. gegeben — wie bereits schon unter dem Artikel Eberschwein, Th. 10, S. 33 gedacht ist, — und sie mit Gewalt herausgerissen, um die Thiere von solchen

Gewächsen zu befreyen. In den neuern Zeiten hat man nun bestimmtere Untersuchungen darüber angestellt, die die Landleute hinreichend überzeugen müssen, daß die unschicklich genannten Aberkälber, Eberkälber, Eberschweine, Aden, böse Kälber, Igelkälber, Fleischgewächse des Tragesacks, u. s. w. keine widernatürlichen Gewächse, sondern zur Ernährung und Entwickelung des in der Bärmutter liegenden jungen Thieres nothwendige Körper sind, wodurch der von der Mutter zum jungen Thiere gehende ernährende Stoff feiner ausgearbeitet und geschickter gemacht wird, dem Thiere mehrern Wachsthum ertheilen zu können, und daß diese Mutterdrüsen oder Kotyledonen nur dann nachtheilig und als schädliche Körper betrachtet werden müssen, wenn sie ausarten, sich entzünden, verhärten und eitern. Es sind also nach des Hrn. Professor Schreger's Bemerkung — jederzeit Theile, die zum Baue des Tragesacks gehören, die ihm also bleiben müssen, und bey der natürlichen Geburt auch bleiben, indem sie sich nach dem Abgange der Nachgeburt der in sich enthaltenen Säfte entledigen, sich zusammen und wieder näher an die Masse des Tragesackes anziehen, in diesem Zustande, so lange das Thier nicht trächtig ist, verbleiben, bey einem folgenden Trächtigseyn sich aber wieder von neuem entfalten, und zum Verbindungsmittel zwischen Mutter und Frucht werden. Nur die, die untere und Seitenfläche dieser Mutterdrüsen umfassenden Mutterkuchen gehören zur Nachgeburt, und nur dieser Theil ist es, welcher nach dem Kalben als ein fremder Körper von der Natur ausgestoßen wird. —

Aus dieser hier gegebenen Beschreibung folgt, daß man nach der Geburt die verarteten, verdorbenen

derbenen Mutterdrüsen, so weit es ohne Nachtheil und große Gewalt geschehen kann, entfernen und diejenigen, welche mit der Nachgeburt zurückbleiben, mit dieser wegzuschaffen trachten muß; wie das weitere bey der Nachgeburt gezeigt werden wird.

Weil man sich nun von den während der Tragezeit gegenwärtigen, widernatürlich ausgearteten Mutterdrüsen nicht durch untrügliche Kennzeichen überzeugen kann, und weil alle, vor dem Kalben der Kuh angewendete treibende Mittel, die Körper zu entfernen, der Mutter sowohl als der Frucht äußerst nachtheilig sind: so kann man auch nie die dazu vorgeschlagenen Hülfsmittel anempfehlen, sondern, wenn sich auch widernatürliche Erscheinungen, als: häufiges Rindern während der Tragezeit, die mehr als gewöhnliche Größe des Bauchs, das langsamere Anlaufen der Euter, u. s. w. zeigen sollten, man allemahl die Geburt des Thieres abwarten, und nach der abgehenden Nachgeburt seine Maßregeln dann erst nehmen muß.

S. Praktisches Handbuch für Thierärzte und Oekonomen, von J. T. G. Frenzel. II. Th. Leipz. 1795 8. S. 780.

Anzeigen der Leipziger ökon. Societät, Ostermesse d. J. 1792. S. 51—54. 1793. S. 84 fl. Michaelismesse d. J. 1793. S. 86.

Riem's neue Sammlungen vermischter ökonom. Schriften, 2 Th. Dresden, 1792. 8. S. 51. u. 5 Th. 1794. S. 84.

v. Willburg's Anleitung für das Landvolk ꝛc. Von den Krankheiten des Rindviehes. 3te Aufl. Nürnberg. 1787. 8. S. 260.

Muttereisen, ein Eisen, mit welchem die Schraubengänge einer Schraubenmutter ausgedehnt werden.

Mutterelixier, in den Apotheken und im gemeinen Leben, eine Arzney wider die Mutterbeschwerden in Gestalt eines Elixiers.

Mutteren, der Nahme einer bekannten Alpenpflanze, Phellandrium Mutellina Linn, welche bey Willdenow Alpen-Wasserfenchel heißt.

Mutterentzündung, s. Gebärmutter-Entzündung, Th. 16, S. 520 fl.

Muttererde, die gewöhnliche natürliche Gartenerde, weil sie gleichsam die Mutter aller Gewächse ist, zum Unterschiede von künstlichen Erdarten.

Muttererstickung, darunter versteht man die heftigen Brustbeklemmungen, welchen hysterisch kranke Personen häufig unterworfen zu seyn pflegen. S. im Art. Hypochondrie, Th. 27, S. 569.

Mutteressenz, eine Arzeney wider die Mutterbeschwerden in Gestalt einer Essenz.

Mutterfieber, ein mit der Mutterbeschwerde oder Hysterik bisweilen verbundenes Fieber. Bey andern ist eine Art eines hitzigen Fiebers, welches zuweilen aus einer allzu heftigen Begierde nach dem Beyschlafe bey dem andern Geschlechte entstehen soll. (Man vergleiche die bey Mutterwuth nachgewiesene Stelle.)

Mutterflecken, s. Muttermahl.

Mutterfluß, der Ausfluß eines weißen oder gefärbten Schleimes aus den äußeren Geburtstheilen des andern Geschlechtes; der weiße Fluß. S. in W.

Mutterfüllen, ein Füllen weibliches Geschlechts, zum Unterschiede von einem Hengstfüllen, im gemeinen Leben ein Stutenfüllen, Niedersächs. Modrvale.

Muttergarten, ein Garten, oder eine große Anlage, wo man die besten und brauchbarsten Obstsorten in ihrer Aechtheit erhält, und in solcher

Menge

Menge vermehrt, daß man von da aus eine ganze Provinz oder ein ganzes Land mit jungen Stämmen zur Vermehrung und Verbesserung des Obstbaues versorgen kann. Ein solcher Garten, nach dem ganzen Umfange dieser Absicht, existirt zwar noch nirgends, wiewohl es in verschiedenen Ländern nicht an Pflanzschulen für die Obstbaumzucht fehlt. Die Idee ist indessen so schön, und wenn sie zur Wirklichkeit gebracht würde, in ihren Folgen so wohlthätig, daß ich mich nicht enthalten kann, hier nachfolgenden Vorschlag des berühmten Pfarrers Sickler zu Klein-Fahnern in Thüringen, zu Anlegung eines Muttergartens, um eine ganze Provinz stets mit guten und reinen Obstsorten zu versorgen ꝛc. mitzutheilen. Er sagt: *).

Bey der großen Neigung der Deutschen in unsern Zeiten alles das aufzufassen, was Ackerkultur, Gewerb und Kunstfleiß betrift, habe ich mich schon lange nicht wenig gewundert, warum zur Verbesserung der Obstkultur noch kein gründlicher Anfang ist gemacht worden. Ich sage zur Verbesserung; denn daß man allgemach anfängt, Obstpflanzungen vorzunehmen und an mehreren Orten Bäume zu erziehen, als vorher geschehen ist, dies ist deutlich wahrzunehmen, aber es gehört nur zur Vergrößerung der Obstkultur, aber nicht zur Verbesserung derselben. Man pflanzt; und was pflanzt man? Sorten, die man so eben hat und so eben haben kann; man fragt noch nicht viel darnach, ob es andere oder bessere sind, als die gewöhnlichen; oder ob es noch andere und bessere giebt, als die, welche bereits in dem Dorfe von den Vorfahren gepflanzt worden; gar Viele mögen oft keinen andern Apfel oder Birn, wenn sie auch besser wären, genieſſen, weil die schon vorhandenen Sorten von ihren Groß-ältern gegessen, und für gut befunden worden, ihnen auch selbst in ihrer Jugend so gut geschmeckt

 haben,

*) S. Teutsch. Obstgärtner. 1797. X. St. Weimar im Industrie-Comptr. 8. S. 246—256.

haben, und solchem nach bleibt es bey dem Alten, und zur Verbesserung geschiehet dermahlen unter dem gemeinen Manne noch wenig, und doch muß dieser Weg auch noch betreten werden, wenn die Obst- und Baumpflege wahren Vortheil gewähren soll.

In den Gärten der Vornehmen hat man schon längst Sorge getragen, gute Obstsorten einzuführen, aber hier hat man größtentheils nur für die Tafel, das heißt, für den frischen Genuß, für etwas weniges Marmelade, Kompoten gesorgt, andere Sorten kennt man noch nicht, zum wenigsten mag man sie nicht, und es giebt doch so viele Sorten, die zu einem weiteren Nutzen als zum Verspeisen auf der Tafel gebraucht werden, und den Erwerbszweig an diesem Ort der Landwirthschaft verstärken könnten. In England und in der Normandie in Frankreich versteht man das Ding besser. Hier haben sie eine ordentliche Eintheilung unter den Aepfeln. Außer denen, die zum frischen Genusse und in der Küche gut sind, haben sie ihre eigene sogenannte Cyder-Aepfel, auf die sie sorgfältig halten, und sie fleißig anbauen. Die lange Erfahrung hat sie gelehrt, welche Sorten sich am besten darzu schicken, und von diesen gehen sie nicht ab, sondern suchen sie beständig in ihrer Reinigkeit zu erhalten. Daß auch wir Deutsche solche Sorten haben, wer wollte daran zweifeln, da man am Rhein und in Franken mehrere Sorten schon darzu bestimmt hat?

Zur Verbesserung der Obstkultur müßte man wirklich eine solidere Eintheilung machen, und wenn es mir erlaubt wäre, die Eintheilung darzu zu machen, so würde ich die ganze Obstmasse eintheilen, in Sorten, die für die Tafel, das heißt, zum frisch wohlschmeckenden Genusse, wie sie die Natur selbst zubereitet hat, gehören; in Obstsorten, die ihre Zubereitung, wenn sie genossen werden sollen, erst in der Küche bekämen, und endlich in Sorten, deren Säfte der Keller erst gut machen müßte, wenn sie zu einem Nahrungsmittel für die Menschen bestimmt sind. Zu diesen rechne ich Obstessig, Obstwein, Cyder ꝛc. Unter den Sorten für die Küche würde ich eine Eintheilung machen, in solche, die sich gut zum Kompoten, gut zum Welken, gut zum Muse oder Syrup schickten. Auch diese Kenntniß gehört zur

Ver-

Verbesserung der Obstkultur. Denn was hilft mir die eine oder die andere Sorte, wenn ich nicht weiß, wie sie am besten zu benutzen ist? Wenn es einem Orte einfiel, Beurre blanc als eine vortreffliche Birne überall anzupflanzen, der würde sich in Ansehung des zu hoffenden Nutzens sehr betrügen: und wenn man nun auch in Erwägung gezogen hätte, daß sie bald teig werde, und sich dadurch helfen wollte, daß man sie doch alsdann welken, und sie als gedörrtes Obst verkaufen könnte, würde man sich doch auch noch betrügen. Sie ist gerade die schlechteste Birn zum Welken. Sie hat erstlich zu viel wässrige Theile, die verdünsten müssen, man braucht daher viel Holz darzu, und wenn man denn sie auch mit Mühe dahin gebracht hat, (denn der aufgestiegene Dunst setzt sich zum Theil immer wieder als Schimmel an, wenn der Welke nicht genug Hitze gegeben wird), so erhält man von einem Korbe nur so viel, daß man es in ein Paar Taschen forttragen kann, und dies würde mehr Schaden als Nutzen seyn. Die säftigsten Sorten sind zum Welken die schlechtesten. Dies zum Beyspiel: daß man zu besserer Benutzung auch die Sorten kennen müsse.

Aber zur Verbesserung der Obstkultur gehört auch dies, daß man die einmahl für jedes Fach der Benutzung bestimmten Obstsorten in ihrer Reinigkeit zu erhalten suchen und wissen müßte, wo man jede Sorte, nach den verschiedenen Absichten, die man hat, oder welche das Terrain, oder Boden forderte, bekommen könnte. Der eine kann, weil er seinen Boden nach seiner Lage, in welcher er sich befindet, dadurch besser zu benutzen glaubt, lieber mit Sorten besetzen wollen, zum wenigsten den größten Theil nach, die sich zum Cyder und Essig schicken; ein anderer mit Sorten, die gut zum Welken sind, weil er Aussichten hat, einen guten Handel ins Ausland damit zu treiben; ein anderer mit Tafelobst, weil er in der Nähe einer großen Stadt wohnt. Dieses sind lauter Umstände, und es giebt deren noch mehrere, die ich nicht anführen kann, auf welche ein vorsichtiger Pflanzer Rücksicht zu nehmen wohl Ursach hat.

Woher nun aber diese Sorten zu nehmen? Das ange Suchen ist schon beschwerlich. Man kann viele und große Baumschulen durchlaufen, und findet

doch nicht die Sorten, die man zu haben wünscht, und überhaupt so sind Baumgärten und Baumschulen, jetzigem Zeitlaufe nach, noch nicht so eingerichtet, daß man nach obiger Eintheilung, die beliebten Sorten weder in Pfropfreisern, noch in Stämmen, in ihrer Reinigkeit daselbst suchen und erlangen kann.

Hier hat sich schon lange ein Wunsch in meinem Herzen genährt, den ich nicht länger unterdrücken mag, sondern ihn laut sagen muß; vielleicht kömmt er einem von denjenigen menschenfreudlichen Fürsten zu Ohren oder zu Gesichte, dem es wahrhaft daran liegt, das Glück der Unterthanen zu befördern, und welches auch gewiß, wie Jedermann einzusehen anfängt, auch darin befördert werden wird, wenn Obstkultur und Ackerbau noch mehr eingeführt und befördert worden seyn wird.

Ich fordere zur Erhörung meines Wunsches und zur Ausführung des mit ihm verbundenen Plans einen Fürsten oder Großen der Erde, weil die Kräfte eines Privatmannes hierzu zu geringe sind, indem er einen großen Strich Landes und einige Jahre Aufwand erfordert; welches beydes nicht so leicht zusammen vorhanden, und bey einem geringen Landmann zu finden ist. Da aber eine ganze Provinz oder ein ganzes Land an den Vortheilen Antheil nehmen würde, so dürfte es wohl zu verantworten seyn, daß, wenn die Casse des Fürsten nicht mächtig genug wäre, auf öffentliche Kosten des Landes eine Anstalt unterstützen würde, die so gut und vortheilhaft für das Land werden sollte; das Capital, das darauf verwendet werden müßte, würde nicht verlohren seyn, sondern reichliche Interessen tragen.

Mein Plan, der zur Verbesserung der Obstkultur in diesem Stück auszuführen vorgeschlagen wird, ist dieser:

Ich wünschte, einer unserer guten Fürsten entschlösse sich, drey bis vierhundert Acker Landes, je mehr je besser, der Obst- und Baumpflege zu widmen. Es wäre eben nicht nöthig, einen Boden zu nehmen, den man zum Ackerbau besser benutzen könnte, denn die Baumpflege verträgt auch schlechtern Boden, als der Fruchtbau, wenn nur sonst die Lage vortheilhaft wäre.

Einen Theil davon würde ich zur Baumschule nehmen, den ungleich größern zu einer Pflanzung

großer Bäume. In der Baumschule würde ich nach einem andern großen Plane; der auch im T. O. G. vorkommen wird, okuliren, kopuliren, pfropfen, und damit verschiedene Erfahrungen machen und machen lassen. Einen Theil aber davon frey behalten, um nach Abgange des Platzes der Baumschule auf einem andern fortrücken zu können. In eben dieser Abtheilung würde sich auch die Kernschule befinden, aus welchen die wilden Reiser zum Versetzen und zum Veredeln in der Edelschule gezogen werden könnten.

In der großen Pflanzung würden alle Sorten Obst so rein als möglich gesetzt werden. Jede nach ihrer wahren Art. Abarten und Spielarten würden wenig oder nicht geduldet werden, und alle diese Bäume würden nach jenem Plan gesetzt werden, der im T. O. G. im IV Band Taf. 3 abgebildet worden und beschrieben ist, um die Sorten rein zu erhalten, und nach Abgang der alten Bäume eine neue Pflanzung sich erheben zu lassen. Aus diesen Muttergärten würde das Land mit Pfropf, Kopulier- und Okulierreisern versorgt werden können, so wie aus der Edelschule diejenigen, die nicht selbst Baumschulen halten konnten, mit Stämmen jeder Art um einen leidlichen Preis.

Die Ordnung würde freylich erfordern, daß ein genauer Catalog über alles geführt werden müßte, und daß man die Sorten vom Mutterstamme in der Edelschule und aus der Edelschule auf die Kernschule, und solchemnach umgekehrt auf alle drey nachweisen könnte, so daß man im Stande seyn müßte, sagen zu können: dieser Baum ist aus den Kernen der Frucht dieses Apfelbaums gezogen, mit einem Reise von jenem Baume veredelt worden, hat in der Edelschule die und die Nummer, und steht nun an der und der Stelle in dem Pflanzgarten, und ist jetzt Mutter von der bestimmten Sorte.

Alles dieses würde freylich ein gewisses Personale nöthig machen, desgleichen auch eine Wohnung in diesem Garten selbst, um immer an Ort und Stelle zu seyn. Ich rechnete dahin erstlich einen Gartenprofessor, wie ihn der Hr. Amts-Hauptmann v. Reibnitz wünscht, der seinen dort gethanen Vorschlag in seinem ganzen Umfange würde ausführen können. Einen gelernten Gärtner, der sich einzig

und allein mit Baumpflege abgeben müßte, und zwey Gartenbursche, die nur zu diesem Zwecke gehalten werden müßten, und unter der Aufsicht ihres Gärtners die Geschäfte und Vorschläge des Gartenprofessors verrichten und ausführen müßten, auch nebst andern der Baum- und Obstpflege Ergebenen, Collegia über die Natur und Kenntniß der Bäume hören könnten. Die Stelle der Gartenbursche könnten nach und nach Lehrlinge vertreten, bey welchen man den Lohn würde ersparen können. Auch würden einige Tagelöhner mit in Anschlag gebracht werden müssen. Es könnte seyn, daß dies alles jährlich 12 bis 13 hundert Thaler Aufwand kostete; allein würde man nicht auch wieder die Einkünfte aus dem Garten selbst an Verkauf der Stämme, an Ertrag des Obstes, an Benutzung des Landes zwischen den Obstbäumen in den großen Plantagen in Rechnung zu bringen haben? und wenn nun auch der Vortheil für die fürstliche Kammer nicht überwiegend wäre, welch ein Nutzen würde es nicht für das ganze Land seyn: und was würde nicht die Pomologie als Wissenschaft gewinnen?

Sonst pflegt die Neuheit einer Sache zu reizen. Ein solcher Garten wäre in seiner Art die größte Neuheit, eine Neuheit, die nie alt werden würde. Denn er würde unaufhörlich erneuet und wieder hergestellt werden, und ein Fürst, der seinen Unterthanen als ein sorgender Vater gern lange im Andenken bleiben möchte, würde sich durch einen solchen Garten das bleibendste Denkmahl setzen. Gepflanzte Bäume sind redende Beweise, daß der Pflanzer ein Wohlthäter, nicht allein für sein gegenwärtiges, sondern auch für das künftige Menschengeschlecht gewesen ist. Man hat Birnbäume, die weit über die Enkel derer, die sie gepflanzt haben, hinaussehen. Wenn die Zeit die Buchstaben der steinernen Denkmahle weggewischt hat, so lacht noch die Krone des Baums in der heitern Region des Himmels, und die grünen Blätter lispeln noch das stille Lob seines schon lange vermoderten Pflanzers.

Man hat botanische Gärten angelegt, deren Wartung und Pflege viel Geld kosten, und wenn sie auch einigermaßen der Wissenschaft in der Naturgeschichte und nachher der Arzneykunde nützen, werden diese den Vortheil eines Muttergartens zur

Ver-

Verbesserung der Obstkultur so vieler tausend Landes-Inwohner überwiegen?

Man hat Thiergarten, die auch mehrere 100 Acker einnehmen. Wie viel kosten nicht diese Thiere; ihre Wärter und die Unterhaltung beyder? Welchen Nutzen hat das Land davon? Etwa den, daß hier und da einmahl ein Mensch sie anstaunt, der sich nichts mehr dabey denkt, als wenn er ein dergleichen Thier auch abgemahlt sieht; oder daß einer den Reichthum des Fürsten bewundere, der so viel Geld auf eine solche außerordentliche Sache wenden kann? —

Wie viele Morgen nehmen die jetzt Mode werdenden englischen Gärten ein? wie viele der besten Aecker, die noch Korn tragen könnten, werden darzu gebraucht, und müssen ein fremdes Gesträuch tragen, das nur, so lange es grün ist und blühet, einiges Vergnügen erweckt, im übrigen aber nicht einmahl wie andres Holz benutzt werden kann; und was kosten nicht ihre Anlagen, die Ruinen, Tempel, Einsiedeleyen und tausend andere nur die Einbildungskraft täuschenden Dinge? Wie viele Summen kosten nicht ihre Unterhaltungen, Reinlichkeit und Ausbesserung, und das alles fürs Auge. Kein reeller Nutzen, kein Ersatz für den Besitzer, keiner für das Land; blos Vergnügen für den Spaziergänger; und wie nimmt diese Liebhaberey nicht noch zu? Wie viel raubt sie nicht dem bessern Obstbaue Land? Die Sucht, englische Gärten anzulegen, ist in einigen Gegenden so groß, daß man die tragbarsten Bäume aus den Gärten ausrottet, und an deren Statt fremde Hölzer setzet, um zum wenigsten nur ein Eckchen Englischen Garten zu haben. Sollte Horaz noch leben, er würde noch jetzt singen: Jam pauca aratro jugera regiae moles relinquent etc. Od. 15 L. II. O ihr Fürsten Deutschlands, die ihr so groß durch Thier- und Englische Gärten worden seyd, werdet noch größer durch Anlegung der Muttergärten, zu Vermehrung und Verbesserung der Obstkultur in euren Ländern. Schon dadurch würden Englische Gärten etwas nützlicher werden, wenn man sich auch entschließen könnte, mehr Obstbäume unter die wilden Gesträuche zu pflanzen. Mir ist der vortrefliche Englische Garten in Weimar auch deswegen mit interessant, weil noch hie und da alte

Obst-

Obstbäume, die vermuthlich bey seiner Anlage haben stehen bleiben können, hervorgucken, und ihm dadurch das Ansehen der Neuheit benehmen, und das der Antiquität geben, welches sehr mit den künstlichen Ruinen, die man da antrift, harmonirt. Aber auch in neuen Englischen Gärten, (wenn man dergleichen doch anlegen wollte,) würden die Obstbäume eine ansehnliche Rolle spielen können, man möchte sie niedrig oder hochstämmig ziehen. Wie prächtig ist nicht die Blüte des Baums, wie sehr würde nicht die Blüte der Birn-, der Aepfel-, der Pfirsich- und Aprikosen-Bäume, wenn ihr Schmelz durch andere wilde Gesträuche durchspielte, einen solchen Garten schon im Frühjahr schmücken, wenn man dergleichen Bäume hie und da zerstreut, auch in Parthien hinsetzte! Der niedere als Busch gezogene Franzbaum würde keusch und bescheiden seine Pracht dem Blick des Spatziergängers durch andere Gebüsche durchschimmern lassen; und der hochstämmige würde siegend mit seiner Schönheit das Auge desselben entzücken. Und nun, welche Pracht im Sommer und Herbste, wenn er durch die Zwischenräume des sinkenden Laubes anderer Gesträuche seine goldenen Früchte durchgucken, oder aus der Höhe herabsehen lassen könnte. Wäre es nicht der Mühe werth, daß diese Zierde noch zu den Zierden der englischen Gärten hinzu käme, und Nutzen und Vergnügen verbunden würden? O hört ihr Fürsten und Großen der Erde, hört den Wunsch eines Patrioten, an welchen, wie ich gewiß weiß, sich Mehrere anschließen. Ich wage es, ihn Euch demüthig zu Füßen zu legen.

Muttergerste, s. Mutterkorn.

Muttergewächs, s. Monkalb, Th. 93, S. 458. und Mutterpolyp.

Muttergicht, bey einigen Aerzten ein Nahme derjenigen Mutterbeschwerung, welche aus einer gichtischen Materie besteht.

Muttergrimmen, im gemeinen Leben ein Nahme der Kolik bey dem andern Geschlechte, weil sie aus Unwissenheit der Bärmutter zugeschrieben wird; die Mutterkolik, s. Mutterbeschwerde.

Mutter-

Mutterhalter, s. Mutterkranz.

Mutterhammer, ein Hammer, der eine ziemlich stumpfe Spitze hat, und womit der Huf- und Waffenschmid die Löcher zu den Schraubenmuttern vorschlägt, indem er das vierkantige Stück Eisen, woraus eine Schraubenmutter entstehen soll, mit der stumpfen Spitze des Mutterhammers durchschlägt, und hernach die Schraubengänge mit einer stählernen Schraube drehet.

Mutterhäring, ein Nahme des Goldfisches. S. Th. 19, S. 511.

Mutterharz, s. Galbanum, Th. 15, S. 657.

Mutterharzpflanze, Bubon Galbanum Linn. s. eben daselbst.

Mutterhase, ein Hase weibliches Geschlechts, der Satzhase, die Häsinn; zum Unterschiede von dem Rammler.

Mutterherz, das zärtliche Herz einer Mütter gegen ihre Kinder, wie das Vaterherz, des Vaters.

Mutterholz, einer von den vielen Nahmen der Lonicera Xylosteum Linn. S. gemeine Heckenkirsche, im Art. Kirsche, Th. 39, S. 146.

Mutterhorn, einer von den zwey Stämmen oder Röhren, worein die Bärmutter mancher Thiere getheilt ist.

Mutterhusten, im gemeinen Leben, ein trockner krampfartiger Husten, welcher bisweilen mit den Mutterbeschwerungen oder der Hysterik verbunden ist. S. im Art. Hypochondrie.

Mutterkalb, ein Kalb weibliches Geschlechts, im gemeinen Leben ein Moschenkalb, Fersenkalb; zum Unterschiede von einem Ochsenkalbe oder Bullenkalbe.

Mutterkälte, im gemeinen Leben und bey den Afterärzten, eine vorgegebene Kälte der Bärmutter, so fern sie die Unfruchtbarkeit verursachen soll.

Mutterkirche, die vornehmste Kirche oder Hauptkirche eines Kirchspiels, bey welcher sich der Pfarrer befindet, zum Unterschiede von den ihr untergeordneten Tochterkirchen oder Filialen; nach dem Lat. Ecclesia mater.

Mutterklystier, eine Arzeney, welche unter gewissen Umständen in Form eines Klystiers der Bärmutter beygebracht wird.

Mutterkolik, s. Muttergrimmen, oben, S. 284.

Mutterkorn, ein Nahme des in den Aehren des Rockens und der Gerste, und bisweilen auch an andern Getreidearten sich unförmlich lang entwickelnden Korns, von schwarzer, dunkelvioletter oder dunkelbrauner Farbe, welches inwendig am Rande herum bläulich, in der Mitte aber weißlich ist, und gewöhnlich auch ein weißes Mehl gibt. Bey dem Rocken heißen diese Auswüchse **Mutterkorn, Kornmutter, Rockenmutter, Mehlmutter, das Martinskorn, Afterkorn, Hahnsporn, Todtenkopf** ꝛc.; bey der Gerste aber **Muttergerste** oder **Gerstermutter** *).

Ueber die eigentliche Ursache der Entstehung dieses Auswuchses, so wie über seine Eigenschaften und Wirkungen, besonders in Hinsicht der ihm

*) Das Wort Mutterkorn wird sowohl collectirte und ohne Plural, als auch von einzelen Körnern gebraucht, in welchem letzteren Falle es auch von solchen ausgearteten Körnern unter der Gerste üblich ist. Lat. Secale cornutum, Secale luxurians, Mater secalis, Ergo, Clavis secalinus, Franz. Ergot, Blé corne. Engl. Spur. Holl. Muter. Wenn der Nahme Mutter diesen Körnern nicht wegen ihrer Größe beygelegt worden, so gehört er mit z. Mutter, dicker Bodensatz, ohne Zweifel zu dem Geschlechte des Wortes Moder, Niederf. Mörder, weil diese ausgearteten Körner oft statt des Mehles eine weiche, schwammige, modrige Masse enthalten. Ja einige glauben, daß hier das Wort Mutter, Mater, mit dem Worte Moder nur verwechselt sey, weil das erstere im Niedersächs. auch Moder lautet.

ihm beygelegten Erregung der Kriebelkrankheit, hat man immer sehr verschiedene Meinungen gehabt, und die Sache ist vielleicht noch bis auf diesen Tag nicht ganz aufs Reine gebracht, wiewohl sich viele berühmte Aerzte und Oekonomen mit der Untersuchung derselben beschäftigt haben. Wenn man die Sache nun aber auch nicht bis zur völligen Gewißheit bringen kann, so wird es wenigstens nöthig seyn, die verschiedenen Meinungen hierüber zusammen zu stellen, woraus es sich denn ergeben wird, was man bis jetzt von der Entstehung des Mutterkorns und von seinen Eigenschaften weiß *).

Einige schrieben **) diesen Zufall den zu großen Stürmen in der Blühzeit zu, wo durch das zu gewalsame Abschlagen der Blüthe das kleine Körnchen oder dessen Hülse verletzt würde, so daß es die Nahrungssäfte nicht mehr in sich schließen könnte. Diese Meinung brachte vorzüglich Herr Pastor Ort auf †). Er sagt:

„Sie unterscheiden nicht unbillig den Brand von dem sogenannten Mutterkorn, welches bey Sommer- und Winterkorn häufig, bey der Gerste aber sparsamer angetroffen wird ††), und zwar in solchen Jahren da

*) Von der Kriebelkrankheit, die unter gewissen Umständen mehr oder weniger von dem häufigen Genusse des Mutterkorns, wenigstens besonders in solchen Zeiten und in solchen Gegenden vorkommt, wo es viel Mutterkorn gibt, handelt ein eigner ausführlicher Artikel im 49 sten Theile dieses Werkes S. 81 — 460, so daß ich in Ansehung desselben dahin verweisen muß.

**) S. D. Carl Gottlob Rößig's ökonomisch-physikalische Abhandlung über das Mutterkorn, dessen Entstehung und Bestandtheile und einige deshalb zu machende Polizeyanstalten Leipzig bey Schneidern 1786 76 S. 8. — Eine Schrift, welche zu den gründlichsten Abhandlungen über diesen Gegenstand gehört, woraus ich deshalb hier manches zu entlehnen mir die Erlaubniß nahme

†) Im 23sten St. der Leipziger Sammlung S. 363

††) Rößig fand es in einem Jahre auch außerordentlich häufig bey der Gerste.

da die Honigtropfen gemein sind, diese scheinen von heftigen Sturmwinden in der Blüthe herzurühren, nähmlich bey manchen Aehren durch gewaltsames Abschlagen der Blüthe, da die zarte Textur des Vasculi, zerrissen und verletzt wird, an welchen die Blüthe hängt, und worin als in einer Matrice das Körnchen mit der Zeit seine gewöhnliche Form bekommen sollte. Ist dieses Vasculum verletzt, so wird die Hülse, welche das Körnchen sonst umschließt und das Mehl in sich hält nicht völlig werden, viel weniger damit beym verkörnen den ansetzenden süßen Nahrungssaft recht halten können, sondern muß in kleinen Tröpflein an die Aehre hervor treten, welche wenn sie an die Luft und beym Sonnenschein sich verdicken nach meiner Meynung das Mutterkorn produciren. In dieser Meinung werde fast bestätigt, 1) weil vor der Blüthe noch nie einige Honigtropfen an dem Korne wahrnehmen können, 2) weil selbige häufiger gefunden werden, wenn in der Blüthezeit anhaltende starke Winde gewesen, die zumahl sich schnell erheben, nachdem bey still hellen und geschwühlen Wetter die Blüthen stark herausgefallen und die Zeit noch nicht vorbey da sie sonst von selbst abzufallen pflegen, 3) weil man die Honigtropfen am ersten an den Aehren sieht, wenn das Getreide im verkörnen und noch niemand leicht zweifelt, daß solche Aehren Mutterkörner bringen. 4) weil die in den Kappen zum Korne ansetzende weiche Materie einen den Honigtropfen sehr gleichen süßen Geschmack hat; 5) weil das Mutterkorn eben so wohl Mehl gibt als das gute Korn, nur daß dieses eine harte Hülse bekommt, und die rechte Form hat, jenes ohne Hülse nur unförmlich ist."

Aber wenn es von den heftigen Stürmen in der Blühzeit herrührte und auf die angegebene Art geschähe, so müßte es, wie Herr Dr. Rößig bemerkt, noch weit häufiger und allgemeiner seyn, in trockenen Jahren sowohl in nassen, auf Anhöhen und erhabenen Orten häufiger als auf Tiefen, weil die erstern dem Sturme mehr ausgesetzt sind, gleichwohl findet sich dieses nicht. Und wenn es in dieser Zeit geschieht, so

hat

hat der Saft des Körnchens noch nicht die gehörige Beständigkeit, sondern ist noch zu flüssig, so daß er mehr herabfließen als sich erhebend zu einem Mutterkorn bilden würde. Und worin liegt denn hier die Ursache der so auszeichnenden Vergrößerung? Die Gründe, worauf Hr. Ort seine Meinung baut, sind nichts weniger als befriedigend; wir können ihm einräumen, daß die Honigtropfen sich erst nach der Blütze zeigen, aber sind diese deswegen der Stoff zum Mutterkorne? Herr Ort hätte sich Aehren zeichnen sollen, mit solchem ausgetretenen Safte, und nun Achtung geben, ob diese Mutterkorn gebracht hätten. Eben dieses gilt von dem zweyten Grunde, denn wenn sich auch schon unter diesen Umständen viele Honigtropfen äußerten, war denn deswegen auch viel Mutterkorn? Diese Honigtropfen bey Stürmen werden vielleicht durch die zu starke Bewegung der Pflanzen und des Safts veranlaßt, als welche sodann stärker transpiriren. Was den dritten Grund betrifft, so könnte man dieses als das Austreten des überflüssigen Saftes ansehen; aber warum wird sogleich daraus gefolgert, daß niemand zweifle, daß solche Aehren Mutterkorn bringen? Daß die in den Kappen zum Korne ansetzende Materie einen dem Honigtropfen sehr gleichen süßen Geschmack habe, ist ganz natürlich, weil die Honigtropfen eine Masse sind, die aus dem Korne hervordrang; aber dieses beweiset noch nicht die Entstehung des Mutterkorns, so lange nicht bewiesen ist, daß alle die Körner, an denen er dergleichen Honigtropfen bemerkt, auch Mutterkorn brachten. Was er endlich als den fünften Grund angibt, sagt nichts weiter, als daß das Mutterkorn noch ein Mehl gab, also daß es mit dem gewöhnlichen

Mehle wahrscheinlich aus einerley Masse entstehe, allein es muß noch ein Etwas dazu kommen, welches den Unterschied, welchen wir zwischen dem ordentlichen Korn und dem Mutterkorn bemerken, bewirkt; und dieses hat Herr Ort nicht angegeben; auch ist diese Meinung entweder von ihm selbst, oder von einem Ungenannten, der sie auch geheget, in den ökonomischen Nachrichten verworfen und durch eine Erfahrung widerlegt, da man nähmlich die Blüthe gewaltsam bey einigen Aehren abstreifte, sie zeichnete, und doch kein Mutterkorn verspürte *). Auch ist diese Ortische Theorie botanisch nicht richtig, weil, wenn die Blüthe zur Unzeit vom Winde gewaltsam weggenommen wird, keine Frucht entstände.

Die Meinung des Herrn Hube.

Herr Hube in seinem Landwirth, wo er von dem Mutterkorn handelt, sagt: „der Brand, der in dem Weitzen angetroffen wird, ist in dem Rocken sehr selten **). Aber dagegen findet man sehr oft in den Rockenähren anstatt der Körner eine Art von Auswuchs, welche man das Mutterkorn (Clavus, Ergot) nennt. Dieses hat der Weitzen niemahls, aber der Schwaden und andere Gräser haben es. Das Mutterkorn ist ein harter länglicher gereifter und etwas gebogener Körper, der zwischen der Spelze hervorragt, und zuweilen bis einen Zoll, zuweilen aber auch nur noch einmahl so lang ist als ein Rockenkorn. Es hat eine feine schwarze Haut, die mit einem feinen violettfarbenen Staube bedeckt ist, und inwendig

*) Oekon. Nachrichten VII. St. 434. 435.
**) S. den Landwirth von Michael Hube IV. St. S. 493.

wendig eine weiße Masse. Zuweilen findet man es gar nicht, zuweilen aber ziemlich häufig in dem Rocken; es findet sich aber auch, wenn es am häufigsten ist, nicht in allen Aehren, sondern nur in vielen, und in jeder sind meistentheils nur ein bis zwey Stücke Mutterkörner. Das Mutterkorn entsteht in fruchtbaren Sommern, besonders wenn es bald nach der Rockenblüthe viel regnet; daher ist es, wenn es sich häufig in dem Rocken findet, dem Landmann ein ziemlich sicheres Kennzeichen, daß der Rocken gut schütten werde; es scheint also ein von überflüssigen nahrhaften Säften verursachter Auswuchs zu seyn, und man findet oft Rockenkörner, die zum Theil gut, zum Theil in Mutterkorn verwandelt sind. Man hat lange über die Schädlichkeit des Mutterkorns gestritten, und selbst berühmte Aerzte haben es als eine Ursache vieler schlimmen Zufälle, besonders aber der Kribelkrankheit angesehen. Aber neuere sehr sorgfältige Versuche setzen es außer Zweifel, daß das Mutterkorn der Gesundheit nicht im geringsten nachtheilig sey." Der Herr Hube leitet das Mutterkorn vom Ueberfluß nahrhafter Säfte her, die zum Theil gut, zum Theil in Mutterkorn verwandelt zu seyn scheinen. Aber ist hiermit etwas aufgeklärt? denn warum ändert die bloße Nahrhaftigkeit der Säfte im Ueberfluß die Farbe des Getreides? warum ist sie nicht auch bey andern Körnern, die doch eben die Säfte, nur nicht in solcher Menge, haben, gleichfalls so dunkel und schwarz? und was soll es heißen: Körner, die zum Theil gut, zum Theil in Mutterkorn verwandelt sind? brandige Körner dieser Art hat Rößig zwar gefunden, aber noch keine Körner, die halb gut und halb Mutterkorn waren. Und wenn es vom Ue-

berfluß der bloßen Nahrungssäfte, die gut und nicht verdorben sind, herkommt, warum sind denn die Aehren, die Mutterkorn haben, allezeit spärlich, schwächlich, und mit schwachen dünnen Körnern angefüllt? Alles Fragen, die sich aus der Theorie des Herrn Hube nicht beantworten lassen.

Münchhausen's Meinung, das Mutterkorn sey ein Schwamm.

Der berühmte Verfasser des Hausvaters *) nimmt auch den häufigen Regen in die Blüthe des Rockens als die Ursache des Entstehens des Mutterkorns an. Hr. v. Münchhausen scheint es nicht in der Gerste zu kennen, ob er gleich auf den Kohlblättern etwas ähnliches findet, und es auch bey den Gräsern kennet. Seine Worte sind folgende:

„Wir bemerken an unserm Roggen noch ein drittes Uebel nähmlich die Mutterkörner (les ergots, clavi,) wenn statt der Saamenkörner lange spitze krumme, schwarze mit einer weißen Schwammartigen Masse angefüllte Körper auswachsen. Diese Mutterkörner entstehen folgendergestalt: wenn es zu der Zeit da der Roggen eben ausgeblühet hat, und das Saamenkorn sich bilden will, viel und anhaltend regnet, so daß die Hülse (Glumi,) welche das Saamenkorn einschließen, davon gefüllt werden, und die Nässe unten am Fuße des zarten Saamenkorns stehen bleibt, so geräth dieses in Fäulniß; die Fäulniß allein würde nun das Saamenkorn wohl vergehen machen, aber kein neues Gewächs hervorbringen, also muß zugleich noch eine besondere Ursache eintreten, welche Gelegenheit giebt, daß ein besonders sich dem Wesen und der Gestalt nach allemahl ähnliches Gewächs zum Vorschein kommt. Die zuerst durch Herr Needham bekannt gewordene

*) S. Hausvater S. 331. 1. Th. 2. St. 324.

dene Entdeckung, daß die weiße Masse in diesen Mutterkörnern, wenn sie in Wasser eingeweicht wird, sich in lauter bewegliche nur aalähnliche Körper oder Thierchen auflösen läßt, scheint keinen weitern Zweifel übrig zu lassen, daß eine Art von unmerklich kleinen Insecten (ut molecules mouventes,) deren Eyer oder Brut in die Luft gestreut werden, und mit dem Regen an die Pflanzen kommen, sich das Mutterkorn gleichsam zur Wohnung bauen. Gleichwie alle Schwämme und Korallen auf eine ähnliche Art erbauet werden, indem was man in den Schwämmen für Saamen hält, nichts anders als die Brut von einem ähnlichen Thierchen ist, durch welchen alle Schwämme auf die nähmliche Art wie die Korallen von den Seepolypen gebauet werden. Ich trage daher kein Bedenken jene Mutterkörner mit unter die Geschlechter der Schwämme zu rechnen. Es ist gleichsam ein Mittelgeschlecht zwischen der Clavaria und dem Lycoperdo Linn. und man könnte ihnen etwa den Nahmen beylegen Clavaria solida oblonga fubulata fulcata. Denn ihre Substanz ist fester als die von den übrigen Clavariis, wovon sie auch durch die längliche Gestalt unterschieden werden. Sie pflegen zugleich etwas gebogen zu seyn und haben ein oder mehr Reifen, der Länge nach herunter dabey außen herum eine von der Hauptmasse kaum zu unterscheidende schwarze feine Haut; welche mit einem violetfarbenen feinen Staube bedeckt ist, wovon die Finger violet gefärbt werden, der Geruch ist übel. Wenn man nach einem zu der erwähnten Zeit gewesenen Regen, wie im J. 1764. geschahe, Achtung giebt, so kann man deutlich sehen, wie die Mutterkörner sich nach und nach bilden, und das oben auf der Spitze sitzen bleibende verfaulte und eingeschrumpelte Gerippe von Saamenkorn fortschieben, welches gemeiniglich bald abzufallen pflegt; zu Zeiten aber wenn der Roggen schon reif noch daran sitzen bleibt. Ich habe auch wie wohl selten dergleichen Mutterkörner gefunden, wovon aber das schon ziemlich weit angewachsene Saamenkorn noch völlig zu erkennen war, und am untern Theile gleichsam nur in der schwammigen Substanz verwandelt zu seyn schien. Die Mutterkörner wachsen wohl zu der Länge von einem Zoll wenn die Witterung naß ist, gemeiniglich sind sie

etwa 2 bis 3 mahl so lang als ein Roggenkorn am längsten und dicksten, man findet sie aber auch in andern Arten von Korn und Gräsern. Wenn nach der Roggenblüthe trockne Zeit einfällt, so findet man sie selten oder gar nicht wie im vorigen 1708 sten Jahre, ungeachtet der Sommer nachher bis zur Erndte sehr naß war. Vielleicht liegts auch nicht so wohl an der Menge des Regens als vielmehr daran, daß nur von der Brut durch Regen oder Nebel zu den Pflanzen gebracht werde. Den Brand kann man ganz verhüten, gegen den Rost kann man sich verwahren, aber gegen das Mutterkorn weiß ich kein Mittel."

Herr von Münchhausen schreibt das Mutterkorn dem häufigen Regen zu; aber, fragt Hr. Prof. Rößig, warum wirkt der Regen dieses nur bey dem Rocken und einigen andern Gewächsen? Was ist die Ursache, daß die Nässe nur an den Füssen ein und des andern Samenkorns stehen bleibt? Doch dieses beydes läßt sich beantworten, denn was das erste betrifft, könnte man sagen: bloß die Getreidearten, die Mutterkorn geben, sind dessen fähig, aber warum? — Und auf das zweyte könnte man antworten: es sey zufällig, daß das Nasse an den Füßen dieser oder jener Aehren stehen bleibe, aber warum gleich in Fäulniß geräth? Die Fäulniß zerstört, hier ist aber keine merkliche, keine förmliche Zerstörung? Denn es wirft beym Aufgießen noch einige kleine Bläschen; auch gibt der Aufguß eine mehlige Oberfläche, ein Beweis, daß das Mehlartige nicht ganz darin zerstört ist. Der V. fühlt selbst einigermaßen das Unrichtige in seiner Behauptung, denn er sagt: „Die Fäulniß allein würde das Samenkorn wohl eingehen machen, aber kein neues Gewächs hervorbringen." Er nimmt daher seine Zuflucht zu den Infusionsthierchen und sagt: Daß bey

Wasser-

Wasseraufgüssen auf das Mutterkorn aalähnliche Thierchen sich zeigten. Aber dieses sind die Thierchen jedes faulenden Wassers, denn wenn man immer frisches Wasser aufgießt, finden sich keine solchen Thierchen, welches Rößig in oft wiederholten Versuchen bestätigt gefunden hat; und warum baut sich die in der Luft zerstreute Brut und die Eyer ihre Wohnung nur in dem Korne und Gerste und einigen andern Pflanzen und nicht auch im Weitzen? Auch ist es nicht richtig, daß die Schwämme bloß für den Samen von Insecten da wären und gleichsam nur zu Wohnungen derselben von der Natur hervorgebracht wurden. Die Münchhausische Theorie genauer zu untersuchen, weichte Rößig Mutterkorn in Wasser ein und setzte es in die Sonne; es entstanden einige Infusionsthierchen, die aber in jedem faulenden Wasser sich auch finden; und wenn nach des Herrn von Münchhausen's Hypothese damit die Fäulniß das Samenkorn nicht zerstöre und vernichte, diese Thierchen aus der Luft herbey kommen, was bringen sie denn in das faulende Korn, daß es zusammen hält? Wir finden ja in dem Mutterkorne eine Masse, die dem Mehle ganz gleicht, und eine Weiße, die das gute Korn weit übertrifft. Rößig hat Mehl von den ordentlichen und guten Körnern mit dem Mehle von zerquetschtem Mutterkorne verglichen, und er fand auch in dem letztern die Theile als ordentliche Mehlküchelchen gestaltet, welches also nicht der Münchhausischen Hypothese entspricht. Das einzige bemerkte er, daß es sich bey dem Einweichen nicht zu einem milchigen Safte verwandelte wie gute Körner, sondern zuletzt mehr sand- und erdartig ward,

wovon aber unten auch die Ursache angegeben werden wird.

Tillet's Meinung.

Herr Tillet leitet das Mutterkorn so wie seine Schädlichkeit vom Stiche giftiger Insecten her *). Aber warum findet sich das Mutterkorn verhältnißmäßig mit der Nässe und Feuchtigkeit des Jahres? warum in Verhältniß mit der zu dicken oder dünnern Saat? warum in Verhältniß mit dem Liegen des Getreides und dem unreinen Wuchse desselben?

Schreberische Meinung.

Auch der verstorbene Herr Dr. Schreber, der erst gegen die Tilletische Meinung war, und dieses sowohl in seinen Sammlungen äußert **), als in den Hannöverischen nützlichen Sammlungen †), änderte seine Meinung in der Folge und schrieb Insecten das schwarze Korn von ungewöhnlicher Größe zu. Er sagt: ††)

„Es wurden mir Aehren von kaum verblühetem Roggen zugeschickt, die von kleinen hochrothen Würmchen mit schwärzlichen Köpfen belebt wurden. Ich gab mir nebst einigen Freunden Mühe ihnen nachzuspüren, wir bemerkten an den noch weichen Körnern einen klebrigen Saft der aus selbigen mittelst einer kleinen Oeffnung ausgetreten war, und wie der sogenannte Honigthau süße schmeckte. Wir bezeichneten viele Aehren im Felde, woran sie sich häufig befanden, und wurden nachher gewahr, daß die Körner an selbigen fast insgesammt in Mutterkorn

*) Dissertation sur la cauſſe qui corrompt et noicit les grains de bled dans les epis et ſur les moyens de prevenir ces accidens par Mr. Tillet. Par. 1755. 4.
**) Th. 2.
†) v. J. 1757. S. 386.
††) Schreber's Samml. XII. S. 481.

korn ausgewachsen waren, dergestalt daß uns kein Zweifel übrig bleibt, daß dieses Auswachsen von den rothen Würmern verursacht wurde. Das aus diesen rothen Würmchen entstehende Insekt hat der Herr Kammerherr von Geer unter dem Nahmen Blasenfuß (Physapus) zuerst beschrieben, in den Abhandlungen der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften Th. VI. S 4. Er beschließt endlich seine Meinung also: der rothe Wurm geht nach der Aehre, macht eine kleine Oeffnung ins Korn, daraus quillt der süßliche Saft, welcher von dem gemeinen Mann fälschlich für ein Honigthau gehalten wird, dieser ist dem rothen Wurm angenehm und die Fliegen lieben auch das Süße, fliegen also ebenfalls mit zu. Das angestochene Korn wächst aus wie die Galläpfel an den von Insekten verletzten Blättern der Eiche und formirt sich in länglicher Gestalt etwa noch einmahl so lang als ein gesundes Korn wie das bekannte Mutterkorn aussieht."

Ob diese Insecten die Ursache des Mutterkorns sind, wird aber hierdurch nicht erwiesen, denn die Aehren waren von kaum verblühtem Rocken, es wird nichts von Spuren von Mutterkorn an diesen Aehren gedacht, sie waren abgeschnitten oder doch ausgerauft; zwar scheint die Erfahrung, die der Herr D. Schreber in der Folge macht, dieses zu bestärken, allein sie ist nicht bestimmt und genau genug gemacht, und es wuchsen doch nicht alle Körner, die er bemerkt hatte, zu Mutterkorn aus, und gesetzt auch, alle wären Mutterkörner geworden, konnten nicht die verdorbenen Säfte, die die Ursache des Mutterkorns wurden, schon da seyn, und dieses Insect erst dahin ziehen; dieses ist weit wahrscheinlicher, und der Natur weit angemessener, denn Rößig hat auch viele andere Insecten, viele kleine Fliegen, auch die sogenannten Feldspinnen und viele Gewürme an dem Getreide, woran Mutterkorn war, gefunden, aber eben so gut an

Halmen, die auch nicht die mindeste Spur von Mutterkorn hatten, noch bekamen. Es hat dieses auch andere analogische Thatsachen in der Oekonomie und Naturgeschichte für sich, z. B. die Insecten, welche sich bey dem Honigthaue auf den Bäumen finden; diese kommen erst wegen der süßen Säfte, aber sie sind nicht die Ursachen derselben. So ist es auch hier. Es wird sich unten zeigen, wie zwar Honigthau und Mutterkorn sich beysammen finden können und meist finden; der erstere ist aber nicht die Ursache des letztern.

Eine andere Meinung hat der Graf Francisco Ginanni von Ravenna *). Er schreibt es auch gewissen Würmern zu; er erklärt das Entstehen des Mutterkorns wie das Entstehen der Galläpfel; und die schwarzen Auswüchse auf den Blättern, welche durch Insecten-Stiche veranlaßt werden. Aber diese Auswüchse sind meist Wohnungen von Insecten, die sie sich durch diesen Stich bereiten; gleichwohl findet sich nicht, daß das Mutterkorn selbst ein dergleichen Aufenthalt sey; Rößig hat in dem Mutterkorne nie ein Insect noch eine Spur von irgend einiger Anlage zum Aufenthalte eines Insects bemerkt. Herr Hofrath Model fand mit einem Muschenbrockischen Handmikroskope unter 8 bis 900 Körnern keine Spur von Insecten noch Eyern **), die ganze Muthmaßung ist auf Analogie gegründet, welche in diesem Falle sehr irre führt. Aber wenn das Mutterkorn durch den ausdrin-

*) In dem Werke: Delle Malatie del Grano in herba del Conte Fr. Ginanni Patrizio Ravennate. Pesaro, 1759. in 4.

**) S. Model Untersuchung des Mutterkorns im zweyten Theile seiner Chemischen Nebenstunden.

ausdringenden Saft, der durch die ganz unmerklichen Stiche dringt, entsteht, warum wächst es denn aufrecht und nicht nach der Seite zu, wo die Verletzung geschahe? Nach dem Zeugniß des Kammerherrn von Geer ist dieses Insect so klein, daß man es mit bloßen Augen nicht erkennen kann, wie klein muß der Stich dieses kaum sichtbaren lebenden Wesens seyn? Wie flüssig muß der Saft seyn, und wie dünne daß er ausdringen kann? und wenn er so ist, sollte ihn nicht die trocknende Luft verzehren, wenn er nur in so kleinem Vorrath auf einmahl ausdringen konnte? Wo kommt bey dem Insecten-Stiche und dieser bisher vorgetragenen Theorie die Hülfe hin, da sich bey dem Mutterkorne keine findet? Soll man annehmen, daß dieses kleine Insect sie zerstöre und vernichte, so müssen sie solche von der Spitze an zerstören und vernichten. Es ließe sich denken, daß sie abfallen, doch bleibt immer der Zweifel, warum wächst das Mutterkorn aufwärts in der Richtung der andern Körner und nicht vielmehr seitwärts, wo der Stich angebracht wurde? Tillet selbst gesteht, daß er unter 200 Körnern Mutterkorn nur 4 antraf, bey denen er Maden fand, sollte dieses nicht ganz ungezweifelt zufällig seyn, da man sonst in allen Mutterkörnern Maden finden müßte?

Herr Aymen nimmt an, es entstehe von unterbliebener Befruchtung; aber dieses ist gegen die Botanik und gegen die Gesetze der Vegetation *), hier würde vielmehr gar keine Frucht erscheinen, weil keine Befruchtung da wäre, wie dieses

*) Aymen sur les maladies des bles in den Memoirs de mathematic et de physique presentés a l'academie a Par. III. p. 67. u. IV. p. 358.

dieses häufig der Fall ist, wenn das Getreide in der Blüthzeit durch ungünstige Umstände in der Befruchtung gestört wird. Herr Hofrath Model leitete es anfänglich von einer Krankheit oder Schwachheit der Getreidepflanzen her *), er zählt diesen Fehler also mit dem Hrn. Gadd unter die plethorischen Krankheiten **). In der Folge bestimmte er sich aber mehr für die Meinung, daß es durch Insecten-Stiche veranlasset werde; er schreibt solches sonderlich den Schmeißfliegen und zum Theil den Blattläusen zu, welche sich auf den jungen Nebenhalmen und den Aehren einfinden, und daselbst durch das Zerfressen des Samenkeimchens Anlaß zum Mutterkorne geben sollen. Er beschreibt vorzüglich in dem seiner Abhandlung vom Mutterkorne beygefügten Anhange seine Versuche.

„Ich hatte, sagte er, im Herbste des 1766sten Jahres Winterrocken in ein besonders Beet in einem Gärtchen gesäet, in der Absicht des folgenden 1767sten Jahrs genau Achtung zu geben, ob ich durch gutes Erdreich und wenn ein trockner Sommer einfallen sollte durch öfters Begießen und feuchte Haltung des Erdreichs Mutterkern bekommen würde. Es fügte sich aber im Mai 1766. daß Herr Prof. Euler einen Versuch erzählte von Verpflanzung des Rockens, woron er in Berlin ein Augenzeuge gewesen. Ich machte den Versuch nach, ich schröpfte nach der gewöhnlichen Redensart, schnitt den Rocken der noch nicht geschossen hatte, ab, und that es fast alle Monath oder so bald das Korn stark wurde, daß es den Schossen nahe kam. Hierdurch erhielt ich starke Stauden. Im Sept. nahm ich mein Korn heraus, ließ die Wurzeln von einander reißen, und so versetzen; der strenge Winter und vorher gegangne nasse Herbst nebst dem kalten und nassen Frühling 1768. machte mir gar wenig Hoff-

*) S. im 2ten Theil seiner Chemischen Nebenstunden.

**) Theses breves de morbis plantarum, praeside Hasselbaum defendit Peter Hadrian Gadd 1743.

Hoffnung zur Aernte, weil mein Gärtchen tief liegt; allein mein Rocken kam doch, obwohl sparsam; als im Juny die Wärme sich einstellte, wuchs mein Korn schnell, die Haupthalmen wurden 5 bis 6 Fuß hoch und eines guten Federkiels dick die Aehren davon bekamen 80 — 100 volle große und schöne Körner. Jeder Haupthalmen hatte 5. 6. und 7. Nebenhalmen die zwar nicht so dick und hoch und in Aehren nicht über 40 — 60. Körner hielten. Von der Blüthzeit gab ich Achtung wie das Mutterkorn, wenn welches entstehen würde, käme. Ich schnitt sogar von einigen Körnern, da sie noch weich, die äußersten Spitzen ab, um dem Kornsaft den Ausfluß zu erleichtern. Allein mein Korn wuchs aufs Beste fort. Im Augustmonath entdeckte ich an vielen in wenig Tagen hervorgeschoßnen und schon in der Blüthe stehenden Nebenhalben, Roß- oder Schmeißfliegen, entdeckte auch einige Mutterkörner doch nur an den grünen Nebenähren. Ich besah jetzt täglich mein Korn, entdeckte auch täglich neue Mutterkörner, jedoch keine andre, als an den jungen nachgeschoßnen, und eben verblühten Aehren, die aber auf dünnen und kurzen Halmen stauden, und alle mit gedachten Fliegen stark besetzt, von den Glumis meist entblößt und über den Folliculum heraus getreten waren. Es ist wahr ich fand auch häufige Aphides, allein diese fanden sich auch auf dem guten Korn, ohne daß man Schaden von ihnen wahrnehmen konnte. Oefters fand ich des Morgens auf den Mutterspitzen eine Perle eines süßen Safts von dem ich mir nicht zu entscheiden getraue, ob es ein wirklicher Kornsaft, oder der Auswurf von Fliegen gewesen; diese Wahrnehmungen dauerten bis gegen Ende Augusts, und täglich sahe ich gleiche Wirkung in Entstehung des Mutterkorns. Ich nahm aber auch viele kleine schwarze Körner wahr, die durch die Fliegen entstanden, und die vielleicht auch Mutterkörner geworden, wenn noch hinlänglicher Nachschuß des Kornsafts vorhanden gewesen. Noch merke ich an, daß ich von den großen Fliegen niemahls eine auf solchen Aehren angetroffen, die der Reife nahe waren. Vermuthlich ist ihnen die Hülse schon zu hart; man sollte beobachten, ob nie eher Mutterkorn entstünde als bis die Fliegen im Korn anzutreffen."

Allein

Allein auch diese Versuche geben noch keine genügende Auskunft über die Entstehung des Mutterkorns; denn, wie es schon Rößig bemerkt, bey dem Versuche mit Abschneiden der Spitzen einiger Körner, da sie noch weich waren, fehlte die erste Ursache von dem Verderben der Säfte des Korns; denn nicht bloß dieses Abschneiden bewirkt das Verderben der Körner; noch die widernatürliche Vergrößerung und die dunklere Farbe; und daher wuchs auch sein Korn auf das Schönste fort. Was den zweyten Umstand betrifft, daß er auf einigen in der Blüthe stehenden Nebenhalmen häufig die sogenannten Roß- oder Schmeißfliegen, und an diesen Nebenhalmen zugleich einige Mutterkörner entdeckte, so beweiset dieses nicht gehörig, denn das Mutterkorn findet sich nicht bloß an Nebenhalmen, sondern man hat es häufig an den Hauptthalmen gefunden. Eben so bemerkt man diese Fliegen häufig auch in trocknen Jahren so wie in den feuchten, und gleichwohl ist in trocknen Jahren wenig oder sehr selten Mutterkorn; Rößig hat sich Aehren gezeichnet, worauf solche kleine Fliegen in Menge waren, und fand in der Folge kein Mutterkorn, an andern aber sah er Mutterkorn und auch zugleich solche kleine Fliegen, da aber das Mutterkorn schon da war. Die kleinen hat er vornehmlich zu der Zeit bemerkt, wenn die Aehre anfängt sich der Reife zu nähern, vermuthlich weil hier durch die starken Ausdünstungen der flüssigen Theile viele Nahrung für das Insect an dem Halm und der Aehre ist.

Des Herrn Leibmedicus Lentin's Meinung.

Der Herr Leibmedicus Lentin hat eine doppelte Meinung über die Entstehung des Mutterkorns;

terkorns; er glaubt, daß es theils von dem Stiche eines Käfers, theils von dem Andrange zu vieler Säfte herrühre. Da seine Erfahrungen übrigens für das praktische Leben so wichtig sind, so müssen wir sie ganz hören, wie er sie in dem Neuen Hannöv. Magazin, 1804. 1 St. Col. 1. fl. mittheilt.

Es war im Jahre 1772, als nach lange anhaltender regnigter Witterung ungemein viel Mutterkorn, Kornzapfen, (secale cornutum), gefunden wurde. Das Erkranken war im Spätjahre überaus häufig; in manchen Gegenden äußerte sich die Kribbelkrankheit, in andern nicht. Im Allgemeinen war das Brod schlecht, kaum genießbar; die Krumme war zähe, naß, zog sich am Messer, und hatte auch wohl einen üblen Geruch.

Alle andere Getreidearten, so wie auch besonders die Kartoffeln, waren auch schlecht gerathen, und es gab ungemein wenig Obst. Die Theurung war eben so groß, als der Manael an gutem Korn. Ich sah in dem Jahre im Lauenburgischen vielfältig bey den Landleuten angeschnittenes Brod auf dem Tische liegen, wovon die Krumme heraus geflossen war, und mußte doch, aus Mangel bessern Brods genossen werden. Kranke ohne Zahl waren die natürliche Folge davon.

Die Erfahrungen, die ich damahls als Landphysikus im Herzogthum Lauenburg häufig genug über die Entstehung des Mutterkorns und die darauf folgende Kribbelkrankheit anzustellen Gelegenheit hatte, habe ich in meinen Beobachtungen einiger Krankheiten, Göttingen, bey der Witwe Vandenhoek, 1774, mit bekannt gemacht. Da sie nun, als solche, nur Aerzten in die Hände gekommen, so will ich doch in diesen Blättern dasjenige, was mir damahls von der Entstehung des Mutterkorns, und von den Bedingungen, unter welchen der Genuß desselben unschädlich oder schädlich seyn kann, als eine Antwort auf die deshalb gethane Anfrage *) so geben, wie ich es damahls im Jahre 1772 gefunden habe.

I.

*) S. St. 74. d. Mag. vom Jahre 1803.

I. Entstehung des Mutterkorns.

Es ist mir immer vorgekommen, als wenn einige auf eine gar zu unbedingte Weise angenommen haben, dieses Korn, oder vielmehr dieser Auswuchs, komme schon als ein Gift aus der Kornähre, und bewirke die Kribbel- oder Krampfsucht.

Ich habe zwar nie daran gezweifelt, daß es das Seinige mit zu Hervorbringung dieser lange anhaltenden Krankheit beytrage; allein ich habe auch immer geglaubt, daß alsdann, wenn viel Mutterkorn da ist, auch andere ziemlich mitwirkende Ursachen einträfen, und zwar, nach der Lage der Felder, bald mehr bald minder. Eine Wahrheit, die nicht nur Plinius *), sondern auch die heutige Erfahrung ganz überzeugend bestätigt.

Die ganze Entstehung des Mutterkorns kann, wenn man sie nur geduldig genug und zu rechter Zeit beobachtet, nicht den geringsten Verdacht eines giftigen Wesens erwecken.

Ich habe nämlich beobachtet, daß nach einem nassen Frühjahre alle Arten Insekten, bey verstärkter Wärme, und also auch der Scarabaeus solstitialis L. (ein kleiner bräunlicher Käfer) ganz vortrefflich gerathen, wie es dann im Frühjahre 1773 so wenig an Käfern, als nachmahls an Mutterkorn fehlte.

Dieser Käfer hängt sich zu der Zeit, wenn das Korn in der Milch steht, zu ganzen Scharen an die Kornähren und hält sich so fest daran, daß man ihn nur mit Mühe herunter nehmen kann; er sucht und nässelt so lange an der Aehre, bis er an ein saftiges Korn gelangt; dieses zernagt er, und nimmt den Saft zu sich **). Nachdem er nun satt ist, fällt er von selbst ab; er kriechet nicht wieder zurück oder fliegt weg, sondern er fällt wie betrunken ganz unbehülflam herab.

Durch diese durch den Käfer gemachte Wunde fließt nun der Milchsaft nach und nach aus, und verhärtet sich an der Luft. Es entsteht also ein solches mehlreiches, mehrentheils viereckig längliches Korn, das man Mutterkorn nennt. Die Schwärze scheint

*) Nat. hist. T. II. p. 120 l. 27. Edit. Harduini.
**) Plin. Lib. et pag. cit. lin. 19. 20.

scheint es von der Luft und Sonne, auch vom Staube, die Gestalt aber von den daneben stehend n aritiis zu bekommen, welche vom Winde und den benachbarten Aehren gegen das noch weiche Mutterkorn geschlagen werden.

Man findet eine solche, mit einem oder zwey Mutterkörnern verunstaltete Aehre mehrentheils leer und taub. Selten trifft man mehr wie 2 bis 3 ächte Körner an, und wenn es ja geschieht so sind sie kurz und schrumpflich; da nämlich derjenige Saft, der in die Bälglein der übrigen Körper zu gehen bestimmt war, durch die beygebrachte Wunde ausfloß, mußte nothwendig das übrige tabescren und ganz unvollkommen bleiben, davon denn das viele taube Korn kömmt, welches, wenn es zur Aussaat genommen wird, gar nicht keimt, und gebacken das elendeste Brod gibt, das zwar viele Speizen, aber wenig nahrhaftes enthält, und zum Brantweinbrennen gar nicht taugt.

Man kann auch eine solche Aehre von fern schon kennen, indem sie, nach der Sprache der Haushälter, den Kopf nicht nieder, sondern in die Höhe aufrecht hält. Man nennt solche Aehren auch Stutzer, weil sie über andere hervorragen und doch leere Köpfe haben.

Dieses ist eine Entstehung des Mutterkorns. Es kann aber auch geschehen, daß nach vieler Nässe und eintretender Hitze, mehr Säfte, und geschwinder auf einmahl in den Halm und in das werdende Korn getrieben werden, als es sich gehörig ausdehnen kann. Es entsteht davon eine unnatürliche Vollsaftigkeit, und unverhältnißmäßige Beschaffenheit der enthaltenden Theile. Wie leicht berstet nicht das junge zarte Bläschen, das sich vielleicht erst in acht Tagen hätte voll ausbilden sollen, von der übertriebenen Menge andringenden Safts? Es läuft auf die Art diejenige Menge Saft, welche zu Besetzung und Ausfüllung noch vieler anderer bestimmt war, aus; die übrigen verschrumpfen, und wenn sie ja noch etwas Mehl in sich enthalten, geben sie kein anderes, als solches, welches mit dem Safte, daraus es entstanden ist, in gleichem schlechten Verhältniß steht. Nur muß ich dies dabey erinnern: diese Entstehungsart habe ich vermuthet, und jene habe ich gesehen. Im Grunde ist beydes einerley, da

dieses sowohl, als jenes, aus einem verletzten Kornbälglein entsteht.

Eigentlich bleibt also das Mutterkorn seinem Wesen nach nichts anders, als eine Stange an der Luft getrockneten Kornsafts. Und in diesem Betracht wird doch hoffentlich niemand beyfallen können, den Kornzapfen ein Gift zu nennen, da er aus demselben Stoff, aus dem der Rocken bereitet wird, herkömmt. Der Unterschied ist nur der: dem Rockenkorne setzt das Bälglein Gränzen, daß es seine ihm angeeignete Gestalt behalten muß; dem Mutterkorne aber der Vorrath und die Menge des nachgelaufenen Safts und die Willkühr des Wetters und der Winde; jenes ist nach dem, dem Rockenkorne eigenen Maaßstabe gebildet; dieses weicht in der Gestalt ab. Die innere Beschaffenheit kann keinen wesentlichen Unterschied machen, da beyde aus einerley Stoff entstehen.

Wäre das Mutterkorn Gift, weil es Mutterkorn ist, so würde es auch immer und ohne Ausnahme als ein solches sich verhalten müssen. Da diesem aber alle Erfahrung offenbar widerspricht, so müssen nothwendig äußerliche Umstände hinzukommen, die ihm diese giftige Natur beybringen, in andern Gegenden aber es damit verschonen. Es haben ja auch nach aller Erfahrung ganze Distrikte das Mutterkorn ohne den geringsten Nachtheil der Gesundheit frisch und alt, auf allerley Weise genossen, und haben sich nicht übel dabey befunden.

In den Aemtern Dannenberg und Lüchow war im Jahre 1769 und 1770 sehr viel Mutterkorn zu finden, und niemand war davon krampfsüchtig geworden. Im Herzogthum Lauenburg war im J. 1772 viel Mutterkorn gewachsen, und nur die Dörfer Breitenfelde, Bälau, Sohms und Elmenhorst, die in einer Pläne liegen, hatten das Unglück, kribbelsüchtig zu werden.

Ueberhaupt lasse ich für die Unschädlichkeit des reinen Mutterkorns, die Schutzschrift unsers ehemaligen berühmten Leibarztes R. A. Vogel, reden.

II. Das Mutterkorn wird erst durch aufgefallenen Honigthau schädlich.

Drey Umstände sind es hauptsächlich, die diese große Veränderung bewirken.

Der

Der erste und vornehmste:

Das Mutterkorn raget lang, ganz blos, ohne Scheise aus der Aehre hervor, und bietet sich also dem ungehinderten Auffallen des Honigthaues leider! gar zu leicht an, und dieser verbindet sich um desto eher damit, da er klebrig, und das Mutterkorn auch noch nicht hart ist.

Daß nun aber der Honigthau eine Feuchtigkeit sey, die eine ätzende, und dem menschlichen Körper höchst schädliche Schärfe bey sich führe, wird niemand in Zweifel ziehen. Es bekräftigen selbiges, nebst vielen andern, Hellwig in dem kurzen Sendschreiben wegen des sogenannten Honigthaues *), da er schreibt:

„Es ist auch daher zu sehen, daß, wenn „man einen Tropfen von dem sogenannten „Honigthau auf die Zunge legt, solche davon so angegriffen worden, daß auch „Bläschen davon aufgeschossen"

und die Breßlauer Sammlungen im sechs und dreißigsten Versuche, S. 706.

„da diejenigen, welche Honigthau, der 1726 „häufig gefallen war, genossen hatten, blutigen Durchfall, Geschwulst des Schlundes „und Ausschlag bekamen."

Nun ist noch die Bemerkung zu machen, daß der Honigthau eben sowohl sich strichweise niederläßt, als die Regengüsse; nämlich in einigen Gegenden läßt er sich nieder, da er andere vorbey zieht; auch will man bemerkt haben, daß er nicht alle Gewächse, vornemlich den Nußbaum nie befalle.

Hieraus ist zu ersehen, wie es zugeht, daß das Mutterkorn in einigen Gegenden, mit Honigthau beschmitzt, schadete, da es in andern ohne Nachtheil genossen wurde; daß es in einigen Gegenden häßlich schmeckte und übel roch, und in andern wieder weder Geschmack noch Geruch beleidigte. Es sey nun daher geschehen, daß in dieser Gegend gar keiner niedergefallen war, oder von einem darauf gefolgten wohlthätigen Regenauß wieder abgespühlt worden.

Fällt der Honigthau zu der Zeit auf dasjenige Obst, das mit der Schale zu genießen ist, wenn es

*) Tissot Nachr. von der Kriebelkrankheit. Leipzig 1771.

reif ist und genossen wird, so entstehen davon Durchfälle und Reißen im Leibe. Das Obst an und für sich ist, mäßig genossen, nicht schädlich, aber der bey aller Mäßigkeit zugleich mit genossene Honigthau schadet.

Es ist auch so schwer nicht, die Ursache zu entdecken, warum unter solchem Umstande genossenes Obst zur Ruhr disponirt; das Obst enthält einen, zur Gährung geneigten, Saft, und der Honigthau reizt die Gedärme.

Hiezu kömmt nun noch, daß, wenn Honigthau auf Mutterkorn gefallen ist, derselbe auch viele andere Früchte zugleich mit betroffen haben muß. Mit andern Früchten, die mit Hülsen, Schelfen oder Schalen verwahrt sind, wird er zwar so häufig nicht verschluckt, indessen hilft doch jede Kleinigkeit die Menge mit vermehren.

Der zweyte Umstand: Jede Aehre, die aus dem Vorrathe ihres Safts ein Mutterkorn zu bilden gehabt hat, liefert fast weiter nichts, als elende, magere, verschrumpfte Körner. Dieser ihr weniges enthaltendes Mehl hat wegen Abgang des besten und mehrsten Safts vorher nicht die gehörige Vorbereitung bekommen; es ist also fehlerhaft und unkräftig, und doch mußte es gebacken und genossen werden.

Der dritte Umstand: Es gerathen bey einer Witterung, welche viel Mutterkorn liefert, auch vorzüglich alle diejenigen Kräuter, darüber Virgil Georg. Lib. I. so herzlich klagt:

Mox et frumentis labor additus, ut mala culmos
Esset rubigo, segnisque horreret in aruis
Carduus. Intereunt segetes, subit aspera sylva
Lappaeque tribulique: interque nitentia culta
Infelix lolium et steriles dominantur auenae.

Es kann wirklich nicht fehlen, daß nicht in Mehl und Brod vieles mit von solcherley Samen genossen werde, welche, ob sie zwar gleich nach dem Genuß nicht über den Haufen werfen, doch mit der Zeit schaden können *).

Und

*) Galenus Lib. I. de Alimentis. C. 37. Non igitur oportet nos in purgandis seminibus, quae ad esum comparan-

Und aus diesem Grunde wird es leicht begreiflich, wie es geschehen könne, daß lange nach der Erndte, zu einer Zeit, da kein frisches Mutterkorn mehr da ist, die Leute erst erkranken. Wie lange Zeit geht oft darüber hin, ehe die Natur ihr angethanes Unrecht rächet, und wie viele müssen in ihrem Alter die Thorheit der jungen Jahre büßen!

Warum erscheint aber die Kribbelkrankheit so selten? da doch oft genug Mutterkorn gefunden wird, und noch öfter Honigthau fällt. Wenn man der Sache nur ein wenig nachdenkt, so wird eine überaus große Uebereinstimmung zufälliger Dinge erfordert, ehe es einmahl geschehen kann, daß Honigthau auf Mutterkorn fällt, und dasselbe, ohne vom Regen abgespült worden zu seyn, eingescheuret und genossen wird. Ich wollte wohl sagen, es wäre wahrscheinlicher zu erwarten alle fünf Jahre ein großes Loos in einer Lotterie zu gewinnen, als daß in zehn Jahren einmahl alle, zur Hervorbringung vergifteten Mutterkorns erforderliche Umstände zusammen treffen.

Im Grunde bin ich des sel. Leibarztes Vogel zu Göttingen Meinung, die er in der angeführten Schutzschrift für das Mutterkorn geäußert hat, vollkommen, doch aber mit der Einschränkung, daß dasselbe nur so lange unschuldig an der heftigen Kribbelkrankheit bleibt, als es noch im eigentlichsten Verstande reines Mutterkorn ist, daß es aber alsdann nicht allein höchst verdächtig, sondern auch mit allem Rechte für schädlich zu halten sey, sobald es mit dem, den Gewächsen sowohl, als auch thierischen Körpern sehr nachtheiligen Honigthau befleckt ist.

Daß nun aber der Landmann und andere geringe Leute weit mehr und öfter von der Kribbelkrankheit angegriffen wurden, ist wohl darin zu finden, daß diese Leute größtentheils von Brod und Mehl leben; das Korn, welches sie zum Brode bestimmen, wird aus Sparsamkeit nur geschroten, es bleibt also die äußere, vom Honigthau beschmitzte

tur negligentiores esse, persuasos, etiamsi noxam quae quotidie fit, ob exiguitatem sensus non percipiamus; attamen id, quod longo tempore conservatur malum, denique eruptarum esse.

Rinde im Brode. Anderntheils wird das Brod wegen der schlechten Beschaffenheit des Korns überhaupt genommen, schlecht, schleifig und zähe; konnte also nicht gehörig verdauet und fortgeschafft werden.

Die Reichen hingegen aßen mit von Juvenals Brode *), ließen den Rocken beuteln, wobey die sehr verdächtige Rinde des Mutterkorns unter der Kleie bleibt. Und zudem wird von dieser Klasse wenig Brod gegessen, wenigstens bekömmt es die bella etage nicht im Magen.

Wie kann man aber nun eine ziemliche Zeit nach der Erndte erfahren, ob das Mutterkorn schädlich sey, oder gebraucht werden könne? Reines Mutterkorn hat auch, gekäuet, reinen Korngeschmack, und hinterläßt auf der Zunge weder Brennen noch Beißen, veranlaßt auch keine Bläschen und hat auch keinen üblen Geruch. Mit Honigthau aber, kurz vor der Erndte, befallenes Mutterkorn hinterläßt nach dem Käuen eine brennende, und wenn es kurz nach dem Einscheuren versucht wird, eine beißende Empfindung auf der Zunge, worauf auch wohl am Rande der Zunge Bläschen auffahren. Im Jahre 1772 hatte es auch, weil das Korn größtentheils feucht eingefahren werden mußte, einen üblen Geruch, der bey dem vom vor. Jahre, da die Erndte bey dem trefflichsten trocknen Wetter geschah, wohl nicht wird zu bemerken seyn.

Da nun die Menge des Mutterkorns zuweilen so groß seyn kann, daß der völlige Abgang desselben vom Ganzen doch ein Object wird, um dessen Nutzung man sich im Haushalt gern bekümmern wird, so wäre zu rathen, daß gesammelte, mit Honigthau beschmitzte Mutterkorn erst in einer schwachen Lauge von Holzasche etwa auf die Art zu waschen, wie die Bäcker den Weitzen zu waschen pflegen, und nachher dasselbe mit reinem Fluß- oder Brunnenwasser so lange zu wiederhohlen, bis das Wasser ganz geschmacklos wieder abläuft. Dies Korn nun, getrocknet, wird dem Vieh unter mancherley Verhältniß können gegeben werden.

Gegen

*) Satyr. 5. Verl. 10.
Sed teneri et nivens, mollique siligine factus
Servatur domino.

Gegen die von dem Hrn. Leibarzt Lentin geäußerte Meinung von der Entstehungsart des Mutterkorns durch den Stich oder das Abfressen des jungen Rockenkorns durch den Brachkäfer, Scarab. solstit., möchte zum Theil wohl eben das zu bemerken seyn, was vorhin überhaupt gegen die Meinungen derjenigen eingewendet worden ist, die das Mutterkorn vom Anbisse der Insecten und dem dadurch veranlaßten Ausflusse des Saftes herleiten. Vielleicht ergeben künftige Beobachtungen indessen, daß unter gewissen Umständen diese Meinung mit der folgenden, vom Austreten des überhäuften Nahrungssaftes, vereinbarlich sey, indem durch das Abfressen eines jungen Korns der Saft, der ohnehin gegen seine Umgebungen andrängte, einen desto leichtern Ausfluß finden kann. Denn hier würde es vielleicht nicht bloß ein feiner Stich in das junge Korn, sondern ein gänzliches Abfressen seyn, wodurch also auch zugleich die Rinde, die dem Mutterkorn fehlt, mit zerstört würde. Daß das Mutterkorn wirklich keine Rinde oder eigentliche umgebende Haut habe, scheint der Nachforschungen des Herrn Lentin entgangen zu seyn, weil er das Gegentheil anzunehmen geneigt ist. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß der Honigthau nicht aus der Luft fällt, sondern sich unter gewissen Umständen nur strichweise aus den Pflanzen selbst entwickelt, die dazu Anlage haben. Dieses thut der Art, wie er die Entstehung der Kriebelkrankheit erklärt, indessen keinen Eintracht, und man wird vielleicht wohl wenig gegen ihn einzuwenden haben.

Einige andere Meinungen über die Entstehung des Mutterkorns, nähmlich durch den Mehl- oder Honigthau selbst, durch gewisse Schnecken ꝛc.

übergehe ich hier. Ueber erstern waren die Begriffe ehedem sehr verworren, und man hatte die Gewohnheit, was den Pflanzen widerliches widerfuhr, dem Mehl- oder Honigthau zuzuschreiben, so wenig man dessen Natur auch kannte *).

Ich gehe nun zu den Untersuchungen des Herrn Prof. Rößig's über, welche er ehedem mehrere Jahre hindurch mit möglichster Genauigkeit angestellet hat **). Er bemerkte das sogenannte Mutterkorn nicht bloß im Rocken, sondern auch sehr häufig in der Gerste; er fand, daß es desto häufiger da war, wo das Getreide sehr unrein und mit vielem Unkraute durchwachsen und davon sehr nieder gezogen war; er fand es häufiger in Tiefen und an dem niedrigen Rande der Felder, als auf hohen und erhabenen Orten; er fand es häufig in dem sogenannten Lagergetreide; er fand die Aehren, wo es häufig war, meist ein wenig röthlich und spärlich; auch fast allezeit in der Gegend der Aehre, wo dieses Mutterkorn ansaß, die Körner mager oder gar keine; und eine allgemeine Bemerkung ist es, daß es allezeit in feuchten Jahren vorzüglich sich äußert; und desto mehr, je feuchter das Jahr ist. So hat er es auch mehr auf lehmigem und anderm schweren Boden als auf leichtem gefunden.

Dieses waren die Beobachtungen, die er darüber angestellet, schon hieraus läßt sich manches schließen; im Ganzen aber erhellet, daß der zu starke Zufluß wässeriger Theile die Hauptveranlassung, und wahrscheinlich auch die Ursache sey. Denn warum äußerte es sich vorzüglich in

*) Was man eigentlich Mehl- oder Honigthau nennt, ist in den Artikeln Honigthau und Mehlthau zu sehen.

**) S. Rößig a. a. O. S. 37 ff.

in feuchten Jahren? Warum mehr in Tiefen als auf Höhen? Warum mehr in schwerem das Wasser länger haltendem, als in leichtem, das Wasser schneller durchlassenden Boden? Warum so häufig da, wo viel Unkraut das Getreide niederzieht und die gehörige Ausdünstung verhindert? Denn wenn bloß der Zufluß von andern guten Nahrungssäften die Veranlassung war, woher kam denn der Unterschied, welcher sich zwischen dem guten Getreide und dem Mutterkorne zeigte? Es würde dann sich nur durch vorzügliche Größe unterscheiden können. Um alles dieses noch bestimmter und deutlicher einzusehen, müssen wir zuvörderst die Unterschiede zwischen dem Guten und dem Mutterkorne anzeigen. Man kann sie in äußere und in innere eintheilen; die erstern sind solche, welche sogleich bey dem ersten Anblicke in die Sinne fallen; die Farbe des guten Korns ist die natürliche gelbliche; die vom Mutterkorne ist schwarz mit violett gemischt. Einige behaupten, es sey ein violetter Staub, welcher sich ablöse; allein Rößig hat dieses auf vielfältige Art versucht und selbst auch nach langem Einweichen diese schwarze mit violett vermischte Farbe daran wahrgenommen. Er weichte das Mutterkorn ein, und es ließ sich in keinen milchartigen Saft auflösen, wie das gute reife Korn, sondern es blieb länger unauflöslich, und endlich zerfiel es nach langer Zeit in ein sprödes mehr sandiges und erdhaftiges Wesen. Er machte den Versuch und wollte es auswachsen lassen, allein auch dieses gelang nicht, es keimte nicht und wuchs nicht aus; es scheint daher auch keiner geistigen Gährung mehr fähig zu seyn, welches sich bey den guten Körnern ganz anders verhält. Er brachte das Mutterkorn an

eine Nadel gespießt ans Feuer, es entzündete sich leicht, es gab eine helle Flamme, starken Rauch nach dem Verlöschen und hatte einen etwas narkotischen auffallenden scharfen Geruch; bey weitem schärfer als das gute, welches mehr einen geistigen stärkenden Geruch hatte.

Aber alle diese Versuche erhielten mehrern Nachdruck durch einige chemische, welche er mit dem Mutterkorne vornahm. Er brachte eine Quantität Mutterkorn von 4 Loth in eine Retorte, gab ein gelindes wärmendes Feuer, und schon bey diesem zeigte sich ein säuerliches und sauer riechendes Phlegma an ¼ Loth, welches ausschwitzte; bey verstärktem Feuer zeigte sich ein etwas gelbröthlicher sehr saurer Geist von 3 Drachmen, bey anhaltendem verstarkten Feuer floß ein empyreumatisches Oehl, jedoch in geringer Masse, worauf endlich, nachdem das Feuer bis zum Glühen der Retorte verstärkt ward, ein gelbliches schnell gerinnendes Wachsöhl an Masse 1½ Drachmen, und zuletzt ein schweres braunes stehendes und stinkendes Oehl von ½ Unze erfolgte.

Herr Hofrath Model, der das Mutterkorn gleichfalls chemisch untersuchte, nahm 8 Loth Mutterkorn und 8 Loth gutes; that jedes in eine besondere gläserne Retorte, und legte es in einen verbesserten Becherischen Ofen, beyde bekamen einerley Hitze. Er fing mit gelindem Feuer an; sobald die Retorte erwärmt war, schwitzte aus dem guten Korne ein reines Phlegma an Gewicht ʒiijß; vom Mutterkorne war es ungleich weniger und schmeckte schon etwas säuerlich, wog in allem ½ Loth oder ʒij und einige Gran. Hierauf folgte bey dem guten Korne ein gelbröthlich saurer sogenannter Spiritus,

der

der aber bey dem Mutterkorn erst mit verstärktem Feuer erfolgte, dahingegen bey dem guten Korne schon das empyreumatische Oehl destillirte. Der saure Liquor von gutem Korne wog ʒjxß, der vom Mutterkorne war ungleich saurer und viel concentrirter, wog aber nur ʒvj. Hierauf wurde das Feuer verstärkt, und so ging von gutem Korne ein flüssiges empyreumatisches Oehl, das auch nach der Erkaltung seine Flüssigkeit behielt, an Gewicht ʒüjß, über. Hingegen ging bey eben dem Grade des Feuers aus dem Mutterkorn sehr wenig empyreumatisches Oehl über, nachdem aber das Feuer fast bis zum Glühen der Retorte vermehrt worden, so kam erstlich ein etwas gelbes, jedoch wie Wachsöhl gleich gerinnendes Oehl, dann folgte noch eine Unze braunes und wie Unschlitt gestehendes stinkendes Oehl. Der Aufguß auf Mutterkorn färbt sich röthlich, und die Röthe nimmt durch Zusatz von alkalischen Salzen sehr zu; hingegen der Aufguß auf gutes Korn färbt sich gelblich. Das Mutterkorn ist übrigens ohne eigentliche Hülse, hat aber den Balg, darin es sitzt.

Wir wollen nun aus diesen Rößigschen und durch die von Hrn. Model gemachten bestätigten Beobachtungen und aus der Vergleichung derselben die Natur des Mutterkorns näher kennen lernen. Das Mutterkorn schwitzt schon bey gelindem Feuer gleich anfangs ein säuerliches Phlegma aus. Da hingegen nach Hrn. Model's Beobachtungen aus dem reinen und guten Korne ein bloß reines nicht säuerliches Phlegma schwitzt, an Gewicht ʒiijß; das Mutterkorn gibt ungleich weniger, aber ein säuerliches Phlegma; daß das gute Korn mehr Phlegma gibt, rührt wahrscheinlich daher, weil hier nicht

der Feuergrad nöthig ist, der bey dem Mutterkorn zu seiner Entbindung erfordert wird, und also bey dem Mutterkorn durch das heftige Feuer vielleicht mehr verfliegt, und der Rückstand concentrirter erscheint. Bey verstärktem Feuer zeigt sich bey dem Mutterkorne ein etwas gelbröthlicher saurer Geist; da hingegen dieses nach des Herrn Model's Versuche bey dem guten Korne schon ehe noch Feuerverstärkung geschiehet, erfolgte. Bey dem guten Korne aber bey verstärktem Feuer geht sogleich ein empyreumatisches Oehl über, welches bey dem Mutterkorn sich erst bey anhaltendem verstärkten Feuer zeigt; bey weitem aber nicht in der Quantität wie bey dem guten Korne, worauf endlich bey dem Glühen der Retorte ein gelbliches sogleich gerinnendes und sodann ein schweres braunes stehendes stinkendes Oehl erfolgte; bey gutem Korne hingegen behält das reine empyreumatische Oehl nach der Erkaltung seine Flüssigkeit.

Wir sehen aus diesem Versuche mit dem Mutterkorne, daß sich erstlich eine starke Säure darin findet, daß diese Säure ungleich stärker und genauer verbunden und concentrirter ist, als bey dem reinen; daß sie sich schwerer entbinde bey dem Mutterkorne als bey dem reinen, weil sie bey dem letztern schon bey dem bloß erwärmenden Feuer, hingegen bey dem Mutterkorne erst bey verstärktem Feuer ging, und daher mag es auch wohl kommen, daß sie nicht ganz in solcher Quantität erscheint wie bey dem reinen. Wir finden ferner bey dem reinen Korne nach Herr Model's Erfahrung ein flüssiges empyreumatisches Oehl, das nach dem Erkalten seine Flüssigkeit behält. Es fließt bey dem guten Korn bey bloß verstärktem Feuer, bey dem Mutterkorn

floß es nicht gleich im Anfange des verstärkten Feuers, sondern erst nach einiger Zeit bey anhaltender Verstärkung, welches ebenfalls ein schweres Steigen dieses Oehls und eine schwerere Entbindung anzeigt; aber eben daher kommt es vielleicht auch, daß es in geringerer Quantität entbunden wird als bey dem guten Korne, und ein noch stärkerer Feuergrad nöthig ist, um das übrige sehr schwere fließende gelbe sogleich gerinnende, und zuletzt das braune consistente und stinkende Oehl zu bekommen. Wir finden hier also die mehresten öhligen Theile des Mutterkorns verdorben.

Rößig hat zu diesem Endzwecke noch einige Versuche mit dem Mutterkorn in der Gerste vorgenommen, da sich solches zu der Zeit auch sehr häufig fand, und zwar unter eben den Umständen, welche oben bey dem Mutterkorne im Rocken angegeben. Das Mutterkorn in der Gerste zeigt sich ebenfalls in der oben bestimmten Farbe, oft aber auch bloß dunkelbraun ins Violett übergehend, oder auch mit violetten Flecken, oft auch braunröthlich. Der Unterschied der verschiedenen Farben scheint Herrn Profess. Rößig bey dem Mutterkorn in der Gerste sowohl als im Rocken in dem Grade der Reife zu liegen. Er fand die kleinen Mutterkörner immer mehr violett, blasser, braunröthlich, und je größer sie waren, desto dunkler erschienen sie. Er glaubt dieses deswegen, weil sie inwendig von außen hinein bläulich sahen; und daher je mehr die äußere Oberfläche austrocknet, desto dunkler werden sie, wird dieses Austrocknen schnell auf einmahl bewirkt, so entstehen auch kleine Körner von dunkler Farbe. Er hat dieses auch bey dem Rocken bemerkt, und die Beyspiele davon in sei-

nem

nem kleinen ökonomischen Kabinette aufgehoben. Er machte Wasseraufgüsse; die Muttergerste färbt das Wasser sehr schön röthlich, meist gleich nach einigen Stunden; so goß er z. B. um 1 Uhr Mittags auf, und nach 4 Uhr war schon das Wasser etwas röthlich gefärbt, es erschien allmählig eine helle Röthe, wie das blasse Morgenroth. Diese Röthe trübt sich allmählig, und am andern Tage fängt schon der faulende Geruch an, der Aufguß ward immer trüber, doch hat er bey ihm keine Zähigkeit bemerkt. Nach mehr als 14 Tagen fand er das Mutterkorn der Gerste immer noch nicht aufgelöset, obschon zum Zerschneiden geweicht; bey dem einen fand er diese Beschaffenheit nach 8 Tagen. Er konnte es in diesem Zustande nicht zerreiben, und fand nicht so viel Sprödes. Hierin zeigt sich also einiger Unterschied zwischen Rocken und Gerste; bey dem Zerschneiden sahen diese Mutterkörner der Gerste inwendig röthlich, welches nach innen zu sich immer mehr ins Blasse verlor; doch hat er bemerkt, daß je dunkler die Farbe der äußern Theile war, desto eher nahm die röthliche innere Farbe ab und ward schmutzig weißlich.

Röß ig hat, ungeachtet er ein gutes Handmikroskop zu Hülfe nahm, keinen Keim daran entdeckt, außer in dem einen eine kleine flache Vertiefung, derjenigen gleich, wo im gesunden Korne der Keim liegt. Aber sonst fand er auch nicht die mindeste Spur von Insect oder Insecten-Wohnung, ungeachtet er sehr viele ganz frische, nicht einmahl ganz gehärtete, als auch völlig gehärtete geöffnet.

Aber wie entsteht das Mutterkorn? Was ist die eigentliche Ursache desselben? Es wird aus den angeführten Beobachtungen und Thatsachen sehr

sehr wahrscheinlich, daß Ueberfluß der Nässe und ein zufällig veranlaßter zu starker Zufluß derselben nach einzelnen Theilen der Aehre oder eines einzelnen Korns, und die Anhäufung derselben darin die Veranlassung zu dem Verderben sey. Um dieses so viel es möglich ist zu bestimmen und zu zeigen, müssen wir die Theile des Mehls welche auch die Theile der Masse sind, woraus das Mehl zunächst entstehet, kennen. Die wichtigsten Untersuchungen über das Mehl und die mehligen Same haben Beccari *), Rouelle, Kesselmeier **), Baume, Malouin, Parmentier, Pelloutier de la Salle, zum Theil auch Zückert angestellt, wie es schon im Art. Mehl, Th. 87, S. 348 ff. gezeigt worden ist. Nach den Beobachtungen dieser und anderer Gelehrten besteht das Mehl vorzüglich aus 3 Bestandtheilen, nähmlich dem Stärkemehl, einem Leime und einer schleimig zuckerigen Materie. Von diesen drey Bestandtheilen sind der erste und der zweyte wahrscheinlich ganz unschuldig bey der Entstehung des Mutterkorns, unter andern darum, weil man beym Weitzen, der diese Theile in vorzüglicher Menge enthält, kein Mutterkorn findet.

Es bleibt also nichts übrig, als daß die Veranlassung zu den Entstehen des Mutterkorns in der schleimigen zuckerartigen Materie des Mehls liegt. Hierauf kam Rößig durch einen Versuch des Hrn. Pelloutier. Nähmlich um zu erfahren, was die Substanz im Mehle sey, welche

*) In den Abhandlungen des Bologneser Institus, die unter dem Titel commentarii bononienses erschienen, T. I. P. I. p. 122.

**) Kesselmayer diss. de quorundam vegetabilium principio nutriente 1759. 8.

welche diese saure Gährung in dem Spülwasser womit das Mehl ausgewaschen ist, veranlaßt, ließ er eine genugsame Menge Spülwasser bey einer gelinden Wärme abrauchen, nachdem selbiges seinen Bodensatz gemacht, ehe es anfing sauer zu werden. Es bleibt eine braune, gelbe, zähe, leimichte, pechartige Materie, von einem sehr schwachen zuckerartigen Geschmacke zurück. Dieses ist diejenige, welche Herr Pelletier die schleimige zuckerartige (Mucoso Sucrée) nennt. Da nun dieses der einzige Rückstand war, das eigentlich ganz reine Stärkmehl aber so wenig als der Leim die saure Gährung wirkt, so ist sie mit großer Warscheinlichkeit das, was die saure Gährung veranlaßt; und hiervon besitzt der Rocken und die Gerste weit mehr als der Weizen. Hierin liegt daher aller Warscheinlichkeit nach die Ursache, warum Rocken und Gerste dem Mutterkorn vorzüglich unterworfen sind, und warum man es im Weitzen nicht bemerkt.

Rößig fügt zu diesen noch folgende Erfahrung. Daß das zuckerartige Wesen warscheinlich die Veranlassung sey, erhellet nach ihm unter andern auch daraus, weil das Mutterkorn anfänglich, wenn es noch milcht, süßlich schmeckt, und daher häufig von Kindern des Landvolks aufgesucht wird. Dieses vermischt auch sich am leichtesten und schnellsten mit den Wasser, nicht so schnell der leimige und der erdige stärkmehlige Theil; es wird dieses durch den Zutritt von zu viel Wassertheilen am schnellsten und stärksten vergrößert oder durch Verdünnung vermehrt.

Nun ist noch die Art und Weise der Entstehung selbst zu zeigen und die Phänomene aus dieser Hypothese gehörig zu erklären, übrig. Um es darzuthun, daß der schleimig zuckerige Be-

ſtandtheil des Mehls die Veranlaſſung zur Entſtehung des Mutterkorns ſey, müſſen wir erſt die wahrſcheinliche Urſache angeben, welche in oder vielmehr durch dieſen Theil das Mutterkorn bewirkt. Theils aus der Beobachtung, daß das Mutterkorn am häufigſten in naſſen und feuchten Jahren, und auch unter den Umſtänden ſich zeige, wo die Tranſpiration gehindert wird, und alſo die überflüſſige Feuchtigkeit nicht fort kann; theils aber auch aus der Unterſuchung des Mutterkorns ſelbſt erhellet, daß es durch eine ſaure Gährung, welche durch zu vielen Zufluß wäßriger Theile veranlaßt wird, entſtehe.

Denn warum entſtehet es denn vorzüglich in feuchten und naſſen Jahren und nicht auch eben ſo häufig in trocknen? denn daß es ſich vielleicht zuweilen auch in trocknen an einzelen Orten zeigt, das können alsdenn immer die Urſachen bewirken, die hier als allgemein angegeben werden, die alsdenn lokal ſind. Warum entſtehet es ſonderlich an Orten die etwas tief liegen und nicht ſo ſehr an Höhen, außer in ſehr naſſen Jahren auch auf Höhen? Warum deſto häufiger wenn kühle und trübe Witterung, welche meiſt mit einer feuchten Luft begleitet iſt, die nöthige Tranſpiration hindert? Durch dieſe Umſtände wird Ueberfluß wäßriger Theile veranlaßt; daß dieſer eine Gährung ſehr leicht bewirken kann, welche nachtheilig wird, bedarf wohl kaum einer Erinnerung.

Aber noch einleuchtender wird es nach Rößigs Meinung durch folgende Bemerkung. Wenn man Mehl mit vielem Waſſer verdünnt, ſo entſtehet in kurzer Zeit darin eine ſehr merkliche Gährungsbewegung, welche anfänglich eine geiſtige iſt, im Fall die leimige Beſchaffenheit

des Mehls vorher durch diejenigen Verbereitungen zerstört worden ist, die man mit den Körnern vornimmt, wenn man die Absicht hat einen Körnerwein oder Bier daraus zu brauen. Allein diese geistige Gährung geht so gleich in die saure über und von da in den Schimmel, wenn die mehlige Materie alle ihre klebende und leimige Beschaffenheit besitzt. Man kann dieses in dem Leime und der Stärke sehen, wenn sie keine schnelle Austrocknung durch Wärme, oder eine große Kälte vor dieser Ereignung schützt. Wir wollen dieses auf den Milchsaft des Getreides anwenden. Wenn dieser durch zu starken Zufluß wäßriger Theile zu sehr verdünnt wird, so muß nothwendig auch hier eine saure Gährung entstehen, wenn der überflüssige wäßrige Theil nicht gehörig genug abgeschieden werden kann, entweder weil sie in zu großer Menge vorhanden sind, oder weil die äußere Athmosphäre dieses hindert, der schleimige zuckerige Theil des Getreides ist hiezu, wie aus den Versuchen des Herrn de la Salle bekannt ist, am leichtesten fähig; und dieses wird auch bestätiget durch die Beobachtung, daß es im Rocken und der Gerste häufiger ist, als im Weizen, weil die ersten mehr davon enthalten als der Weizen; und auch das Zuckerartige macht sie sehr dazu geschickt, die saure Gährung verbreitet sich nun in den leimigen Theil. Es ist aus der Chemie bekannt, daß die saure Gährung sich vorzüglich auch durch Vergrößerung des Körpers äußert. Theils durch den zu starken Zufluß wäßriger Theile, theils durch die durch sie verursachte saure Gährung wird das Korn nun vergrößert, die Hülse zersprengt, und der Milchsaft, der gallertartig ist, (denn vor diesem Zustande des Korns hat Rö-

ßig keine Spur von Anlagen zu Mutterkorn gefunden,) dringt weiter empor, und nach der Seite, und so entsteht das vergrößerte Korn.

Allein hierbey gehen auch wichtige Veränderungen in diesen Mehlanlagen vor, aus der Zuckersäure wird eine scharfe Säure, diese verbreitet sich durch den leimigen Theil, verbindet sich fest mit ihm, und weil dieser viel Oehl enthält, so wird dieses dadurch ranzig, verdorben und schwer zu entbinden. Dieses lehrt die obige Vergleichung aus den Versuchen des Hrn. Model's mit gutem und mit Mutterkorn; denn das Phlegma, welches bey dem Erwärmen der Retorte überging, war so gleich säuerlich bey dem Mutterkorn, bey dem guten nicht; bey dem Mutterkorn wurde der gelbröthlich saure Spiritus, der bey dem guten Korne ohne Feuerverstärkung ging, erst durch verstärktes Feuer gewonnen; die Säure war ungleich saurer und concentrirt, und daher rührt es auch wahrscheinlich, daß sie in geringerer Quantität floß. Bey dem guten Korne destillirte bey verstärktem Feuer sogleich empyreumatisches Oehl, allein bey dem Mutterkorn ging sehr wenig bey anhaltender Feuerverstärkung, endlich folgte bey dem bis zum Glühen der Retorte vermehrten Feuer ein gelbes Oehl wie Wachsöhl, und endlich ein braunes stinkendes. Wir finden also hier immer eine schwere Entbindung der Theile, sehr scharfe Säure, und schwer steigende meist verdorbene Oehle, und welches noch ein Hauptumstand ist, welchen Herr Hofrath Model bemerkt, daß das schleimige und mucilagineuse Wesen, welches im Mutterkorne enthalten ist, und durch welches die öhlichsten Theile auflöslich werden, in dem Mutterkorne sich zerstört befindet.

Hierdurch entsteht wahrscheinlich eine Trennung des Stärkmehls von den leimigen Theilen, und daher mag es kommen, daß das Mutterkorn, wenn es ordentlich ausgewachsen und gleichsam seine Reife hat, viel weißes Mehl giebt, nur ist das Mehl nach der Bemerkung des Herrn Model's mehr einer feinen Mergelerde, wenigstens dem sogenannten Bergmehle ähnlich, wahrscheinlich deswegen, weil es nähmlich ganz von den leimartigen Theilen frey und also mehr zersetzt und sein Zusammenhang getrennt worden; auch ging es bey einem Versuche, wo es allein eingemacht worden, nicht auf. Rößig erkläret sich dieses aus der technologischen Bereitung der Stärke, wo durch die saure Gährung auch das Scheiden der verschiedenen Theile des Mehls geschieht. Auch erhellet die mindere Verbindung des stärkmehligen und leimigen Theils daraus, weil der Leim, wenn er vollkommen von Stärkmehl befreyt ist, im Wasser ziemlich schnell in Fäulniß geht, und einen aasartigen Geruch annimmt, dieser Geruch aber beym Aufgießen auf Mutterkorn auch sich bald zeigt. Aus dem Verfahren der Stärkemacher ist es also erklärlich, warum das Mehl des Mutterkorns mehr eine weiße feine Erde ist, die mit der sehr feinen Kalkerde, die man Bergmehl nennt, oder vielleicht noch mehr eigentliche Aehnlichkeit mit der Stärke und Stärkmehl hat. Die Stärkemacher sammeln nicht eher das Stärkmehl, bis die Feuchtigkeit, in welcher sich selbiges setzen muß, eine saure Gährung erlitten hat, die sogar bis zum Anfange der Fäulniß getrieben wird, und wahrscheinlich geht durch die saure Gährung im Mutterkorne das nähmliche vor.

Aber woher nun die dunkle, schwarz oder braune, immer etwas ins Violett spielende Farbe? Auch hier kommt Rößig auf eine ziemlich wahrscheinliche Muthmaßung durch einen Versuch des Herrn Pelloutier. Kesselmeyer und Pelloutier haben Versuche angestellt über die Einwirkung der mineralischen Säure auf den Leim und ob sie solchen auflösen. Kesselmeyer leugnet das letzte; allein Pelloutier und nach ihm Macquer haben es von drey mineralischen Säuren durch Versuche dargethan. Pelloutier goß Salpetersäure auf den Leim im Weitzenmehle, und sie wirkte mit mehrerer Geschwindigkeit und stärkerm Aufbrausen auf denselben, als die Vitriol- und Salzsäure. Die Auflösung durch Salpetersäure hatte allezeit eine dunkelgelbe Farbe, die mit Vitriolsäure bereitete, eine braune beynahe schwarze, die mit der Salzsäure bereitete aber auch eine sehr braune etwas ins Violett fallende Farbe. Rößig bleibt hier vorzüglich bey dem letzten stehen. Es ist bekannt, daß das Mutterkorn sowohl bey dem Rocken als Gerste dunkelbraun auch schwarz, endlich jederzeit etwas ins Violett spielend sey; und es hat dieses letztere um desto mehr, je weniger es ganz ausgewachsen oder ganz gereift zu seyn scheint. Die Entstehung dieser dunkeln ins Violett spielenden Farbe scheint also folgende zu seyn. Indem der Milchsaft des Korns in dem schon etwas zähen Zustande die Hülse sprengt, und nun der freyen Luft ausgesetzt, fortwächst, so wirkt die Luftsalzsäure auf die leimartige Masse dieses schon etwas consistenten Milchsafts, und dadurch entsteht sehr wahrscheinlich die dunkle ins Violett spielende Farbe. Man sieht dieses auch mit daher, weil je weiter es nach innen zu geht, dies-

ses Violette blasser wird und sich allmählig in Weiß verliert.

Warum es vorzüglich bey Rocken und Gerste sich finde, und nicht auch bey dem Weitzen, läßt sich aus dem vorigen leicht beantworten. Die Ursache liegt sehr wahrscheinlich darin, weil der beträchtlichste Theil des Weitzens und gleichsam der Grundtheil desselben das weiße schleimige Satzmehl, welches unter dem Nahmen Stärk- oder Kraftmehl bekannt ist, ausmacht; dieses aber geht nicht in die saure Gährung und leidet nichts davon, wenn sie sich auch in dem mit ihm verbundenen Theile äußerte; sodann hat der Weitzen auch einen großen Theil von Leim und am wenigsten von der schleimig-zuckerigen Materie, von der wir gezeigt haben, daß sie mit höchster Wahrscheinlichkeit die Gelegenheit zu diesem Verderben des Milchsafts gibt; hingegen hat Rocken und Gerste von dieser letztern weit mehr als der Weitzen, und in seinem Verhältnisse auch sehr viel Leim und weniger Stärkmehl.

Aber wird man fragen, warum wirkt die überflüssige Nässe solches nur in einzelnen Theilen der Aehre, warum nur hier und da einige Körner? eine Frage, welche einige Schwierigkeit zu machen scheint? aber es ist die nähmliche Schwierigkeit auch bey dem Insectenstich. Warum trift dieser nur dieses oder jenes Korn? und so tritt sie bey den übrigen Meinungen allen ein. Es ist hier bis jetzt keine andere Entscheidung möglich als folgende: wir finden oft in dem thierischen Körper, daß sich die Säfte irgendwo anhäufen, und daß sich verderbene Säfte an einen Ort allein hinziehen; ist nur einmahl durch zufällige Verletzung eines kleinen Gefäßchens, ein Reitz oder Zug nach irgend einer Gegend entstanden,

standen, so wird dieser immer vermehrt. So ist es häufig auch bey den Vegetabilien: je mehr man oft den Baum schneidet, desto stärker treibt er an dem Orte des Schnittes, und daher hängt von der Klugheit im Schnitte des Baumes die Richtung des Wachsthums des Baumes so sehr ab. Die Säfte der Pflanzen ziehen sich nach den zufälligen Verletzungen oder dem zufälligen Aufspringen der Schale oder des Bastes. Warum soll also hier nicht ein gleiches geschehen können, wenn in feuchten Jahren zu viel Nässe vorhanden ist, sich irgendwo zufällig Pflanzensäfte mit zu vielen Wassertheilen versehen, anhäufen, dadurch die saure Gährung an diesem Orte entstehet, wodurch die Masse von Milchsaft die das Korn bilden soll, vergrößert wird, so daß die Hülse zersprengt wird? diese Masse von Milchsaft welche schon einige Konsistenz hat, wächset nun zwar fort, aber die Verbindung und Ausarbeitung der Theile geht nicht so vor sich, wie es zur Ausbildung eines guten Korns nöthig ist, und durch den Zutritt der Salzsäure aus der Luft, welche nun unmittelbar auf den consistenten Milchsaft wirkt, entstehet die dunkelbraune ins Violette spielende Farbe.

Die Vermuthung des starken Zuflusses wäßriger Theile, und die dadurch veranlaßte Anhäufung derselben an einem Orte erhellet vorzüglich theils daraus, daß man es am häufigsten in feuchten Jahren bemerkt, theils aber auch aus folgender Beobachtung. Rößig hat sonderlich sehr viele Beyspiele gefunden, daß wo 2 auch 3 Mutterkörner an einem Platze zusammen saßen, in einiger Entfernung von denselben weder unter- noch oberhalb dieser Mutterkörner, andere Körner waren, sondern es waren leere und tau-

be Plätze; ein ziemlich warscheinlicher Grund zu vermuthen, daß der ganze Milchsaft, woraus sich in diesen Gegenden Körner hätten bilden sollen, durch den zu starken Zug, den der zu sehr verdünnte Milchsaft nach den Orten nahm, wo er durch eine zufällige Verletzung oder Zersprengen durch Anhäufung und saure Gährung hingeleitet wurde, sich dahin zog.

Doch was hilft, frägt vielleicht mancher, was hilft die Kenntniß der Ursache, durch eine künstliche Theorie warscheinlich gemacht? wozu nützt dieses alles? werde ich dadurch die Mittel finden solches zu vermeiden, wenn es wirklich schädlich ist? kann ich daraus seine Schädlichkeit oder Unschädlichkeit ersehen? Ueber beydes ist noch einiges zu bemerken. Was das erste betrift so müssen wir uns bey vielen Dingen begnügen, wenn wir nur die Ursachen wissen, wenn wir auch schon nicht die Mittel kennen, wodurch diese Dinge wenn sie schädlich sind, verhütet werden. Ferner ist es ja auch beruhigend genug, wenn ich nur die wahre Ursache von etwas weiß, daß mich dieses Etwas nicht ängstlicher bekümmere als es die Sache wirklich verdient. Rößig sagt, er wolle hiermit gar nicht für die Unschädlichkeit des Mutterkorns entscheiden; obgleich große Aerzte und andere würdige Gelehrte leugnen, daß die fürchterliche Krankheit, welche man unter dem Nahmen der Kriebelkrankheit kennt, nicht davon herrühre z. B. Linné, der Archiater Bäk, Model, Spielmann, Hanov, und auch Schreber, welcher letztere es öfters ohne nachtheilige Folgen zum Versuch genossen. So wie auch in den letzteren Jahren der Herr Hofrath Bremer in Berlin verschiedene Versuche mit dem Mutterkorn und dem daraus gebacke-

nen

nen Brote an manchen Thieren gemacht hat, ohne die geringsten übeln Zufälle wahrzunehmen. Ja ein anderer Arzt hat seinen Bedienten bewogen, zum Versuche 6 Wochen hindurch statt des gewöhnlichen Brotes Brot aus Mutterkorn zu essen, und derselbe hat sich nach wie vor vollkommen wohl befunden, *) wiewohl das Brot, welches hier in Berlin daraus gebacken wurde, von etwas widerlichem Geruche und von schlechtem schleifigen Ansehen war. Aber sehr viele behaupten auch die Schädlichkeit desselben durch Veranlassung der Kriebelkrankheit; es gehören darunter vorzüglich Kothenius, Lange, Wolf, Wedel, Waldschmidt, Tissot, wie wohl sich dieser nicht ganz gewiß erklärt, und der Verf. eines Aufsatzes in den Denkschriften der Akademie zu Paris, welcher es vorzüglich von dem frischen behauptet **). Ingleichen Dodart, Fagon, Noel, Salerne, und mehrere französische und deutsche Aerzte. Nößig, ohne mit Bestimmtheit zu entscheiden, sagt am Ende: die scharfe Säure die sich dabey findet, das verdorbene Oehl; das mehr bloß erdartige und der Nahrungskraft beraubte Mehl lassen uns nichts vortheilhaftes für die Gesundheit vermuthen, obgleich viele Personen, und vorzüglich auch der verstorbene D. Schreber einzele Körner desselben ohne Schaden genossen, wie wohl sich von

*) S. des Herrn Prof. Schlegels Dissertation vom Mutterkorne.

**) In den Memoires v. J. 1748. On assure que l'Ergot ne produit ces effets, que quand il est nouveau. — Dieser letzteren Meinung könnte man aus dem Grunde vielleicht beypflichten, weil man in den Ländern, wo man das Getreide, insonderheit den frischen Rocken, vor dem Gebrauche zu dörren pflegt, nie etwas von der Kriebelkrankheit hört.

diesem Beyspiele einzeler Körner nicht auf Versuche mit vielen schließen läßt; hingegen kenne ich auch Beyspiele, fügt er hinzu, wo nach dem Genusse ein Erbrechen folgte. Bey einigen Thieren hat es nach den Versuchen zwar keine nachtheilige Wirkung gehabt. Herr de la Hire warf es im J. 1710 den Hühnern vor, und sie genossen es ohne Schaden; anfangs ließen sie es liegen, allein sie frassen es nachher mit einiger Begierde. Eben diese Versuche machte Herr Model mit den Tauben, warf ihnen Mutterkorn unter Kern und Weitzen gemischt vor; anfänglich ließen sie solches auch liegen, vielleicht bloß weil sie an seine Schwärze oder dunkle Farbe nicht gewöhnt waren, nachmahls aber fraßen sie es auf, und zum zweyten und dritten Mahl noch geschwinder und begieriger; allein wer kann mit Sicherheit von diesen Versuchen auf den Menschen schließen? Die Ziege genießt den Schierling, ohne daß er ihr schade, darf ihn deswegen auch der Mensch willkührlich genießen?

Weiter, sagt Rößig, kann ich als Oekonom nach den ökon. und physischen, chemischen Untersuchungen nicht gehen; doch fürchte ich noch weit mehr von dem, was sich in nassen und feuchten Jahren eben so häufig auf den Feldern zeigt, und wofür das gemeine Leben schon durch den Nahmen, den es ihm gab, warnte, ich meine den sogenannten Tollrich (Lolium temulentum. S. Lolch, Th. 80, S. 269.) Ich wünschte, daß die Aerzte dieses verdächtige Gewächs untersuchten, und wünschte es um desto mehr, da ich es dieses Jahr in so großer Menge unter dem Getreide gefunden. Schon das gemeine Leben bemerkt, daß gewinnsüchtige Brandweinbrenner es häufig in den Brandwein thun, wodurch

wodurch dieser sehr stark werden und sehr schnell berauschen soll. Man hat ferner bemerkt, daß der Genuß vom Brote, worunter dergleichen Körner waren, Betäubung und Krämpfe veranlaßte. Man will dieses in der Lausitz bemerken, wo es die Armuth häufig sammeln und sich davon Brot bereiten, oder unter das gute Getreide mischen soll. Rößig fügt über diesen Lolch oder Tollrich noch eine eigene Bemerkung hinzu. Er machte mit der größten Behutsamkeit einen Versuch mit einem einzigen Korne, welches er schnell zweymahl zerbiß, sogleich aber wieder aus dem Munde nahm, und schnell den Mund von dem gesammelten Speichel reinigte. Er bemerkte, ob er es gleich weiter gar nicht im Munde behalten hatte, doch auf eine ganz kurze Zeit einiges Brennen an der Zunge, auf der Seite, wo er das Körnchen zerbiß, welches aber ohne irgend einige weitere Folgen bald verging. Aber noch weit bedenklicher wird dieses Unkraut durch eine Erfahrung eines Leipziger Arztes, welche er in der Gesellschaft eines Freundes machte. Er wurde zu einem Kranken gerufen, der in einer völligen Betäubung lag, und plötzlich Krämpfe und Convulsion bekommen hatte. Man wußte keine anderen Ursachen von diesem schnellen Phänomen anzugeben als folgende. Er hatte, um sich bey heftigem Zahnschmerz Linderung zu schaffen, mehrere Körner von solchem Tollrich (Lolium temulentum) auf dem schmerzenden Zahne zerbissen, und einige Zeit zermalmet, darauf liegen lassen und im Munde behalten; auf dieses Unternehmen hatte sich dieses Phänomen geäußert, mit vieler Wahrscheinlichkeit war jenes also die nächste Ursache von diesem. Hierzu kommt noch das Zeugniß des Königl. Schwedischen

dischen Archiater Bäk's, welcher vornehmlich das Lolium temulentum als eine Ursache der Kriebelkrankheit anschuldiget, und noch ausführlicher hat D. Burghardt in einer vorzüglichen Abhandlung über die Zufälle von dem Genusse dieses Lolium solches gezeigt.*). Linne macht den Hederich Raphanus Raphanistrum ebenfalls verdächtig, welches auch Bäk zugleich bestätiget. Dieses Unkraut (L. t.) wird desto bedenklicher, da es weit schwerer von dem Getreide zu scheiden ist als das Mutterkorn, indem das letztere größer ist, jenes aber die gewöhnliche Größe der Rockenkörner hat.

Frank sagt im IIten Bande seines Systems einer medicin. Polizey, S. 222:

Man hat gezweifelt, ob das Mutterkorn wirklich je an diesen Krankheiten (der Kriebelkrankheit mit ihrem Gefolge von unglücklichen Zufällen) schuld gewesen sey? — Es wurden vielfältige Beobachtungen angeführet, daß solches gar oft ohne allen Nachtheil unter dem Brot gespeiset worden. Pallas sah in der Isetischen Provinz unter der reichen Erndte eine unbeschreibliche Menge von Mutterzapfen, von deren Genuß unter dem Getreide, er, während seinem Winteraufenthalte, nicht die geringste üble Folge unter den Landleuten beobachtet hat.**) Model hat auch an dem Petersburgischen Mutterkorn nichts schädliches gefunden. Ein Academist, welcher im inneren von Rußland auf Naturentdeckungen reisete, schrieb ihm 1772: daß es in Tschildaba eine große Menge Mutterkorn gebe, daß aber niemand darauf achte, und daß durch das Dörren und Vermischen mit anderem Mehle, der Schaden verschwinde.***) Auch die Schleswig-Hollsteinischen, Hannövrischen und noch andere Aerzte, haben bey Gelegenheit der Kriebelkrankheit welche 1770, 71, in jenen Gegenden verschiedentlich bemerkt worden ist,

*) Satyrae medic. Silef. spec. 1.
**) Reise, II. S. 202.
***) Thymische Nebenstunden, 3. Band.

ist, erkannt, daß man an solchen Orten, wo das Mutterkorn am häufigsten gefunden und genossen wird, gar nichts von der Krankheit wisse. *) Uden schrieb die Haupturſache der Kriebelsucht allein dem Wurmschleime, dem Mutterkorne aber nur als einer Nebenursache zu. **) Schlegel und Parmentier, besonders aber Salerne, haben das Mutterkorn auf das eifrigste zu entschuldigen gesucht.

Auch die Königl. Gesellschaft der Aerzte zu Paris hat dieser Sache in diesen letztern Jahren ihre Aufmerksamkeit gewidmet und dem Abte Tessier den Auftrag ertheilt, Untersuchungen darüber anzustellen. Dieser verfügte sich im Julius 1777 nach Sologne. Nachdem er den Boden und die Einwohner daselbst genau geprüfet, und über alle Umstände, die das dortige Mutterkorn betreffen, sich wohl erkundiget hat, bestättigte er in der Provinz selbst, die von andern hierüber bereits angestellten Versuche. Er gab zwey Enten, einer welschen Henne und zwey Schweinen zwischen anderem Futter, bestimmte Gaben von Mutterkorn. Sämmtliche Thiere starben bald hiervon. Den Enten und der welschen Henne lief eine röthliche Jauche durch die Nasenlöcher. Der einen Ente ward die Zunge brandig, und bey den 3 Stücken Geflügel, zeigten sich besonders in der Nasenschleimhaut, Brandstellen und ein häßlicher Geruch. Es verrieth sich ein deutlicher Schwindel mit besonderer Schwäche, und bey der einen Ente eine Lähmung des einen Flügels. Den Schweinen wurden die Ohren, Füße, und der Schweif angegriffen, mit Geschwulst und Kälte befallen. Gegen Ende zeigten sich wirkliche Zuckungen. Das älteste Schwein ward an den Vorderfüßen lahm, die Gelenke geschwollen und es fielen Löcher hinein. Die Augen entzündeten sich, das Thier trank viel, die Ohren wurden bleifarbig und schwarz, die Füße kalt. Es fielen trockne Stücke Fleisch ab, und die Knochen des Vorfußes geriethen in einen trocknen Brand, wovon

*) Clem. Tode Medicinisch-Chirurgische Bibliothek I. Band, 1 Stück, S. 156. Und die 1773. zu Kopenhagen gedruckten Berichte und Bedenken die Kriebelkrankheit betreffend.

**) Briefe über Beobachtungen aus der practischen Arzneywissenschaft.

wovon sie leicht abfielen. Das Schwein wankte hin und her, bekam einen Durchbruch und starb. Bey den beyden Enten, hatten sich alle innere Theile gesund erhalten: in der Henne aber waren mehrere von solchen brandigt. Bey den beyden Schweinen war der Magen, das Netz und die Därme zum Theil entzündet *). Eben so waren die Versuche mit Thieren beschaffen, welche von Salerne und Read immer auch mit tödtlichem Erfolge gefüttert hatten **). Ein Absud von Mutterkorn in Wasser mit Honig vermischt, tödtete in wenig Minuten die Fliegen welche davon versucht hatten. ***) Wenn andere Versuche den Thieren weniger tödtlich gewesen sind, so waren die Gaben von Mutterkorn auch nicht stark genug und lange nicht so beträchtlich, als was ein Einwohner von Sologne in einem Vierteljahre davon genießet, wenn viel gewachsen ist.

Wider solche Versuche, obschon das nicht allemahl dem Menschen ein Gift ist, was Thiere tödtet, ließ sich nun so viel nicht einwenden.

Daß in vielen Jahren das Mutterkorn ohne erfolgte Kriebelkrankheit von den Landleuten genossen werde, beweiset aufs höchste: daß das Mutterkorn nicht alljährig, nicht überall, nicht in jedem, auch geringeren Maße, schädlich sey. Hier können Umstände eintreten, welche gleiche Wirkungen verhindern. Das älter gewordene Mutterkorn verlieret, nach ziemlich allgemeinen Beobachtungen, vieles von seiner betäubenden Kraft: und der Landmann, welcher nicht gezwungen wird, sogleich das neue Korn zu Brot zu machen, wird keine so merklichen Zufälle davon empfinden †). Wer nicht meistens von bloßem Brote leben muß, sondern dazwischen verschiedene andere Nahrungsmittel aufzutischen hat, der wird durch diese die Wirkung des nicht allzu häufigen Mutterkorns ersticken. Daher scheint mir der harte Winter von 1709, auf welchen, wegen frühzeitigen Abgangs aller frischen Nahrungsmittel, eine allgemeine Theuerung erfolgte, das Mutterkorn in sehr entfernten Gegenden gleich schädlich gemacht zu

*) Mém. de la Société Roy. de Méd. Tome II. l. c.
**) Tessier l. c.
***) Acad. des Sc. T. II. des Savans étrangers.
†) Mém. de l'Acad. des Sc. Année 1746.

zu haben. Die Kriebelkrankheit scheint auf dem Lande, so wie der Scharbok auf der See, nur alsdann auf schlechte Nahrungsmittel zu entstehen, wenn auf dieser alle frische vegetabilische Kost, auf dem Lande aber, wenn außer dem vom Mutterkorn verderbten Brote, keine animalische oder gesunde Speisen genossen werden können.

Gewisse Sommer, vielleicht die auf ein nasses, der anfänglichen Erzeugung der Kornzapfen günstiges Frühjahr folgenden heißen Sommer, können vielleicht das Mutterkorn so austrocknen, daß sein flüchtiges der Gesundheit nachtheiliges Wesen verfliegen muß, u. s. w.

Einige Gelehrte, welche den in dieser wichtigen Sache entstandenen Widerspruch angestellter Erfahrungen erklären wollten, sprachen zwar das Mutterkorn für sich von aller Schädlichkeit los; beschuldigten aber den Honigthau, der es beschmitzt hätte, wenn solches, wie sie nicht leugnen, öfters Nachtheil brächte. Das vom Honigthau getroffene Mutterkorn gebe ein süßeres Brot: siedendes Wasser, welches man darauf gieße, bekomme oben eine Haut, und rieche übel *).

Allein Bequillet bemerket überhaupt vom Mutterkorne, daß, wenn solches 24 Stunden lang in ein warmes Wasser eingeweicht werde, eine Materie davon gehe, welche auf der Oberfläche des Wassers in verschiedenen Farben spiele; daß aber das Wasser selbst sehr bald in Fäulniß übergehe. **) Und dann, ist wohl auch der Honigthau wirklich so fürchterlich? .... Und im Falle, daß er giftartig wäre; wird er nicht durch das anhaltende Regnen nach und nach wieder abgespült? ... Wirklich scheint doch dieses süße Wesen, nach den genauen Versuchen meines geschickten Freundes, Riesen, mehr nicht zu seyn, als ein Saft, welchen verschiedene Blattläuse in Menge von sich geben, und auch die Ameisen, als die ewigen Begleiter dieser Insecten, durch künstliches Berühren derselben, häufiger von ihnen zu gewinnen und zu ihrer Nahrung zu verwen-

*) Lentin, Beobachtung einiger Krankheiten.

**) Dict. omn. Encycloped. Edit. de Geneve, T. XII. p. 926. 11. 2.

verwenden wissen. *) Auch die Bienen ergötzen sich an diesem zuckerartigen Firniß, und man weiß von keinem Schaden, den solcher ihnen verursachte. Eben unser Herr Hofkammerrath Riesen, legte einige mit Honigthau reichlich beladene Blätter von einem alten Kirschbaume seinen Bienen vor: sie machten sich sogleich darüber her, und leckten sie sauber ab. „Man bemerket, daß die Bienen bey häufigem Honigthaue nicht stark, und selten ausfliegen und ihre gewöhnliche Munterkeit verlieren. Sie scheinen träg und matt zu seyn. Man sucht die Ursache davon, und glaubt sie im Honigthaue zu finden. Diese Vermuthung hat ihren Grund: es kann aber auch nicht anders seyn; der Hauptgrund liegt aber in der gewöhnlichen Bienenwartung. Bey einem reichen Honigthaue, der zu Schwetzingen (auf den häufigen Linden des dortigen Hofgartens) gewöhnlich ist, tragen die arbeitsamen Bienen ihren Stock in kurzer Zeit voll. Der Honigthau dauert fort, und man sieht die Bienen nichts mehr eintragen. Man gebe aber denselben größern Raum: wie geschwind wird sich ihre Trägheit in Fleiß verwandeln? Man sollte glauben es wäre ein neues Volk. Ich gebe durch Untersätze meinen Bienen hinlänglichen Raum, und sie bleiben in ihrem Fleiße ungestört. Krankheiten verursachet der Honigthau den Bienen auch nicht, obschon sie den ganzen Tag auf den Linden liegen. Seit vielen Jahren geben sie kein Zeichen einer Krankheit: da doch der Honigthau ihnen den größten Theil der Nahrung verschaffen muß." **) Ich will eben hier nicht bestimmen, daß aller Honigthau, so wahrscheinlich es doch ist, von Blattläusen komme: aber die Erfahrung, daß oft ein Acker von jenem verschont bleibe, wenn der andere sehr vielen Honigthau aufzuweisen hat: und daß eben nur die Kornzapfen, nicht aber die auf der nähmlichen Aehre wachsenden gesunden Körner, oder die benachbarten Halmen davon beschmitzt werden, scheint doch eine wirklich

*) Bemerkungen der physicalisch-ökonomischen und Bienengesellschaft zu Lautern, vom Jahre 1769, S. 147 ff. Von diesen Vorstellungen ist man in den letzteren Jahren bekanntlich zurück gekommen. S. die Art. Mehlthau und Honigthau.

**) l. c. S. 165.

wirklich weniger allgemeine Ursache, als einen in der Luft schwebenden Thau, von dessen Herkunft wir gerade nichts wissen, anzugeben. Und dann fiele vielleicht vieles von dem Verdacht hinweg, welchen wir immer um so lieber von einer Sache hegen, je speciöser sie uns scheint.

Ist aber dieses, so bleibt, aller der einzelen Erfahrungen ungeachtet, daß in gewissen Jahren das Mutterkorn unschädlich gewesen sey, unstreitig wahr: daß solches nicht selten eine giftartige Wirkung äußere. Daher sagt Baumer: „Das Mutterkorn in geringerer Menge mit Korn oder Gerste vermischt, kann zwar kein großes Nachtheil verursachen: allein in größerem Maße, als der vierte, dritte, oder halbe Theil (so wie in den sehr nassen Jahren von 1770, 1771, an einigen Orten, von Hessen Darmstadt besonders in frisch angebauten Aeckern geschehen ist) hat das Mutterkorn wirklich die Kriebelkrankheit, als ein epidemisches krampfartiges Uebel erzeugt: welches langsam entstand, lange anhielt, und nur unter Veränderung der Nahrungsmittel bezwungen werden konnte. *) Der Polizey ist mit diesem schon genug, und sie hat sich nur wenig darum zu bekümmern, ob es der Honigthau sey, oder das Mutterkorn, woran jener sich anhängen solle, welche zuweilen dem Landvolke die bemerkten so oft tödtlichen Zufälle zuziehen. Der bloße Verdacht berechtiget schon, einen solchen Auswuchs, wenn er häufig ist, überall aus der Klasse der Speisen zu verbannen: besonders da man weiß, daß das Mehl von Mutterkorn keine Nahrung giebt. Le Sage hat bey der genauesten Prüfung in dem Kornzapfenmehle den Leim nicht gefunden, welcher eigentlich in anderem Mehle der nährende Grundstoff ist. **) Es giebt vielmehr einen scharfen Kleister, der von dem Magen äußerst schwer verdauet wird, in ein halb ätzendes Wesen übergeht, und durch seinen besonderen Reiz auf die Nerven des Unterleibes, wie in der Kolik von Devonshir der mit Blei verdorbene

*) De Politia Medica, §. 61. p. 53. 54. Man sehe auch Nebel's Abhandl. von der Schädlichkeit des Mutterkorns, welche Herr Prof. Baldinger in das Deutsche übersetzt hat.

**) Gött. gel. Anz. 1777, Zugabe, 31. Stück.

dorbene Cyder, *) in entfernten Gegenden des Körpers Zufälle erreget, wie solche die große Gemeinschaft der Nerven erwarten läßt.

Was hat man nun zu thun, um dem Entstehen des Mutterkorns so viel möglich vorzubeugen, und seine etwanigen schädlichen Folgen zu verhüten? Rößig sagt: 1) Man halte in feuchten Jahren den Wasserlauf in den Feldern gehörig offen, dadurch wird in den feuchten Jahren der Wasserabzug von den Feldern befördert und die zu große Feuchtigkeit von unten vermindert. Unsere Väter sorgten nicht ohne Grund so eifrig für den Wasserlauf. 2) Man verhüte alle Vertiefungen auf den Feldern, weil sich daselbst das Wasser und die Feuchtigkeit mehr sammelt und länger hält. 3) Man sähe überhaupt nicht so dicht, welches sowohl im Ganzen genommen nichts nützt, als auch in feuchten Jahren besonders nachtheilig wird, indem von dem Zudicksäen, so wie von dem Ueberdüngen das sogenannte Lagergetreide entsteht, wo alsdann die gehörige Ausdünstung der Pflanzen gehindert, und dadurch viele Feuchtigkeit, welche auch hierdurch nachtheilig werden kann, aufgehalten wird. Endlich kann 4) auch Reinheit des Ackers vielleicht einiges zur Vermeidung des Mutterkorns beytragen, besonders wenn die Unkräuter dadurch vermieden werden, welche das Getreide niederziehen und sich hierin verwickeln, und oft fast ganz überwachsen. — Den Acker mit Kalk zu düngen, um dadurch das Mutterkorn zu verhüten, hat nach verschiedenen Erfahrungen diesen Erfolg nicht gehabt. Es hat sich doch eben so viel Mutterkorn eingestellt wie sonst. S. Lichtenberg's Magazin. III. 4 St. S. 207.

Von

*) Lentin. l. c.

Von diesen Mitteln ist indessen der Wahrscheinlichkeit nach, wie es Rüßig selbst meint, nicht alles zu erwarten, wir müssen also noch zu andern unsere Zuflucht nehmen. Da ein vorzüglich wirksames Mittel das Reinigen des Getreides von diesem Unrathe ist, so schlägt er Reinigungsmaschinen oder Siebe vor, welche das Mutterkorn von dem guten absondern; viel schwerer würde dieses aber auszuführen seyn mit dem Lolium, welches ziemlich die Größe des gewöhnlichen Korns hat, nur ist es nicht so lang und etwas dicker.

In jedem großen Dorfe und jeder Stadt müßte bey dem Richter eine Fege vorhanden seyn, um davon besonders in den Zeiten, wenn man nachtheilige Einflüsse von den schädlichen Benmischungen des Getreides bemerkt, Gebrauch zu machen; bey kleinen nahe beysammen gelegenen Dörfern wäre eine für drey oder vier hinreichend. In keine Stadt würde alsdann Getreide, das nicht mit einem Reinigungsschein gesichert wäre, eingelassen, ohne vorher in der Thorstube, oder wenn es da die Umstände nicht erlauben, in einem öffentlichen Stadtgebäude gereiniget worden zu seyn. Eben so könnte man diese Anstalten für die Mühle treffen, so daß hier kein Scheffel Getreide, ohne die gehörigen Reinigungsscheine, die von dem Richter oder der Obrigkeit jedes Orts bey der Reinigung ausgestellt würden, zum Mahlen angenommen werden dürfte. Zu dem Behufe würde der Müller ausdrücklich dazu verpflichtet. Dieses müßte bey dem Mehle dem Bäcker der Müller nach dem Mahlen auch attestiren, daß er es nach dem Scheine als rein übernommen, und hiermit der Bäcker das Mehl, welches er einführt, unter den

Thoren belegen; wer aber sich unterfinge, ungereinigtes Getreide zu verkaufen, würde nachdrücklich bestraft *). Und weil man bemerkt, daß der Genuß des warmen Brotes, worunter dergleichen Mehl gekommen, vorzüglich schädlich und auszeichnend gefährlich ist, so scheinen gegen diesen Umstand folgende Mittel die dienlichsten.

Die Bäcker müssen verpflichtet und angehalten werden, bey Strafe kein warmes Brod noch anderes Gebäcke warm verabfolgen zu lassen; es müßte auf dem Lande zu dem Behufe, wie es auch nach einer wohl eingerichteten Polizey zur Verhütung der Feuersgefahr (und zur Ersparung des Holzes) ohnehin zu veranstalten ist, nur in den Gemeinden-Backöfen gebacken werden, und aus diesen nichts eher, als nach dem Erkalten des Gebäckes verabfolgt, oder in demselben angeschnitten werden; die Aeltern oder sonst jemand, wer es dennoch thäte, und ihren Kindern oder Gesinde, oder andern Personen warmes Brot in solchen Jahren, wo vorher viel solches Unkraut gewesen, gäbe, wird, wenn es herauskommt, gestraft. Den Landgeistlichen müßte es auferlegt werden, bey dem Gottesdienste die Schädlichkeit dieses Umstandes anzuzeigen, davor zu warnen, und die Gesetze deshalb deutlich vorzutragen und zu erklären; zu einem gleichen müßte der Schulmeister auf dem Lande angehalten werden, um vor dem nachtheiligen Genuß solches Gebäckes die Kinder von der frühesten Jugend an auch zu warnen, und sie gegen dergleichen Dinge behutsam zu machen.

In

*) In Churfachsen ward schon 1768. durch ein Generale dafür gesorgt, und auch wieder in dem Jahr 1785. in Leipzig durch eine Verordnung des Raths

In Ansehung des Aussäens hat man nichts von dem Mutterkorn zu befürchten, da der Keim darin zerstört ist, und solches also nicht aufgehen kann.

Was die Absonderung des Mutterkorns von dem Getreide insbesondere betrifft, so ist diese um desto leichter, je mehr das Mutterkorn sehr leicht ausfällt, und vieles theils schon bey dem Einfahren verlohren geht, theils aber auch bey dem Auspansen und bey dem Anfange des Dreschens ausfällt, theils aber kann es auch wegen seiner Größe von dem übrigen Korne durch ein Sieb, wo das gute Korn durchfällt, leicht geschieden werden.

Noch einige weitere literärische Nachweisungen über das Mutterkorn.

Mund's landwirthschaftliches Magazin. 1788. IV. Quart. S. 145. 2ter Jahrg. 2 St. S. 188.
Abhandlungen der Petersburger Gesellschaft. Th. V. S. 14.
Hannöv. Magazin. 1764. 1770. 1771.
Gift und Gegengift. S. 32.
Wittenberg. Wochenblatt. 1769. 1770. 1778. S. 249. 1784. S. 250. 1785.
Neuer Schauplatz der Natur. III. B. S. 354.
Die Hausmutter. II. S. 277.
Berner Abhandlungen 1760. I. S. 123.
Wien. Abhandlungen. I. S. 629.
Diätetisches Wochenbl. 1781. S. 60.
Nachrichten für den Nahrungsstand, 1783. S. 86. 149.
Tissot's Schriften. V. S. 591.
Der Sammler. I. Jahrg. S. 358.
Journal von und für Deutschland. 1785. 9 St. S. 202.
Pyl's neues Magazin. II. B. 3. St. S. 98.
Goeze's nützliches Allerley. V. S. 82.
Weimar. Magazin. 1787. S. 452. 818.
Oekonom. Portefeuille. I. S. 167.
v. Crell's chemische Annalen. 1789. IV. St. S. 366.

Zückert von Nahrungsmitteln. S. 98—107. Auch handelt derselbe in den Pflanzenspeisen davon.
Braunschweigsche gelehrte Beyträge. 1770 1771.
Kersting's an Thieren angestellte Versuche mit dem Mutterkorn; s. Baldinger's N. Magazin XIV. B. 5 S. 378. — IX. B. 1 St. S. 44 handelt von den medicinischen Kräften des Mutterkorns, worüber sich nach den neuesten Versuchen aber nichts mit Sicherheit hat ausmitteln lassen.
Leonhardi's Landwirthschaftskunde I. S. 222.
Scherf's Beyträge zum Archiv ꝛc. I. S. 119. enthält die churfächsische Verordnung, die Verhütung der Gefahren vom Genusse des Mutterkorns betreffend, vom 14ten Sept. 1785.
Piepenbring Archiv der Landwirthschaft I B. I St. S. 1.
Hermes, über Entstehung des Mutterkorns im Rocken; in den Neuen Schriften der Berliner Gesellschaft Naturforschender Freunde. I. S. 244

Mutterkrampf, die krampfartige Zusammenziehung des Muttermundes in der Geburt. Andere belegen die sogenannten wilden Wehen mit diesem Nahmen, und im gemeinen Leben werden oft alle hysterischen krampfartigen Zufälle ein Mutterkrampf genannt. S. Mutterbeschwerde.

Mutterkrankheit, s. Mutterbeschwerde.

Mutterkranz, Mutterring, Mutterhalter, Suppositorium uterinum, Franz. Suppositoire uterin, ist ein aus verschiedenen Materien, als Gold, Silber, Elfenbein, Draht, Holz, Schwamm, Horn, Haaren, Sohlenleder, Leinwand, Kork oder Fischbein ꝛc. verfertigter, und zuweilen mit Wachs oder Firniß überzogener Körper, dessen man sich beym Vorfall der Gebärmutter, bey der Umbeugung derselben, beym Vorfall oder bey einer widernatürlichen Verengerung der Mutterscheide, und auch beym Vorfall des Mastdarms bedient. Einige empfehlen auch Mutterkränze

zum

zum Zusammendrücken der Harnröhre bey einem unwillkürlichen von Schwäche entstandenen Harntröpfeln, ingleichen bey Verstopfung der Monathsreinigung, besonders wenn sie zu lange ausbleibt, und bey unvorsichtig unterdrücktem weißen Fluß, um durch den Reiz des Mutterkranzes die Ausflüsse wieder herzustellen.

Man giebt den Mutterkränzen, wie es Bernstein in seinem practischen Handbuche für Wundärzte beschreibt, verschiedene Gestalten, und jede hat ihren besondern Nutzen. Sie werden eingetheilt in gestielte und nicht gestielte, und auch in biegsame und unbiegsame. Wenn ein Mutterkranz der Absicht entsprechen soll, so muß er in Rücksicht auf die Bildung und Größe des Beckens, damit in gehörigem Verhältniß stehen. Er muß der Nässe und Wärme widerstehen, und eine etwas rauhe Oberfläche haben, ohne eben dadurch beträchtlichen Reiz zu verursachen. Durch seinen nöthigen Druck darf er den natürlichen Ausleerungen, durch den Mastdarm und die Harnblase, den Weg nicht versperren. Seine Oeffnung muß immer kleiner seyn, als der Muttermund, damit sich der Scheidentheil der Gebärmutter nicht in dieselbe hineinsenkt, weil er sonst leicht eingeklemmt, und dadurch die Menstruation nicht nur, sondern auch das Herausnehmen des Mutterkranzes selbst verhindert wird. Auch hat man bey der Auswahl eines Mutterkranzes zu erwägen, seit wann und wie der Vorfall entstanden, und ob derselbe beträchtlich sey oder nicht; ob die Kranke alt oder jung, ledig oder verheirathet, übrigens gesund, oder vielleicht noch außerdem mit Husten, Verstopfungen, und allerhand hysterischen Zufällen geplagt sey.

Das einfachste, was die Eigenschaft eines Mutterkranzes einigermaßen hat, und bey einem noch neuen Vorfalle der Scheide dienlich seyn kann, ist ein Pfropf von Leinwand, Flachs, Hanf, nach Stöller *) von Herb. equiseti mit Leinwand überzogen, den man nach Maßgabe der Weite und Tiefe der Scheide bildet, und mit einem Bindfaden an dem untern Ende zum Herausziehen versieht. Man nennt dergleichen Körper **Mutterzapfen** oder **Walzer**, und diese werden sowohl als Erweiterungsmittel bey widernatürlichen Verengerungen der Mutterscheide gebraucht, als auch, wenn man Heilmittel in die Mutterscheide und an den Muttermund bringen will. Letzteres geschieht z. B. bey Blutungen und Geschwüren der Mutterscheide, beym weißen Fluß, bey unterdrückter Menstruation; gegenwärtig werden sie, unter dem Nahmen Tampons, zur Stillung der Blutflüsse bey Wöchnerinnen von einigen empfohlen. Wenn dergleichen Pfropfe die Stelle eines Mutterkranzes vertreten sollen, kann man sie mit stärkenden Mitteln befeuchten.

Andere empfehlen ein Stück eines aufgeblasenen Darms in die Mutterscheide zu bringen, welches aber nur im Nothfalle bey einem Vorfall der Scheide die Stelle eines Mutterkranzes vertreten kann. — Auch kann ein Stück weicher Waschschwamm, von gehöriger Gestalt und Größe, als Mutterkranz, besonders beym Vorfall der Scheide bey Schwangern, gebraucht werden. Nach Chopart wird ein zylindrisches Stück Schwamm, stark zusammengepreßt in feines

*) Beobachtungen und Erfahrungen aus der innern Heilkunde ꝛc. Gotha, 1777. 8. pag. 27.

nes Zeug eingenähet. Nach Bell wird ein Stück Preßschwamm mit einem kleinen Beutel von weicher, gewächster Leinwand überzogen.

Bey dem Gebrauche des Schwammes kann man bey frischen Vorfällen sogleich eine Radikalkur mit berücksichtigen, wenn man ihn mit stärkenden und zusammenziehenden Flüssigkeiten befeuchtet. Hiezu dienen: Spiritus vini camphorat. und ein Infusum chinae zu gleichen Theilen, oder ein Infusum cort. quere. cort. granator. und flor. rosar. rubr. mit ein wenig Aq. calcis oder aluminis, oder aus einer Alaunsolution allein. Nur ist dabey zu erwägen: daß während der Menstruation zusammenziehende Mittel nicht statt finden; daß das Herausnehmen und Einbringen täglich zweymahl, wenigstens Einmahl geschehen muß; daß bey dessen Gebrauch die Genesung sehr langsam erfolgt, und auch wenig Weibspersonen die öftere Application desselben verstatten; und daß endlich der Schwamm bey Armen, die sich nicht abwarten können, oder schwere Arbeit verrichten müssen, zumahl wenn der Vorfall alt und groß ist, zuweilen nichts leistet, und man daher genöthigt ist, einen andern Mutterkranz anzuwenden.

Gegenwärtig sind zirkelrunde, eiförmige und kugelförmige am häufigsten im Gebrauch. Die zirkelrunden wurden schon von Smellie, neuerlich auch von Hrn. Starke und Hrn. Hunold sehr empfohlen, weil sie nicht nur leicht einzulegen, sondern auch mit der Beckenhöhle mehr einstimmen, bequem zu tragen, und nicht so leicht, wie die eyförmigen, herausfallen. Andere, unter andern Hr. Callisen, machen hingegen den Vorwurf, daß sie den freien Abgang des Harns und des Kothes oft hindern. Jedoch können sie

bey einer einfachen Senkung der Gebärmutter, bey einer örtlichen Schwäche der Scheide, und bey dem Unvermögen den Harn zu halten, mit Nutzen angewendet werden.

Hr. Starke läßt aus Birnbaum- oder aus einem andern festen Holze Ringe von verschiedner Größe, von 2 bis 3 Zoll im Durchmesser, als die gangbarsten, den Kreis aber 4 bis 5 Linien breit, und 3 bis 4 Linien dick vom Drechsler drehen; bindet daran einen Faden, senkt ihn in zerflossenes Wachs, zieht ihn schnell wieder heraus, läßt es erkalten, und so fährt man 3 bis 4 mahl fort, wo er genug mit Wachs überzogen ist, schneidet den Faden ab, und macht ihn auf der Stelle, wo der Faden gesessen hat, glatt. — Da andere glauben, daß der untere Abschnitt der Gebärmutter sich in die weite Oeffnung dergleichen Mutterkränze einsenke und einklemme, so halten sie die tellerförmigen Mutterkränze, welche in der Mitte eine kleine Oeffnung haben, für etwas besser. Sie werden aus allerhand fremden Holzarten, z. B. Mahagoniholz, verfertiget, erhalten aber dadurch eine sehr glatte Oberfläche, und fallen demnach leicht aus der Mutterscheide wieder heraus.

Eine andere Art von Mutterkränzen machen die eyrunden aus, welche am besten von Kork verfertiget werden. Dies sind die eigentlichen Levretschen, und werden von vielen empfohlen. Man schneidet aus einem Stücke Kork mittelst eines scharfen Messers einen ovalrunden Teller von 2 bis 3 Zoll im Durchmesser, und in dessen Mitte ein länglich schmahles Loch, welches nach der innern Oberfläche rings herum ein wenig ausgehöhlt wird. (Hr. Pr. Zenker rünzet den obern Rand ab, den untern aber läßt

er

er scharf, auf welche Art der Kranz sehr fest und gut anliegt). Außerdem giebt man ihm noch einen Ueberzug von Wachsmasse. Man läßt nähmlich den fertig geschnittenen Kork so lange in Wachs sieden, bis er ganz damit angefüllt ist, zieht ihn sodann heraus, und läßt ihn wohl trocken werden. Alsdann taucht man ihn in eine Mischung, die aus 9 Theilen Wachs und 1 Theil feinen durch ein seidnes Tuch gestäubten Gips besteht. Auch kann man noch zum Ueberfluß dem äußern Ueberzuge durch einen Zusatz von Kienruß oder Zinnober ein lebhaftes Ansehen verschaffen. — Nach eben dieser Form verfertigt Hr. Pickel andere lackirte Mutterkränze, die sehr leicht und dauerhaft sind, und zwar einfache und doppelte (letztere in der Form der Salzfässer), mit einer länglichen Oeffnung.

Das neueste Mutterkränzchen dieser Art hat Hr. Brünninghausen *) bekannt gemacht. Es hat die Form einer liegenden ∞, und hat seine Hauptstütze in den beyden Seitentheilen des kleinen Beckens und der Mutterscheide, allwo es breit ist; in der Mitte aber, von vorne nach hinten, ist es schmahl, damit es von der Ausdehnung des Mastdarms und der Harnblase nicht aus seiner Lage verrückt werden möge. Seine obere Fläche ist etwas concav, und senkt sich nach der Mitte zu, wo ein ovales Loch ist. Es besteht aus Lindenholz, wird mit einer Fleischfarbe überstrichen, und mit einem Versteinfirnisse dicht überzogen. Der Rand ist an den breiten Theilen mit schiefen, schraubenförmigen Gängen

*) Just. Chr. Loders Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe ꝛc. B. I. St. 1. pag. 111. Tab. III. Fig. 3. und 4.

Gängen in gewissen Distanzen durchschnitten, in welche sich die innere Haut der Mutterscheide legt, und dadurch leisten sie einem Drucke von oben einen gewissen Widerstand. Bey der Application des Mutterkranzes werden durch die vier runden Löcher desselben zwey Schnüre als Schlingen gezogen, vermittelst welcher dem Instrumente in der Scheide die gehörige Lage und Richtung gegeben werden kann. Nachher können diese Schnüre wieder ausgezogen werden.

Nach einer der ältesten Methoden umwickelte man ungeschälte Weidenzweige mit Zwirnfäden, und davon scheint auch die Bereitungsart des Hrn. Staudt *) herzurühren, welcher Mutterkränze aus frischen abgeschabten Weidenruthen bereitet, so daß er daraus einen eyförmigen Ring bildet. Der Umkreis wird mit noch dünnern und feinern Weiden umwunden, und nachdem der Kranz trocken geworden, mit Fäden von Baumwolle umwickelt, damit das Wachs, in welches der Ring nachmahls getaucht wird, sich desto fester anhängen kann. Ob zwar dergleichen Mutterkränze weniger zerbrechlich sind, und wegen ihrer Biegsamkeit leicht aus der Scheide heraus genommen werden können: so schneiden sie sich aber nicht nur allzu fest ein, und äußern wegen ihrer eyförmigen Gestalt einen ungleichen und nachtheiligen Druck, sondern der Mutterhals kann sich auch in der Folge einklemmen.

Die Application der bisher genannten Mutterkränze geschieht auf folgende Art. Nachdem der Vorfall in einer horizontalen Lage der Kranken zurück gebracht worden ist, nimmt man den mit einer Fettigkeit bestrichenen Kranz zwischen den

*) Baldingers neues Magazin für Aerzte. B. IX. St. 3.

den Daumen und Zeigefinger, z. B. der rechten Hand, und führt ihn nach der Richtung des langen Durchmessers so, daß seine zwey flachen Seiten nach den Hüftbeinen gekehrt sind, in die Scheide. Sobald sein oberer Theil in dem Grunde der Mutterscheide ist, richtet man den untern Theil in die Höhe, so, daß der Kranz horizontal liege, der Muttermund auf die ausgehöhlte Fläche und die Oeffnung, die Enden aber des größern Durchmessers bey den eyförmigen auf die Erhabenheiten der Sitzbeine zu liegen kommen. Bey einem runden Mutterkranze ist es einerley, mit welchem Durchmesser man eingeht. Von der übrigen Behandlung wird nachher das Nöthige angeführt.

Eine andere Art von Mutterkränzen sind die elastischen. Einer davon ist vom Hrn. Goelike, welcher kegelförmig ist, aus eisernen neben einander liegenden Drahtfäden besteht, und fast einer Stahlfeder ähnlich sieht, die man in die Stuhlpolster setzt. Eigentlich aber ist er untauglich. — Einen Mutterkranz von gleicher Art hat Hr. Thom. Simson empfohlen. Dieser besteht aus zwey Halbkugeln von Kork, welche auf einem, 2 und einen halben Zoll langen, gespaltenen Stiele ruhen, in dessen Mitte eine Stahlfeder ist, welche den gespaltenen Stiel nebst den Halbkugeln, die auf ihm ruhen, aus einander treibt. So sinnreich aber die Erfindung ist, so wenig ist sie anwendbar. — Der Mutterkranz des Hrn. Aitken, welcher von dem Saviardschen herzurühren scheint, ist ebenfalls von geringem Nutzen, und in den meisten Fällen gar nicht anwendbar *).

Der

*) S. Aitken Grundsätze der Entbindungskunst mit Anmerk.

Der elastische Mutterkranz von Hoin besteht aus spiralförmig auf Leinwand gewickeltem, und nachher mit Leinwand wieder überzogenem Drahte. Zwischen die Leinwand wird gekämmte Baumwolle gestopft. Statt der Baumwolle empfiehlt Hr. Löffler ein Paar Lagen Leinwand mehr zu machen, jede Lage mit geschmolzenem Wachs zu überziehen, und die Leinwand in Terpentinöhl zu tauchen. Auch hat Hr. Chopart gerathen, diesen Zylinder mit Wachstaffent zu überziehen *).

Der elastische Mutterkranz von Bernard besteht nach Klinge **) aus einem zirkelförmigen Kanal von Leinwand, der mit einer Auflösung elastischen Harzes überzogen ist. Weil aber dieser Ueberzug von kurzer Dauer ist, so sind die Mutterkränze, die Hr. Pickel nach gleicher Form bereitet, weit vorzüglicher. — Ein anderer von Juville besteht aus einer kleinen Flasche von elastischem Harz, von der Gestalt einer Feige, oder eines Borsdorfer Apfels; oben und unten muß sie durchbohrt seyn, die obere Oeffnung darf aber nur 2, 3 bis 4 Linien im Durchmesser haben, und damit sie sich nicht selbst erweitere, legt man einen goldenen oder (nach Fischer) einen gläsernen Trichter ein. Die untere Oeffnung wird mit einem Bande umgeben, an welchem man an den Seiten zwey andere Bänder annähet, vermittelst welcher man das Mutterzäpfchen heraus nehmen kann.

Der

merk. von Spohr. A. d. Engl. Nürnberg, 1789. 8. Tab. 3. fig. 16 und 20

*) Le Blanc's chirurg. Operat. B II pag. 147. — Löffler's Beiträge zur Arzneiwiss. und Wundarzneik. Th. I. pag. 115.

**) Diss. de procidentia uteri. Goett. 1787. - Neue Sammlung der auserlesenst. und neuesten Abhandl. für Wundärzte. St. 23. p. 48.

Der elastische Mutterkranz des Herrn Hunold *) bildet einen Ring von schwachem Fischbein, welchen er mit so vielen Fäden von Baumwollengarn umwickelt, bis er beynahe die Dicke eines Tabakspfeifenrohrs hat. Die Oeffnung verschließt er mit einem Netz von Menschenhaaren.

Endlich hat Hr. Aitken einen elastischen Luft-Mutterkranz vorgeschlagen, der aus einer kleinen Rinds- oder Schweinsblase besteht, welche an dem einen Ende mit einer Klappe versehen ist. Die Blase wird von der Kranken in die Mutterscheide gebracht, und dann mittelst einer langen biegsamen Röhre aufgeblasen, die man wieder wegnimmt. Bey dem Herausnehmen braucht man bloß das Ventil zu öffnen. Man kann auch ein Stück Darm oder eine kleine Blase, ohne eine Klappe, dazu nehmen; nach dem Aufblasen bindet man sie fest zu. Der Bequemlichkeit dieses Mutterkranzes ungeachtet ist er dennoch wegen mancherley Umstände fehlerhaft.

Vormahls waren auch kugelförmige Mutterkränze im Gebrauch, und wurden aus Holz, Kork, Silber, Gold (ausgehöhlt), Zwirnsknäueln, Wachs und ausgehöhlten welschen Nüssen verfertigt, die man, um sie desto leichter heraus ziehen zu können, unten mit einem Faden versah. Diese Mutterkränze haben aber den wesentlichen Fehler, daß sie nicht durchlöchert sind; dagegen verdienen die kugelrunden hohlen Mutterkränze des Hrn. Pickel empfohlen zu werden, welche

*) Diss. de pessariis spec. de quibusdam emendationibus necessariis. Marburgi, 1790. — Neueste Sammlung der auserles. und neuest. Abhandl. für Wundärzte. St. 7. p. 109.

welche mit 4 und mehreren runden Löchern versehen sind.

Eine besondere Gattung von Mutterkränzen machen die zylindrischen aus, die übrigens unter die gestielten gerechnet werden. Einen dergleichen erfand zuerst Hr. Garengeot, und wendete ihn zur Zurückhaltung eines Vorfalls der Mutterscheide an. Er hatte die Gestalt eines Zapfens oder Faßspuntes (Pessarium operculi doliaris forma, Fr. Pessaire en bondon), war in der Mitte durchbohrt, und stellte so einen Kanal vor, durch welchen die Feuchtigkeiten der Gebärmutter abfließen konnten. Um ihn der Reinigung halber heraus ziehen zu können, war er mit zwey Schnüren versehen. — Vorzüglicher als diese sind die Mutterscheiden-Zylinder, welche Herr Pickel aus gestricktem Zeuge fertigen, und mit Bernstein-Firniß überziehen läßt. Oben sind sie mit einer Oeffnung versehen, die 4—5 Linien im Durchmesser hat, und zum Abfluß der Gebärmutterfeuchtigkeiten dient. Ihre ganze Länge beträgt 5 und einen halben Zoll, und unten haben sie zwey Oehsen, durch welche die Bänder, zur Befestigung an den Bauchgürtel, gezogen werden. Diese Zylinder sind bey Vorfällen, Verengerungen und Verletzungen der Mutterscheide außerordentlich nützlich.

Der zylindrische Mutterkranz des Hrn. Juville besteht aus einem elfenbeinernen Zylinder und einem ledernen Leibgürtel. Der Zylinder besteht aus drey Stücken. Der obere Theil gleicht einer offenen eyförmigen Schale, oder einem halbdurchschnittenen Ey. Der große Durchmesser hat 18, der kleine aber 15 Linien, und die Tiefe beträgt ohngefähr 1 Zoll. Diese Schale hat in dem Boden eine Oeffnung, und wird an

einen

einen Zylinder angeschraubt, welcher 3 Zoll und 7 Linien breit ist; das obere sowohl als untere Ende hat 2 und einen halben Schraubengang. An das untere Ende schraubt man das dritte Stück, ein längliches Viereck mit abgerundeten Ecken, welches 12 bis 15 Linien lang, 8 Linien breit, und 1 und eine halbe Linie dick ist. An den Enden sind kleine Löcher, in welche man die vier Bänder befestigt, mittelst welcher der Zylinder auf den vier elastischen Beinriemen ruht. Der lederne Gürtel ist 3 Querfinger breit, und wird mit Barchent, Atlas oder Taffent überzogen. An diesen werden die Beinriemen befestigt. Dieser Mutterkranz unterstützt nun wohl die Gebärmutter, und begünstigt den Ausfluß der Flüssigkeiten, ist aber gleichwohl gerade, und unterstützt die Gebärmutter niemahls hinreichend, ohne daß sie verrückt. Wollte man ihn indessen anwenden, so könnte man statt des Zylinders eine gebogene Röhre von feinem Silber verfertigen lassen, dessen äußere Fläche bey Reichen annoch vergoldet werden könnte. Auch würde es für die Frauen bequemer seyn, wenn man dem untern Stück eine ovale Gestalt gäbe *).

Hr. Callisen zieht die zylindrischen Mutterkränze, deren oberer und breiterer Rand etwas ausgehöhlt ist, allen übrigen vor, besonders wenn sie zugleich biegsam sind, dergleichen diejenigen sind, welche aus einem spiralförmig gewundenen, mit Taffent und elastischem Harze übergezogenen Drahte gemacht werden. Von dieser Art sind diejenigen, welche bey Herrn Pickel unter

*) Juville traité des bandages herniaires. Tab. XIII. Fig. 2. — Neue Sammlung für Wundärzte. St. 23. pag. 52. — Hofer's Lehrsätze des chirurg. Verbandes, Th. II. p. 352. Tab. XIII. Fig. 93 und 94.

unter dem Nahmen verbesserte Campersche Mutterkränze zu haben sind. Diese sind biegsam, fügen sich in die bogenförmige Höhle der Mutterscheide, ohne sich zu verengern, verstatten daher allen Ausfluß aus der Mutterscheide, und um sie zu befestigen, hat er an dem untern Ende ein rundes ausgehöhltes Stück von Elfenbein mit zwey Oehren angebracht, durch welche die Bänder gezogen werden.

Die gestielten Mutterkränze, welche eine eigene Gattung ausmachen, halten zwar den Vorfall gut zurück, nur kann dieses bloß durch die an das Ende des Stiels befestigten Bänder geschehen, wovon zwey vorne, und zwey hinten an den Leibgürtel befestiget werden. Zieht man nun diese Bänder stark an, so hindert es die Kranke am Gehen, und thut man dieses nicht, so tritt der Vorfall leicht von neuem heraus. Dabey hat man noch zu besorgen, daß von dem unvermeidlichen Naßwerden der Bänder die nahe liegenden Theile leicht wund gerieben werden. Unter diese Gattung Mutterkränze gehören folgende.

Suret's Mutterkranz besteht aus einem Ringe aus Elfenbein oder Horn, der auf dreyen ¾ Zoll langen, schiefen Stielen, die sich endlich in einen 2 Zoll langen Stiel endigen, ruhet. Am Ende dieses Stiels ist eine runde Kugel, die sich in einer Kapsel drehet, wie das Astrolabium in einer Nuß. Unter dieser Kapsel sind vier Löcher, durch welche Fäden gezogen werden, mittelst welcher zwey lange Bänder kreuzweise angeheftet werden, die von vorne an den Weichen, und hinten über die Hinterbacken weglaufen,

sen, und an einem Bauchgurt befestiget werden *).

Der Mutterkranz des Hrn. Steidele ist dem Suretschen sehr ähnlich. Er besteht in einem aus Elfenbein oder einem harten Holze verfertigten Zirkel, dessen Durchschnitt 2 Zoll beträgt; die Stangen, worauf dieses Rad ruhet, laufen kegelförmig zusammen, und sind an einem Stiel mit einer beweglichen Achse an dem Beinstück einer T-Binde befestiget **).

Aus dem Suretschen und einem Mutterkranz von Roonhuysen, welcher aus einem ausgehöhlten Teller bestand, der auf einem Stiel befestiget war, entstand durch gemeinschaftliche Verbesserung der Herren Camper und Smellie der Campersche Mutterkranz. Dieser besteht aus einem ausgehöhlten Teller, der 2 Zoll ohngefähr im Durchschnitte hat, und einen halben Zoll tief ist. In diesem sind drey oder mehrere, 3 Linien große Oeffnungen, damit die Flüßigkeiten aus der Gebärmutter frei abfließen können; dieser Teller läuft in einem Stiele fort, der nach oben $\frac{1}{2}$ Zoll dick ist, das unterste Ende ist etwas platt gerundet, und $\frac{1}{4}$ Zoll breit, auch mit zwey Oeffnungen versehen, wodurch Bänder gezogen werden, mittelst welcher der Mutterkranz an einer Leibbinde befestiget wird. Der ganze Mutterkranz ist $5\frac{1}{2}$ Zoll lang, wird von Holz verfertiget und mit einem Lackfirniß überzogen.

Der Mutterkranz des Hrn. Zeller ist so eingerichtet, daß der Ring, worin der Mutter-

*) Geo. Albr. Frieds Anfangsgründe der Geburtshülfe. Straßburg, 1787. 8. Tab. VI. Fig. 2.

**) Steidele Samml. verschied. in d. prakt. Lehrschule gemachten Beobachtungen. B. 3. p. 171.

mund aufgenommen wird, mit der Linie, die am Vorgebirge gegen die Schaambeine gezogen werden kann, so viel möglich parallel läuft, folglich mit dem Horizont einen Winkel bildet, dessen Spitze gegen die Schaambeinfügung gerichtet ist, und zwischen 30 und 40 Grade fällt. Der Ring ist von festem Holze, hat im äußern Durchmesser 2 Zoll, und die darin befindliche Oeffnung 1 Zoll. Die Dicke des runden Holzes des Ringes ist ein halber Zoll. Ein nach der Krümmung des Heiligbeins, oder nach der Richtung der Bogenlinie gebogener Stiel dient zur Unterstützung. Er ist vorn etwas dicker als ein Federkiel, und mißt in der Länge bis dahin, wo er in den Fuß des Kränzchens eingeschraubt ist, 3 und einen halben Zoll. Die Höhe des ganzen Mutterkranzes macht in einer Bogenlinie 4 und einen halben bis 5 Zoll; der Stiel ist von Horn, und an dessen Ende befindet sich eine kleine Oeffnung, wodurch zwey Bänder, zur weitern Befestigung an eine Leibbinde, gezogen werden *).

Noch mehr wurde der Suretsche Mutterkranz durch Hrn. Hunold verbessert. Dieser bereitet den Mutterkranz aus Holz von Birnbaum und verfertigt ihn aus einem Stücke. Der Teller oder die Scheibe hat die nähmliche Gestalt als beym Camperschen, nur sind die Wände, um noch glätter zu seyn, etwas dünner ausgedreht, so daß ihre obere Dicke 7 Linien ausmacht. Der Durchmesser hat 1 Zoll 8 Linien, wird aber nach Erforderniß größer und kleiner gemacht. Eben so ist er auch nicht so tief, wie der

*) Zeller's Bemerkungen über einige Gegenstände aus der prakt. Entbindungskunst. Wien, 1789. 8.

der Camperſche, und im Boden der Scheibe befinden ſich drey Löcher mit abgerundeten Rändern. Die Scheibe endigt ſich in einen runden Stiel, der nach der Centrallinie der Beckenhöhle gekrümmt, und in der Mitte 3 Linien dick iſt. Kurz vor ſeinem Ende wird der Stiel allmählig breiter, und geht von der runden Geſtalt in eine platte über, welche 7 Linien breit iſt. Dieſes Ende hat ebenfalls zwey runde Löcher, durch welche, zur Befeſtigung, die Bänder gezogen werden. Die ganze gekrümmte Länge beträgt 5 Zoll. Um den Mutterkranz vor aller Verderbniß zu ſichern, wird er in Leinöhl ſo lange geſotten, bis das Holz ganz davon durchdrungen iſt, und dann abermahl gut ausgetrocknet, und mit Firniß überſtrichen, wozu er vorzüglich einen Kopalfirniß empfiehlt. — Wohlfeiler und dauerhafter kann man dieſen Mutterkranz haben, wenn man den Teller oder die Scheibe von Holz, und den gekrümmten Stiel von Horn machen läßt *).

Neuerlich hat Hr. Wigand **) ein Inſtrument erfunden, welches aus einem Ringe von der Größe der gewöhnlichen Mutterkränze, und aus zwey von dieſem Ringe ablaufenden 4 bis 5 Daumen breit langen Schenkeln beſteht. Es wird aus über einander gewundenem Eiſendraht verfertigt, dieſer mit blauer Seide umſponnen, in heißes Wachs getunkt, und gehörig geglättet, oder mit feinen Lederſtriemchen umwickelt und mit einem Firniß überzogen. Bey dem Einbringen umfaßt der Ring den Gebärmutter-

*) Hunold de peſſariis etc. Marburgi, 1790. — Neueſte Sammlung ꝛc. für Wundärzte. St. 7. pag. 109. fig. 4.

**) Journal der Erfindungen, Theorien und Widerſprüche. B. IV. St. 16. pag. 47.

mund, die beyden Schenkel aber legen sich an die Seitenflächen der Mutterscheide so an, daß zwischen ihnen die Blase oben, und der Mastdarm unten ganz frei und ungedrückt liegen bleiben. Auf diese Art glaubt er alles zu bewerkstelligen, was er nur immer bey der Kur der Vorfälle wünschen kann. Dieser Mutterkranz hat besonders das Vorzügliche, daß er, wie die übrigen gestielten, keine Riemen zum Festhalten braucht, und deswegen ohnausgesetzt getragen, mithin zur Kur der Vorfälle allerdings beytragen kann.

Die Mutterkränze werden zwar im Allgemeinen gegen Vorfälle der Gebärmutter und der Mutterscheide empfohlen, jedoch ist ihr Gebrauch in manchen Fällen überflüssig. Wenn z. B. der Vorfall noch ganz neu und nicht sehr beträchtlich ist, kann, nach geschehener Zurückbringung der vorgefallnen Theile, anhaltende Ruhe von Seiten der Kranken, oder ein mit zusammenziehenden Mitteln befeuchtetes Stück Schwamm, welches man in die Mutterscheide bringt, ungleich mehr Dienste thun. Auch ist in dieser Absicht der Gebrauch eines Tampons von Charpie, oder eines baumwollenen Zylinders, mit einem adstringirenden Dekokt befeuchtet, gleichfalls zu empfehlen, so wie auch ein Pickelscher Zapfen. Ferner ist der Gebrauch des Mutterkranzes zu unterlassen: bey angehender Schwangerschaft; wenn der Vorfall ziemlich alt, groß und mit Umkehrung der Gebärmutter verbunden ist; und endlich, wenn die Krankheit von einer innern Ursache, z. B. von Bauchwassersucht, von Knoten und Verhärtungen der Gebärmutter oder des Eyerstocks, oder vielleicht von einer Exostosis

im

im Becken und andern ähnlichen Uebeln entstanden ist.

Wenn aber ein Mutterkranz angewendet werden soll, so muß man zuvor alles aufs sorgfältigste aus dem Wege räumen, was dem Ein- und Zurückbringen der vorgefallnen Theile hinderlich seyn kann. Es muß daher erst die Geschwulst und die Entzündung durch Aderlassen, Bähungen und Umschläge gehoben, der Mastdarm durch Klystire und die Harnblase mittelst des Catheters ausgeleert werden, falls letzteres beydes nicht von der Natur und von freyem Stücken bewerkstelligt wird. So hat man auch auf eine widernatürliche Trockenheit, Geschwüre, Auswüchse, anhaltende Blutflüsse, und überhaupt alle Krankheiten der innern Geburtstheile zu sehen, und selbige zuerst zu entfernen. — Bey unverheiratheten Frauenzimmern, oder denen, die noch nicht geboren haben, bey welchen die Mutterscheide sehr verengert, mithin die Einbringung des Mutterkranzes schwerer ist, sind erweichende Bäder und Einspritzungen, auch Dampfbäder, desgleichen auch Einreibungen von frischer ungesalzner Butter oder erweichenden Salben, die besten Vorbereitungsmittel. Bey diesen ist es auch immer rathsam, zuerst einen kleinen Mutterkranz einzulegen, und wenn der zu klein ist und ausfällt, legt man einen andern, ein wenig größern ein.

Das Einbringen der Mutterkränze geschieht am besten früh im Bette, wenn die Kranke noch nüchtern ist. Sie muß quer auf dem Bette auf dem Rücken, und mit dem Hintern etwas höher, als mit den obern Theilen des Körpers liegen. Die Bauchmuskeln müssen erschlafft, die Knice gebogen, und die Schenkel aus einander gespreiz-

tet werden; auch muß sie den Kopf vorwärts beugen, und den Athem an sich halten. Hierauf muß man die Kranke ermahnen, ruhig zu liegen, und nun die Zurückbringung auf folgende Art unternehmen. Der Wundarzt schmiert erstlich seine Finger mit einer Fettigkeit wohl ein, und nun bringt er mit dem Zeige- und Mittelfinger die Gebärmutter, der Richtung der Beckenachse nach, vorsichtig in ihre Lage zurück, und zwar so, daß das, was zuletzt herausgefallen und zunächst an der Mutterscheide befindlich ist, zuerst, und das, was zuerst hervorgetreten, zuletzt hineingeschoben werde.

Nach zurückgebrachtem Vorfalle bringt man nun den Mutterkranz, und zwar, nach der allgemeinen Regel, mit dem schmahlsten Theile ein, und gibt ihm erst in der Mutterscheide die bestimmte Lage. Will man z. B. einen gestielten Hunoldschen Mutterkranz anwenden, so muß man den mittelsten Theil desselben, nachdem er mit einer Fettigkeit gut eingeschmiert ist, so fassen, daß der convexe Theil des Stiels auf dem Mittelfinger ruhe, den concaven Theil aber der Daumen und Zeigefinger decke. Anfänglich richtet man das Instrument so, daß das Ende des Stiels nach dem linken Schenkel der Kranken, die Seitenwand der Scheibe aber nach der Oeffnung der Mutterscheide zu steht. Dieser erste Theil der Scheibe geht in die unterste Oeffnung der Schaam ein, und zugleich zieht die linke Hand, nach Einbringung des ersten Gelenks des Zeige- und Mittelfingers die Oeffnung der Schaam etwas aus einander. Nun wird gleichsam der Stiel von dem linken Schenkel zum rechten gewendet, und in dem nähmlichen Augenblicke auch der andere Theil der Scheibe unter

bestäu-

beständigen vorsichtigem Umdrehen in die Mutterscheide hineingebracht, dergestalt, daß der concave Theil des Stiels gegen den Bogen der Schaambeine, der convexe Theil nach dem Heiligbein zugekehrt zu liegen kommt. Um den Kranz an seine gehörige Stelle zu bringen, fassen der Zeigefinger und Daumen nun das untere Ende des Stiels, und schieben so lange behutsam, bis man durch den Widerstand bemerkt, daß der Teller die Gebärmutter berührt. Hierbey aber, so wie überhaupt bey allen Mutterkränzen, muß man wohl Acht haben, daß der untere Theil der Gebärmutter jedesmahl genau auf die Oeffnung des Mutterkranzes zu liegen komme, und daß letzterer auf beyden Seiten die Hervorragung des Sitzbeins zur Stütze habe.

Der festgesetzte Mutterkranz muß nun durch eine schickliche Binde in seiner Lage erhalten werden. Diesem Zwecke gemäß wird eine 4 Zoll breite Leibbinde, noch vor der Einbringung des Mutterkränzes, angelegt. An den Theil derselben, der über die Lenden geht, werden zwey hirschlederne schmahle Riemen, die 1 und einen halben Schuh lang sind, und zwey Zoll von einander stehen, befestigt, am vordern Theile aber, der auf dem Schaamberg liegt, zwey andere Bänder, die nur 1 Schuh in der Länge haben und 4 Zoll von einander entfernt sind, angenähet. Jedes hintere Band, das zwischen den Schenkeln durchgezogen wird, geht durch ein ihm zunächst liegendes Loch des Stiels, und wird vorn an dieser Seite mit dem vordern Bande vereiniget. Damit diese Riemen etwas nachgeben können, und durch ihr Reiben keine Schmerzen verursachen, werden sie mit Fett eingeschmiert.

Indessen ist bey manchen Frauenspersonen die Mutterscheide so reizbar und empfindlich, daß sie den Reiz der Riemen nicht vertragen, daher man in diesen und andern dergleichen Fällen genöthigt ist, zu einem runden, ovalen, oder andern Mutterkranz seine Zuflucht zu nehmen. Jeder Art von Mutterkränzen kann man überhaupt nicht den alleinigen Vorzug vor den andern einräumen, und man muß daher bey der Anwendung alle Umstände, die einen Vorfall begleiten, wohl untersuchen, aus mehreren einen schicklichen Mutterkranz auswählen, welcher dem Entzwecke am besten entsprechen möchte.

Einige Stunden nach der Einbringung untersuche man, ob der Kranz noch fest liege, und ob etwa die Kranke dabey Schmerz empfindet. Im letztern Falle wende man sogleich erweichende Einspritzungen an, lasse etwas Blut ab, und verordne ein warmes Halbbad. Will sich der Schmerz davon nicht verlieren, so nehme man den Mutterkranz wieder heraus, und warte damit bis zu einem günstigern Zeitpuncte. Zeigt sich im Gegentheil kein Schmerz, so kann man sogleich zusammenziehende Einspritzungen anwenden. Niemahls aber darf das Einbringen kurz vor oder während der monathlichen Reinigung geschehen. — Außerdem werden nach dem Einbringen eines Mutterkranzes öftere Klystiere des Tags von kaltem Wasser, eben so reichliche Injectionen in die Mutterscheide, bald von kaltem Wasser, bald von einem abgekühlten Decoct von Cort. chin. und cascarill. empfohlen.

Nach geschehenem Einbringen muß die Kranke die ersten Tage ganz ruhig, und wo möglich im Bette zubringen. Vieles, und zumahl lautes Sprechen, Lachen, Husten, Gehen, Heben und

Tragen,

Tragen, alle heftige Leibesbewegungen, der Beyschlaf, das Treppensteigen, Spinnen, desgleichen auch der Genuß blähender und schwer verdaulicher Speisen muß hier gänzlich vermieden werden. Auch suche man durch innerliche Mittel die erste Zeit über dünnen Stuhlgang zu bewirken; denn Leibesverstopfung und harte Excremente geben sehr oft zu einem neuen Vorfalle der Gebärmutter Gelegenheit. In den ersten Tagen nach der Zurückbringung darf die Entledigung des Unraths nicht in aufrechter Stellung, sondern muß im Liegen geschehen. Indessen müssen dergleichen Vorschriften jederzeit den Umständen gemäß gegeben werden, weil die besondere Lage der Kranken und mehrere andere Umstände Abänderungen in der Heilmethode erfordern können.

Ueberdies muß ein jeder Mutterkranz schlechterdings öfters heraus genommen und gereinigt werden, welches allezeit im Bette geschehen soll, weil in horizontaler Lage ein neuer Vorfall am besten verhütet wird. Vornehmlich muß zur Zeit der Menstruation dieses Wechseln mehrmahls des Tages geschehen, damit keine Anfressung entstehe, und auch das Blut nicht stocke. Aus dieser Ursache muß die Kranke mit mehreren Mutterkränzen versehen seyn. Bey entstehender Schwangerschaft nehme man den Mutterkranz heraus, und sorge dafür, daß bey der Entbindung die Wehen nicht zu stark verarbeitet und die hervortretenden Theile sorgfältig zurückgehalten werden. Nach beendigter Geburt bringe man alles wieder in die gehörige Lage, und lasse eine geraume Zeit die strengste Ruhe beobachten.

S. Bernstein's praktisches Handbuch für Wundärzte, nach alphabetischer Ordnung. Neue Ausg. III Th. Leipzig bey Schwickert 1800. 8. Art. Suppositorium uterinum S. 638 ff.

Mutterkraut, ein Nahme verschiedener Pflanzen, welche unter dem großen Haufen wegen der ihnen beygelegten guten Wirkung in Mutterbeschwerden in Ansehen stehen. 1. Der Matricaria Parthenium Linn., welche bey Willdenow Pyrethrum Parthenium heißt. S. weiter unten. 2. Der Matricaria Chamomilla Linn. S. daselbst. 3. Des wilden Rosmarins oder Porsies, Ledum palustre Linn. S. Porst. 4. Des Milchkrautes oder Strand-Asppes, Glaux maritima Linn. S. Milchkraut, Th. 90, S. 641. 5. Der Melisse Melissa officinalis Linn. S. Melisse, Th. 88, S. 159. Die Botaniker begreifen unter dem Nahmen Mutterkraut hingegen bloß diejenigen Pflanzen, welche zu der Gattung Matricaria gehören; nur ist dabey zu bemerken, daß nicht alle eben dieselben Pflanzen hierher rechnen, wie denn z. B. Willdenow einige von Linné zu der Gattung Matricaria gezogene Gewächse wegen abweichender Charaktere zu einigen anderen Gattungen gebracht hat, worüber die weiteren Nachweisungen gleich folgen werden. Es würde eigentlich nun zwar angemessener seyn, hier ganz der neuesten Anordnung des Herrn Professor Willdenow's zu folgen, weil die Pflanzen hiernach genauer und mit mehr Sicherheit zu unterscheiden sind; da in der Encyklopädie indessen schon vorher, ehe Willdenow's Species Plant. erschien, diese Pflanzen zum Theil an mehreren Orten nach dem Art. Mutterkraut verwiesen wurden, so muß ich hier noch der Linnéischen

Anordnung folgen, und es nur anmerken, wie diese Pflanzen bey Willdenow heißen.

Die Kennzeichen der Gattung Matricaria sind nach dem Linnéischen System folgende: ein nackter Fruchtboden und ein halbkugelrunder Kelch, der aus geränderten etwas spitzigen Schuppen besteht, die wie Dachziegel über einander liegen. Die Samenkrone fehlt. Willdenow, welcher der Schreberischen Ausgabe der Gen. Plant. gefolgt ist, nimmt einen enger beschränkten Gattungs-Charakter an, nähmlich einen fast walzenartig-kegelförmigen nackten Fruchtboden, eine fehlende Samenkrone, und einen flachen Kelch mit dachziegelförmig geordneten am Rande trockenen Schuppen. Dieser Charakter schließt aber verschiedene von den nachfolgenden Arten aus, welche deshalb zu anderen Gattungen gezogen worden sind.

1. Gemeines Mutterkraut. Matricaria *Parthenium*, foliis compositis planis: foliolis ovatis incisis, pedunculis ramosis. Linn. Syst. Veg. p. 643. Sp. Pl. p. 1255. Hort. Cliff. 416. Hort. Upsl. 263. Mat. med. n. 527. Roy. lugdb. 173. Mill. Dict. n. 1. Gort. belg. 246. Gouan. monsp. 450. Kram. austr. 256. Oed. Fl. Dan. tab. 674. Blackw. tab. 192. Leers. herb. n. 644. Hudson. Fl. Angl. T. II. p. 371. Roth. Fl. germ. II. 316. Matricaria foliis pinnatis, pinnis semipinnatis, laciniis obtusis, floribus umbellatis. Hall. helv. n. 100. Matricaria vulgaris s. sativa. C. Bauh. pin. 133. Matricaria. Dod. pempt. 35. Matricaria nostras. Lob. Ic. 751. — Nach Willdenow heißt diese Pflanze Mutterkraut-Bertramwurz, Pyrethrum *Parthenium*, foliis pinnatis, pinnis oblongis obtusis

obtusis pinnatifidis dentatis, summis confluentibus, caule ramoso, floribus corymbosis, radio calyce fere duplo longiore, pappo dentato. Willden. Spec. Plant. T. III. P. III. p 2155. Pyrethrum *Parthenium*, foliis petiolatis compositis planis, foliolis ovatis incisis, pedunculis ramosis corymbosis, caule erecto. Smith. Flor. brit. II. p. 900.

Dieses Gewächs, welches sowohl unter den Botanisten als praktischen Aerzten unter der Benennung Matricaria bekannt ist, wird im französischen Matricaire, im Englischen Feverfew und im holländischen Moedercruid oder Mater, genannt. Im Deutschen führt sie verschiedene Nahmen, unter welchen folgende die üblichsten sind: Meter, Meterich, Metram, Matronenkraut, Mägdeblumen, Jungfernkraut und Fieberkraut. Sie wächst in dem mittlern Theile von Europa an ungebauten Orten, an Zäunen und Dörfern, oft auch auf alten Mauern wild. Ihr Stamm wird bis drey Schuh hoch, treibt ziemlich viele Aeste, und ist stark und aufrecht, meistens grünlich, zuweilen auch röthlich. Die Blätter sind eyförmig, am Stiele schmähler, an der Spitze breiter, etwas rauch und mit eingeschnittenen Lappen gefiedert, meistens flach, manchmahl auch in Gärten kraus. Die Blumen, welche einzeln auf ästigen Stielen stehen, bilden auf der Spitze des Stammes einen flachen Strauß oder eine unächte Dolde. Die Zwitterblümchen in der Scheibe sind gelb, die geschweiften am Strahl weiß.

Der kamillenähnliche, aber weit stärkere Geruch, der aber durch das Austrocknen ganz verlohren gehet, so wie der bittere thymfarrnähnliche aber eckelhaftere und deßwegen vielen

verhaßte

verhaßte Geschmack des Krautes, welcher so, wie dessen Heilkräfte, auf einem flüchtigen Oehle, und einem harzigen Schleime, der auch sein Extrakt noch wirksam macht, beruhen, verrathen aufmerksamen Aerzten erhitzende, auflösende, den Schleim zertheilende und verdünnende Wind- und wurmtreibende Kräfte. Es ist also von den Aerzten in Gestalt eines Pulvers, eines wesentlichen oder gekochten Oehles, eines gebrannten Wassers, eines Saftes, eines Aufgusses oder eines Klysliers, äußerlich und innerlich, in Geschwulsten, bey Blähungen, in Krankheiten von Würmern, in Verstopfungen des Stuhlgangs, der monathlichen Reinigung, und der Reinigung nach der Geburt, in Mutterbeschwerden, in Kopfwehen, in der Wassersucht, und in dem Grieß empfohlen worden, und kann mit Vortheil in diesen Krankheiten gebraucht werden, wenn anders ihre Ursache nicht durch die angezeigten Eigenschaften dieses Arzneykrautes vergrößert wird. Die Hausmütter pflegen dieses Kraut gerne im Hause zu haben, und zu mancherley anzuwenden. Viele brauchen es im Frühling, wenn es noch jung ist, mit unter die Eyerkuchen; es wird auch von etlichen, besonders von Frauenzimmern, des Morgens auf Butterbrot gegessen. Die Landleute gebrauchen es auch bey dem Vieh, wenn es schwer Athem hohlt, oder einen Ekel vor dem Futter hat und schlecht verdauet. Die Bienen fliehen dieses Gewächs, und man darf es nur in die Hand nehmen oder ans Kleid stecken, oder nur in den Händen den ausgedrückten Saft haben, so ist es hinlänglich, um sie zu vertreiben, welches auch in Ansehung der Mücken, Fliegen und Bremsen statt finden soll. Wenn man dieses Gewächs in guten Boden versetzt,

oder in Gärten pflanzt, so bringt es mehrentheils gefüllte Blumen. Murray sagt im 1sten Bande des Arzneyvorrathes S. 195 von diesem Kraute:

Allgemein wird es für ein den monathlichen Fluß und die Reinigung der Wöchnerinnen beförderndes Mittel gehalten. Aus den Erfahrungen des Sim. Paulli *), kennen wir es auch als ein wirksames Mittel wider Mutterbeschwerden; Er gab es in einer Abkochung, es wäre aber zu wünschen, daß er die Kamille und den Beyfuß weggelassen, um zu wissen, ob wir diese Wirkung diesem Kraute allein zu danken hätten. Auch die gemeinen Leute in dem Braunschweigischen gebrauchen dies Kraut häufig, entweder in Pulver mit Branntewein, oder dem ausgepreßten Saft von ihm **). Der ausgepreßte Saft von ihm ist schon lange, als ein Mittel wider die Würmer (Bandwürmer), bekannt ***). Auch in den neuern Zeiten hat man öfter die getrocknete Pflanze, mit Zucker vermischt, Kindern wider diese Würmer mit glücklichem Erfolge gegeben †). Auch soll der ausgepreßte Saft wider alle Arten der Wechselfieber dienlich seyn, wenn er zu einigen Unzen vor dem Anfalle des Fiebers genommen wird ††); daher es die Engländer Feverfew nennen. Gewöhnlich giebt man dies Kraut im wäßrigen Aufguß. Wenn man das Kraut in einer Pfanne heiß macht und um den Kopf bindet, soll es auch das einseitige Kopfweh stillen †††), welches auch Chomel a) bemerkt hat, der auch das zerquetschte Kraut als einen Breyumschlag wider podagrische Schmerzen empfiehlt. Dies Kraut wird jetzt wirklich zu selten gebraucht.

2) Seestrands-Mutterkraut. Matricaria *maritima*, receptaculis hemisphaericis, foliis bipin-

*) Quadr. p. 432.
**) Lange Brunf. dom. p. 72.
***) Raii hist. pl. T. 1. p. 357.
†) Lange a. a. O. S. 76.
††) Iof. Millers bot. off. p. 288.
†††) Chesnau beym Rajus.
a) Chomel. T. 1. p. 253.

bipinnatis ſubcarnoſis: ſupra convexis, ſubtus carinatis. Linn. Syſt. Veg. p. 643. Sp. Pl. p. 1256. It. Weſt-Goth. p. 148*. Mill. Dict. n. 2. Roth. Flor. germ. II. p. 316. Chamaemelum maritimum perenne humilius, foliis brevioribus craſſis obſcure virentibus. Rai. angl. 3. p. 186. tab. 7. f. 1. Hudſon Fl. Angl. T. II. p. 373. — Bey Willdenow heißt dieſe Pflanze Meerſtrands-Bertramwurz, Pyrethrum *maritimum*, fol. bipinnatis, pinnis linearibus obtuſis carnoſis trifidis, caule diffuſo ramoſo, pappo lobato. Willd. l. c. p. 2157. Pyrethrum *maritimum*, foliis bipinnatis carnoſis muticis, ſupra convexis, ſubtus carinatis, corona ſeminum lobata. Smith. Flor. brit. II. p. 901.

Die Blätter ſind doppelt gefiedert, die Blättchen ſind linienförmig, oben convex, unten rinnenförmig, ſtumpf fleiſchig und dreytheilig; der Stängel liegt auf dem Boden herum und iſt äſtig; die Samenkrone iſt gelappt. Von dem beſondern Nutzen dieſer Pflanze iſt nichts bekannt.

3) Wohlriechendes Mutterkraut. Matricaria *ſuaveolens*, receptaculis conicis, radiis deflexis, ſeminibus nudis, ſquamis calycinis margine aequalibus. Linn. Syſt Veg. p. 643. Sp. Pl. p. 1256. Fl. Suec. 701. 766. Gmel. Sib. 2. p. 200. Gmel. tub. p. 262. Leers. herb. n. 645. Scholl. barb. n. 674. Gort. belg. 246. Matricaria levcanthemos annua ſuaveolens, chamaemeli ſolio, ovariis albicantibus. Vaill. pariſ. 1720. Chamaemelum tenue inciſum, foliis floris deorſum protenſis: umbone extuberante, ſuavius olens. Cup. cathol. ſupp. 17. Hudſon. Fl. Angl.

T. II. p. 372. — Diese Art behält auch bey Willdenow den obigen Nahmen, und er unterscheidet sie so: Matricaria *suaveolens*, foliis bipinnatis, squamis calycinis obtusiusculis. Willd. l. c. p. 2161.

Diese scheint eine mit der folgenden, unserer gemeinen Chamille, sehr verwandte Art zu seyn, mit welcher sie auch Hudson vereiniget. Sie ist ein Sommergewächs und in Europa zu Hause. Der Fruchtboden ist kegelförmig, die Strahlenblümchen sind abwärts gebogen, der Same ohne Samenkrone, die Kelchschuppen sind spitz und am Rande gleichförmig.

4) Chamille. Matricaria *Chamomilla* Linn. und Willd. — Von dieser Pflanze ist im Art. Kamille, Th. 33, S. 52—92 gehandelt worden.

5) Silberfarbiges Mutterkraut. Matricaria *argentea*, mit doppelt gefiederten Blättern, und einzeln stehenden Blumenstielen, Matricaria foliis bipinnatis, pedunculis solitariis. Linn. Syst. Veg. p. 644. Sp. Pl. p. 1256. Hort. Cliff. 415*. Roy. lugdb. 173. Mill. Dict. n. 4. Matricaria monolevcanthemos, foliis argenteis plerumque conjugatis. Vaill. act. 1720. p. 369. Chamaemelum orientale incanum, millefolii folio. Fournef. Cor. 37. — Nach Willdenow heißt diese Pflanze silberblättrige Wucherblume, Chrysanthemum *argenteum*, foliis bipinnatis incanis, foliolis acutis integerrimis, caule unifloro simplici. Willd. l. c. p. 2146.

Diese Art, deren Blätter einigermaßen den Schafgarbenblättern ähnlich ausfallen, und deren kleinere Blättchen fast immer paarweise stehen, und ein beynahe silberfarbiges Ansehen haben, ist

ist durch Tournefort in der Levante entdeckt, und von demselben in unsere europäischen Gärten gebracht worden. Sie erreicht eine Höhe von anderthalb Schuhen.

6) Sternblumiges Mutterkraut. Matricaria *asteroides*, mit lanzettförmigen, ungetheilten, glatten, schiefen Blättern, Matricaria foliis lanceolatis integris glabris obliquis. Linn. Syst. Veg. p. 644. Mant. Pl. I. p. 116. Matricaria foliis simplicibus linearilanceolatis sessilibus, pedunculis uniformibus. Mill. Act. angl. 1765. p. 94. Aster americanus, flore albo, folio lactucae purpureae. Rai. suppl. 160. — Bey Willdenow sternblumenartige Boltonie, Boltonia *asteroides*, foliis integerrimis. Willd. l. c. p. 2162.

Dieses Gewächs gieng aus pensylvanischem Samen in dem Upsalischen Garten auf, woselbst es die Höhe von zwey Schuh erhielt. Im Ganzen sieht es der jährigen Sternblume, Aster annuus L., sehr ähnlich, hat aber die Blätter von dem wilden Salat (Lactuca Scariola L.)

Der Stamm steht aufrecht, ist starrend, eben, etwas eckig und beynahe gestreift. Die Blätter sind lanzettförmig, eben, an der Basis abwärts gebogen, am Rande rauh, und sitzen ungestielt, wechselsweise in einiger Entfernung von einander. Die Blumen stehen in einer Rispe auf der Spitze des Stammes; jede Blume wird von einem besondern Stiel unterstützt. Der Kelch besteht aus beynahe gleichförmigen, pfriemenförmigen Schuppen, die so lang als die Scheibe sind. Diese ist halbrund und gelb. Der Strahl besteht aus gleichbreiten, ganzen, incarnatweißlichten, geschweiften Blümchen. Die Samen sind zusammengedrückt, und mit einem fünf-

zähnigen Rande gekrönt. Der Blumenboden ist nackt und halbrund.

7. Capisches Mutterkraut. Matricaria *capensis*, foliis bipinnatifidis glabris, caule ramoso suffruticoso. Willd. Sp. Pl. T. III. P. III. p. 2162. Thunb. prodr. p. 161. Cotula capensis Syst. Veget. 644. Diese Pflanze hat das Ansehen wie die Kamille Sie hat sehr viele ästige herumliegende Stängel, welche etwa eine Spanne lang, stielrund und fast glatt sind. Die Blätter sind eigentlich einfach gefiedert, fast etwas fleischig, nackt und ohne Puncte, die Mittelrippe ist ein wenig flach; die Fiederblättchen sind walzenförmig, an der Spitze purpurröthlich oder bräunlich. Die untersten Blätter haben eingeschnittene Fiederblättchen. Die Blumenstiele sitzen am Ende, sind etwas lang, einblumig gestreift. Der Kelch ist dachziegelförmig geordnet, ein wenig trocken. Die Blumenkrone hat 10 — 12 weiße, eyförmige und getrennte etwas gestielte Strahlen, welche aber unfruchtbar sind. Die Mittelfläche ist gewölbt und gelb. Der Fruchtboden halb eyförmig. Die Blümchen sind 4-spaltig.

Mutterkrautöhl, ein ätherisches Oehl, welches in den Apotheken aus dem frischen Kraute und den Blumen der Matricaria Parthenium bereitet wird, und welches die von dieser Pflanze gerühmten Eigenschaften hat. Es sieht bläulich aus.

Mütterkrebs, s. im Art. Mutern, oben, S. 233.

Mutterkuchen, s. Nachgeburt.

Mutterkümmel, ein Nahme des Cuminum Cyminum Linn.; s. im Art. Kümmel, Th. 55, S. 4.

Mutterlamm, ein Lamm weibliches Geschlechts, zum Unterschiede von einem Bocklamme. Niedersächs.

dersächs. Ouwlamm, Aulamm, von Ouw oder Au ein Mutterschaf.

Mutterlauge, in der Chemie und bey verschiedenen Gewerken, eine Lauge, aus welcher bereits alles, was sich von den darin befindlichen Salzen krystallisiren läßt, geschieden worden; weil sie gleichsam Mutter der darin befindlichen Salze gewesen. Aus der Mutterlauge des Salpeters und des Kochsalzes wird die Magnesia niedergeschlagen. In den Salzwerken wird die Mutterlauge des Salzes, oder der bey dessen Bereitung zurückgebliebene Körper auch die Mutterschle, imgleichen die wilde Sohle genannt. In den Artikeln Salz und Salpeter wird von der Mutterlauge und deren Benutzung mehr vorkommen.

Mutterleber, s. Nachgeburt.

Mutterleib, der Leib der Mutter, in Beziehung auf die darin verschlossen gewesene Frucht. In der biblischen und vertraulichen Schreibart. Von Mutterleibe an, von der Geburt an. So nackt, wie er von Mutterleibe gekommen ist.

Mütterlich, 1. Der Mutter gehörig, von ihr herkommend. Das mütterliche Vermögen; wo es auch als Hauptwort gebraucht wird, das Mütterliche, das von der Mutter herstammende Vermögen, zum Unterschiede von dem Väterlichen. Die mütterliche Liebe. 2. Der Mutter ähnlich. Dem zärtlichen Herzen einer Mutter gegen ihre Kinder gemäß, ähnlich, darin gegründet. Eine mütterliche Liebe. 3. Das mütterliche Land, in der höheren Schreibart der Neueren, das Vaterland, und in weiterer Bedeutung, die Erde, so fern sie unser aller Mutter heißt. So auch die mütterliche Stadt,

die Vaterstadt, die Stadt, aus welcher man gebürtig ist. S. auch Muttertheil.

Mutterlos, der Mutter beraubt, so wie vaterlos, des Vaters. Eine mutterlose Waise. Eine Art kleiner Fische, von welchen man glaubt, daß sie nicht aus dem mütterlichen Rogen, wie andere Fische, sondern aus dem Schaume und Schlamme entstehen, heißen in vielen Gegenden Mutterlose, und im Diminut. Mutterlöschen, Mutterleseken. S. Grübe. Th. 20, S. 163. Dieser kleine Fisch heißt bey Linné Cyprinus Aphya. Bey Bloch der Spierling. (S. dessen Naturgeschichte der Fische Deutschlands 97 Taf. 2 Fig.)

Mutterleseken, s. den vorstehenden Artikel.

Muttermahl, ein Mahl am Leibe, d. i. ein Flecken oder Auswuchs der Haut von verschiedener Farbe und Gestalt, welche Kinder zuweilen mit auf die Welt bringen. Im Oberdeutschen Anmahl, Abermahl, Mutterflecken. Lat. Naevi, Maculae maternae Franz. Envies. Zuweilen sind es bloße Flecken in der Haut, und diese sind immer schwer zu vertreiben; zuweilen sind es wirkliche Auswüchse, und diese kann man bisweilen durch die Unterbindung wegschaffen. Viele Muttermähler sind auch wirkliche Balggeschwulste, (Tumor cysticus), da man sie denn als solche behandelt.

Ueber die Art der Entstehung dieser Muttermähler ist man sehr uneinig. Sonst glaubte man ziemlich allgemein, daß sie auf irgend eine Art durch die Einbildungskraft der Mutter veranlaßt würden. Jetzt wollen viele dieses ganz bestreiten, theils weil es viele Kinder mit Muttermählern gibt, wo die Mutter während der Schwangerschaft nicht die geringste schreckhafte

oder

oder begehrende Veranlassung hatte, ihre Einbildungskraft zu beschäfftigen, so wie man auch eine zahllose Menge von Beyspielen hat, wo Mütter, die während ihrer Schwangerschaft sehr starke Schrecke hatten, oder sonst besondere Einbildungen unterhielten, dennoch ganz ungezeichnete fehlerlose Kinder gebaren; theils weil man gar keinen Zusammenhang zwischen der Einbildung der Mutter und dem Kinde gewahr werden kann, indem keine Nerven das Kind mit der Mutter verbinden ꝛc.

Diese und ähnliche Gründe gegen die Meinung, daß die Muttermähler von den Einbildungen der Schwangeren entstehen könnten, sind zwar im Art. Leibesfrucht, Th. 72, S. 23 ff. schon ausgeführt worden; ich muß hier aber noch dasjenige hinzu fügen, was der Herr Doctor Weiz *) hierüber sagt, besonders weil dieser verschiedene Versuche bey schwangeren Frauen angestellt hat, Muttermähler hervor zu bringen, aber ohne daß etwas darauf erfolgt wäre. Er sagt:

Es kann weder den Damen, denn diesen ist der jetzige Aufsatz nicht sowohl aus patriotischem Eifer oder aus Menschenliebe, als vielmehr aus reiner Damenliebe vorzüglich gewidmet, noch den Aerzten einerley seyn, ob die Muttermähler Eindrücke sind, welche die Einbildungskraft der Schwangern, von einer oder der andern heftigen Leidenschaft erhitzt, auf die Frucht macht, oder ob sie was Zufälliges, so etwas ungefähr, als die Auswüchse an den Bäumen sind. Entstehen sie von einer Einbildungskraft, so sind unsere schwangern Frauenzimmer durchaus zu bedauern, so haben sie Ursache, bey jedem minder angenehmen Anblicke einer Sache, bey jedem verwünschten Quark, bey welchem man entweder

*) S. den Churfächs. Landphysikus. Eine medicinisch-physikalische Monatsschrift. 3tes Jahr. Leipzig 1773. S. 90 ff.

Gott oder den Teufel ruft, für ihre Frucht zu zittern, und ich möchte beynahe hinzusetzen, daß sie Ursache hätten, die alten ungeküßten Jungfern zu beneiden. Wenn aber nun diese Mähler etwas Zufälliges wären, und sie in der That keine Wirkungen der Einbildungskraft schwangerer Damen seyn sollten? Ey nun! Desto besser. So wären alle diese Weitläuftigkeiten nicht nöthig.

Meine Freundinnen werden sich wundern, wie ich wegen einer Sache zweifelhaft seyn könne, die alle Welt für wahr hält, und welche selbst unter den Gelehrten längst ausgemacht ist. Vielleicht lachen sie über meine Einfalt noch oben drein, und das soll mir lieb seyn, weil das Lachen, wie ich mir habe sagen lassen, recht gesund seyn soll. Inzwischen muß die Sache doch untersucht werden. Wozu das nöthig ist? Weil ich zweifelhaft bin.

Die Muttermähler, spricht man, sind nichts anders, als Früchte und Wirkungen der Einbildungskraft schwangerer Damen. Und aus welchem Grunde? „Darum, weil Geschichte und Erfahrungen es lehren, und was diese beweisen, das kann niemand leugnen, als ein Hypochondrist, ein wunderlicher Mann, oder sonst jemand, der irgendwo nicht recht verwahrt ist.“ Ich könnte selbst im Nahmen der ganzen weiblichen Welt eine Menge der buntesten Histörchen erzählen, die ich von den Muttermählern und was dem anhängig ist, gelesen und gehört habe, und es wird keine Dame sich finden, die nicht selbst dergleichen zu erzählen wissen sollte. Allein was beweisen nun solche Vorfälle und Beyspiele eigentlich? Beweisen sie etwa, daß die Muttermähler bloße Wirkungen der Einbildungskraft der Schwangern sind? Allerdings! werden alle Damen rufen, und meine Amtsbrüder, zumahl die Verliebten darunter, werden ihnen durch eine süße beyfällige Verbeugung ergebenst zu verstehen geben, daß sie Recht haben. Mein Glück, daß ich es bisher noch nicht geleugnet habe. Wenn aber diese von den Damen und Herren durchgängig angenommene Meinung ein Vorurtheil wäre; wenn die Einbildungskraft einer schwangern Frau solche Figuren, als die Muttermähler sind, auf der Frucht durchaus nicht mahlen könnte; wäre dieses nicht besser? Besser wäre es wahrhaftig, für die Damen sowohl, als für die Aerzte.

Für

für die Aerzte: denn wir hätten sodann nöthig, der schwangern Frauen wegen so oft in gelehrten Röthen zu seyn, um zu untersuchen, wie ihre Einbildungskraft eine so geschickte Zeichenmeisterinn seyn könne, und mithin desto mehr Zeit zu andern Betrachtungen. Der Vortheil, den unser schwangeres Frauenzimmer davon haben würde, ist vielleicht noch größer. Bey dem festen angeerbten Glauben, daß ihre Einbildungskraft eine solche zauberische Gewalt über die Frucht habe, sollten unsere Damen lieber wünschen, während der Schwangerschaft keiner Idee fähig und stockblind zu seyn, so würden sie sich vors erste nicht versehen können, und dann vielleicht vor den bösen Muttermählern in Sicherheit seyn. Wie manche Schwangere wird nicht beym Anblicke eines verstümmelten und krüpplichten Menschen vor Schrecken blaß, bloß weil sie ihre Einbildungskraft für eine Schwarzkünstlerinn hält, die sich nunmehr die boshafte Mühe nimmt, ihrer Frucht ein schiefes Bein oder ein Paar krumme Finger anzudrechseln. Nun grämt, nun ängstiget sie sich, härmt und quält sich Tag und Nacht mit dem krankmachenden Gedanken, daß sie sich versehen habe, bis zur Niederkunft, da ihr denn ein allerliebstes Kind, ein Püppchen ohne Fehl und Tadel zeiget, daß man sich nicht einmahl versehen kann, wenn man auch will. Eben so geht es in Absicht der Muttermähler. Kaum wird eine Schwangere wider Vermuthen von einer Maus beunruhiget, so schlüpft das Thier in ihren Kopf, und aus dem Kopfe in die Mutter, um sich auf die Frucht abzudrücken, und solchergestalt macht ihr diese Mause-Idee bis zur Niederkunft bisweilen mehr Unglück, als ihr ihr eigener mürrischer Mann macht. Zeigt sich nun endlich am Kinde wirklich ein Mahl, so muß dies eine Maus seyn, da hilft nichts; und wenn es andere dafür nicht ansehen, so thut es doch die Mutter. Sind wir Aerzte gegen den schönen Theil des menschlichen Geschlechtes nicht grausam, daß wir zögern, unsere schwangern Freundinnen von einer so gefährlichen Leidenschaft zu befreyen, als die Furcht ist, und ist es nicht unsere Schuldigkeit, darzuthun, die gemeine Meinung von den Muttermählern sey ein Vorurtheil, wenn sie wirklich eins ist? Ja! ich behaupte noch mehr. Wir sind schuldig, diesen Be-

weis zu führen, wenn sie auch keines ist, und zwar des größten Vortheils halber, welcher den Schwangern zuwachsen würde, wenn wir sie auch durch falsche Schlüsse überreden könnten, daß die Muttermähler nichts weniger, als Kinder ihrer Einbildungskraft sind. Denn in diesem Falle würden wir dem schönen Geschlechte nur einen, nicht nur durchaus unschädlichen, sondern auch sehr heilsamen Wahn beybringen. Es ist aber so weit gefehlt, daß man Ursache habe, der gemeinen Meinung in Absicht der Muttermähler beyzustimmen, daß ich vielleicht beweisen zu können hoffe, sie sey eines der garstigsten medicinischen Vorurtheile.

Meine Ursachen, warum ich leugne, daß die Muttermähler Wirkungen der Einbildungskraft schwangerer Frauenzimmer sind, sind folgende. Erstlich, weil die Muttermähler auch oft ohne Zuthun der Einbildungskraft entstehen. Ich kenne eine ziemliche Anzahl von Menschenkindern, worunter ich selbst bin, welche mehr als ein sogenanntes Muttermahl an sich haben, ohne daß unsere Mütter sich auf ein einziges Histörchen dabey zu besinnen wüßten. Wenn die Einbildungskraft wirklich die Geschicklichkeit besitzt, die Frucht im Mutterleibe mit Früchten, Pflanzen und Thieren zu bemahlen, so ist doch so viel unleugbar, daß sie in der Zeichenkunst nicht weit gekommen seyn müssen, indem sie insgemein die erbärmlichsten Copien von ihren Originalen macht. Ich bin seit vielen Jahren auf die Besichtigung der Muttermähler oftmahls ordentlich ausgegangen. Noch aber soll ich das erste sehen, welches mit der Sache, davon es der Abdruck seyn sollte, eine nur erträgliche Aehnlichkeit gehabt hätte. Das deutlichste, welches ich gesehen habe, trägt ein Mädchen von zwölf Jahren am Obertheile des rechten Arms. Es sieht sowohl, was die Farbe, als was die Figur betrifft, jedoch nur so ungefähr, einer Eidexe ähnlich, einem Thiere, das der Mutter, wie mir diese heilig versichert hat, niemahls zu Gesichte gekommen, und davon sie also während ihrer Schwangerschaft nicht einmahl einen Begriff gehabt haben kann. Sollte also ihre Einbildungskraft wohl diese Eidexe gezeichnet haben? Wer wird wohl hierzu Ja sagen können! Ich leugne ferner die Entstehung der Muttermähler von der Einbildungskraft zum andern daher,

her, weil sie nicht selten an Kindern erst lange nach der Geburt erscheinen. Auch hiervon fehlt es nicht an Beyspielen, mit welchen ich meine Leserinnen unterhalten könnte. Und endlich drittens leugne ich die Entstehung der Muttermähler von der Einbildungskraft, weil öfters die lebhafteste Idee mit einem plötzlichen Schrecken nicht vermögend ist, Muttermähler oder Verunstaltungen hervor zu bringen. Ich könnte, dieses darzuthun, mehr als ein Beyspiel anführen; ich muß aber andere Leute auch einmahl reden lassen. „Ein Frauenzimmer, das ich genau kenne, sagt ein berühmter und glaubwürdiger englischer Arzt, wurde in ihrer Schwangerschaft unglücklicher Weise mit dem Wagen umgeschmissen, und verlohr, da sie sich bemähete, aus der Kutsche heraus zu kommen, das erste Glied des Zeigefingers gänzlich. Ihre Freunde wurden über diesen Zustand sehr bestürzt und befürchteten, daß das Kind eben so zerstümmelt zur Welt kommen möchte. Sie wurde aber zum größten Erstaunen aller derer, die sie kannten, mit einem schönen und ganz vollkommenen Kinde entbunden.“ Die arme Frau! Wie sie sich muß gehärmet haben, und noch dazu vergebens! Dieser Geschichte will ich noch eine andere aus meiner eigenen Erfahrung hinzuthun. Einer gewissen jungen sehr empfindlichen Dame wird im Anfange ihrer ersten Schwangerschaft plötzlich ein kleiner lebendiger Hase vors Gesicht gehalten, und sie mit demselben sehr erschreckt. Diese Dame klagte mir, als ihrem Arzte, ihr gehabtes Unglück, und stellte sich nichts gewissers vor, als daß ihr Kind ein Hasengesicht, oder wenigstens eine andere Verunstaltung mit auf die Welt bringen würde. Sie quälte sich mit diesen Vorstellungen die ganze Schwangerschaft hindurch. Allein sie gebar einen allerliebsten Knaben, der ohne allen Fehl war. Es wäre ein großes Unglück, wenn die gemeine Meinung, nach welcher man die Muttermähler für Geburten der Vorstellungskraft schwangerer Frauenzimmer hält, kein Wahn wäre. Denn wie lebhafte Vorstellungen von Dingen machen sich die Damen nicht, und wie oft erschrecken sie nicht im ganzen Ernste bey diesen Vorstellungen? Wenn nun ihre Einbildungskraft, von einer heftigen Leidenschaft in Bewegung gesetzt, in der That das Vermögen haben sollte, der Frucht

Flecke zu machen: man bedenke einmahl, was würde sodann aus der Welt werden? Die meisten Menschenkinder würden mit den Farben der Schmetterlinge, und so bunt zur Welt kommen, als die Paradiesvögel.

Vorhin habe ich die Ursachen angegeben, warum ich läugne, daß die Muttermähler Wirkungen der Einbildungskraft schwangerer Frauenzimmer sind. Sie entstehen 1) auch ohne Zuthun der weiblichen Vorstellungskraft; 2) oftmahls erst lange nach der Geburt; und 3) ist die lebhafteste Idee, mit dem größten und plötzlichsten Schrecken verbunden, zuweilen nicht vermögend, sie hervorzubringen; nicht zu gedenken, daß die ganze gemeine Meinung von den Muttermählern sich nicht getrauen kann, dem Faun ins Gesicht zu sehen. Und also folget, daß diese Meinung ein häßliches Vorurtheil sey. „Sachte!" werden unsere medicinischen Orthodoxen rufen; „das folget nicht. Wenn gleich die Muttermähler (höre ich sie sagen) bisweilen auch ohne Zuthun der Einbildungskraft, oder auch manchmahl erst nach der Geburt entstehen, und wenn gleich nach einer gehabten lebhaften Vorstellung einer Sache, die der Schwangern ein Schrecken verursachte, das erwartete Mahl am Kinde bisweilen ausbleibt, so beweiset doch dies noch lange nicht, was es beweisen soll, daß nähmlich die Einbildungskraft der Schwangern durchaus keine Muttermähler hervorbringen könne. Denn eingestanden, daß sie manchmahl nach den gewöhnlichen vorhergegangenen Umständen der Schwangern bey den Kindern nicht zum Vorscheine kommen; folget denn nun hieraus, daß die Einbildungskraft der Schwangern sie zu einer andern Zeit nicht auch hervorbringen könne? Man müßte durchaus kein Auge auf die Idiosynkrasien der Menschen haben, wenn man zweifeln wollte, daß die Vorstellungskraft bey der einen Schwangern einen größern Einfluß in die Frucht haben, oder daß sie lebhafter, und mithin zur Hervorbringung der Muttermähler fähiger seyn könne, als bey der andern. Folglich kann die Einbildungskraft bey dieser Schwangern dasjenige noch immer bewerkstelligen, was bey jener vielleicht von ungefähr geschieht; und solchergestalt kann es noch immer wahr seyn, daß die Muttermähler sehr oft unmittelbare Wirkungen von ihr

sind.

sind. Was endlich den Faun, oder das Lächerlichmachen betrifft; so läßt sich alles lächerlich machen, was man will, das Beste selbst nicht ausgenommen." Diese Einwürfe lassen sich hören, wenn ich den letzten ausnehmen werde. Denn es müßte viel sagen, wenn nicht auch Ihre Meinung von der Satyre ein Vorurtheil wäre. Wo ich nicht irre, so läßt sich mit Verstande nichts lächerlich machen, als was in der That nicht viel taugt. Hiervon will ich anjetzt nichts weiter gedenken, sondern zu meinen vier obigen Einwendungen gegen den Glauben an die mahlerische Kraft der weiblichen Einbildungskraft noch die fünfte setzen. Sie gründet sich auf die Erfahrung, gegen welche die Vernunft eines jeden, bey dem sie keine Thörinn ist, Hochachtung haben wird. Ich habe seit mehreren Jahren Versuche bey schwangern Frauenzimmern angestellet, welche bereits Kinder mit Muttermählern hatten, mit Muttermählern — wohl zu merken — die sie selbst für Geschöpfe ihrer Vorstellungskraft hielten, und wobey sie die dazu gehörigen Histörchen noch bis auf diese Stunde zu erzählen wissen. Verzeihen Sie, meine Damen, wenn ich hier, vom patriotischen Amtseifer durchdrungen, ein wenig aus der Schule plaudere. Aus eben dieser Ursache war ich damahls gegen Sie grausam. Ich gestehe es selbst. Aber wie oft waren die Aerzte nicht noch grausamer, wenn sie lernen wollten?

Eine hochschwangere Freundinn, welche ich wegen meiner praktischen Unhöflichkeit hiermit öffentlich noch einmahl um Vergebung bitte, war die erste, bey welcher ich den ersten meiner Versuche anstellete. Sie hatte bereits einen Sohn, der mit einem gelben Muttermahle versehen war, welches ihm heißes einer Bratpfanne entsprungenes Fett, wie Sie, geehrteste Freundinn, noch bis diese Stunde meinen, zuwege gebracht haben soll. In der zweyten Schwangerschaft dieser Dame machte ich eigentlich mein Experiment. Ich hatte in ihrem Hause Ansehen genug, um etwas zu wagen, und war aus Wißbegierde vielleicht plumper, als ich seyn sollte, um es wirklich zu thun. Eines Tages, da ich in ihrer Gesellschaft speisete, fand ich sie nach Tische von ungefähr in einem Lehnsessel zurückgelehnt, und mit kreuzweise über einander gelegten Armen schlafend.

Ich

Ich rauchete eben, mit Respect zu sagen, Tabak, und bediente mich dieser männlichen Gelegenheit, ihr ein grausames Compliment zu machen, indem ich ihren linken Arm mit dem heißen Kopfe meiner Pfeife berührte. Sie fuhr, wie man denken kann, mit Schrecken empor, und griff nach der beleidigten Stelle mit der rechten Hand, die sie vielleicht — ich bin nicht gut dafür — gegen den Beleidiger gebraucht haben würde, wenn ich nicht zu rechter Zeit ausgewichen wäre. Da ich nun einmahl die Courage gehabt hatte, die ein Arzt allemahl haben muß, wenn er, wie Herophilus, an lebendigen Personen Versuche machen will: so bat ich um Pardon, und suchte die Dame zu besänftigen, so gut ich konnte; welches sie aber durchaus nicht eher an sich kommen ließ, als bis ich sie mit einer beklagenden Miene in der Furcht bestärkt hatte, daß ihr Kind nunmehr allerdings ein häßliches Muttermahl am Arme auf die Welt bringen würde. Das Kind kam endlich wirklich mit einem runden schwarzen Mahle. Es saß aber nicht auf dem linken Arme — ihre Einbildungskraft muß sich in der Geschwindigkeit versehen haben — sondern an einer gewissen andern Stelle, die ich heute nicht nennen mag. Weil mir nun die Einbildungskraft dieser Mutter zur Verfertigung der Mähler außerordentlich geschickt zu seyn schien, so konnte ich mich nicht enthalten, bey ihr noch einen Versuch zu machen. Sie war zum dritten Mahl hochschwanger, als ich ihren Bruder glücklich beredete, ihr auf einem Spaziergange im Garten unversehens eine kleine todte Maus in den Busen zu werfen. Diese Expedition gieng ebenfalls nach Wunsche von statten. Sie erschrack, schrie, erkannte greifend die Maus, und warf sie mit Abscheu von sich. Ich wählete für diesmahl eine Maus, weil sich die Einbildung der Schwangern, wie man sagt, auf den Abdruck dieser Thiere am besten verstehen soll. Endlich kam die Schwangere nieder, und brachte eine Tochter zur Welt, und — weiter gar nichts. Wo bleibt nun das Muttermahl? Ich weiß es nicht. Vermuthlich da, wo es bey so vielen andern Schwangern bleibt, deren erschreckene Imagination keine Oeffnung bekommen kann. Die Mühe verdrießt mich schier, welche ich mir bey mehr als zehn schwangern Frauenzimmern, und auch sogar

gar bey meiner eigenen Frau, gegeben habe, um ihre Einbildungskraft nach meiner gothischen Methode auf die Probe zu stellen. Denn bey allen diesen Damen hat sich das erwartete Muttermahl eben so wenig, als die Hasengestalt bey der Dame, von der ich im vorigen Blatte Erwähnung gethan, eingestellet. Ich nehme mir also die Freyheit, aus dieser meiner eigenen, wie aus der Erfahrung so vieler anderer meiner Amtsbrüder zu folgern, daß entweder der Satz: Wie die Ursache, so die Wirkung (qualis causa, talis effectus), falsch sey, oder daß die Muttermähler keine Geburten der weiblichen Einbildungskraft seyn können. Was sie denn seyn sollten? O meine Herren und Damen! das ist mir von Herzen einerley. Die Muttermähler mögen am Ende seyn, was sie wollen. Wenn sie nur ins künftige das nicht mehr seyn möchten, wofür unsere lieben Damen diese Blitzdinger bisher angesehen haben.

Ob aber diese und ähnliche Gründe hinreichend sind, allen Erfahrungen vom Gegentheile ganz das Gleichgewicht zu halten, glaube ich kaum; indem es eine zu große Anzahl von Beyspielen gibt, wo man sich wegen der ganz bestimmten Stelle des Körpers, wo man ein Muttermahl an einem Kinde findet, und der besondern Gestalt desselben, nicht enthalten kann, einen Einfluß der Gemüthsbewegung, oder der gehabten Empfindung der Mutter auf das Kind anzunehmen. Und sollte man sich von dem letzteren auch nicht ganz überzeugen können, so würde man überhaupt doch wohl thun, so lange die Sache nicht ganz entschieden ist, die Frauenzimmer so viel möglich davon abzuhalten, Einbildungen nachzuhängen.

Es ist freylich wahr, die Art und Weise, wie die Mutter auf die Leibesfrucht wirke, ist uns ein Geheimniß, und wird es auch wohl bleiben; aber von wie vielen Naturbegebenheiten müssen wir nicht das nähmliche gestehen, ohne

daß

daß wir uns einfallen lassen, die Wirkungen selbst zu läugnen? Wer kann die Ursachen so mancher magnetischer und electrischer Erscheinungen befriedigend erklären? Wer ergründet die eben so heftigen als plötzlichen Wirkungen der Freude und des Schreckens, welche einigen Personen sogleich das Leben geraubt haben? Wir können nicht einmahl sagen, wie es eigentlich zugehe, daß ein unerwarteter Schreck augenblicklich den Umlauf des Bluts hemmt, die Oberfläche des menschlichen Körpers blaß oder erröthend macht, Geschwüre an den Lippen hervorbringt, Erzittern und Krämpfe erzeugt, ja sogar in kurzer Zeit den Haaren eine graue Farbe gibt. Jedermann nimmt es als ausgemacht an, daß die leidenschaftlichen Bewegungen einer säugenden Frauensperson ihre Milch sogleich verändern, und dem Säuglinge die größten Beschwerden zuziehen können, und doch bleibt die Erklärung der Art, wie die Nerven die thierischen Säfte verändern, immer noch eine schwierige Sache. So kann man ferner nicht einsehen, wie ein Kind gewisse Neigungen und Leidenschaften von seiner Mutter erbt, und doch mangelt es nicht an Beyspielen, wo das Kind eben so eigensinnig, furchtsam oder boshaft ist, als die Mutter; eben so sehr diese oder jene, andern Personen ganz gleichgültige, Sache verabscheuet, wo das Kind alle Neigungen, ja selbst alle Züge seines Vaters besitzt, die durch keine von den nach und nach erfolgenden Veränderungen verlohren gehen. Und wer wagt es zu sagen, wie es zugehe, daß manche Personen unruhig, durchaus verändert, ja wohl gar ohnmächtig werden, wenn sie in ein Zimmer kommen, wo sich eine Katze aufhält, wenn sie auch gleich von diesem Thiere

weder

weder etwas gesehen, noch gehört haben. Und doch sind dergleichen Beyspiele nicht selten. Man hat eine angesehene Dame von Stande gekannt, welche von dem Anblick und vom bloßen Geruch einer Rose Ohnmachten und Zuckungen bekam, und mit allem Widerstande diesen Widerwillen nicht besiegen konnte.

Solche Beyspiele sollten uns wirklich aufmerksam machen, und abhalten, daß wir eine unerklärliche Naturerscheinung nicht so geradezu für unmöglich oder lächerlich ausgeben, zumahl da so viele aufgeklärte Männer, die von der Wahrheit einiger solcher Fälle gehörig überzeugt waren, die Ursachen davon eher in der Einbildungskraft der Mutter, als in einem ungefähren Zufalle suchen wollten. Mich wenigstens macht schon des großen Haller's und Boerhaave's Meinung über diese Sache behutsam. Beyde waren wohl zu aufgeklärt, als daß sie sich leicht hätten täuschen, oder von einem widersinnigen Vorurtheile einnehmen lassen sollen. Boerhaave's Geschichte von der Maulbeere hat immer vieles für sich, und er hat wohl nicht so ganz Unrecht, wenn er sagt, es sey sehr unphilosophisch, wenn man den angegebenen Zusammenhang der Ursache und Wirkung geradezu leugnen wolle.

Daß aber die in der Mutter vorgehenden Bewegungen und Veränderungen der Nerven sich wirklich bis auf die Leibesfrucht erstrecken können, und daß dies der Einrichtung und den Gesetzen der thierischen Natur nicht widerspreche, läßt sich aus dem Zusammenhange der Nerven der Mutter mit den Nerven des Kindes erweisen. Der mit der Gebärmutter zusammenhangende Mutterkuchen ist reizbar, er besteht aus

unzähligen reizbaren Gefäßen, welche endlich in die Nabelschnur übergehen, die von der Haut des Kindes, der es doch unmöglich an Nerven fehlen kann, eine Bedeckung erhält. Es ist wahr, man findet die nervige Substanz hier nicht in großer Menge, allein das nähmliche findet man auch in den Knochen und in ihrer innern Haut, die doch sehr reizbar ist, bey großen Beulen und Auswüchsen, wo die wenigen Nerven der Haut oft äußerst empfindlich werden. Vielleicht können auch selbst die Säfte eine Veränderung in der Frucht hervorbringen, wenigstens wird diese Muthmaßung dadurch bestätiget, daß etwas Speichel, ein Kuß von einem mit der Hundswuth befallenen Menschen alle die traurigen Wirkungen der Raserey hervorbringen kann. — Wie dies alles zugehe, bleibt freylich unbegreiflich, eben so wie die ungewöhnlichen Wirkungen mancher Krankheiten; eine Schwangere aber ist in mancher Betrachtung mehr für eine Kranke zu halten, kann also auch daher rührende unerklärliche Veränderungen leiden. — Bey dem allen will ich keinesweges leugnen, daß die Muttermähler viel häufiger einer Mißbildung der ersten Anlage der Frucht und vielen andern mechanischen Ursachen, dem Druck, unbequemer Lage u. s. w. zuzuschreiben sind.

Nun einige Beyspiele von besondern Muttermählern.

Am vierten des Wintermonaths 1725 wurde zu Blois ein gewisser Mathurin Voiret gebohren, in dessen Augen man deutlich zwey Zifferblätter einer Uhr wahrnahm. Man konnte die mit römischen Zahlen darauf gezeichneten Stunden sehr leicht zählen. Der Versicherung seiner Mutter nach rührte dies daher, daß sie

während

während der Zeit, als sie mit diesem Knaben schwanger ging, ein sehr brennendes Verlangen gehabt hatte, eine Uhr zu sehen.

Einige Jahre nachher sahe man zu Paris in dem Hotel Dieu einen ganz ähnlichen Fall. Denn man konnte daselbst in den Augen eines Mannes folgende Worte sehr deutlich lesen: Sit nomen domini benedictum, welche im Zirkel auf der undurchsichtigen Hornhaut geschrieben waren. Die Person, welche, diesen Fall erzählte, konnte sich nicht genau erinnern, ob das letzte Wort ganz und deutlich ausgeschrieben war. Allein so viel erinnerte sie sich, daß sie die drey ersten genau gelesen hätte.

Folgende Beobachtung gehört ebenfalls hierher, und ist neu genug, um sich davon überzeugen zu können. Ein Kaufmann aus Dublin, welcher Geschäfte zu London hatte, nahm seine Frau, die eben schwanger war, mit sich dahin. Während ihres Aufenthalts in dieser Hauptstadt sahen sie alle Merkwürdigkeiten, und unter andern auch die Schatzkammer, wo die königliche Krone und der übrige königliche Schmuck aufbewahrt wird. Besonders machte die Krone einen solchen Eindruck auf die Frau, daß sie bey ihrer Rückkehr nach Dublin von einem Kinde entbunden ward, auf dessen Schultern eine sehr deutlich ausgedruckte Krone mit den Buchstaben G. R. zu sehen war. Dieses Kind, welches sich, als dieser Vorfall der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften bekannt gemacht wurde, sehr wohl befand, war gegen das Ende des Jahrs 1777 beynahe fünf Monathe alt.

In der öffentlichen Zeitung von Tourraine und Anjou las man folgende zwey Artikel. Eine Frau, welche zu Mans wohnhaft, und seit mehrern

rern Monathen schwanger war, sahe auf der Gasse ganz unvermuthet einen Harlequin, welcher ihr einige Grimassen vormachte. Sie erschrack darüber so sehr, daß sie sogleich ohnmächtig wurde. Sie kam zur gesetzten Zeit mit einem wohlgebildeten Knaben nieder, welcher aber an der rechten Wade eine sehr gut gezeichnete und einem Harlequin völlig ähnliche Figur trug. Alles war daselbst mit der größten Genauigkeit gezeichnet, und man brauchte alle Arten von Mitteln vergebens, um diesen Eindruck zu vertilgen.

Eine andere Frau von Frerai, le Vicomte, ging im dritten Monate ihrer Schangerschaft aus besonderer Gutherzigkeit zu einer ihrer Nachbarinnen, um ihr ein Fontanell, welches sie am rechten Arme hatte, zu verbinden. Sechs Monathe darauf kam diese Frau mit einem Kinde nieder, welches an dem rechten Arme ein natürliches Fontanell hatte, welches der Nachbarinn ihrem vollkommen ähnlich, und an dem nähmlichen Orte befindlich war. Vergebens brauchte man verschiedene Mittel, um dieses sonderbare Uebel zu heilen; es blieb bis an den Tod unveränderlich.

Oft ist das Wunderbare, welches man bey gewissen Bildungen wahrzunehmen glaubt, unstreitig in der Leichtgläubigkeit und in den Vorurtheilen des gemeinen Mannes zu suchen. Thomas Bartholin und verschiedene andere haben uns mancherley Beyspiele dieser Art aufbehalten. Ich will nur einige davon anführen, um das Lächerliche davon zu zeigen, um meine Leser gegen dergleichen wunderbare Beobachtungen zu sichern.

Eine

Eine Frau eines Band- und Zwirnhändlers gieng in ihrer Schwangerschaft, nach Bartholin's Erzählung, vor der Bude eines Fischhändlers vorbey, wo sie ein Stück Rochen kaufen wollte, welches aber der Fischhändler so theuer both, daß sie sich darüber erzürnte, und so böse ward, daß sie beynahe den ganzen Tisch mit den Seefischen umgeworfen hätte. Die Frau soll zur gehörigen Zeit mit einem Rochen niedergekommen seyn; doch dies ist wider alle Wahrscheinlichkeit.

Das nähmliche gilt von folgendem Falle. Eine andere Frau aus dem nähmlichen Viertel wünschte von einem Caninchen zu essen, suchte es daher ihrem Nachbar durch mancherley Bemühungen heimlich zu stehlen. Es gelang ihr dies, und sie steckte es in ihren Keller, woraus es aber wieder entkam, und zu seinem vorigen Besitzer lief. Sie grämte sich, sagt man, außerordentlich über diesen Verlust, und gebar am Ende ihrer Schwangerschaft ein Caninchen.

Beyspiele von ähnlichen Ereignissen werden von Tage zu Tage öffentlich bekannt gemacht, und es gibt leichtgläubige Leute und Liebhaber des Wunderbaren genug, welche diesen Erzählungen Glauben beymessen, und nicht einsehen, daß diese Arten von Geburten unförmliche Fleischmassen sind, denen die Einbildungskraft meistentheils diejenige Form beylegt, welche man darin finden will *).

Doch ist folgender in dem Journal des Savans auf das Jahr 1685 aufgezeichnete Fall nicht von dieser Beschaffenheit. Es wird daselbst erzählt, daß eine Frau aus Brest von ohn-

*) Man sehe den Art. Mißgeburt.

gefähr zwey und zwanzig Jahren in dem sieben-ten Monathe ihrer Schwangerschaft zu stehen glaubte, und nach einem Mutterblutflusse, der einen ganzen Monath anhielt, mit traubenför-mig an einander hängenden Eyern niederkam, wovon die kleinsten wie Linsen, und die größe-sten so groß wie Taubeneyer waren. Olivier, ein Arzt dieser Stadt, öffnete verschiedene von diesen Eyern, und fand, daß sie aus einer ziem-lich harten Schale und einer zähen Feuchtigkeit, welche dem Eyweiße ähnlich war, bestand.

Hermann Boerhaave, dieser große Arzt sah mit eignen Augen ein Kind, welches auf der Nasenspitze einen fleischigen Auswuchs hatte, der in Ansehung der Größe, Gestalt, Far-be u. s. f. vollkommen einer Maulbeere glich; dessen kleine Erhabenheiten mit ganz dünnen Härchen, wie bey dieser Frucht, besetzt waren, und welcher endlich alsdenn, wenn die Maulbee-ren reifen, sich allezeit veränderte und roth wur-de. Die Mutter dieses Kindes erinnerte sich ei-nes jähligen Schreckens, welchen ihr während ih-rer Schwangerschaft einmahl eine Maulbeere verursacht hatte, die ihr beym Spatzierengehen gerade auf die Nasenspitze gefallen war. Von Haller, welcher doch wenig von diesen Mut-termählern zu halten scheint, gesteht selbst, daß diese Geschichte außerordentlich schwer zu erklä-ren sey. — In der nähmlichen Stelle (Praelect. acad. in propr. institut. Tom. V. Pars I. p. 523. u. f.) führt Boerhaave noch ei-nige andere Beyspiele von eben so außerordentli-chen Muttermählern an. Eine Frau z. B. wel-che durch den unvermutheten Anblick eines Bett-lers mit einer sehr mißbildenden Hasenscharte während ihrer Schwangerschaft in großes Schre-

cken versetzt worden war, gebar Drillinge, wovon zwey Knaben vollkommen wohl gebildet waren, der dritte hingegen eine getrennte Lippe hatte, deren Wunde sogar noch blutete.

Abr. Kaau Boerhaave hat ähnliche Beyspiele aus seiner Erfahrung gesammlet, welche um so mehr Aufmerksamkeit verdienen, je weniger noch die Einsichten und Wahrheitsliebe dieses berühmten Arztes in Zweifel gezogen worden sind. Es ist nur zu bedauren, daß die Erzählung derselben, den Absichten des Verfassers gemäß, nicht mit aller der Umständlichkeit abgefaßt ist, welche gewisse Leute für ein wesentliches Stück einer glaubwürdigen Erzählung halten. Dessen ungeachtet will ich doch einige Fälle aus der großen Menge der von ihm angeführten ausheben, und die Beurtheilung derselben denjenigen überlassen, welche über diese und ähnliche Naturerscheinungen weiter nachzudenken Vergnügen finden. A. K. Boerhaave kannte z. B. ein Mädchen, welche ein vollkommen ähnliches Bild einer Weintraube auf dem Schenkel hatte, und deren Mutter die Ursache dieses Mahls darin suchte, weil sie einst während ihrer Schwangerschaft bey einem Gastmahle ein großes Verlangen nach einer schönen aufgesetzten Weintraube getragen, und aus Unmuth, daß sie von einem andern weggenommen werden wäre, die Hand auf ihren Schenkel geworfen hätte. —

Eben derselbe sah eine Schwangere, welche aus Schrecken über eine Spinne sich eine Tasse heißen Kaffe, die sie eben in der Hand hielt, über den einen Arm goß, und darauf einen wohlgebildeten Knaben gebar, welcher an eben dem Arme ein Mahl hatte, das in Ansehung der

Gestalt und Farbe vollkommene Aehnlichkeit mit der Stelle hatte, welche sich seine Mutter verbrannt hatte.

Daniel Sennert, ein einsichtsvoller und glaubwürdiger Arzt, erzählt einen merkwürdigen Fall, den er selbst beobachtet hat. Eine Frau von seiner Bekanntschaft sahe während ihrer Schwangerschaft mit Aufmerksamkeit einem Fleischer zu, welcher den Kopf eines Schweines mit dem Beile von einander spaltete. Sie gebar darauf einen Knaben, dessen ganzer Gaumen nebst der obern Kinnlade und der Oberlippe bis in die Nase hinauf gespalten war.

Eben dieser Schriftsteller führt noch viele andere Beyspiele an, die von ältern Aerzten beobachtet und aufgezeichnet worden sind, die ich aber der Kürze wegen hier nicht einrücken will.

Johann Schenck *) erzählt unter andern auch, daß in Leiden eine schwangere Frau von ihrem Manne übel behandelt, und unter andern einmahl von demselben mit einem auf ihre Stirne gezückten Degen verfolgt worden sey, ohne jedoch eine Verletzung zu bekommen, weil sie sich durch die Flucht rettete. Allein nach ihrer Entbindung fand man, daß an eben der Stelle, wohin ihr wüthender Mann auf den Kopf gezielt, der Kopf des Kindes verwundet war; und diese Wunde blutete so heftig, daß man die Verblutung durch keine Mittel stillen konnte, und folglich das Kind in kurzer Zeit davon starb.

Von den sonderbaren Wirkungen, die die ungewöhnlichen und oft widernatürlichen Begierden schwangerer Personen nach gewissen Dingen auf

*) Siehe Iohannis Schenkii a Grafenberg Observationum medicarum rariorum lib. VII. Francofurti 1665.

auf die Bildung, oder vielmehr die Entstellung der Leibesfrucht bisweilen haben, findet man bey eben diesem Schriftsteller viele Beyspiele.

Unter den Beyspielen von merkwürdigen Muttermählern verdient die folgende Beobachtung, welche der berühmte Unzer im 4ten Theile des Arztes, S. 327, nach seiner eigenen Erfahrung erzählt, einige Aufmerksamkeit. Das Kind einer gewissen schwangern Dame lag in den Blattern, und auf der Stirn desselben, recht über der Nase, hatten dieselben einen großen Flecken gemacht, welcher noch roh und blutig war, als ihn die Dame einstmahls von ungefähr erblickte, nachdem sie sich lange in Acht genommen hatte, das Kind nicht zu sehen, um einen abscheulichen Anblick zu vermeiden. Man weiß nicht, wie lebhaft der Eindruck gewesen seyn mochte, den dieser Anblick in dem Gemüthe der Mutter gemacht hatte. Genug, sie ward ungefähr nach Verlauf von vier bis sechs Wochen von gesunden Zwillingen glücklich entbunden, welche aber beyde vor ihren Stirnen über der Nase solche rothe Flecken mitbrachten, als man im Gesichte des Kindes, welches die Blattern ausstand, gesehen hatte. Sie waren bey beyden Kindern ziemlich übereinstimmig, sowohl am Umfange, als an der Farbe; und wenn dieses eine Wirkung der Einbildungskraft der Mutter gewesen ist, so muß man bewundern, daß an zwey Kindern zugleich dieselben Eindrücke auf einerley Weise erfolgt sind.

Eine Menge anderer Beyspiele findet man von verschiedenen andern Schriftstellern erzählt, so wie es vielleicht an den mehresten Orten Menschen mit Muttermählern geben wird, deren Entstehung nach dem Zeugnisse der Aeltern eine ähn-

liche Veranlassung hat. Es ist hierbey indessen nie aus der Acht zu lassen, daß vielleicht die mehrsten Geschichten der Art von den einmahl zu sehr für diese Vorstellung eingenommenen Müttern erdacht, wenigstens mit Zusätzen versehen seyn mögen; denn die mehresten Frauen gehen, wenn sie ein Kind mit einem Muttermahle zur Welt bringen, dann erst alle Vorfälle während ihrer Schwangerschaft durch, und suchen dieses oder jenes hervor, um das Entstehen des Muttermahls zu erklären, weil es dem Menschen so natürlich ist, den Grund von etwas wissen zu wollen. Allein deshalb durchaus alle Beyspiele als bloßes Vorurtheil verwerfen zu wollen, scheint mir etwas zu weit gegangen zu seyn, weil doch wohl nicht alles Fabel seyn kann, und in manchen Fällen Ursache und Wirkung einen zu bestimmten, einen zu besondern Zusammenhang zu haben scheint, als daß man nicht von der einen auf die andere schließen sollte; so wenig dadurch das Entstehen der Muttermähler an sich auch erklärt wird.

Die Muttermähler mögen nun eine Ursache haben, welche sie wollen, so wird man immer wünschen, einige Mittel zu kennen, sie wegzubringen, besonders wenn sie sich an den Theilen des Leibes befinden, die man gewöhnlich nicht zu bedecken pflegt.

Die Muttermähler sind aber nicht leicht zu vertreiben. Insgemein wissen hier die alten Weiber viel Rath, und viele Aerzte wissen selbst nichts anders, als Weibermittel. Der Maythau, Menschen- und warmes Taubenblut, das Eyerweiß, sollen gut seyn, und die Sympathie, z. B. das Bestreichen des Mahls mit einer noch warmen Hand eines eben verstorbenen Menschen;

imglei-

imgleichen bindet man ein Stück frisches Kalbfleisch auf das Mahl, bis es warm geworden, reibt das Mahl damit, und vergräbt das Fleisch. Die Wirkung dieser Mittel unterhält gemeiniglich nur eine Zeitlang das Vertrauen derjenigen, welche sich ihrer bedienen, auf die letzte wird aber die Geduld ermüdet. Ob man gleich Beyspiele hat, daß wirklich die Muttermähler hierauf nach und nach verschwunden: so geschieht dies doch oft mit der Zeit von selbst. Eine gewisse adeliche Dame hat verschiedene Kinder geboren, die im Gesichte und im Nacken sehr stark mit Feuermählern bezeichnet waren, welche aber im dritten und vierten Jahre ohne alle sympathetische abergläubische Mittel von selbst verschwanden. Ein ähnliches Beyspiel ist mir von einem Kinde aus meiner Verwandtschaft bekannt, welches ein Feuermahl, ¼ Zoll im Durchmesser, im Nacken sitzend, mit auf die Welt brachte, das aber im 3ten bis 4ten Jahre nach und nach verging, ohne daß etwas gebraucht worden wäre. Es wurde erst theilweise blasser, und verging nach und nach ganz. Wer aber auf obige Mittel ein Vertrauen setzt, wird finden, daß insonderheit das Eyweiß, nebst dem warmen Taubenblute, kühlet und zusammenzieht, wie jede klebende Nässe thut. Merkwürdig ist es gleichwohl, daß Heister in seiner 275sten medicinisch-chirurgischen Wahrnehmung bemerkt, daß das warme Taubenblut, äußerlich bey einem Muttermahle gebraucht, bey einem Kinde üble Zufälle verursachte, dieserwegen also so ganz dreist nicht anzurathen ist.

Sollten alle diese Künste fruchtlos ablaufen, so kann ein geschickter Wundarzte das bewährte und ganz zuverlässige Mittel des D. Vogel's

in

in Lübeck, welches zuerst von Muys vorgeschlagen worden *), anwenden, welches man aber nur den Wundärzten allein, und nicht den Weibern oder Bademüttern empfehlen kann. Man bestreicht ein Stück Leinewand mit einem gut klebenden Pflaster, nach der Größe des Mahls, schneidet in der Mitte ein Loch, wodurch das Mahl völlig entblößt zu sehen ist. Nachdem dies Pflaster angelegt ist, schabet man ein Loth venedigsche Seife, und reibt nach und nach ein Loth zart pulverisirten ungelöschten Kalk hinein. Diesen Teig bindet man mit Heftpflastern auf das ganze Mahl: so verwandelt es sich nach wölf Stunden in einen Schurf (eschara), welcher hier leicht mit ungesalzener Butter, oder mit Basilienſalbe und dergleichen abgeheilt werden kann. Ist dieser weg, so behandelt man den Schaden, wie ein einfaches Geschwür, bis es sich schließt. Bey großen Mttermählern muß der Teig mehrmahl aufgelegt werden, und wenn es nicht wieder wachsen soll, so muß kein Aederchen vom Mahle übrig bleiben. Man kann dergleichen Aederchen, und oftmahls erhärtete (callöse) Stellen sehr wohl mit dem Höllenstein gelinde bedupfen (touchiren), und mit dem Balsam des Arcäi so lange fortfahren, bis das Geschwür geheilt ist.

Sollte dieses Hülfsmittel einigen Wundärzten nicht hinlänglich genug zu seyn scheinen; so legt man, nach Astruc's Methode, auf das Mahl ein blasenziehendes Pflaster, und nachdem also das Oberhäutlein zerstört ist, nimmt man eines von folgenden vorzüglichen Mitteln, z. B. das

*) S. Joh. Bapt. Verduc's chirurgische Schrift. 1 Th. Leipzig 1713. 4. S. 234.

das Aqua phagadänica, den Höllenstein, das Unguentum fuscum, und Basilienfalbe mit dem Mercurio präcipitato rubro, oder die Solutio Mercurii entweder allein, oder geschwächt; jedoch alle dergleichen Mittel gebraucht man mit der größten Vorsicht, und macht erst mit den schwächsten den Anfang, und belehrt sich durch deren Wirkung von dem Gebrauch der stärkern. Hauptsächlich bemüht man sich eine gute Narbe zuwege zu bringen, damit nachher die Narbe nicht mehrere Ungestaltheit verursache, als das Mahl selbst; dieser Umstand muß daher allezeit dem Kranken vorher angezeigt werden. Ein jeder Wundarzt ist nicht geschickt eine Wunde mit einer schönen Narbe zu schließen. Der Kluge aber untersucht die Wunde genau, und legt nach Beschaffenheit der Umstände, an einigen Orten mehr oder weniger erweichende Mittel an, und bähet selbige bis zur völligen Heilung mit weichen und anfeuchtenden Dingen; damit die hierdurch schlaff gewordenen Gefäße, sich destomehr verlängern, und die verlohrne Substanz in desto reicherm Maße wieder ersetzen mögen.

Die Feuermähler sind nicht so leicht zu vertreiben. Gegen diese rathen selbst manche Wundärzte nur halb sympathetische Mittel an, besonders das Bestreichen mit Eyweiß oder mit warmen Tauben- oder Menschenblut; oder man wendet die gegen die Finnen und Flechten dienenden Mittel zu ihrer Wegbringung an. Das folgende Mittel wird auch als zuverlässig gerühmt. Man nimmt (im abnehmenden Monde, wird hinzugesetzt) einen lebendigen Aal, schneidet ihm schnell den Kopf ab, nimmt geschwind diesen Kopf, und reibt das Feuermahl damit, läßt darauf das Blut trocken werden: das Blut

darf

darf man nicht abwischen, sondern muß es von sich selbst vergehen lassen. Wenn nun das Blut darauf getrocknet ist, so nehme man einen zweyten Aal, verfahre eben so, als mit dem ersten; und wenn von diesem das Blut wieder getrocknet ist, so verfährt man eben so mit einem dritten Aal, (ohne Zweifel um die geheimnißvolle Zahl 3 voll zu machen). Hiermit wäre denn die Vorschrift an sich wohl zu Ende. Allein die Anhänger der Sympathie, die besonders mit den Dachtraufen immer viel zu thun haben, machen noch folgenden Zusatz. Dann nehme man, sagen sie, die drey Köpfe, hebe einen Stein auf unter einer Dachtraufe, und lege sie darunter, lege dann einen Stein wieder darauf, so wird das Feuermahl vergehen, so wie die Aalsköpfe nach und nach verfaulen. So viel ist gewiß, wenn dieses Vergraben der Aalköpfe auch keinen Nutzen hat, Schaden kann es auch nicht thun, indem sich nicht der geringste Zusammenhang zwischen ihnen und dem Kinde, das mit ihnen berührt wurde, mehr denken läßt.

Von den Wundärzten werden auch noch folgende Mittel empfohlen, welche indeß nur ein sachkundiger Mann anwenden darf: R. Aq. calc. ℥j. Ol. tart. per. deliq. ʒj. Tinct. myrrh. ʒiij. Liner. vit. ʒj. M. D. Oder: R. Aq. card. bened. ℥ij. Aq. calc. ℥j. Spir. sal ammon. ʒj. M. D. S. Einen Pinsel hinein zu tauchen, und den Fleck damit zu bestreichen. — Bey schwammichten kavernösen Muttermählern, zumahl im Gesichte, bedient sich Hr. Siebold (s. Hufeland's Journal für die prakt. Heilkunde. B. IV. St. 1. S. 7.) folgender Mischung: R. Cinnab. ʒß. Liner. solear. gr. viij. Sanguin. draeon. gr. vij. Arsen. alb. ℈ij. M. F. pulv. subtiliss.

zilill. Hievon wird durch Zumischung von Wasser ein dünner Brei gemacht, und mittelst eines Mahlerpinsels applicirt. — Auch kann man sie gelinde skarifiziren, und alsdenn mit Spießglasbutter bestreichen; die Flecken müssen aber in diesem Falle an bequemen Stellen sitzen. — Bey neugebornen Kindern kann man die Flecken mit Salmiakgeist, worein man zuvor ein wenig gepülverten ungelöschten Kalk gethan hat, berühren. Wenn die Kruste abgefallen ist, sucht man die Stelle mit Ol. ovor. zu vernarben. Um die Narben weiß zu machen, wird die öftere Berührung mit Ol. tart. per deliq. als das beste Mittel empfohlen. — Vielleicht dient bey großen und erhabenen Muttermählern auch ein Fontanell.

Ueberhaupt aber kann man die Aeltern und andere Layen in der Arzeneykunst nicht genug warnen, eigenmächtig und ohne Zuziehung eines sachverständigen Mannes keine scharfe ätzende oder spirituöse Sachen gegen Mutter- und Feuermähler zu gebrauchen, weil man so viele Beyspiele eines unglücklichen Erfolgs von dergleichen Quacksalbereyen hat.

Der Herr Prediger Germershausen sagt im Vten Bande der Hausmutter von den Muttermählern folgendes: „Wenn ein Muttermahl an einem solchen Orte des Leibes bey einem Kinde sich befindet, der mit der Kleidung bedeckt und den Augen verborgen werden kann, so wird es den Aeltern weniger Kummer machen, als wenn es an den Händen, Halse und Gesichte sich befindet; daß daher also ein an sich sonst schönes Gesicht aufs übelste verunstaltet, und Vielen zum Ekel wird; ja wohl gar Gelegenheit geben kann, daß auch Schwangere sich

darüber

darüber entsetzen, und ihrer Leibesfrucht ein gleiches Mahl anhängen können."

„Man sieht es aus der täglichen Erfahrung, daß dergleichen Mähler in der zartesten Kindheit durch ein Reiben vertrieben werden: ein Mittel, das meistens mit so mancherley Nebenumständen verbunden wird, und wobey ich allemahl das Reiben als die einzige Hauptsache ansehe. Die bekanntesten Verfahrungsarten sollen meine Meinung bestätigen."

„Ein gemeines Verfahren ist, daß die Wehmütter das Mahl mit der Nachgeburt bereiben, und da es hiervon auf einmahl nicht vergeht, so wird das damit behaftete Kind zu andern Frauen und guten Freundinnen getragen, welche eben geboren haben, und dieses geschieht so oft und so lange, bis das Mahl vergeht, und wovon man Beyspiele hat, daß der Erfolg recht erwünscht gewesen."

„Gemeine Bauerweiber heben einen unter den Erbsen beym Verlesen gefundenen Stein auf, und bereiben damit das Mahl, und es gelingt vielmahl. Noch andere aber nehmen die Hand eines Todten, und bereiben damit das Mahl, welches aber weniger unschuldig, als das vorhergehende, ist. Könnte man nicht nach Beschaffenheit der Krankheit des Verstorbenen dem Kinde dieselbe anreiben?"

„Auch sind unter dem gemeinen Volke Weiber, welche den abgefallenen und aufgetrockneten Nabel des Kindes alle Morgen mit nüchternem Speichel benetzen, und ihn eine Weile über das Mahl binden."

„Man sieht nun aus allen diesen Verfahrungsarten, daß das Reiben die Hauptsache sey. Dieserhalb wird der Versuch darauf ankommen, die

die zarte, mit dem Mahle bezeichnete, Haut des Kindes mit einer gesunden Hand öfters sanft zu reiben."

„Madame Fouquet, eine berühmte französische Wehmutter, bediente sich dieses Mittels. Sie nahm zwey Loth Verragenwurzel, wovon die Rinde abgeschälet worden, weichte sie ein in starken Rosenessig, und bestrich die Mähler mit gutem Erfolge zum öftern mit einem hierein getunkten Schwamme."

„Endlich wird auch von manchen ein blasenziehendes Pflaster aufgelegt, die Blase aufgeschnitten, etliche Tage offen gehalten, und sodann wieder zugeheilet."

„Sollte ein Mahl schon verjähret seyn, so muß man seine Zuflucht zu einem geschickten Wundarzte nehmen. Ein gleiches ist zu aller Zeit nöthig, wenn das Mahl nicht eben, sondern über der Haut hervorragend ist. Man muß aber seinen Mann kennen, damit das arme Kind nicht unnützer Weise, oder vergeblich gequälet werde. Ein gleiches ist nöthig, wenn das Kind einen sogenannten Hasenschart, oder andern dergleichen widernatürlichen Anwuchs mit zur Welt bringt."

Kundmann erzählt in seinem Buche, Seltenheiten der Natur und Kunst betitelt (Breslau 1737. Fol.) S. 807. daß eine Hebamme in Schlesien die betrügliche Kunst verstanden hätte, vermittelst einer ätzenden Tinctur auf der Haut neugeborner Kinder, besonders wohlhabender Aeltern, allerley Feuermähler hervor zu bringen, die sie hernach durch eine Lauge wieder weggeschaft hätte, um sich von den Aeltern dafür gut bezahlen zu lassen. Sie hat sich aber bald verrathen, weil sie diesen Betrug zu oft ver-

Durch die Flucht hat sie sich endlich der weiteren Untersuchung entzogen.

Sonst vergleiche man noch folgende Schriftsteller.

Krausen's Abhandlung von den Muttermählern. Aus dem Lat. übersetzt. Leipzig 1758. 4.
Ricknann von der Unwahrheit des Versehens in der Hervorbringung der Muttermahle durch die Einbildungskraft. Jena 1770 gr. 8.
Einige Gedanken über die Muttermähler; von Hrn. Grohmann, st. in Moritz's Magazin zur Erfahrungsseelenkunde. VIII. B. I St. Berlin 1790. 8. S. 25—44.
Hannöv. Anzeigen oder Magaz. 1756. 1758. 1772. 1774.
Berlin. Sammlungen. VII. S. 72.
Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer. 1789. S. 245.
Neue Sammlungen für Wundärzte. III. S. 200.
Vogel's Beobachtungen. S. 263.
Müller's Frauenzimmerkrankheiten II. S. 260 — 325.
Wiegleb's natürliche Magie. II. S. 397.
Baldinger's neues Magazin. XIII. 4 St. S. 349.
Kumpf, über den Beyschlaf. S. 105
Ganymed, oder die Kunst schöne Kinder zu zeugen, nebst Bemerkungen über die Muttermähler. Leipzig bey Linke 1799. 79 S. 8. (ist ein unbedeutendes Schriftchen.)
Muttermähler bey Thieren, s. Goeze's Naturgeschichte II. S. 98.

Muttermilch, die Milch der Mutter, besonders der Mutter eines Kindes, im Gegensatze der Ammenmilch. **Etwas mit der Muttermilch einsaugen**, figürlich, gewisse Begriffe oder Vorurtheile von der frühesten Jugend an eingeprägt bekommen.

Muttermörder, jemand, der seine Mutter ermordet hat. Von der Bestrafung dieses Verbrechens sehe man den Art. Vatermörder.

Mutter-

Muttermotte, der Nahme eines Nachtfalters, Phalaena minutula Linn.

Muttermund, die Oeffnung der Bärmutter, oder der Eingang zu derselben am innern Ende der Mutterscheide. Bey einigen wird auch die äußere Oeffnung der Mutterscheide mit diesem Nahmen belegt, da denn jene der innere, diese aber der äußere Muttermund genannt werden; Orificium uteri. S. den Art. Gebärmutter, Th. 16, S. 520. und Mutterscheide.

Muttermuschel, ein Nahme der Schneckengattung Cypraea Linn., welche man gewöhnlicher Porcellanen, Porcellanschnecken nennt.

Muttermuschelstein, s. Mauzenstein, Th. 86, S. 174.

Muttern, auch Mutay, ist ein Nahme des Alpen-Wasserfenchels, Phellandrium Mutellina Linn.

Mutternacht, so hieß in älteren Zeiten die Walpurgisnacht, oder die Nacht vom letzten April zum 1sten May, in welcher die sogenannten weisen Weiber der Celten und Deutschen auf den Gipfeln der Berge zusammen kamen, um das Fest der Freja, der Göttinn der Erde, der Frau des Thuis's, Wodan's oder Odin's zu feyern.

Mutternackend, mutternackt, im gemeinen Leben und den niedrigen Sprecharten, völlig nackt, gleichsam so nackt, wie man vom Mutterleibe gekommen ist; fadennackt, im Nieders. stocknackend. Sich mutternackt ausziehen.

Mutternelke, sonst auch wohl Mutternäglein, 1) diejenigen Gewürznelken, (die Frucht von Caryophyllus aromaticus L., einem moluccischen Baume) welche an dem Baume zur Reife gelangen, von selbst abfallen, und zum Samen gebraucht werden. S. im Art. Nelke (Gewürz-).

2) Unter den Gartennelken, Dianthus Caryophyllus L., werden diejenigen Nelkenstöcke, von welchen man gemeiniglich gute Sorten durch den Samen zieht, Samennelken oder Mutternelken genannt.

Mutternuß, so heißt bey einigen die Muskate oder sogenannte Muskatennuß.

Mutterpfeife, in dem Bienenbaue, diejenigen Pfeifen oder Zellen in den Bienenstöcken, welche für die junge Brut bestimmt sind, zum Unterschiede von den Honigpfeifen oder Brotzäpflein.

Mutterpfennige, im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart, Pfennige, d. i. Geld, welche die Mütter ihren Kindern, besonders ihren auswärts befindlichen Söhnen, heimlich und wider Wissen der Väter zuzustecken pflegen.

Mutterpferd, ein Pferd weiblichen Geschlechts, eine Stute, zum Unterschiede von einem Hengstpferde oder Hengste.

Mutterpflaster, im gemeinen Leben, ein Pflaster, welches man in Mutterbeschwerden, oder vielmehr in Krämpfungen des Magens auf den Leib zu legen pflegt; Emplastrum hystericum.

Mutterpflichten, diejenigen Obliegenheiten, welche eine Mutter gegen ihr Kind, von dessen erstem Ursprunge an zu erfüllen hat, vorzüglich um seine physische Bildung zu vollenden. Hiervon sehe man den Art. Kind, Th. 37, S. 542 fl.

Mutterplage, s. Mutterbeschwerde, oben, S. 248.

Mutterpolyp, oder Auswuchs aus der Mutterscheide (Cercosis), ist ein beträchtlich schweres, ebnes, weiches, birnförmiges und unschmerzhaftes, oft fleischiges, bisweilen speckartiges, aus der Gebärmutter oder Mutterscheide hervorhangendes Gewächs. In Ansehung der Stelle, an welcher

cher ein Mutterpolyp fest sitzt, ist er von dreyfacher Art. Er entspringt entweder aus dem Boden der Gebärmutter, und dieses ist der häufigste Fall, oder aus der innern Seite des Halses derselben, welches selten geschieht, oder, und zwar am seltesten, aus dem untern Rande des Muttermundes.

Der Polyp im Boden der Gebärmutter ist nach des Herrn Bernstein's Beschreibung *), anfänglich sehr schwer zu entdecken: so lange er klein ist, ist er nicht merklich; indem er größer wird, dehnt er die Gebärmutter aus, und erregt den Verdacht von einer Schwangerschaft, der sich jedoch bey aufmerksamer Untersuchung verliert. So lange er in der Gebärmutter liegt, wächst er langsam, und manchmahl erregt er auch schon in diesem Zeitraume starke Blutungen. Indem er größer wird, öffnet er auch zugleich den Muttermund, und steigt zuletzt entweder plötzlich und auf einmahl, oder langsam und allmählig durch denselben herunter in die Mutterscheide. Hier fängt er an schneller zu wachsen, und weit mehr Beschwerde zu erregen, als bisher. Er druckt die Blase und den Mastdarm, und stört dadurch mehr oder weniger die Ausleerungen des Kothes und Urins. Vorzüglich erregt er öftere und heftige Blutungen, welche äußerst entkräften, und die Kranke oft dem Tode nähern. In der Zwischenzeit fließt eine Menge schleimiger und wässeriger Feuchtigkeiten aus, wodurch die Kranke nicht weniger entkräftet wird. Da nicht selten der Polyp verkannt wird, so muß der Wundarzt, im Fall eines widernatürlichen

*) S. dessen praktisches Handwörterbuch für Wundärzte. 3ter Th. Leipz. 1800. S. 435. fl. im Art. Polypus.

türlichen Blutflusses, die Kranke jederzeit mit dem Finger untersuchen. Nach einiger Zeit fällt der Polyp auch aus der Mutterscheide, ebenfalls wieder allmählig oder plötzlich heraus, und verursacht nun wieder neue und große Beschwerden. Da er den Boden mit sich herabzieht, und folglich eine Umkehrung der Gebärmutter verursacht, so empfindet die Kranke im Gehen oder Stehen gemeiniglich ein sehr schmerzhaftes Ziehen und Spannen im Unterleibe. Die Blase und der Harngang werden mehr oder weniger in eine unordentliche Lage gezogen, und die Ausleerung des Urins wird mehr oder weniger gestört oder erschwert. Oft wird der Polyp durch den herab fließenden Harn und durch äußeres Reiben entzündet, schmerzhaft, exulcerirt u. s. w.

Ein Mutterpolyp kann leicht für einen Muttervorfall gehalten werden, und solches gefährliche Folgen haben, jedoch durch eine aufmerksame Untersuchung vermieden werden. Der Polyp ist weicher und weniger empfindlich als die herabgefallene Gebärmutter. Den unvollkommenen Verfall der Gebärmutter ohne Umkehrung verräth der Muttermund, den man deutlich am untern Theile desselben bemerkt. Die an dem untern Theile des Polypen manchmahl vorkommende und dem Muttermunde ähnliche Vertiefung kann leicht durch eine Sonde unterschieden werden; denn diese dringt tief in den Muttermund, aber nicht in diese Vertiefung. Der Polyp gleicht einer umgekehrten Birne, er ist nähmlich unten am dicksten, und höher hinauf wird er allmählig dünner, und wird heraufwärts allmählig dicker. Der Muttervorfall kann leicht zurückgedruckt werden, und wenn er es ist, fühlt sich die Kranke erleichtert. Der Polyp hingegen kann nicht zurückgedruckt

gedruckt werden, und während dieses Versuchs empfindet die Kranke große Beschwerden. Eine Sonde kann neben dem Polypen tief in die Mutterscheide bis an den Boden der Gebärmutter eingebracht werden. Wird sie neben der herabgefallenen Gebärmutter eingebracht, so stößt sie gar bald an den nebst dem Mutterhalse herabgefallnen obern Theil der Mutterscheide.

Der Polyp außerhalb der Mutterscheide kann von einem vollkommnen Vorfall der Gebärmutter ohne Umkehrung noch leichter unterschieden werden. Erstlich bezeichnet der Muttermund am untern Theile der Geschwulst die Gebärmutter. Ferner kann neben dem Polyp eine Sonde tief in die Mutterscheide, nicht aber neben der Gebärmutter eingebracht werden. Uebrigens verräth die Gestalt der Geschwulst und das Befinden der Kranken bey einem Versuche, sie zurückzubringen, gleichfalls die wahre Beschaffenheit des vorgefallnen Körpers. Da die Umkehrung der Gebärmutter gemeiniglich eine Folge einer schweren Geburt ist, so ist sie daher dadurch leicht von dem Polypen zu unterscheiden. So lange die umgekehrte Gebärmutter in der Mutterscheide liegt, ist ihre Gestalt oben breit und unten dünn, die des Polypen hingegen ist oben dünn und unten breit. Aus dieser Ursache findet man bey einem sehr großen Polypen in der Mutterscheide den Muttermund immer nur sehr wenig, hingegen bey einem unvollkommnen Vorfalle der umgekehrten Gebärmutter von geringer Größe gar sehr ausgedehnt und erweitert. Uebrigens ist auch hier die Zurückbringung der Gebärmutter mit einer Verminderung, hingegen ein Versuch, den Polyp zurück zu bringen, jederzeit mit einer Vermehrung aller Be-

schwerden verbunden. Am meisten ist die umgekehrte Gebärmutter einem Polypen ähnlich, wenn sie außerhalb der Mutterscheide hängt, indem sie da oben dünn und unten dick ist, auch eben so wenig als der Polyp an ihrem untern Theile eine Oeffnung hat; jedoch kann auch dieser Irrthum leicht vermieden werden. Die umgekehrte Gebärmutter umgibt oben zunächst in der Mutterscheide eine Falte oder gleichsam ein Kranz, welches der Gebärmuttermund ist, durch welchen der Körper der Gebärmutter herausgefallen ist. Diese Falte wird bey dem Polypen nicht beobachtet. Zur Seite des Polypen läßt sich der Finger, oder eine Sonde tief in die Mutterscheide bringen, nicht aber zur Seite der Gebärmutter. Der Fuß des Polypen ist hart und fest anzufühlen; der obere dünnere Theil der Gebärmutter aber fühlt sich, weil er hohl ist, weich und welk an. Auch obiggemeldete Krankheitsursache des Muttervorfalls gibt gemeiniglich schon hinreichendes Licht.

Die zwey letztern Gattungen der Mutterpolypen sind gleich vom Anfange an in der Mutterscheide, und erregen, wenn sie groß werden, alle die Beschwerden, wie der Polyp ersterer Art, außer daß hier heftige und öftere Blutungen gemeiniglich selten und gelinde sind. Indem sie aus der Mutterscheide herabsinken, verursachen sie außer den genannten Beschwerden einen Vorfall der Gebärmutter ohne Umkehrung.

Nach der Erfahrung entstehen die einmahl ausgerotteten Mutterpolypen nicht so leicht von neuem wieder, als die Nasenpolypen. Die Ausreißung findet aber hier eigentlich nicht statt wie bey den Nasenpolypen, wovon an seinem Orte gehandelt werden wird. Jedoch haben Mutter-

polypen

polypen zuweilen auch einen so dünnen und weichen Fuß, daß man sie leicht und ohne Gefahr zwar nicht ausreißen, aber abdrehen kann. Wenn die Unterbindung viele und große Beschwerden erregt, so kann man einige Tage nachher versuchen, den Polypen mit einer der Schmelliefschen ähnlichen Geburtszange vollends abzudrehen. Nicht selten geht eine behutsame Abdrehung ganz leicht, und ohne eine bedenkliche Blutung von statten.

Das bequemste Mittel zur Ausrottung der Mutterpolypen ist die Unterbindung, welche aber nicht, so lange er in der Gebärmutter liegt, alsdann hingegen sogleich unternommen werden kann, sobald er in die Mutterscheide herabgefallen ist. Man verrichtet sie mit dem doppelten Zylinder auf eben die Art, wie bey den Polypen in der Nase, wovon gehörigen Orts mehr gesagt werden soll. Jedoch ist es hier sehr nöthig, daß der Zylinder ein wenig gebogen und länger ist, und da der silberne Drath manchmahl abbricht, sind noch mehrere Instrumente erfunden worden. Das eine ist vom Hrn. Herbiniaux *), ein anderes vom Hrn. Levret **), und ein neueres vom Hrn. Georg ***) bekannt gemacht worden. Durch die beyden Röhren des letztern Instruments wird ein starker hanfner Faden gezogen, der jedoch oben keine Schlinge

*) Richter's chirurg. Bibliothek. B. II. St. 1. S. 74. Desselben Anfangsgründe der Wundarzneikunst. B. I. §. 625. Verbessert in Richter's chirurg. Bibl. B. VI. S. 224.

**) Richter's chirurg. Bibliothek. B. II. St. 1. S. 851. Dessen Anfangsgründe ꝛc. B. I. §. 628. Neue Auflage. §. 625.

***) Desselben chirurg. Bibliothek B. VII. S. 520. Dessen Anfangsgründe. Zweyte Ausgabe. B. I. S. 627.

bilden darf, sondern fest angezogen seyn muß; er wird mit Oehl bestrichen, und in die Mutterscheide so tief eingebracht, daß sein oberes Ende den Ort erreicht, an welchem die Schlinge angelegt werden soll. Man zieht hierauf den Stift, der beyde Röhren vereinigt, aus, trennt die Röhren von einander, hält die eine Röhre fest und unbeweglich, indem man die andere Röhre um den Körper des Polypen rings herum bewegt, so daß die Krümmung derselben immer nach dem Polypen gekehrt, und die Röhre zuletzt wieder an ihren ersten Ort gelangt, worauf sie mittelst des Stiftes mit der andern Röhre vereiniget wird. Die Faden werden alsdann aus den untern Oeffnungen so stark als möglich angezogen und zuerst mit einem chirurgischen Knoten, und dann mit einer Schleife zusammengezogen. In der Folge wird derselbe täglich etwas fester angezogen, bis sich der Polyp absondert. Eine noch in etwas verbesserte Vorrichtung zu diesem Behufe hat Herr Nissen angegeben *).

Der Apparat zur Unterbindung der Mutter- und Nasenpolypen vom Hrn. Desault **) besteht aus drey Stücken: nähmlich einem sondenähnlichen, 6 Zoll langen silbernen Stabe, an dessen obern Ende ein halbmondförmiges Blech seitwärts befestigt ist, das in der Mitte ein rundes Loch hat, und dessen unteres Ende wie eine Gabel gespalten ist; außerdem aus zwey 6 Zoll langen

*) Nissen dissert. med. chirurg. de Polypis uteri.

**) L. W. Hasselberg Comment. chirurg. in qua novam humerum ex articulo exstirp. method. novumque ad ligaturam polyporum instrument. etc. Goetting. 1788. Richter's chirurg Bibliothek B. IX. S. 609. Auch: Taschenbuch für Wundärzte auf 1786 — 88. Altenburg, 1790. Tab. I. Fig. B. C. D. E. F.

langen silbernen Röhren, in deren jeder ein 8 Zoll langer eiserner Stiel befindlich ist, der an seinem obern Ende ebenfalls gespalten und krumm gebogen ist. Zieht man diesen Stiel herunter, so bilden die beyden gebogenen Enden einen Ring, und geben sich wieder aus einander, wenn er in die Höhe geschoben wird.

Bey einem Mutterpolypen wird dieses Instrument auf folgende Art angewendet. Die Röhren mit den dergestalt zurückgezogenen eisernen Stielen, daß ihre Ringe geschlossen sind, und mit einem durch diese Ringe durchgezogenen hanfenen, seidenen oder silbernen Faden werden in die Scheide und Gebärmutter bis an die Wurzel des Polypen gebracht, und von beyden Seiten um die Wurzel bewegt, so daß der Faden die Wurzel des Polypen gänzlich umgibt; dann zieht man beyde aus der Scheide heraushangenden Enden des Fadens durch das Loch des obern Endes des Stabes, und den Stab selbst schiebt man in die Gebärmutter nach der Richtung der Fäden bis an die Stelle, an welcher die Ligatur zu machen ist. Darauf schiebt man die silbernen Röhren ein wenig zurück, worauf sich dann die Ringe der eisernen Stiele von selbst öffnen und solchergestalt den Faden von sich lassen, und nun zieht man sie zugleich mit den Röhren heraus. Die Enden des Fadens bringt man alsdann, so viel es sich thun läßt, durch die Gabel des Stabes und wickelt sie um ihr unteres Ende herum. So oft nun nöthig ist, die Unterbindung fester zuzuziehen, macht man die Enden des Fadens wieder los, zieht sie mehr hervor und befestigt sie wieder.

Wenn man diesen Apparat zur Unterbindung eines Nasenpolypen gebrauchen will, so ist

die

die Anwendung eben so, wie jetzt beschrieben worden ist; der silberne Stab aber muß alsdenn nicht mehr als 2 oder 3 Zoll lang seyn, auch die Dicke muß nach Verhältniß verschieden seyn, daher muß der Wundarzt mehrere von verschiedner Größe in Vorrath haben. Diesen Apparat findet man auch in Bells Lehrbegriff der Wundarzneikunst. B. V. S. 630. Tab. X. Fig. 9. 10. 11. und 12 angegeben.

Eine andere Methode hat Hr. Starke *) bekannt gemacht, und zwar bedient er sich zur Operation der Mutterpolypen durch die Unterbindung, welche er überhaupt für die schicklichste, sicherste und unfehlbarste Methode hält, eines Zangenlöffels, der Schmellieschen, oder auch einer andern Geburtszange und eines weiblichen Catheters, der aber um 2 bis 2½ Zoll länger als gewöhnlich werden, und in der untern Oeffnung eine Walze mit einem Schräubchen erhalten muß.

Noch hat Hr. Löffler ein sehr einfaches und wohlfeiles Instrument bekannt gemacht. Es besteht aus zwey eisernen oder silbernen halbrunden Stäben, die genau mit ihrer innern oder flachen Fläche auf einander schließen, und dann einen ganz runden Zylinder bilden, der die Dicke einer starken Schreibfeder hat. Der scharfe Rand, der außer der Verbindung der halbrunden und flachen Flächen entsteht, muß der ganzen Länge nach stumpf gefeilt werden. Am untern Ende der Stäbe ist ein 2 Zoll langer Schraubengang angebracht, auf welchen ein Hohlzylinder geschraubt werden kann; dieser hat an

*) Archiv für die Geburtshülfe, Frauenzimmer- und neugebornen Kinderkrankheiten. B. I. St. 2. Jena, 1787. S. 151.

an seinem untern Ende einen Ring mit einem Stiel, der sich im Boden leicht herumdrehen läßt. Am obern Ende der Stäbe sind Löcher, und an jeder äußern convexen Seite derselben zwey flache und längliche glatte Oeffnungen; durch diese Löcher und Oeffnungen wird die Schnur gezogen, dann durch den Ring des Hohlzylinders kreuzweis durchgesteckt, und daselbst, wenn die Schnur um die Wurzel des Polypen gelegt und angezogen ist, mit einer Schleife befestigt.

Bey der Anlegung werden beyde Stäbe zusammen gelegt, die Schnur durch alle Oeffnungen derselben durchgefädelt, angezogen, und der Schraubenzylinder einige Gänge hinaufgeschoben, damit die Stäbe zusammen gehalten und bequem eingebracht werden können; hierauf bestreicht man es mit Oehl und bringt es, mittelst der Leitung ein. Paar vorher eingebrachter Finger, durch die Mutterscheide und Muttermund zur Gebärmutter ein, oder zu dem Orte hin, an welchen die Schlinge gelegt werden soll, nähmlich zur Seite über den Körper des Polypen weg bis zum Stiel hin. Alsdann schraubt man den Zylinder herunter und trennt beyde von einander, hält den einen zur Seite des Polypen fest und unbeweglich, indem man den andern um den Körper desselben rings herum bewegt, doch so, daß die Krümmung desselben immer nach dem Polypen gekehrt, und der Stab wieder an seinen ersten Ort gelangt ist, oder man führt auch beyde Stäbe, den einen rechts, den andern links, um den halben Umfang des Polypen herum; hierauf legt man die Stäbe zusammen, zieht die Enden der Schnur durch den Ring und befestigt sie daselbst; will man die Zusammenschnü-

rung

rung noch vermehren, so schraubt man den Zylinder einige Gänge zurück, indem man den Ring fest hält, damit sich die Schnur nicht um die Stäbe wickelt.

Es ist indessen nicht zu läugnen, daß diese und ähnliche Instrumente noch mit einer großen Unbequemlichkeit für die Kranken verbunden sind, welche nicht abgeändert werden kann, mit dieser nähmlich, daß die Röhren, durch welche der Drath oder die Schnur gezogen wird, bis zur völligen Absonderung der Polypen in der Mutterscheide liegen bleiben müssen. Hierdurch wird nicht nur die Mutterscheide, noch mehr aber die eine oder die andre Schaamlefze gereizt, ja oft entzündet und wund gemacht, und die Kranke, da eine jede Bewegung ihr empfindliche Schmerzen verursacht, ist genöthiget, sich während der Absonderung des Polypen im Bette zu halten, und fast immer in einerley Lage zu bleiben. Aus diesen Gründen glaubt Herr Bernstein ein Instrument, das er durch die Güte des Hrn. Professors Zenker in Berlin erhalten hat, und von der Erfindung eines Wundarztes zu Lyon, Nahmens Boucher, herrühren soll, als eins der vorzüglichsten zur Unterbindung der Mutterpolypen empfehlen zu können.

Dieses Instrument hat einige Aehnlichkeit mit dem des Hrn. Roderick (Richter's chirurg. Bibl. B. II. St. 1. S. 89. Kupfs. Fig. 5.), und besteht aus 60 Stück Kugeln von Elfenbein, durch welche eine doppelte seidene Schnur gezogen wird, deren beyde Enden an einer Winde befestiget werden, die sich in einem kleinen runden Behälter befindet, und an der einen äußern Seite mit einem Stellrade und einer Feder, an der andern mit einem runden Griffe zum

Um

Umdrehen der Winde versehen ist. Die an dem andern Ende der angereihten Kugeln befindliche Schlinge wird mittelst einer silbernen Röhre, durch welche ein Drath läuft, hinaufgeschoben, und sobald man dahin gelangt ist, so muß man auch die Kugeln nach oben schieben, wodurch die Schlinge verkleinert, und die Wurzel des Polypen genau umfaßt wird. Hierauf schraubt man den Drath in der Röhre loß, wodurch die Schlinge frey gemacht wird, und zieht sogleich den Drath nebst der Röhre aus der Mutterscheide heraus. Um nun die Wurzel des Polypen fester einzuschnüren, muß man die Winde so lange umdrehen, bis die Kugeln dicht an einander fest liegen, um dadurch die Schlinge immer mehr zu vermindern, je höher nähmlich die elfenbeinernen Kugeln hinauf geschoben werden. Der Behälter der Winde, auf welcher die Schnur aufgewickelt liegt, wird alsdann über den Venusberg geführt, und daselbst an eine um das Becken angelegte Binde befestiget.

Da auf solche Art in der Mutterscheide weiter nichts liegen bleibt, als die Reihe der kleinen Kugeln, die sich in jede Richtung bequemt, so kann die Kranke ohne die geringste Unbequemlichkeit eine jede Lage des Körpers annehmen, stehen, liegen oder sitzen, ja wenn es nicht Schmerz oder irgend eine andre Unpäßlichkeit verbietet, sich mit häuslichen Arbeiten beschäftigen.

Die heftigen Zufälle, die oft nach der Unterbindung entstehen, sind entweder entzündungs- oder krampfartig. Erstere erfordern eine antiphlogistische Behandlung, und wenn sogar ein Fieber entsteht, und der Polyp sehr schmerzhaft wird, ist oft ein Aderlaß nöthig. Die krampf-

haften

haften Zufälle erfordern oft den Gebrauch des Mohnsafts. Ist dieser nicht hinreichend, und werden die Zufälle heftig, so muß man zuweilen die Ligatur ein wenig nachlassen. Durch die anfangs stärkere Anschwellung des Polypen werden die nahen Theile gedruckt, so daß gemeiniglich die ersten Tage der Urin durch den Catheter, und der Stuhlgang durch Klystire ausgeleert werden muß.

Blutungen, die zuweilen entstehen, werden durch zusammenziehende Mittel, als Einspritzungen von Blei und Kalkwasser mit einander vermischt, oder von einem Dekokt aus Flor. chamomil. rosar. oder Herb. salv. mit etwas Vitriol. alb. gestillt. Erfolgen Blutungen, da sich der Polyp noch nicht abgelöset hat, und sind diese Mittel nicht hinreichend, so darf man nur den Faden fester ziehen.

Vorzüglich aber ist nach der Ablösung des Polypen eine gute Behandlung der Gebärmutter nöthig, damit nicht etwa noch ein Faul- oder schleichendes Fieber dazu schlage. Bey der Eiterung kann man sich zur Einspritzung eines Dekokts von Flor. chamomill. millefol. arnic. bedienen, und bey starkem Reiz und Schmerz etwas Herb. hyoscyami oder Sem. lini hinzusetzen. Nach und nach verbindet man es mit China und Arnica, Aq. calcis, oder liquam. myrrhae. Aeußerlich wende man erweichende, krampfstillende Umschläge an, aus Herb. menth. crisp. Flor. chamom. sambuc. Sem. lin und Brod in Milch oder Wasser gekocht, auch kann man dergleichen Klystire geben. Ist fauliger Steff vorhanden, so nehme man vorzüglich Rad. arnic. Cort. chinae, Millefolium, Cortex salicis, querci, Scordium, mit etwas weniges Sal. ammon.

ammon. und auch Aq. calcis. Ueberhaupt muß man fleißig und alles ausspülen, damit sich nicht so viel wieder einsauge. — Zur gänzlichen Heilung kann man zuletzt den Bals. copaiv., oder peruv. u. dergl. mit Eydotter abgerieben, und in einem der genannten Dekokte aufgelöst, als austrockende Mittel gebrauchen.

Innerlich muß man den Leib durch Tamarinden oder Tamarinden-Molke, Fol. senn. mit Pflaumen, oder einem feinen Mittelsalz, als Tart. tartarisat. Manna und Sal. mirab Glaub. immer offen halten. Im Getränke bediene man sich der Säuren und Vegetabilien, aber immer verfahre man antiphlogistisch mit Beyhülfe der antiseptischen Mittel. Die Diät muß dabey sparsam seyn und vorzüglich aus Vegetabilien bestehen.

Beym Faulfieber sind außer vorher benannten Mitteln, Cort. salic querc. mit Elix. Vitriol Ph. Lond. Camphor. Herb menth. piperit. Wein noch vorzüglich zu empfehlen. Die Diät muß hier nahrhaft und fäulnißwidrig seyn, und in wenig Fleisch, viel Gemüse und Vegetabilien, und mancherley Säuren bestehen. Zum Getränk dient Wein und Wasser, oder Essig und Wasser. — Ueberhaupt muß man bey jeder Gattung Caffee, Bier und dergleichen erhitzende Sachen untersagen. Beym Anfange der Genesung kann man den Kranken immer mehr nahrhaftere Diät, Milchspeisen, Fleisch erlauben, und sie nach und nach in ihre vorige Diät zurückgehen lassen. Wenn sich bald wieder viel Blut sammelt, so lasse man sie dann und wann laxiren und des Jahrs ein- oder mehreremahle zur Ader, weil sonst leicht Blutstürze entstehen, wenn sich auch kein Polyp wieder erzeugt.

Obgleich ein schneidendes Instrument, da es nicht ohne Verletzung der Mutterscheide an die Wurzel des Polypen gebracht werden kann, und eine gefährliche Blutung verursachen könnte, bey den Mutterpolypen überhaupt nicht statt findet: so gibt es dennoch einige Fälle, wo man es nicht entbehren kann. Der Mutterpolyp hat nähmlich zuweilen einen flechsichten Fuß, und kann folglich weder abgebunden noch abgedrehet werden, welches man nicht eher als nach angelegter Unterbindung entdeckt, die in diesem Falle ungewöhnlich heftige Schmerzen erregt, und den Polyp auf keine Weise absondert. In einem solchen Falle schneidet man entweder den Polyp nahe an seiner Wurzel in der Mutterscheide ab, oder zieht ihn vorher allmählig aus der Mutterscheide heraus. Ersteres könnte vielleicht sehr gut mit einem etwas auf die Seite gebogenen schneidenden Haken, ungefähr so, wie man ihn bey der Zerstückung der Frucht im Mutterleibe braucht, oder noch besser mit einer langen Schere, deren Blätter auf die Seite gekrümmt, und vorn abgerundet und stumpf sind, geschehen. Letzteres geschieht am bequemsten mit einer der Smellieschen Geburtszange ähnlichen Zange, welche man auf die gewöhnliche Art in die Mutterscheide bringt, den Polyp faßt, und ihn behutsam und allmählig so weit aus der Mutterscheide zieht, daß man den Fuß des Polypen außerhalb der Mutterscheide mit einem Bistouri abschneiden kann.

Der andere Fall, wo ein schneidendes Instrument mit Nutzen gebraucht wird, ist, wenn ein Polyp, dessen Fuß an dem Boden der Gebärmutter befestigt ist, plötzlich aus der Mutterscheide herabfällt, und also eine plötzliche Umkehrung

rung der Gebärmutter verursacht. Um die heftigen Schmerzen in diesem Falle und die damit verbundenen Gefahren aufs baldigste zu heben, muß man den Fuß des Polypen alsbald so fest als möglich unterbinden, den Faden vor der Stelle der Unterbindung abschneiden, und die Gebärmutter sogleich zurückbringen.

Zuweilen entstehen auch wirkliche Fleischgewächse in der Mutterscheide, wovon einige mit einer breiten Grundfläche aufsitzen, andere aber an einem dünnen Stiele hangen. Letztere verdienen den Nahmen Polypen, und werden leicht durchs Gefühl erkannt. Durch den Druck auf die Blase und den Mastdarm verursachen sie allerhand Beschwerden bey der Ausleerung des Kothes und Urins. Sehr oft entstehen sie aus venerischen Ursachen, und dann erfordern sie den Gebrauch des Queckſilbers, wodurch sie zuweilen gänzlich getilgt werden. Sitzt der Polyp am untern Theile der Mutterscheide, so kann man ohne Instrument das Band anlegen, und den Polyp allenfalls sogleich unter dem Bande abschneiden.

Noch eine andere Art von Geschwulst in der Mutterscheide, die man zu den Polypen rechnet, und die den Schleimpolypen der Nase sehr ähnlich ist, besteht einzig und allein aus der innern Haut der Mutterscheide, welche an einer Stelle widernatürlich erschlafft, verdickt und verlängert ist, und daher vielmehr ein Vorfall der innern Haut der Mutterscheide genannt zu werden verdient. Ist sie durch zusammenziehende und stärkende Einspritzungen nicht zu heben, so kann man sie unterbinden, oder beynahe noch besser, abschneiden. Indeß entsteht auch diese Geschwulst zuweilen aus innern, vorzüglich vene-

rischen Ursachen, und erfordert in diesem Falle vor der Operation innere Mittel.

Mutterreinigung, diesen Nahmen führt das einer Wöchnerinn nach der Entbindung aus der Mutterscheide abgehende Geblüt. Die Menge dieses Blutes vermindert sich gegen den dritten oder vierten Tag nach der Niederkunft, und eine weißliche schleimichte Materie beginnt sich darunter zu zeigen. Diese weißliche Materie findet sich etwa bis zum 8ten oder 9ten Tage, darauf verschwindet sie, das Blut fährt aber noch fort zu fließen, bey einigen 3 bis 4, bey anderen bis in die sechste Woche. Man sehe übrigens den Art: Kindbetterinn, Th. 37, S. 700.

Mutterring, s. Mutterkranz, oben, S. 338.

Mutterröhrchen, das Röhrchen an dem Schafte der Feuergewehre, in welches der Ladestock gesteckt wird.

Mutterſalbe, eine Salbe, welche in den Apotheken aus verschiedenen Fettarten, Wachs und Baumöhl, mit untergerührter präparirter Bleyglätte bereitet wird.

S. Lagrange's vollständ. Apothekerwissenschaft. IV. Leipz. 1787. S. 215 fl.

Mutterſau, s. Mutterschwein.

Mutterſchaf, ein Schaf weibliches Geschlechts, so bald es gelammt hat, ein Trageschaf, eine Schafmutter; Oberd. die Mutze, Niederſ. Ouwe, Unweve, Angels. Eowa, Engl. Ewe, Lat. Ovis, in einigen deutschen Provinzen auch eine Zade.

Mutterſcheide, die häutige längliche Röhre, welche sich bey dem anderen Geschlechte von dem Halse der Bärmutter bis zu dem Schooße erstreckt; Vagina uteri. Von einigen an diesem

Theile

Theile des Körpers vorkommenden Zufällen geben die folgenden Artikel weitere Nachweisungen. Verschiedenes ist auch in den Artikeln Mutterbruch, Mutterkranz und Mutterpolyp vorgekommen.

Damit man sich übrigens von der Lage der weiblichen Zeugungsorgane gegen einander eine richtige Vorstellung machen, und also auch die in den vor- und nachstehenden Artikeln beschriebenen mancherley krankhaften Zufälle gehörig beurtheilen könne, theile ich in der Fig. 5909. eine Abbildung derselben mit, zu deren Erklärung folgendes zu bemerken nöthig seyn wird *)

Die weiblichen Zeugungsorgane sind bekanntlich nicht außen am Körper, sondern in dem Bauche selbst, oder vielmehr in dem Becken zwischen dem Afterdarme und der Harnblase, angebracht, so, daß nur der Eingang dazu von außen sichtbar ist. In der angeführten Abbildung Fig. 5909. kann man sie alle in ihrer gehörigen Verbindung sehen und zugleich wahrnehmen, wie sie nicht nur mit der untern Hohlader V (welches eine Vene oder Blutader ist), und Aorta A (einer Pulsader oder Arterie), sondern auch mit den Nieren R und Nebennieren S zusammen hangen. Die Röhren G sind die Harngänge, welche den abgesonderten Urin in die Harnblase leiten.

Die beyden Arterien D, welche mit ihrem Blute die Stellen, worin die Empfängniß eigentlich geschiehet, gleichsam düngen, oder zur Befruchtung vorbereiten müssen, und die Venen C, die dieses Blut wieder zurücke führen, kommen

*) S. D. Chr. E. Wünsch, Prof. zu Frankf. a. d. O. Unterhaltungen über den Menschen. II Th. 2te Aufl. Leip. bey 1798. S. 429 ff. und Tab. XIV. f. 4.

bey dem weiblichen Geschlechte eben so aus den Hauptstämmen der Blutgefäße A und V heraus, wie die Samenadern in dem männlichen; doch unterscheiden sie sich von diesen letztern dadurch, daß sie keinesweges aus dem Becken heraustreten, sondern sich noch innerhalb desselben durch die sogenannten Eyerstöcke M verbreiten, und mithin bey weitem nicht so lang, als die männlichen Samenadern sind.

Diese sogenannten Eyerstöcke sind in diesem Bilde fast eben so groß vorgestellet, als man sie in den Leichnamen erwachsener Frauenspersonen selbst findet. Sie haben eine gelblich weiße Farbe und eine etwas plattgedrückte länglichrunde Figur, fast wie die Testikeln oder Hoden der Männer, daher ihnen auch einige Naturforscher den Nahmen der weiblichen Hoden beyzulegen pflegen. Allein sie unterscheiden sich doch von diesen in Ansehung ihrer Struktur gar sehr. Denn der Schöpfer hat sie nicht so, wie diese, aus geschlängelten Aederchen und Samengefäßen und Nerven, sondern aus zellichtem Gewebe, Adern, Nerven und kleinen weichen durchsichtigen Bläschen, die den Nahmen der Eyer führen, und inwendig einen dünnen Saft enthalten, zusammen gesetzt. Solcher zarten Bläschen oder kleinen Eyer findet man bey jungen erwachsenen Personen, die noch keine Kinder gebohren haben, an beyden Eyerstöcken zusammen genommen ohngefähr dreyßig bis vierzig. Sie fallen aber, wie die meisten Naturforscher behaupten, in den Personen, welche Kinder gebähren, nach und nach ab, und lassen an den Stellen, wo sie gesessen haben, kleine Narben zurück; denn sie sind nicht sehr tief in die Eyerstöcke eingewachsen, sondern sitzen nur locker in besondern Grübchen,

chen, wie in kleinen Schalen oder Kelchen, auf ihnen herum, und hangen bloß vermittelst feiner Fasern oder Aederchen mit ihnen genau zusammen. Die kleinen Hügelchen, welche man an beyden Eyerstöcken Al und M wahrnimmt, stellen etliche solche Bläschen oder Eyerchen vor. Die übrigen aber kann man da nicht sehen, weil sie sich an der hintern Seite befinden.

Ob nun diese Bläschen wirklich Eyerchen sind, welche nur von dem männlichen Samen befruchtet werden dürfen, um einen neuen Menschen in ihrem Innern zu bilden, oder ob sie vielmehr einen besondern weiblichen Samen bey der Begattung von sich geben, um ihn dem empfangenen männlichen beyzumischen, ist bey den Anatomen zum Theil noch streitig, wiewohl sich die Mehrheit für die erstere Meinung erklärt, welche auch der Analogie mit den Pflanzen zu Folge wohl die wahrscheinlichste seyn mag. Allein so viel ist gleichwohl gewiß, daß die wahre Befruchtung der Frau, oder die wirkliche Empfängniß des neuen Menschen, in der That an keinem andern Theile der weiblichen Zeugungsorgane, als an den sogenannten Eyerstöcken geschehen kann, wie dieses durch unläugbare Umstände erwiesen ist.

Da jedoch der empfangne neue Mensch nicht, ohne das Leben der Mutter in die allergrößte Gefahr zu setzen, gebohren werden könnte, wenn er an dem einen oder dem andern Eyerstocke bis zur Geburtsstunde hangen bleiben müßte: so hat der Schöpfer ein besonderes Behältniß N für ihn bereitet, welches den Nahmen der Bärmutter oder auch Gebärmutter führt. Diese ist bey jungen mannbaren Frauenspersonen, die noch keine Kinder gebohren haben, nicht größer,

als etwa dieses Bild zeigt. Bey schwangern Frauen hingegen wird sie auf eine höchst wunderbare Weise ganz erstaunlich ausgedehnt, indem sie binnen neun Monathen über eine halbe Elle hoch, und wohl eine halbe Elle im Durchmesser dicke wird. Sobald aber die Leibesfrucht gebohren ist, ziehet sie sich allmählig wieder zusammen, und wird nach etlichen Tagen wieder so klein, wie eine Birne von mittlerer Größe, oder fast wieder so klein, wie sie vorher war. Sie besteht aus einem besondern schwammigen, aber dabey sehr derben und zähen zellichtem Gewebe, welches der Schöpfer nicht nur mit Fleischfasern und vielen Nerven, sondern auch, und zwar hauptsächlich, mit einer sehr großen Menge vielfach geschlängelter Aederchen aller Art, auf das künstlichste durchwebet hat, so, daß ihre Substanz sich daher allerdings gar leicht ungemein sehr ausdehnen läßt, ohne daß deswegen die zu ihr gehörigen Adern und Nerven zerreißen.

An ihrer obern Gegend N seitwärts hat ferner die göttliche Weisheit zwey Kanäle K und K, die aus einem häutigen, mit vielen Muskelfasern, Nerven und Adern durchwebten Wesen bestehen, mit ihr verbunden. Diese geschmeidigen Kanäle sind an den Enden, womit sie sich in die Gebärmutter senken, sehr enge; aber gegen ihre frey schwebenden Mündungen F hin erweitern sie sich, wie die Trompeten, daher sie auch den Nahmen der **Muttertrompeten** führen, wiewohl man sie gewöhnlich nur die **Fallopischen Trompeten** zu nennen pflegt, nach Fallop oder Fallopius, dem ersten Entdecker oder Beschreiber derselben. Gedachte offene Mündungen F sind mit kleinen manschettenförmigen Muskeln oder fleischigen Franzen umgeben, durch

deren

deren Hülfe sie sich wie ein paar kleine Hände öffnen und verschließen, oder vielmehr, wie der Speiseschlund, sich erweitern und wieder zusammen ziehen können. Bey der Empfängniß erweitern sich nähmlich dieselben, und umfassen die Eyerstöcke, um den hier entstehenden Keim des neuen Menschen gleichsam zu erhaschen, und fast eben so, wie der Schlund eine Speise verschlingt, in die Gebärmutter zu treiben. Denn diese sogenannten Trompeten sind auch mit vielen Muskelfasern versorgt, und es ist ihnen eine ganz besondere Struktur ertheilt, vermöge welcher sie eine solche schlingende oder treibende Bewegung, wie der Speisekanal, anzunehmen im Stande sind.

Alle diese innerlichen Theile der weiblichen Zeugungsorgane liegen aber nicht mit in demjenigen innern Raume des Darmfelles, worin die Gedärme nebst der Harnblase sich befinden, sondern sie haben ihre Lage vielmehr außerhalb desselben. Denn das Darmfell ist in dem weiblichen Geschlechte unter den dünnen Gedärmen zwischen der Blase und dem Afterdarme merklich zurück gezogen, und hier eine ziemlich große Querfalte in ihm gebildet, welche zu beyden Seiten an den Hüften wie mit breiten Bändern befestigt ist. In diese Querfalte des Darmfelles sind gedachte Theile eingewachsen, und sie dadurch von dem Afterdarme sowohl, als von der Harnblase und von den dünnen Gedärmen abgesondert. Aber diese größere Falte bildet inwendig auch etliche kleinere, vermittelst welcher nicht nur die Eyerstöcke an die Gebärmutter befestigt, sondern auch die Fallopischen Trompeten fast ihrer ganzen Länge nach jedoch ganz lose oder locker an die Eyerstöcke gebunden sind. Ueberdieses sind auch

zwey saitenförmige Bänder von beyden Seiten der Gebärmutter durch die Bauchringe herab geleitet, und sie daselbst in dem Fette der äußerlichen Theile angeheftet, so, daß also die Gebärmutter an vier festen Stellen vermittelst ihrer eigenen Bänder gleichsam eingeankert liegt; nähmlich vermittelst der breiten Bänder an beyden Hüften, und vermittelst erwähnter beyden saitenförmigen vorn unter der Haut, wo sich die Schaambeine vereinigen. Diese letztern lassen daher die Gebärmutter nicht zu weit gegen die Gedärme hinauf steigen, und jene erstern lassen sie nicht zu weit gegen den Schooß hervor fallen, so lange nähmlich weder diese noch jene ihre Stärke verlieren oder erschlaffen, welches freylich durch Krankheiten oder andere Unglücksfälle zuweilen geschehen kann, da dann theils die sogenannten Muttervorfälle, theils andere beschwerliche Uebel davon entstehen, wovon verschiedene der vorstehenden Artikel handeln.

Der mit W bezeichnete untere Theil der Gebärmutter, oder der sogenannte **Hals** derselben, ist mit einer **Wulst** umgeben, und in dieser befindet sich eine kleine Querspalte, die den Nahmen **des Muttermundes** führt; sie ist also mit ihrem Halse und Munde eine kleine Strecke weit in die **Mutterscheide** P gleichsam hervor geschoben.

Die **Mutterscheide** ist ebenfalls aus überaus dehnbaren und festen Fasern bereitet, und es sind zugleich sehr viele Nerven und Adern zwischen dieselben eingewebet, um sie, zumahl an ihrer innern Fläche, die mit vielen feinen Runzeln versehen ist, sehr empfindlich zu machen. Sie ist in der Fig. 5909. so vorgestellt, als ob sie bey P der Länge nach geöffnet und ein we-

nig aus einander gedehnt wäre, so, daß man in sie hinein sehen, und nicht nur die gedachten zarten Runzeln, sondern auch den Muttermund mit seiner Wulst W wahrnehmen kann. Sie ziehet sich zwischen dem Blasenhalse und Afterdarme bis unter die Stelle, wo die beyden Schooßbeine zusammen treffen, hinab, und endigt sich mit ihrer vordern Oeffnung in denjenigen äußern weichen Theilen, die man zusammen genommen die weibliche Schaam zu nennen pflegt, wobey noch zu bemerken, daß sie unmittelbar hinter der gedachten vordern Oeffnung auch mit besondern ringförmig geordneten Muskelfasern umgeben ist, welche, vermöge ihrer Spannkraft, sie zusammenziehen und verengen.

Vor die vordere oder äußere Oeffnung derselben ist ein zartes Häutchen gespannt, welches das Hymen oder Jungfernhäutchen heißt, und nach den bisherigen Untersuchungen nur allein bey den Menschen, keinesweges aber bey andern Gattungen lebendiger Wesen gefunden wird. Doch soll der Herr Professor Rudolphi in Greifswald kürzlich auch etwas ähnliches bey der Section eines Pferdes wahrgenommen haben. Ganz ist jedoch gewöhnlich gedachte Oeffnung damit nicht verschlossen, sondern obenher noch eine kleine Oeffnung gelassen, durch welche das Blut der monathlichen Reinigungen ungehindert heraus fließen kann. Man hat zwar auch Mädchen gefunden, bey welchen das Hymen die Mutterscheide gänzlich verschlossen gehalten hat, so, daß deren Aeltern sich genöthigt gesehen haben, dasselbe von Wundärzten zerschneiden zu lassen, um den gedachten Reinigungen, die sich fast bey allen Jungfern in einem gewissen Alter einstellen, den erforderlichen Abzug zu verschaffen. Allein

dergleichen Operationen sind allerdings ungemein selten erforderlich. Dieses Häutchen ist übrigens bey einigen Mädchen so zart und fein, daß es durch einen Sprung über einen Graben, durch Ausgleitung eines Fußes, und so weiter, zerreißen kann. Auf keinen Fall kann es aber länger, als bis zu der ersten vollständigen Begattung dauern: denn davon zerreißt es gewiß, und nun ziehen sich die Theile desselben in ein paar dünne Runzeln zusammen, die sich an den Seiten des Randes der erwähnten Oeffnung unter dem Nahmen der myrtenförmigen Carunkeln ansetzen.

Vor diesen Carunkeln, oder vor dem Hymen, befinden sich zu beyden Seiten gedachter Oeffnung ein paar erhobene Falten, die den Nahmen den Nymphen führen, und jenen rothen Läppchen sehr ähnlich sind, welche den Haushähnen unter der Kehle sitzen.

Mitten über der Oeffnung der Mutterscheide vereinigen sich diese beyden Falten, indem sie daselbst einen kleinen Bogen bilden: und hier hat der Schöpfer auch bey dem weiblichen Geschlecht eine Art von männlichem Zeugungsgliede hervorwachsen lassen, so, daß es unter gedachtem kleinen Bogen, den die Nymphen bilden, wie in einer Vorhaut verborgen liegt. Bey den allermeisten Frauenspersonen ist zwar dieses Glied, wie leicht zu erachten, überaus klein und kaum zu bemerken: aber bey einigen wenigen gelangt es doch auch zu einer ziemlich beträchtlichen Größe, und gibt sodann unwissenden Menschen Gelegenheit, solche Frauen für sogenannte Zwitter, oder für Menschen von beyderley Geschlecht, zu halten. Auch ist dieses Glied, welches den Nahmen der Klitoris führt, mit kei-

ner

ner Harnröhre versehen, wie etwa das männliche Zeugungsglied, ohngeachtet es im übrigen eben so, wie dieses, gebildet ist, und es mag mithin, gleich den beyden Nymphen, wahrscheinlich zu nichts weiter, als zur Vermehrung der Fleischeslust geschaffen seyn. Denn alle diese zarten Theile sind mit überaus vielen Nerven durchwebet, welche hier ziemlich entblößet sind, folglich jeden Reiz heftig empfinden, und eben dadurch zuweilen vieles Blut hieher ziehen. Davon werden aber dieselben starr, und erregen dann diejenige Begierde, die das weibliche Geschlecht zu der Begattung antreibt. Junge unverheirathete Personen müssen daher alles vermeiden, was dergleichen wollüstige Begierden zu sehr erregen, oder Gelegenheit zu solchen heftigen Reizen geben kann.

Gleich über der Oeffnung der Mutterscheide, folglich unter der Klitoris, öffnet sich die Harnröhre, so, daß der Harn seine Richtung zwischen den obern Theilen der beyden Nymphen heraus nehmen muß. Sie ist in diesem Geschlecht nicht nur beträchtlich weiter, als in dem männlichen, sondern auch ungemein kurz, weil der Blasenhals ganz nahe daben hinter den Schooßbeinen liegt, und weil sie sich daher nur zwischen den Bügeln der Sitzbeine hervor krümmen darf, um an dem beschriebenen Orte ihren Ausgang zu finden.

Der besondern Kürze und Weite dieses Ableiteschlauches haben die Frauen die fast gänzliche Befreiung von denjenigen Schmerzen zu verdanken, welche bey den Männern oft von dem sogenannten Blasensteine entstehen. Diese äußerst schmerzhafte Krankheit sucht nähmlich deswegen das männliche Geschlecht öfters heim,

weil

weil in ihm gedachter Weg zu enge und zu lang ist, als daß die groben erdigen Theile, die der Harn in der Blase zuweilen erzeugt, ohne heftige Schmerzen durch ihn füglich abgehen können, zumahl wenn man durch eine besondere Leibeskonstitution große Anlage zu dieser Krankheit hat und gewohnt ist, wenig reines Wasser zu trinken, oder den Harn lange bey sich zu behalten, als wodurch sich die gedachten erdigen Theilchen erst in eine Art von Sand, und sodann wohl gar in kleine Steine verwandeln. Dafür sind aber die Frauen wegen der gedachten geringen Länge und größern Weite ihrer Harnröhre einem andern Uebel unterworfen: diesem nähmlich, daß ihnen, wenn sie heftig schreien, oder aus vollem Halse lachen, der Harn zuweilen wider ihren Willen entgehet, woraus also leicht abzunehmen, warum ein ausgelassenes Lachen und wildes Geschrei vorzüglich diesem Geschlecht nicht allein unanständig, sondern auch widernatürlich ist.

Alle diese äußerlichen Theile der weiblichen Begattungsorgane hat endlich der Schöpfer an beyden Seiten und oben herum mit einer Art von häutiger Wulst umgeben, welche mit Fette gleichsam ausgestopfet, und in dem mannbaren Alter mit krausigen Haaren dicht bewachsen ist.

Mutterscheidenauswüchse, bey dem Viehe, sind ähnliche Auswüchse, wie die Mutterpolypen bey dem Menschen. In der Mutterscheide findet man nähmlich zuweilen ein fleischichtes, ebenes, weiches, zuweilen speckartiges Gewächs, welches entweder aus der Bärmutter sich bis in die Mutterscheide erstreckt, oder in der Mutterscheide selbst entsteht, darin verborgen ist, oder heraushängt. Dergleichen Auswüchse sucht man vermittelst der Finger loszutrennen, und zu entfernen,

nen, und den etwa dadurch entstandenen Blutfluß durch Einspritzungen von Essig zu stillen.

Mutterscheidenbruch, s. im Art. Mutterbruch, oben, S. 249.

Mutterscheidenfleischgewächse, s. im Art. Mutterpolyp, oben, S. 415. und Mutterscheidenauswüchse.

Mutterscheidenklappe, Lat. Hymen, s. Jungfernhäutchen, im Art. Jungfrauschaft, Th. 31, S. 748. — Ein ähnliches Häutchen soll der Herr Professer Rudolphi in Greifswald neulich bey der Section junger Stuten entdeckt haben, welches als etwas besonderes angemerkt zu werden verdient, da man sonst der Meinung war, daß kein bisher untersuchtes Thier auch nur eine Spur davon aufzuweisen hätte.

Mutterscheidenverwachsung, bey dem Viehe, wenn entweder die Mutterscheide durch eine Haut verschlossen, oder wenn sie selbst widernatürlich in ihren Wunden verwachsen, oder wenn die Lefzen durch Verletzungen, als durch das sogenannte Ringeln, mit einander verbunden worden sind. Diese Verwachsungen sind theils mit, theils ohne Verhaltung des Harns verbunden, je nachdem die Oeffnung der Harnröhre verschlossen ist.

Die Heilung kann auf keine andere Weise als durch Zertrennung der widernatürlichen Vereinigung geschehen, und diese findet aber auch dann nicht statt, wo die Mutterscheide selbst der Länge nach verwachsen ist. Wo aber die Mutterscheide durch eine Haut oder die Lefzen nur mit einander verbunden sind, schneidet man diese in der Richtung, die die Natur zeigt, aus einander, legt in die gemachte Oeffnung einen Streifen mit frischem Wasser oder Essig angefeuchtete

feuchtete Leinwand, damit der Schnitt nicht wieder zuwachse, und heilt auf diese Weise den Schnitt.

Mutterscheidenvorfall, s. im Art. Mutterbruch, oben, S. 260.

Mutterschmerzen, s. Mutterbeschwerde, oben, S. 248.

Mutterschnitt, so heißt auch der Kaiserschnitt. S. Th. 32, S. 337.

Mutterschraube, die Schraubenmutter; s. unter Schraube.

Mutterschwein, ein erwachsenes Schwein, besonders ein solches zahmes Schwein weiblichen Geschlechts, im gemeinen Leben, eine Sau, Fährmutter, Schweimutter, Nieders. Moorswien, Mudje, Mutte, in einigen oberdeutschen Gegenden Losa, Sutz, Mor; zum Unterschiede von dem Eber oder Hacksch.

Mutterschwester, die Schwester der Mutter, Lat. Matertera, mit einem aus dem Französischen entlehnten Worte die Tante.

Mutterschwindel im gemeinen Leben, ein krampfartiger Schwindel, bey dem andern Geschlechte, wobey das Bewußtseyn aufhöret, und welcher von dem großen Haufen der Bärmutter zugeschrieben wird.

Mutterschwindsucht, eine auszehrende Krankheit, welche von hysterischen Zufällen begleitet ist. S. im Art. Schwindsucht.

Mutterseele, ein nur in den niedrigen Sprecharten, so wie Mutterkind und Muttermensch übliches Wort, eine einzelne Seele, d. i. einen einzelnen Menschen mit Nachdruck zu bezeichnen. Es war keine Mutterseele da, schlechterdings niemand. Daher mutterseelen allein, völlig allein, wofür man auch spricht mutterselig allein.

Mutterſohle, ſ. Mutterlauge, oben, S. 369.

Mutterſöhnchen, in der vertraulichen Sprechart, ein von ſeiner Mutter verzärtelter Sohn; Niederſächſ. Mömekenkind, Mömekenſöne, von Möme, Mutter.

Mutterſpiegel, Dioptra, Dioptron, Franz. Dilatatoire de la matrice, ein Inſtrument, deſſen ſich die älteren Wundärzte zur Erweiterung der Mutterſcheide, bey Ausziehung eines todten Kindes aus der Bärmutter, und bey Unterſuchungen verſchiedenen Entzwecks halber bedienten. Wegen des damit getriebenen Mißbrauchs iſt dieſes Inſtrument faſt außer allen Gebrauch gekommen, kann aber dennoch bisweilen von Nutzen ſeyn, welches der Fall bey einer Sackgeſchwulſt in der Mutterſcheide war, welche Herr Hagen wegſchaffte, und bey der Operation einen Mutterſpiegel zu Hülfe nehmen mußte.

S. J. Chr. Stark's Archiv für die Geburtshülfe ꝛc. II. B. 2 St. Jena 1789. S. 139.

Mutterſprache, 1. eine Sprache, welche jemand von ſeiner Mutter erlernet hat, in welchem Verſtande man ſie der Vaterſprache entgegen ſetzen könnte. Am häufigſten in weiterer Bedeutung, eine Sprache, welche an dem Orte üblich iſt, wo man gebören und gezogen worden, welche man daher auch gemeiniglich von Jugend auf erlernt, im Gegenſatze der fremden Sprachen. 2. Eine urſprüngliche Sprache, welche dem Anſcheine nach, oder auf eine merkliche Art, aus keiner andern entſtanden, eine Hauptſprache, Stammſprache, wird in Anſehung der von ihr abſtammenden Tochterſprachen oder auch Mundarten, die Mutterſprache genannt. So iſt die lateiniſche Sprache eine Mutterſprache in Anſehung der italieniſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Sprachen.

Mutterspritze, Muttertrichter, ist eine Spritze, deren Rohr sich in einen kugelförmigen, mit verschiedenen Löchern versehenen Theil endigt, welcher in die Mutterscheide gebracht wird, und womit man nach der Heilungsanzeige erforderliche Flüssigkeiten einspritzt.

Mutterstaupe, ein Nahme der Mutterbeschwerde; s. oben, S. 248.

Mutterstein, eine versteinerte zweyschalige Muschel, welche den äußern weiblichen Geburtstheilen ähnlich ist, und um dieser Aehnlichkeit willen im gemeinen Leben auch Maunzenstein genannt wird. S. auch Muttermuschelstein, oben, S. 399.

Mutterstock, ein Bienenstock, welcher zur Zucht, zur Fortpflanzung dient, und welcher auch ein Leibstock, Stammschwarm, Pflanzstock, Ständer, und so fern Biene in einigen Gegenden auch einen Bienenstock bedeutet, eine Mutterbiene und Leibbiene genannt wird.

Muttertheil, der von der Mutter ererbte Theil des Vermögens, zum Unterschiede von dem Vatertheile; auch das Mütterliche.

Muttertrichter, s. Mutterspritze.

Muttertrompete, zwey einer Trompete in der äußern Gestalt einigermaßen ähnliche Gänge, auf jeder Seite der Bärmutter, welche sich von derselben bis nach den Hüften erstrecken, und das angeschwängerte Ey in die Bärmutter leiten sollen; Tubae Fallopianae, von ihrem Entdecker Fallopius. S. im Art. Mutterscheide, oben, S. 420.

Mutterumkehrung, s. im Art. Mutterbruch, oben, S. 268. Ueber diesen Zufall ist kürzlich auch folgendes Buch erschienen: Conr. Jac. Fries Abhandlung von der Umkehrung oder eigenthümlichen Inversion der Gebärmutter, mit Kupf.

Münster in Westphalen. 1804. 172 Seit. 8. (16 gr.).

Mutterviole, im gemeinen Leben, das Mutterveilchen, Hesperis matronalis Linn. S. im Art. Nachtviole, (rothe).

Muttervorfall, s. im Art. Mutterbruch, oben, S. 263. Auch sehe man den Art. Gebärmuttervorfall, Th. 16, S. 524., vorzüglich aber den neulich herausgekommenen VIIte Band von Richter's Anfangsgründen der Wundarzneykunst (Götting. 1804), wo auch von dem Mutterscheidenvorfalle gehandelt wird.

Was die Muttervorfälle bey dem Viehe betrifft, so ist davon der Art. Gebärmuttervorfall bey Kühen, Th. 16, S. 524 fl. nachzusehen. Doch muß ich hier noch einen von Hrn. Frenzel erzählten glücklichen Versuch, dieses Uebel durch ein anderes, als sonst gewöhnliches Mittel zu heben, anführen, weil die sonst übliche Heilart ihre gehoffte Wirkung verfehlte. Er sagt in seinem praktischen Handbuche für Thierärzte II. Th. S. 783 fl., wo von einer Kuh, deren Mutterscheide sehr oft heraus fiel, die Rede ist:

Ich nahm nach dem Vorschlage einiger Thierärzte, besonders des Hrn. v. Willburg, eine Rindsblase, ließ sie vermittelst eines Stöckchens in die Mutterscheide einbringen, und diese daselbst durch ein Röhrchen aufblasen, um durch die aufgeblasene Blase den Vorfall zurückzuhalten. Allein, vergeblich wurde diese Operation vielfältig wiederhohlt. Allemahl, nachdem die Blase aufzutreiben anfing, und solche die Kuh in der Scheide fühlte, drang sie so heftig solche wieder nebst der Scheide von sich, daß keine Gewalt vermögend war, sie zurückzuhalten. Da nun ein anderer Thierarzt vergeblich auch das Zunähen der Leizen angewendet hatte, ließ ich eine Abkochung bereiten, aus getrockneten Heidelbeeren und grünem jungen Eichenlaube, von jedem eine

Hand voll, in einer Kanne Essig und einer Kanne Wasser gekocht, und davon ein Seidel auf einmahl lauwarm einspritzen. Nachdem dieses dreymahl wiederhohlt war, blieb der Vorfall zurück, und die Kuh ward vollkommen hergestellt.

Mutterwasser, ein in den Apotheken abgezogenes Wasser wider die sogenannten Mutterbeschwerden.

Mutterweh, s. Mutterbeschwerde, oben, S. 248.

Mutterwein, im gemeinen Leben, ein süßer Wein, welcher von dem großen Haufen wider die Mutterbeschwerden gebraucht wird.

Mutterwitz, der natürliche Verstand, so wie jeder die Anlage dazu vom Mutterleibe an mit auf die Welt bringt; im Gegensatze des Schulwitzes, des durch die Wissenschaften aufgeklärten Verstandes. **Viel Mutterwitz haben**, viel natürlichen Verstand.

Mutterwolle, nennen die Spanier die Wolle, welche lediglich vom Rücken und Halse des Schafes, und zwar hauptsächlich der Hämmel kömmt.

Mutterwurz, ein Nahme verschiedener Gewächse, welche in Mutterbeschwerden von guter Wirkung seyn sollen, besonders des **Wohlverley**, s. Arnica, Th. 2, S. 449. und des **Bärwurz-Gleiß**, Aethusa meum L.

Mutterwuth, s. Liebeswuth, Th. 78, S. 538, und Th. 75, S. 384.

Bey den Thieren weiblichen Geschlechts bemerkt man dieses Uebel auch bisweilen, wenn sie nicht begattet werden, und es besteht in einer ganz besonderen Geilheit, die in verschiedene andere Krankheiten, ja selbst Raserey übergeht. Es entsteht von einem vermehrten Zuflusse des Blutes nach den Geburtstheilen, von Unterdrückung der Begattung, von harntreibenden Mitteln, u. d. gl.

Die

Die äußern Geburtstheile schwellen an, die weibliche Ruthe ist steif, die Lefzen ziehen sich bald auf bald zu, die Geburtstheile sind leicht entzündet, der gewöhnliche Schleim fließt häufiger ab, die angebundenen Thiere schreien, thun wild, die freien laufen wie wild herum, sie reiben ihre Geburtstheile an andern Gegenständen, springen auf andere Thiere ihres Gleichen, u. s. w. Oft rasen sie, zuweilen werden sie nur traurig.

Dieses Uebel entstehet nie, wenn die Thiere zur gehörigen Zeit ihre Geschlechtstriebe befriedigen können. Nur selten findet man Ausnahmen, wo die Triebe zu einer übermäßigen Geilheit ausarten. Im Anfange der Krankheit hilft auch jederzeit die Begattung; aber beym Fortgange leistet diese nur selten gute Wirkung, vielmehr wird die in den Theilen vorhandene Entzündung vermehrt. Daher, wenn das Uebel schon eine längere Zeit angehalten, muß man die Entzündung und Triebe der Thiere durch Aderöffnen, durch kalte Umschläge, kalte Bäder, Getränke mit Salpeter, Molken, u. d. gl. zu mäßigen suchen, und dann erst die Begattung unternehmen, wenn man das Thier vollkommen heilen will.

Mutterzäpfchen, ein mit Arzeneymitteln angefeuchtetes oder getränktes Zäpfchen oder Meissel, welcher in die Mutterscheide gesteckt wird, die monathliche Reinigung zu befördern, einen Vorfall zurück zu halten ꝛc. S. im Art. Mutterkranz.

Mutterzimmt, die Rinde des Cassien-Lorbers; s. im Art. Lorber, Th. 80, S. 663. und Cassien-Rinde, Th. 7, S. 707.

Mutterzimmtbaum und **Mutterzimmtrinde**, s. eben daselbst.

Muttri, ein Nahme des Alpen-Wasserfenchels, Phellandrium Muttellina L.

Mum, der Nahme einer besondern Spielart der Hühner in Brasilien, welche sehr harte Eyer legen, und gleich den Hähnen mit Kämmen versehen sind.

Mutuchi-Baum, ein von Aublet in Guiana entdeckter und beschriebener Baum, welcher Schmetterlingsblumen trägt, und also in die 17te Classe des Linnéschen Pflanzensystems, und zwar in die Diadelphia Decandria gehört. Seine Blumendecke ist fünfzahnig, und die schmetterlingsförmige Blumenkrone hat ein zweyblättriges Schiffchen. Die 10 Staubfäden sind in eine Röhre verwachsen. Der Staubweg des gestielten Fruchtknotens hat eine stumpfe Narbe. Die Hülse ist eyrundlich, zusammen gedrückt, und mit einem häutigen Flügel umgeben. Sie ist einfächerich, springt nicht auf, und enthält einen Samen. Der eine Baum, welcher von dieser Gattung bisher nur bekannt ist, hat den Nahmen Mutuchi *suberosa*, der korkartige Mutuchi-Baum, bekommen, wächst in den feuchten Wäldern von Guiana, und wird an 50 Fuß hoch. Er hat ungleich gefiederte Blätter, deren Blättchen eyrund länglich und ungezahnt sind; die gelben Blumen erscheinen in Trauben. Sein weißes lockeres leichtes Holz gebraucht man wie den Kork.

S. Aublet hist. des plant. de la Guiane fr. II. p. 748. tab. 299.

Mutulus, dieses lateinische Wort bedeutet in der Baukunst einen an der Wand hervorragenden Stein, oder einen solchen Balkenkopf, um etwas zu tragen. Im Deutschen hat man dafür die

Aus-

Ausdrücke Kragstein und Sparrenkopf. S. Kragstein, Th. 46, S. 439.

Mutuum, heißt in den Rechten ein Anlehn, geborgtes und geliehenes Geld, wovon gemeiniglich gewisse Zinsen zu bezahlen versprochen werden.

1. **Mutz**, der. ein nur in den gemeinen Sprecharten übliches Wort, welches überhaupt den Begriff der Verkürzung, der Verstümmelung der Länge nach, bey sich führt.; daher **Mutzschwanz**, einen abgehauenen Schwanz bey Thieren bedeutet. Ein seines Schwanzes beraubtes Thier, ein gestutzter Hund oder Esel, Ital. Cane mozzo, wird im verächtlichen Verstande selbst ein **Mutz**, genannt, welchen Nahmen man auch wohl fehlerhaft kleinen Dingen ihrer Art, z. B. einer ungewöhnlich kleinen Person beyzulegen pflegt. Figürlich nennt man auch wohl einen dummen Menschen im gemeinen Leben einen **Mutz**, wo es aber auch von Matz abstammen, oder auch zum mittlern Lat. Mutis, Mutio, ein dummer Mensch, vom Latein. mutus stumm, gehören kann. Bey den schwäbischen Dichtern heißt Muser, Muzer ein dummes Pferd.

In Thüringen ist **Mutz** ein Schimpfnahme, welchen man den frechen Mädchen gibt. S. **Mutze**.

2. **Mutz**, in einigen Gegenden eine Bier- oder Schrotleiter, worauf man die Fässer in den Keller läßt.

Mützchen, ein Nahme des Acker- oder Hasenklees, Trifolium arvense Linn. S. im Art. **Klee**, Th. 39, S. 538.

Mutze, s. im Art. **Mutzengericht**.

Mütze, eine ehemahlige Benennung einer jeden Bekleidung des Hauptes. Daher werden die Doctor-Hüte, Cardinal-Hüte und Bischofs-

hüte im gemeinen Leben noch mehrmahls Doctor-Mützen, Cardinal-Mützen, und Bischofsmützen genannt, obgleich jene Benennung wegen des dem Worte Mütze anklebenden niedrigern Begriffs anständiger ist. In Grenadier-Mütze hat es diese Bedeutung noch behalten. Denn jetzt braucht man das Wort Mütze nur von gewissen zur Bequemlichkeit oder Wärme dienenden Bedeckungen beyder Geschlechter, welche das ganze Haupt umgeben. Besonders des männlichen, welche im Oberdeutschen in vielen Fällen die Haube, die Kappe genannt wird. Die Mütze abnehmen, aufsetzen ꝛc. die Nachtmütze oder Schlafmütze, Pelzmütze, Federmütze, Klappmütze, Schiffmütze, Reisemütze, Fuhrmannsmütze ꝛc. Auch bey dem anderen Geschlechte ist die Mütze eine ganz einfache Bekleidung geringer Personen von allerley Zeugen, welche den Kopf genau umgibt, und zuweilen gleichfalls die Haube genannt wird, oft aber noch von derselben verschieden ist. Im Nieders. heißt sie die Hülle, die Kips, Kipp, von Kappe. Kleine Kinder beyderley Geschlechts werden gleichfalls mit solchen Mützen oder Mützchen bekleidet. Figürlich wird der zweyte Magen der wiederkäuenden Thiere wegen der Aehnlichkeit in der Gestalt die Mütze genannt.

Dieses Wort lautet im Nieders. Mutze, Müsse, Mütz, im Schwed. Mylla, im Holländ. Muts, im Finnländ. Mylly. Nicht, wie Frisch will, von dem Worte mutzen, stutzen, weil die Mützen aus den abgestutzten Kappen an den Kleidern entstanden wären, welcher Ursprung selbst schon unerweislich und unwahrscheinlich ist, sondern mit dem Lat. Mitra und Griech. μίτρα aus einer Quelle, nähmlich zunächst von dem alten Zeitworte muzen, bedecken, bekleiden, welches schon bey dem Notker vorkommt, und bey den ältern Franz. musser lautet, so wie im Angels. mithan,

mithan, bedecken, verbergen ist. Es führten daher ehedem mehrere Kleidungsstücke den Nahmen einer Mütze. Dahin gehören die mittlern Lat. Mutza, Mussa, Mucata, Muzecta, Muzzetta. Almucium, Franz. Aumusse, Ital. Mozetta, welche insgesammt eine gemeiniglich kurze Art der Bekleidung des Leibes bedeuten. Im Isländ. ist Muza, ein Bauerwamms, und noch jetzt ist im Oberdeutschen der Mutzen eine solche kurze Kleidung gemeiner Leute. So fern bey diesen Kleidungsstücken der Begriff der Kürze der herrschende ist, kann ihre Benennung freylich auch zu dem Worte mutzen, stutzen, gerechnet werden. Allein unser Mütze gehört mit seinem veralteten Zeitworte mutzen, bedecken, ohne Zweifel zu dem Geschlechte der Wörter, Mieder, Maue, Muff, Muth, Modius, 3 Mutter u. s. f. welche den Begriff des hohlen Raums und folglich auch der Bedeckung haben. — Adelung.

Die verschiedenen Arten der Mützen durchzugehen, würde hier nicht der Ort seyn, da die vorzüglichsten unter eigenen Nahmen in besondern Artikeln erwähnt werden. Ich bemerke daher im Allgemeinen nur folgendes. Baumwollene gewirkte sowohl als gestrickte Mützen verfertigt man in großer Menge hier und dort in Deutschland, besonders in Sachsen, Thüringen, zu Gotha, Erfurt, Eisenach, Chemnitz im Erzgebirge, zu Hanau, Offenbach am Mayn, im Salzburgischen und anderwärts. Wollene Mützen liefern Nottingham und Derby in England, Jütland, die Mark Brandenburg, Schlesien, Sachsen, Frankreich, Bautzen in der Oberlausitz, Breslau ꝛc. und zeichnen sich durch ihre Arbeiten in diesem Fache aus. In England sind auch Leicester, Bewdley, Witney und Colchester durch die schönen und feinen wollenen Mützen, die sie verfertigen, im Rufe. Bewdley liefert die sogenannten Monmouths-Mützen, die häufig nach Holland gehen. Frankreich schickt eine außeror-

deutliche Menge baumwollener und leinener Mützen zum Handel. Die vornehmsten Arten liefern Chateau-Salins in Lothringen; an diesem Orte werden häufig gestrickte Mützen, gewirkte, halb feine und ordinäre Sorten, gemacht. Annonay in Vivarais führt viele weiße oder rothe sogenannte levantische Mützen nach den türkischen Ländern, der barbarischen Küste und nach Afrika aus. Bar-le-Duc verschickt insonderheit baumwollene Mützen, die nach Art der von Troyes und Arcis gewebt sind. Bar-sur-Seine in Bourgogne besonders mittelfeine baumwollene Mützen. Zu Marseille und Orleans werden die rothen Turbane, oder türkischen Filzmützen verfertiget, die im Morgenlande so beliebt sind. In Italien liefern Gallipoli im Königreiche Neapel, und die Insel Malta in großer Menge verschiedene Sorten baumwollener Mützen. Venedig ist der Platz, der Dalmatien, Slavonien und viele von den türkischen Provinzen mit den rothen Kalotten oder Kappen versorgt, und hiermit einen wichtigen Handel treibt. Auch versieht es viele Gegenden von dem übrigen Italien mit sogenannten Berettini aller Art. Holland ist durch seine rothen Mützen von Sammet, Biberhaar und Wolle in vorzüglichem Rufe. Es führt viel davon nach Amerika, Ostindien u. s. w. aus.

Uebrigens ist überhaupt zu bemerken, daß die Mützen nicht zu dick seyn und nicht zu fest anliegen müssen, weil sie sonst den Kopf zu warm halten, die freye Ausdünstung hindern und durch den Druck besonders den Ohren schaden. Eigentlich sollten sie die Ohren ganz und gar nicht bedecken, sondern bloß über dieselben gehen, weil durch das feste Anliegen der Mützen die Muskeln

des

des Ohrs ihre Kraft verlieren, und keine willkührliche Bewegung mehr gestatten, wodurch der Schärfe des Gehörs allerdings viel Eintracht geschehen muß.

In Ansehung der Mützen, welche man kleinen Kindern aufsetzt, ist zwar im Art. Kind, Th. 37, S. 645 fl. schon ein Wort der Warnung gesagt, besonders daß man den Kopf nicht unnöthig bedecken, und am wenigsten Pelzmützen anwenden solle. Es ist bey den Mützen der kleinen Kinder aber noch ein Umstand zu berühren, welcher Beherzigung verdient. Mütter, Ammen und Wärterinnen pflegen nähmlich gewöhnlich bey den Kindern die Mützen durch ein Band, das sie unter dem Kinne herziehen, zu befestigen. Da nun in den ersten Monathen der Kopf bey einem Kinde, aus Mangel der Stärke und Steifigkeit des Halses, geneigt ist, verschiedene Lagen anzunehmen, so kann man nicht sorgfältig genug darauf sehen, wie dieses Band befestiget sey, bevor das Kind zu Bette gelegt wird. Durch Nachlässigkeit in diesem Stücke mag manches Kind ein Opfer des Todes geworden seyn, indem vielleicht nicht wenige, die entweder erstickt, oder durch andere Zufälle gestorben seyn sollen, wirklich durch das enge Binden erwürgt seyn mögen. Es ist nähmlich zu bemerken, daß sich der Hals des Kindes durch Aufschwellen der Gefäße erweitert, wenn das Kind im Bette warm geworden ist; so wie im Gegentheile die Mütze und das Band an derselben sich zusammenzieht, so wie diese Theile von den Ausdünstungen, dem Schweiße und andern Flüssigkeiten feucht oder gar naß werden. Auf diese Weise kann also das Band nach einigen Stunden sehr enge zusammen gezogen seyn, und das Kind zum Ersticken

sticken bringen, wenn es auch gleich zuerst nicht sehr fest angezogen zu seyn schien. Es erfordert demnach die Pflicht der Mütter und Wärterinnen, auf die Bekleidung eines jeden Theils des Leibes, der zur Fortsetzung des Lebens so wesentlich ist, besonders aufmerksam zu seyn.

Mütze des Hippokrates ist bey den Wundärzten eine besondere Art der Umwickelung des Kopfes mit einer langen Binde, welche jetzt selten mehr gebraucht wird. Sie heißt gewöhnlicher der Schaubhuth, auch Hauptbinde.

Die große viereckige Hauptbinde, welche die Wundärzte sonst in einigen Fällen anwendeten, wird auch die **Mütze** genannt. Man machte sie von einem Tuche, Schnupftuche oder Serviette. Sie gab aber zu viele Wärme, welche öfters sehr nachtheilig wurde.

Mütze oder Barret des Herrn le Roux, ist eine Art Fallschirm. Sie besteht aus einer starken aber leichten Materie, und nimmt, wenn sie in sich selbst zusammen gelegt ist, sehr wenig Raum ein. So bald aber die Person, welche sie auf hat, zu fallen anfängt, oder von einer Höhe herunter springt, so entfaltet sie sich, bläset sich auf, und erfüllet sich mit einer so beträchtlichen Menge Luft, daß sie 4 — 5 Fuß hoch, einen Fuß dick wird, und einen Umfang von 3 Fuß erreicht. Diese verticale Luftsäule trägt und erhält den Fallenden stets in lothrechter Richtung. Er sinkt dabey immer fort, und muß endlich nothwendig auf seine Füße zu stehen kommen, und nach der Behauptung des Erfinders soll dieses sehr sanft geschehen, und zwar um so mehr, je beträchtlicher die Höhe ist, von welcher der Fall oder Sprung geschieht. (Dazu scheint indessen der Umfang dieses kleinen Fallschirms

schirms bey weitem nicht groß genug zu seyn). Auch leidet der Kopf durch die Mütze nicht, eben so wenig, wie der Hals dadurch gezerret wird. Davor ist durch starke Bänder gesorgt, womit die Mütze an die Achseln befestiget wird. Wenn man die Mütze aufsetzt, werden die Bänder unter den Armen durchgezogen, und hernach mit einem horizontalen, mit einer Schnalle versehenen Gurte um den Leib geschnallet.

Mütze (Bischofs-) s. Th. 5, S. 505 und Infel oder Infel, Th. 29, S. 757.

— (Butz-) s. Fallhut, Th. 12, S. 155.

— (Cardinal-) s. oben, S. 436.

— (Fall-) s. eben daselbst.

— (Filz-) s. oben, S. 438.

— (Fitz-) s. Th. 13, S. 806.

— (Freyheits-) eine Mütze von rothem Tuche, welche in Frankreich während der Revolution besonders von den berüchtigten Jacobinern getragen, und häufig auch auf die sogenannten Freyheitsbäume gesteckt wurden. S. (Girtanner's) Revolutions-Almanach 1793. S. 203.

— (gesteppte) s. im Art. Kopfputz, Th. 44, S. 122.

— (Haar-) s. Perrucke.

— (Jesuiter-) s. Th. 29, S. 379.

— (Klapp-) eine kleine lederne Mütze, welche nur den Scheitel bedeckt. Sonst sehe man auch Th. 39, S. 345.

— (Kräuter-) s. Th. 48, S. 101.

— (Latz-) s. Th. 65, S. 597.

— (marokkanische Frauen-) eine besondere Art Hauben, welche die Damen in Wien im Jahr 1783, bey Gelegenheit des damahligen Aufenthaltes des marokkanischen Bothschafters trugen, und welche Bonnets à la Maroque hießen. Sie waren

ren meist von weißem Flor gemacht; das Ganze wurde über einen Spangendraht gezogen, und hinten wie ein Strickbeutel eingezogen. Hierauf wurde eine Schnur Perlen ringsum angemacht, wovon hinten ein Theil mit einer Quaste ebenfalls, von Perlen herunter hing.

Mütze (morgenländische) die Bekleidung des Kopfes der Bewohner des Orients. Man sehe im Art. Kopfputz, Th. 44, S. 71.

— (Nacht-) s. in N.

— (Neptuns- oder polnische) eine Art Schwamm-Koralle, Madrepora Pileus L. s. Th. 44, S. 282. im Art. Koralle.

— (papierne) sind Mützen von braunem Seidenpapiere, welche von einigen unter den Perrücken getragen wurden. Das Dutzend kostete 4 Gr.

— (Pech-) s. unter Plattmütze.

— (Pelz-) von deren Verfertigung sehe man im Art. Kürschner, Th. 57, S. 50. und die dazu gehörige Figur 3431.

— (Platt-) s. in P.

— (polnische) s. Neptuns-Mütze.

— (Pudel-) s. in P.

— (Reise-) s. in R.

— (Schiff-) s. in S.

— (Schlaf-) s. in S.

1. **Mutzen**, ein reguläres actives Zeitwort, welches nur noch in einigen gemeinen Mundarten Nieder- und Oberdeutschlandes üblich ist, wo es sich zieren, putzen bedeutet. **Sich zum Tanze mutzen.**

2. **Mutzen**, ebenfalls ein regelläres actives Zeitwort, welches auch nur in den gemeinen Sprecharten, besonders Oberdeutschlands vorkommt, wo es stutzen, der Länge nach verstümmeln bedeutet. **Die Bäume mutzen**, d. i. stutzen, im Oberdeutschen,

deutschen, wo auch das zusammengesetzte abmutzen üblich ist. Es stammt mit dem Lat. mutilare aus einer Quelle her, nähmlich von meiden, metzen, schneiden, wohin auch unser metzeln, Messer ꝛc. gehören.

Mützenblech, das Blech der Grenadiermützen, welches vorn an denselben befestiget wird. Es wird von Messingblech getrieben. Der Gürtler schneidet zu solchem Ende mit der Blechschere ein Blech zu, das etwas grösser als die Stanze ist, womit solches getrieben wird, aber die Gestalt der Stanze hat, legt alsdenn die polirte Seite des Messingblechs auf die gravirte Seite der Stanze, und schlägt den vorstehenden Rand des Blechs um. Hierauf legt er die Stanze mit dem Bleche auf einen Klotz, und befestiget beydes mit einer Schraubenzange. Der eine Schenkel der Schraubenzange liegt auf dem Blech, der andere aber steckt in einem Loche, das schon zu dieser Absicht auf den Seiten des Klotzes gemacht ist. Man bedeckt ferner das Messingblech mit einer kleinen Bleiplatte, die etwa einen Zoll dick ist, und schlägt mit dem Hammer darauf. Das Blech dringt in die Vertiefung der Stanzen ein, und die Figur der Stanze druckt sich in dem Bleche ab. Dies setzt man auf allen Stellen des Blechs fort, bis die ganze Figur auf demselben erhöhet steht. Wird die Bleyplatte zu dünne, so biegt man sie um, und braucht sie von neuem. Endlich schneidet man das Ueberflüßige ab, versilbert das Blech, wenn es seyn soll, dann wird es auf den Knien, oder einem runden Holze, rund gebogen, und mit Draht an der Mütze befestiget.

Mutzengericht, ein nur in einigen hessischen Gegenden übliches Gericht, welches vornehmlich auf

der

der Eigenhufe zu Issenhausen gehalten, und auch der Eigenstuhl und das Eigengericht genannt wird. Es wird über die neuverehlichten Leibeigenen gehalten, da denn diejenigen, welche eines andern Adeligen Leibeigene (vielleicht nur ohne Erlaubniß ihres Leib- und Eigenthumsherren) geheirathet haben, eine kleine Strafe erlegen müssen. Man nennt es im Lat. Jus Cunagii, und leitet es von Mutze, vulva, her, allein es kann auch von Mutze, Metze, d. i. eine jede unverehlichte weibliche Person, ein Mädchen, abstammen.

Mützenkloz, oder **Mützenstock**, ein hölzernes oben abgerundeter Kloz, welchen die Kürschner bey der Verfertigung der Pelzmützen gebrauchen.

Mutzenkorn, Mutzerkorn, eine Spielart des Spelzes, Triticum Spelta Linn., welche keine Grannen hat. S. unter Spelz. Von **Mutzen**, abstutzen, verstümmeln.

Mützenmacher, Baretkrämer, Bonnetier, sind Leute, die mit allerley Mützen, Hauben, und mit Rauchwerk gefütterten Müffchen handeln, auch Hüte auf mancherley Art staffieren. In Paris machten sie, wenigstens vor der Revolution, unter den handelnden Zünften die 5te in der Ordnung aus.

Mützensammet, ein Sammet, der davon den Nahmen hat, weil er zu Weibermützen gebrauchet wird, und öfters reiche Blumen hat, er ist nichts anders, als ein geblümter Sammt, und von solcher Beschaffenheit, daß öfters die Blumen nur gerissener oder ungeschnittener Sammt sind, der Grund aber entweder Kieper- oder Atlaßgrund ist. Manchmahl sind die Blumen geschnittener, der Grund aber ungeschnittener Sammt, und zwischen diesen zeigen sich Ranken in einem Atlaß-

laßgrunde. Ueberhaupt müssen die Blumen dieses Sammts so angebracht, und die Patronen zum Einlesen der Poilfäden gezeichnet werden, daß sie sich zu den Mützen schicken. Oefters ist dieser Sammt nur von einer Farbe, und alsdenn sind alle Blumen gerissen und der Grund ungerissen, oder umgekehrt. Oftmals ist auch Grund und Poil von zwey verschiedenen Farben, alsdann muß der Einschlag von der nähmlichen Farbe seyn, als die Grundfäden, damit die Grundstellen, welche sich zwischen dem Sammet zeigen sollen, durchgängig von einer Farbe sind. Dieser Sammet ist leicht, und es werden nur 2 oder 3 doppelte Poilfäden nebst 3 einfachen Kettenfäden in ein Riedt einpassirt. Uebrigens ist die Einrichtung des Sammets und der Blumen wie bey andern Sammeten und geblümten Sammeten.

Mützenstock, s. Mützenklotz.

Muze, der nürnberger Nahme eines gewissen kurzen Gewandes. Man vergleiche Mutz, und 2. Mutzen.

Muzerkorn, s. Mutzenkorn.

Mutzinger, Doppel-Marcell, eine venetianische Münze, 3 Gr. 6 pf. werth.

Muzu, ist eine runde schwarze Frucht, von der Größe einer Nuß, von der man weiter nichts weiß, als daß die Chineser aus dem Kern derselben ein vortreffliches Oehl pressen, das sie Muyen, d. i. Baumöhl nennen. S. Allg. Reisen XII. B. S. 515.

Muzur, so heißen die Gerichtsvögte und Provose bey den hohen Gerichten in der Türkey.

Muzzi, die türkischen Galeerensklaven.

Mya, s. Klaffmuschel, im Art. Muschel, Th. 98, S. 231.

Myacantha, ein alter Nahme des Halskrauts Ruscus Linn. S. Th. 21, S. 304.

Myagrium, s. Myagrum.

Myagrosis, s. Myosurus.

Myagrum, s. Leindotter, Th. 76, S. 252.

Mycalessia, in der Mythologie der Griechen und Römer, ein Beynahme der Ceres, von ihrem Tempel in der Stadt Mycalessus in Böotien.

Mycetophagus, der Nahme einer Käfergattung des Herrn Fabricius, deren Arten vorzüglich von Pilzen leben.

Mycteres, so heißen in der Anatomie die Schleimbehältnisse oder Nasenlöcher.

Mycteria americana Linn. ein Sumpfvogel, welcher sich in dem östlichen Südamerika, nähmlich in Brasilien ꝛc. aufhält, und mit den Reihern einige Aehnlichkeit hat. Dieser Vogel wird dort der Jabiru genannt, und hat ein weißes, etwas trocknes, aber sonst wohlschmeckendes Fleisch. Abgezogen und in Butter gebraten soll es, nach Marcgraf, sehr lecker seyn.

Mydas, Testudo Mydas Linn., s. im Art. Schildkröte. Mydas ist auch der Nahme einer Gattung fliegenartiger Insecten, nach dem entomologischen Systeme des Herrn Fabricius.

Mydon, so heißt in der Wundarzneykunst das faule Fleisch in den Fistelschäden.

Mydosis, 1) eine aus allzu vieler Feuchtigkeit entstehende Fäulniß; 2) eine aus dieser Ursache entstehende faulige Vereiterung in den Augenliedern.

Mydriasis, eine Krankheit, wo der Augenstern widernatürlich erweitert, und die Beweglichkeit desselben theils gehemmt, theils gänzlich gehindert wird.

Mydros, heißt bey den Alten ein Stein, oder ein Stück Eisen, das sie bey Friedensschlüssen in das Meer zu werfen pflegten, die Unverbrüchlichkeit und ewige Dauer des Friedens anzuzeigen. So wenig nähmlich der Stein ꝛc. wieder auf die Oberfläche des Wassers käme, eben so wenig sollte der geschlossene Frieden gebrochen werden.

Mygdonia, ein Beynahme der Ceres, oder vielmehr der Cybele, von ihrer Verehrung in Phrygien.

Myginde, eine Pflanzengattung, welche Jacquin dem Herrn Hofrath Franz von Mygind in Wien zu Ehren so genannt hat, und welche in die 4te Ordnung der 4ten Classe des Linn. Pflanz. Systems, Tetrandria Tetragynia gehört. Ihre Kennzeichen sind folgende: Die Blume hat einen kleinen, bleibenden, vierspaltigen Kelch; vier Blumenblättchen; und vier Staubfäden; ihr Fruchtknoten hat vier kurze Griffel mit spitzigen Narben, und verwandelt sich in eine kugelrunde Steinfrucht mit einem einzigen Samen. Man kennt nur folgende 3 Arten:

1) Die harntreibende Myginde. Myginda *uragoga*, foliis subcordatis acuminatis subserratis pubescentibus. Willd. Sp. Plant. T. I. P. II. p. 722. Swartz Prodr. Fl. Ind. occ. p. 39. Linn. Syst veg. pag. 142. Sp. pl. 1661. Jacq. Amer. 24. t. 16. Houtt. vollst. Pflanz. Syst. III. S. 141. Taf. 19. 6.

Diese Pflanze wächset sehr häufig in Westindien in der Gegend von Carthagena, und auf der Insel St. Martini, bey der Stadt Philippi, an nahe beym Meer gelegenen Orten. Sie ist ein aufrechter, in wenige Aeste zertheilter Strauch, welcher auf sandichten Meerstranden,

nur drey, in schattigen Wäldern aber bey acht Schuh hoch wird. Er hat eine dicke, knotige Wurzel von irregulärer Gestalt, deren Rinde auswendig braun, und inwendig pomeranzengelb, das Holz aber fest, weißlich und sehr bitter ist. Seine Blätter stehen auf sehr kurzen röthlichen Stielchen gerade gegen einander über, und zuweilen auch wechselsweise; und sind eyrund, oder lanzenförmig, spitzig, am Rande sehr fein sägenartig gezähnt, und einen halben bis anderthalb Zoll lang. In den Winkeln der Blätter entspringen gerade gegen einander über fadenförmige Blumenstiele, welche sich entzweyspalten, und hernach an beyden Enden wieder in drey kleinere Stielchen zertheilen, und solchergestalt an jedem Ende drey Blumen tragen, wovon die mittlere sich lange vor den zwey andern öffnet. Die Blumen sind klein, und von einer glänzend schwarzrothen Farbe; die Staubfäden sind pfriemenförmig, aufrecht, und kürzer als die Blumenblättchen. Die darauf folgenden ziemlich kugelrunden Früchte sind roth, weich, so groß als kleine Erbsen, und enthalten einen eyrunden spitzigen Stein, welcher einen Kern von gleicher Figur einschließt. Die Spanier nennen diesen Strauch Yerva de maravedi, oder ein Gewächs, das um einen Pfennig oder sehr geringer Preis zu haben ist. Die Einwohner von Cartagena gebrauchen hin und wieder die Wurzeln, welche den Urin sehr gewaltig treiben, in einem Decoct oder Aufguß als eine Arzney; auch sollen die Blätter, die aber nicht gebräuchlich sind, gleiche, wiewohl schwächere Kräfte besitzen.

2) Westindische Myginde, Myginda *Rhacoma*, foliis lanceolato-ovatis obtusis crenatis, floribus monogynis, stylo quadrifido. Willd.

Willd. l. c. Swarz Flor. Ind. occid. I. p. 340. Jacq. Coll. IV. p. 173. Ic. rar. II. t. 311. Dieſes iſt ein 2—3 Fuß hoher Strauch, welcher aufrecht wächſt und äſtig iſt. Seine Rinde iſt grau. Die Aeſte ſind grade. Die Blätter nur ½ Zoll lang, gegenüberſtehend, kurz geſtielt, eylanzettförmig, ſtumpf, gekerbt, ſteif, faſt ohne Adern, dabey glatt und ein wenig glänzend. Die Blumen bilden kleine Trauben, ſind äußerſt klein und röthlich. Die kleine Steinfrucht erreicht beynahe die Größe einer Johannisbeere, iſt hochroth und glänzend.

3. Breitblättrige Myginde, Myginda *latifolia*, foliis ellipticis crenatis ſubcoriaceis ſtigmatibus 2—4 ſeſſilibus. Willd. l. c. Swartz l. c. p. 342. Vahl Symb. II. p. 32. Dieſes iſt ein äſtiger Strauch von 3—4 Fuß. Die Aeſte ſind 4-eckig, glatt. Die Blätter kurz geſtielt, gegenüberſtehend, länglich ſtumpf, entfernt gekerbt, geadert, ſehr glatt, ſteif und häutig. Die Blumenſtiele ſind blattachſelſtändig und kürzer als das Blatt. Sie tragen nur wenige ſehr kleine weißliche Blumen. Die Griffel fehlen. Die kleine Steinfrucht iſt kugelrund.

Mylabris, iſt der Nahme einer Käfergattung, nach dem entomologiſchen Syſteme des Herrn Fabricius.

Mylady, My Lady, ſ. Lady, Th. 58, S. 680.

Mylitta, die Venus der Babylonier und Aſſyrer, welcher die Weiber jährlich einmahl mit einem Ausländer in ihrem Tempel opfern mußten. Nach dem Herodot mußten alle junge Frauenzimmer vor ihrer Verheirathung ſich in ihrem Tempel jedem zur Wolluſt Preis geben, und das damit zuſammen gebrachte Geld wurde als Tempelſchatz verwahrt.

Mylohyoideus, der äußere Zungenbeinmuskel.

Mylologie, die Lehre von den Fliegen und Mücken.

Mylon, eine Geschwulst oder Gewächs des Auges, welches einem Traubenkerne gleicht.

Mylopharyngeum, der Kinnbackenschlundmuskel.

Mylord, s. Lord, Th. 80, S. 688.

Mylphae, 2) das Ausfallen der Augenwimper. 2) Mittel gegen das Ausfallen der Haare.

Mymsen, in einigen Gegenden am Rhein der Nahme einer Art wohlschmeckender Fische. Welche Art mit diesem provinziellen Ausdrucke gemeit sey, kann ich wegen Unbestimmtheit der Angabe aber nicht errathen.

Myocephalum, eine anfangende sehr kleine Traubengeschwulst im Auge, von Gestalt und Größe eines Fliegenkopfs; auch **Fliegenkopf** und **Mückenauge** genannt.

Myodes platisma, die Hautmuskel des Halses.

Myodesopsie, Photopsie, derjenige Augenfehler, wenn einer Gegenstände sieht, die nicht da sind, und welche ihm theils schwarz, theils farbig erscheinen; das **Flimmern vor den Augen**. Dieser Fehler muß nicht mit den **Phantasmen** verwechselt werden, welches ganze Erscheinungen von Menschen und andern Gegenständen sind, die einige Leute bisweilen erblicken, und welche schon im Alterthume den Grund zu dem Glauben an Gespenster legten, obgleich alles nur bey gewissen krankhaften Zuständen des Körpers und der Einbildungskraft in unserem Auge vorgeht, und außerhalb nichts verhanden ist, was hierauf Bezug hätte. Die Myodesopsie besteht darin, daß einem allerley unter sich bewegliche Striche, Puncte, Kugeln und andere einzelne und zusammenhangende Figuren, die man gewöhnlich **Mücken** nennt, verschweben, welche in einer etwas

fehler-

fehlerhafeen Beschaffenheit der wässerigen Feuchtigkeit des Auges ihren Grund haben, und grossentheils aus ganz kleinen zusammen gereiheten Bläschen zu bestehen scheinen, die nach Verhältniß, wie das durchgehende Licht in ihnen gebrochen wird, theilweise sehr hell, oder dunkel sind. Es gibt im Grunde wenige Menschen, welche ganz frey hiervon sind, besonders solche, welche eine sitzende Lebensart führen, und die Augen viel anstrengen. So lange dieses Flimmern nicht beträchtlich zunimmt, darf man sich eben nicht darum bekümmern, denn es hindert selten am guten Sehen und hat auch keine sonstige üble Folgen. Die Aerzte wissen keinen anderen Rath, als daß sie nur vor einer unordentlichen Lebensart und vor zu starken Anstrengungen des Auges warnen, um die Säfte des Auges nicht noch mehr zu verderben. Bey schnellen Erkältungen des Kopfes pflegt man die kleinen sogenannten Mücken auf einige Zeit stärker wahrzunehmen, welche hernach wieder schwächer werden. Mit dem Staar, so wohl dem grauen als schwarzen hat dieser kleine Fehler nichts gemein; sondern sein Grund liegt, wie gesagt, in der wässerigen Feuchtigkeit, welches vorzüglich daraus erhellet, weil die kleinen vorschwebenden Figuren keine feste Stelle haben, sondern sich auf verschiedene Art bewegen, wenn man das Auge aufschlägt, und dann auf einen Punct, besonders gegen eine weiße Wand, oder gegen den Schnee heftet.

Myographie, die Beschreibung der Muskeln. S. den Art. **Muskel.**

Myologie, die Lehre von den Muskeln. S. eben daselbst.

Myomantie, die Wahrsagerey vermittelst der Mäuse.

Myon (Saint) Linagne, eine mineralische Quelle in Frankreich, deren Wasser $\frac{1}{300}$ Rückstand gibt, der sehr laugenhaft schmeckt, und wovon zwey Theile ein dem Salpeter ähnliches Salz enthalten. S. System. Beschr. aller Gesundbr. und Bäder ꝛc II. B. Jena 1799 S. 490.

Myopa, eine vom Herrn Fabricius mit diesem Nahmen belegte Insectengattung, welche mit den Linnéischen Stechfliegen, Conops, einige Aehnlichkeit haben; und zu welcher auch einige Arten von der genannten Linnéischen Gattung Conops gezogen sind.

Myoparones, der türkische Nahme einer Art Galeasse, die auch Mahame heißt. S. Th. 82, S. 485.

Myopia, Myopialis, } s. den folgenden Artikel.

Myopie, die Kurzsichtigkeit; Myops, ein Kurzsichtiger. S. den Art. Kurzsichtigkeit, Th. 57, S. 97 — 129.

Myops, s. den vorstehenden Artikel.

Myopsis, s. Myopie.

Myosis, eine widernatürliche Verlängerung des Augensternes, welche zuweilen bis zu einer völligen Verschließung zunimmt.

Myosotis, s. Mäuseohr, Th. 86, S. 162.

Myosurus, s. Mäuseschwanz, daselbst, S. 164.

Myotomie, die Anatomie der Muskeln.

Myoxus, so heißt bey Gmelin, in seinem Syst. Nat. B. I. S. 155. eine Gattung vierfüßiger Thiere, die die große und kleine Haselmaus, den Siebenschläfer, und noch ein anderes aber weniger bekanntes Thier in sich begreift. Von den beyden ersteren sehe man den Art. Haselmaus,

Th. 22, S. 196. Ueber die letzteren den Art. Siebenschläfer.

Myrabolans, s. Myrabolane.

Myrabolt, der Nahme einer Art Myrrhen, welche man aus Arabien erhält, die aber eigentlich über Surate aus Ostindien kommt.

Myragilet, eine schlechte Art Myrrhen, welche aus Arabien kommt, jedoch ebenfalls aus Ostindien von Surate gehohlt wird, aber viel geringer an Güte, als die Myrabolten, und auch viel wohlfeiler ist, so daß wenn ein Main oder vierzig Pfund von diesen etwa fünf Thaler daselbst gelten, die Myragilete nicht einmahl 2 Gulden kosten.

Myre, ein Nahme des **Vogelkrautes**, Alline media Linn. S. Th. 1, S. 585. Alsine.

Myri, bedeutet, 1) in Aegypten die Grundsteuer; 2) in der Türkey die Staatscasse, welche sich nicht, wie die Kaisercasse (Chasna) in dem Serail, sondern in der Stadt Constantinopel befindet, und worüber der Defterdar-Pascha als Reichsschatzmeister, und General-Finanz-Controlleur gesetzt ist.

Myria, in den neufranzösischen Wörtern Myriagramme, Myriamétre ꝛc. kommt von dem griech. μύριοι, und bedeutet, wie dieses, Zehntausend. Myriagramme bezeichnet daher eine Schwere oder ein Gewicht von 10,000 Grammes. Myriamétre eine Länge von 10,000 Métres. Eben so verhält es sich mit Myriare, Myriastére, und Myrialitre. Die nähere Bestimmung dieser Ausdrücke und die Vergleichung mit anderen bekannten Maßen und Gewichten findet man im Art. Maß und Gewicht, Th. 85, S. 596 fl.

Myriade, heißt eigentlich eine Summe von 10,000. Im weitläufigen Verstande wird aber auch eine

noch größere Menge mit diesem Nahmen belegt. Gemeiniglich braucht man das Wort nur als eine runde Zahl. Griech. μυριὰς

Myriagramme,
Myrialitre,
Myriamétre,
Myriare,
Myriastére, s. im Art. Myria.

Myrica, Gagel, Wachsbaum; s. im Art. Eiche, Th. 78, S. 281 ff. Sonst belegte man mit diesem Nahmen auch die Tamariske, Tamarix Linn. welche von einigen auch Porst genannt wurde, wiewohl letzterer Nahme billig für Ledum aufgespart bleibt.

Myrica humilis, war ehedem ein Nahme des gemeinen Heidekrautes.

Myrionym, der eine große Menge Nahmen hat.

Myriophyllum, Federkraut, s. Federball, Th. 12, S. 409. Ehedem belegte man mit diesem Nahmen auch die Achillea Millefolium Linn. S. Th. 1, S. 275.

Myristica, s. Muskatenbaum, Th. 98, S. 658 ff.

Myrmecaleon, *) s. Myrmeleon.

Myrmecia, eine Pflanzengattung; s. im Art. Myrobalanifera.

Myrmecie, Myrmecia, platte und sehr harte schmerzende Warzen an den Fußsohlen und in der platten Hand; Ameisenwarze, gewöhnlicher Leichdorn genannt. S. Th. 73, S. 87. Auch nennt man gewisse verhärtete Erhöhungen an der inneren Seite der Augenlieder Myrmeciae.

Myrmecit, ein Stein, auf welchem ameisenähnliche Figuren zu sehen sind, welche von kleinen versteinerten Seegewürmen herrühren.

Myr-

*) Bey diesem und mehreren folgenden Wörtern liegt das griechische Wort μύρμηξ, eine Ameise, zum Grunde.

Myrmecophaga, der Gattungsnahme verschiedener kleiner vierfüßiger Thiere, welche in Südamerica oder andern heißen Ländern leben, und sich vorzüglich von Ameisen nähren. Im Deutschen begreift man diese aus 5 Arten bestehende Gattung unter dem Nahmen **Ameisenbär**, wovon die Supplement-Bände nachzusehen sind.

Myrmeleon, der Nahme einer Insectengattung mit netzförmigen geglätterten Flügeln, welche man **Afterjungfern** nennt. Davon ist besonders eine Art sehr bekannt, welche Myrmeleon formicarius L., im Deutschen Ameisenlöwe heißt, und Th. 1, S. 676 ff. beschrieben ist. Fabricius hat diese Gattung etwas enger beschränkt und nennt sie Myrmelon, und die eben angeführte Art Myrmelon formicarium.

Myrmelon, s. den vorstehenden Art.

Myrmillionen, eine Art römischer Fechter, welche sehr schwer geharnischt waren, und auf dem Knie liegend fochten. S. im Art. **Kampfspiel**, Th. 34, S. 30.

Myrmillonicus, ein Schild, mit welchem sich die Alten bedeckten, wenn sie sich halb kriechend der Mauer einer belagerten Festung näherten.

Myrobalane, Myrobalana, Myrobalanorum quinque species, sind ostindische, fleischig trockene Früchte, welche eine Kernnuß enthalten, und von den Arabern als Laxiermittel dem Arzneyvorrathe aufgedrungen worden sind; mit der größten Unwahrscheinlichkeit werden sie von einem und demselben Baume hergeleitet.

Die **Bellirischen** (Myrobalana bellirica) haben einen dicken Stiel, eine graubraune Farbe, die Gestalt einer Muskatennuß, und sind fünfkantig. Das herbbitter, hintennach etwas süßlich schmeckende Fleisch ist bis auf die hellfarbige Kern-

Kernnuß eine Linie dick. Die Araber nennten sie Belleregi. Der Baum, der sie trägt, soll aschgrauliche, den des Lorbers ähnliche Blätter haben; seine Blüthe hat vermuthlich 5 Staubwege.

Die aschfarbigen (Myrobalana emblica, Arab. Amlegi) sind fast rund, sechskantig, etwas über einen halben Zoll dick, schwärzlich aschfarbig, und enthalten unter einem zähen schärflichherben Fleische eine sechseckig dreyzellige, leichte, hellfarbige Kernnuß. Doch findet man sie auch in schwärzlichen Stücken. Der hohe Baum, der sie trägt, ist Phyllanthus Emblica L.*). (Zorn pl. med. tab. 347.) mit gefiederten, blüthentragenden Blättern, baumartigem Stängel, und beerenartiger Frucht, auf Malabar, Zeylon u. s. w. einheimisch.

Die großen schwarzbraunen (Myrobalana Chebula, oder Helilegi Kebuli) sind fast birnförmig, fünfrippig, zehnstreifig, und enthalten unter einem runzlichen, äußerst schwarzbrauen, inwendig dunkelrothen, schleimig herbbittern Fleische eine runzliche, fächerige Kernnuß. Der drey bis vier Klafter hohe, vorzüglich in Decan und Bengalen einheimische Baum hat denen des Citronenbaums ähnliche Blätter, und weiße, ährenförmige Blüthen: Terminalia Chebula Retz. mit eyförmigen, nackten, oben mit zwey Drüsen besetzten Blättern, und einfachen Blüthentrauben.

Die gelben (Myrobalana citrina, lutea, flava, Arab. Azafar) sind länglichrund, birnförmig, fünf Viertel Zoll lang und drey Viertel Zoll dick, und enthalten unter einem fünfrippigen, zehnstreifigen, anderthalb Linien dicken, gummigzähen,

*) S. Blattblume in den Supplement-Bänden.

zähen, herbbittern Fleische eine eckigrunzliche Kernnuß. Der vorzüglich um Goa wachsende Baum soll denen des Vogelbeerspierlings ähnliche Blätter haben; seine Blüthe hat vermuthlich fünf (oder zehn) Staubwege.

Die indianischen (Myrobalana inda, nigra, Damasonia, Arab. Asuar) sind die kleinste Sorte, etwa drey Viertel Zoll lang und einen Viertelzoll dick, schwarz, achtstreifig, vierrippig, tiefrunzlich (unreif?), in der Mitte kernlos, hohl, von säuerlich herbem Geschmacke. Der Baum soll weidenähnliche Blätter haben; seine Blüthe hat vermuthlich vier oder acht Staubwege.

Es ist unbegreiflich, wie man diese fünf verschiedenen Früchte zusammen als ein einzelnes Arzneymittel gebrauchen konnte, denn man verschrieb sie fast immer zusammen; seltner die großen schwarzbraunen, oder die gelben allein. Auch ist es noch gar nicht ausgemacht, welche unter ihnen laxirende Kräfte haben, und welche nicht. Die aschfarbigen und die indianischen scheinen am wenigsten davon zu besitzen. Man lobt zugleich ihre anstringirende Kraft, welche aber unter ihnen hat hierin den Vorzug?

Man hat sie als eine nicht schwächende Laxanz im Aufgusse angewendet, wo man zugleich stärken wollte, in Bauchflüssen, der Ruhr u. s. w. Im Absude sollen sie wirksamer den Leib eröffnen, roh aber als Pulver und geröstet bloß anhalten. Man kann sie entbehren.

S. Hahnemann's Apothekerlexikon II Th. I Abth. Leipz. 1793. 8. S. 116 ff.

Bengt Bergius sagt in seinem Werke über die Leckereyen, daß er sich nicht getraue zu entscheiden, ob die Myrobalanen in Kochin und

Kalekut

Kalekut zu der Familie unserer gemeinen Pflaumen gehören. Sie sollen den Pflaumen sehr ähnlich sehen, und sehr delicat seyn. Auch die Myrobalanen in Bengalen, die Bernier als vortrefflich rühmt, ließen sich wohl nicht mit Bestimmtheit zu diesen Varietäten der Pflaumen rechnen.

Bey dieser Gelegenheit macht der berühmte Kurt Sprengel, einer der Herausgeber des genannten Werkes, über die Myrobalanen eine Anmerkung, die ich hier nicht umhin kann ganz einzurücken. Er sagt daselbst S. 274 fl.:

So viel ich durch mühsames Forschen über die Myrobalanen der Alten und Neueren habe heraus bringen können, so gibt es zwey völlig verschiedene Baumgattungen, die eine Frucht tragen, welche bey den Alten jenen Nahmen führte, und vorzüglich zu den Salben, in spätern Zeiten aber auch als abführende Mittel angewandt wurden. Zuvörderst tragen mehrere Palmen in Aegypten, Arabien und Persien Früchte, welche die Griechen κοκκοβαλανος, auch wohl μυροβαλανος, nannten. Diese Palmen sind von den Myrobalanen der Araber ganz verschieden. Die letztern nannten diese Früchte mit einem allgemeinen Nahmen ihliladsch. Bey dem Perser Zein-Atthär kommen vier besondere Arten derselben vor, die von Linne gar noch nicht beschrieben sind. Nach Adanson werden alle vier Arten in Malabar von einem Baume Panel, nur zu verschiedenen Jahreszeiten, genommen. 1. oder Fedsch, Citrobalanus des Geoffroy oder Myrabalanus citrina des Plukenet, mit Ebereschen-Blättern, und einer fünfeckigen Frucht. 2. Chebula des Geoffroy, von dem Berge Kebul zwischen Dekan und Bisnagar in Ostindien so genannt. Die Blätter sind den Pfirsichblättern ähnlich. 3. Myrobalanus Sinensis des Serapium, die bey den Arabern auch die geschnäbelte hieß, kommt jetzt gar nicht mehr vor. Ob es die Art ist, die Pyrard in Kochinchina sahe, wage ich nicht zu entscheiden. 4. Beliledsch, Bellirica des Breyn's, Tani des Rhede. Sie hat zehn Antheren und zeichnet sich durch ihre Lorbeerblätter aus. — Außer diesen

Bäumen

Bäumen wächst in der Levante und im südlichen Asien ein Baum, den Linne zur Monöcie rechnete: Phyllanthus Emblica L. Dieser ist es, der die heutigen Myrobalanen liefert, die von einigen Schriftstellern fälschlich für Pflaumenarten gehalten werden. So wie die Myrobalanen in unsere Apotheken kommen, sind es rundliche, schwarzgraue, runzliche Früchte, die sich in 6 Kammern theilen lassen. Ihr Gewebe ist ziemlich zähe, und ihr Geschmack sauer, und etwas zusammenziehend. Rhede nennt diese Frucht Nilicamerum (Hort malab. tab 28 I.) und sagt, daß man sie in Ostindien mit Zucker einzumachen pflege Die Griechen scheinen sie vor dem Actuarius nicht ganz genau gekannt, wenigstens von jenen Palmen nicht gehörig unterschieden zu haben. Die Araber nannten sie zuerst Emledsch, woraus Zosimus und Myrepsus μπελιτζ und ἐμπλιτζ, machten. Auch war sie bey den Arabern unter dem Nahmen der indischen oder schwarzen Ihliladsch bekannt, und wurde ungemein häufig verordnet. Jetzt braucht man sie gar nicht mehr seitdem man die Tamarinden kennt Abbildungen von drey Myrobalanen-Bäumen habe ich in meiner Ausgabe des Masajawaih (fol. Venet 1562.) vor mir. Manardus, der diese Ausgabe mit einem sehr brauchbaren Commentar begleitet hat, hat die Abbildung wahrscheinlich hinzugefügt. Er sagt, einer seiner Freunde, Micheli, sey in Indien gewesen, und habe es sich mit zum Zwecke gemacht, die Myrobalanen zu untersuchen, dessen Beschreibung wolle er herausgeben. Dies ist aber meines Wissens nicht geschehen, sondern Johnston, der Thaumathographe, benutze in seiner Dendrologie Micheli's Nachrichten sehr schlecht. Durch Johnston lernte Geoffroy die Myrobalanen kennen. — Serapium (Lib. de simplic. medic. fol. CXXXV. und CXXXVII. ed Lugd 1525.) kommt mit dem Masajawaih fast ganz überein. Man sehe auch Garcias ab Horto (Aromat. et simpl. histor. lib. I. c, 27. p. 131. ed. Antwerp. 1567).

So weit Sprengel. Forster setzt noch hinzu:

Alle Myrobalanen haben etwas sehr zusammenziehendes, daher braucht man sie auch zuweilen als

ein

ein adstringens beym Schwarzfärben auf Baumwolle: und ich muß gestehen, daß die Proben, die ich damit in London gemacht habe, ziemlich gut ausfielen. Ich fand die Myrobalanus citrina, chebula und bellirica taugte nicht zum Färben. Ob die Myrobalanen aber eine Palmenfrucht sind, ist noch zweifelhaft.

Mit dem Nahmen Myrobalane, oder Mirobalane, so wie Mirabolane, belegt man übrigens auch eine Spielart der gemeinen Pflaumen, Prunus domestica L. welche von einigen auch Kirschenpflaume genannt wird. Daß diese aber nicht zu Prunus domestica gehören könne, ist nach dem vorstehenden wohl ohne Bedenken anzunehmen.

Myrobalanenbaum, Spondias Myrobalanus L., s. im Art. Mombin-Pflaume, Th. 93, S. 81. Die Mombin-Pflaumen gehören übrigens nicht zu den im vorstehenden Artikel beschriebenen Myrolabanen.

Myrobatindum, so wurde ehedem von Vaillant eine Art des Schlingbaums, Lantana L. genannt.

Myrobalanifera, Myrodendrum, Myrodia, Myrosma und Myrospermum, so wie Myrmecia, sind Pflanzengattungen, welche ich hier nicht weiter berühre, da die zu ihnen gehörigen Arten, welche erst in den neueren Zeiten entdeckt wurden, in entfernten Welttheilen wachsen und noch wenig bekannt sind.

Myrodendron, und

Myrodia, s. den vorstehenden Artikel.

Myron, s. Salbe.

Myropola, ein Salbenkrämer.

Myrosma, und

Myrospermum, s. im Art. Myrobalanifera.

Myrothecium, 1) ein Salbenkasten; 2) in der Pflanzenkunde eine Gattung kleiner Schwämme, die

die aus mehreren Arten besteht. *) 3) Figürlich, rednerische Verzierungen.

Myroxylon, diesen Nahmen führt der Baum, welcher den berühmten sogenannten peruvianischen Balsam bringt, wovon Th. 3, S. 457 fl. die Rede ist. Einige nennen diesen Baum im Deutschen Perubaum, wiewohl er in Terrafirma wächst, andere Balsamholz. In den Supplement-Bänden wird im Art. Balsamholz das weitere über ihn nachgehohlt werden.

Myrrha, s. das folgende.

Myrrhe, die, noch häufiger aber ohne Artikel und absolute, Myrrhen, der Nahme eines ausländischen bittern Gummiharzes, das schon im Griechischen μύρρα, σμύρνα, und im Hebräischen מור hieß. Dieses Gummiharz kommt aus Aegypten, dem östlichen Ufer des glücklichen Arabiens und dem Theile von Aethiopien, welcher an das rothe Meer stößt, und zwar, wie man nach Bruce's Beobachtungen glaubte, von einem Baume, welcher mit der Nilotischen Mimose (s. Th. 90, S. 755) im Aeußern Aehnlichkeit haben sollte, der nach Forskal's Bericht (in dessen Flora Aegyptiaco - arabica p. 80.) aber eher zu der Amyris Kataf gehört, entweder als eine Varietät, oder doch vielleicht verwandte Art.

Da die Myrrhe eine eben so nützliche als bekannte Specerey ist, so verdient die Sache eine etwas genauere Untersuchung, und ich theile daher zuerst die von Bruce darüber angestellten Beobachtungen mit, auf welche die Forskalischen Nachrichten folgen sollen.

Die alten Naturbeschreiber, insonderheit Dioscorides, haben vom Myrrhengummi so gespro-

*) S. Tode Fungi Mecklenb. selecti I. p. 25 ꝛc.

gesprochen, als wenn sie es nie vor Augen gehabt hätten; oder haben sie wirklich welches gesehen, so muß dieses, so wie sie es beschrieben, den Neuern völlig unbekannt seyn. Indessen liefern doch die Araber, welche das Glied von der Kette zwischen den griechischen Aerzten und unsern ausmachen, und in deren Lande diese Substanz gezeugt wurde und ihren Nahmen bekam, einen unstreitigen Beweis, daß das Myrrhengummi, welches uns heutiges Tages bekannt ist, nicht im mindesten von den Myrrhen der alten Zeit unterschieden sey, welche in denselben Gegenden hervorgebracht wurden, woraus sie Griechenland ehemahls gezogen hat, nähmlich von der östlichen Küste des glücklichen Arabiens am Ufer des indianischen Oceans, und aus dem niedern Theil von Habyssinien, welcher dem rothen Meer gegen Südost liegt, ohngefähr zwischen 12 und 13 Grad nördlicher Breite, und gegen Westen vom Meridian, welcher die Massovainsel durchschneidet, und gegen Osten durch den, welcher das Kap Guardsey in der Meerenge von Babelmandeb quer durchgehet, begränzt wird. Die Griechen nannten dieses Land Troglodytrien; doch muß man diesen Nahmen nicht mit einem andern Volke, das sich ebenfalls Troglodyten nannte, verwechseln; denn dieses lebt in den Wäldern zwischen Habyssinien und Nubien zerstreut. Die Myrrhen der Troglodyten wurden von jeher viel höher geschätzt, als die aus Arabien, und sie haben diesen Vorzug auch bis auf den heutigen Tag behauptet. Da dieser Theil von Habyssinien theils unter Wasser gesetzt, theils durch Naturbegebenheiten versenkt worden ist, zum Theil auch das übrige Land eine barbarische Nation aus dem Süden verwüstet hat, so unterhalten

halten da die Araber wenig Handel und Verkehr, ausgenommen wenn je zuweilen Mohammedanische Kaufleute, durch die Hoffnung des Gewinnes angespornt, sich mit solchen Unternehmungen einlassen, die zufälliger Weise manchmahl glücklich ablaufen, aber noch öfterer ihre Unternehmer ins Unglück stürzen. Der gewöhnlichste Ausfuhrweg für die Troglodytmyrrhen ist die Insel Massova: allein die Handlung erhält von hieraus so wenig, in Vergleich mit der Menge, welche aus Arabien nach Groscahira oder Kairo gebracht wird, daß dies sicher die alleinige Ursache seyn mag, weswegen unsere heutigen Myrrhen nicht die Güte haben, wie sie die hatten, die die Alten aus Habyssinien erhielten. Obgleich diese Barbaren das Gummi, die Blätter und die Rinde vom Myrrhenbaume in vielen Krankheiten, womit sie heimgesucht werden, anzuwenden pflegen, weil es in ihrem Lande sehr gemein ist, so hindert das doch nicht, daß sie das Gewächse nicht tagtäglich als Brennmittel und in ihrem Hausstande aufs sorgfältigste verbrauchen; und da diese Menschen nichts wieder anpflanzen, oder was eingeht, zu ersetzen bedacht sind, so läßt sich die Zeit an den Fingern ausrechnen, wo durchaus keine Troglodytmyrrhen mehr vorhanden seyn werden; und die irrigen Beschreibungen der griechischen Aerzte werden einst der Nachwelt, so wie uns, nur Muthmaßungen und falsche Urtheile über die Frage übrig lassen, worin eigentlich das Myrrhengummi der Alten bestanden habe?

Obgleich die Troglogytmyrrhen denen aus Arabien in jedem Betracht vorzuziehen sind, so bemerkten doch schon die Griechen, daß auch jene nicht immer von g eicher Güte waren. Pli-

nius und Theophrast meinten, der Unterschied käme davon her, daß das Gummi zum Theil von wilden und das vorzüglichste und beste von mit Fleiß gezogenen Bäumen gesammelt werde. Allein beyde irrten darin, denn die Myrrhenbäume waren durchgängig wilder Art. Nur bloß das Alter des Baums, sein gesunder Zustand, die Art und Weise, wie die Einschnitte darin gemacht werden, die Zeit, in welcher man die Myrrhen sammelt, und die Temperatur der Luft während solcher Sammlung, haben vorher auf die Güte des Produktes Einfluß gehabt, und werden es auch in Zukunft noch immer fort haben. Wenn die Wilden Myrrhengummi von der reinsten und feinsten Art bekommen wollen, dann wählen sie einen jungen starken Baum, der nicht mit Moos bewachsen, oder dessen Rinde mit irgend einer Schmarotzerpflanze umgeben ist, und in diesen machen sie mit dem Beil tiefe Einschnitte unter den ersten Hauptästen. Das Gummi, welches im erstern Jahr aus der Wunde rinnt, ist immer nur in geringer Menge. Dies Verfahren findet gemeiniglich kurz, nachdem die Regenzeit aufgehört hat, statt, das will sagen, vom April an bis in den Junius, und das Myrrhengummi wird im Julius und August hervorgebracht. Der Saft, welcher sich forthin gewöhnt, durch diese Oeffnung auszufließen, tritt hernach immer bey Rückkehr derselben Jahrszeit wieder heraus. Aber die Regen unter dem Wendezirkel, die sehr heftig zu seyn pflegen, und sechs Monath dauren, schwemmen so viel Unrath und Wasser in die Aushöhlung, daß der Baum schon im zweyten Jahr an dieser Stelle zu faulen anfängt; das Gummi, welches er hernach gibt, wird nur für Mittelsorte ange-

angesehn, und zu Großkairo ein Drittel niedrieger im Preis, als die erste und beste Sorte gehandelt.

Das Myrrhengummi, welches aus den Einschnitten dicht an den Wurzeln ausrinnt, so wie auch aus den untern Stämmen der alten Bäume, wird als die dritte Sorte angesehn, und ist gemeiniglich noch schlechter. Eigentlich ist es aber doch diese, die man in den Seestädten Italiens (Venedig allein ausgenommen) für gute Myrrhen verkauft und in allen Krahmläden findet. Sie hat eine schwärzlich rothe, schmutzige Farbe, ist fest und schwer, verliert auch nur wenig am Gewichte, wenn man sie lange aufbewahrt. Diese Myrrhensorte ist schwer von der arabischen Art zu unterscheiden. Die vierte und noch geringere Sorte rinnt aus alten Einschnitten, die man vor Jahren in Bäume gemacht hat, die jetzt schon ziemlich abgestorben sind, oder ist das Gummi, das man nicht bemerkt hat, also ein Jahr lang unabgesammelt an dem Baume gelassen worden ist. Dieses sieht schwarzbraun oder erdfarben aus, ist schwer, hat wenig Geruch und auch nur einen schwachen bittern Geschmack. Es ist vermuthlich die Sorte, welche die Alten Caucalis nannten.

Plinius erwähnt des stacti, als flüssiger und frischer Myrrhen. Dioscorides spricht hiervon ungefähr eben so. Aber es ist nicht glaublich, daß die alten Griechen und Römer, die von dem Lande, wo das Produkt gezeugt wird, so weit entfernt waren, es in diesem Zustande bekommen konnten. Die Eingebornen des Landes erzählen, daß das Gummi an dem Baume in dem Augenblicke erhärte, wo es der Luft ausgesetzt wird; und Bruce, der mehrere Me-

nathe nicht weiter als nur vier Tagreisen von dem Orte, wo es hervorgebracht wird, zugebracht hat, und da die Wilden völlig zu seinem Befehl hatte, wenn er sie hin- und herschicken wollte, hat nie gesehen, daß selbst das frischeste Myrrhengummi weicher gewesen sey, als man es in den italienischen Seestädten bey den Kaufleuten, die damit handeln, findet. Nur löset sich das frische eher im Wasser auf, als das, welches man schon lange aufbewahrt hat. Dioscorides erwähnt auch einer Art Myrrhen, welche nach seiner Beschreibung grün von Farbe, und teigartig seyn sollte. Aber da Serapio und die Araber sagen, daß das Starti eine Bereitung des Myrrhengummi, welches im Wasser aufgelöst worden, gewesen sey, so wird es wahrscheinlich, daß diese grüne unbekannte Sorte ebenfalls eine Zusammensetzung der Myrrhen mit irgend einer andern Substanz war, und nicht eine Art habyssinischer Myrrhen.

Wenn man die Myrrhen frisch oder neu einkauft, haben sie immer einen sehr starken Geruch, wie altes ranziges Oehl, und wenn man sie ins Wasser einweicht, machen sich kleine Kügelchen öhlichter Materie los, die hernach auf der Oberfläche schwimmen. Dieses öhlichte Wesen rührt nicht von den Myrrhen selbst her, sondern weil die Wilden das Gummi in Ziegenhäute sammeln, die mit Butter eingeschmiert sind, damit sie desto geschmeidiger werden; sie bewahren den Artikel in diesen Beuteln auf, und bringen sie in solchen auch zu Markte. Anstatt also, daß dies ein Fehler an den Myrrhen seyn sollte, wie einige nur schlecht unterrichtete Drogueryhändler zu Rom und Venedig dafür halten, ist es vielmehr ein Kennzeichen, daß die

Myrrhen

Myrrhen dieser Art frisch gesammelt worden sind, und dies ist die beste Eigenschaft, die man von der ersten und auserlesenen Sorte Mirra eletta fordern kann. Ueberdem mag auch das gedachte Oehl zur Conservirung des Gummi wesentlich beytragen; es hält nähmlich die flüchtigen Theile der frischen Myrrhen zurück, welche sonst stark verfliegen würden. Man hat beobachtet, daß außerdem dies Gummi sehr stark austrocknet, und mit Länge der Zeit ansehnlich von seinem ersten Gewichte verliert.

Während seines Aufenthalts an den Gränzen von Taltal im Lande der Troglodyten, trug Bruce seinen Kommissionären auch auf, ihm Zweige und Rinde vom Myrrhenbaum in solchem Zustande zu verschaffen, daß das Gewächs deutlich abgezeichnet und in Kupfer gestochen werden könnte; aber die Länge und Rauhigkeit des Weges, die Hitze der Luft, wie auch die Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit der Wilden vereitelten immer sein Vorhaben. Wenn die Leute auch Zweige mitbrachten, so waren doch die Blätter, wenn sie sie auspackten, immer in den ledernen Beuteln, in die sie die Zweige eingelegt hatten, zu Staub zerrieben; einige dünne Aestchen, die noch belaubt geblieben waren, glichen ziemlich dem ächten oder ägyptischen Schotendorn (Mimosa nilotica L., Acacia vera.) nur waren die Blätter gegen das äußerste Ende hin breiter, und spitziger unmittelbar an der Spitze. Er hat nie wahrnehmen können, in welcher Ordnung sie austreiben. Die Rinde war durchaus der vom Acacienbaume gleich, und unter den Blättern fand er zuweilen schwache gerade gegen zwey Zoll lange Dornspitzen.

Zu gleicher Zeit, als er beschäftiget war, sich über die Myrrhen Auskunft zu verschaffen, empfahl er den Wilden, daß sie ihm allerley Gummiarten, die ihnen aufstießen, sammt Zweigen und Rinden von den Bäumen, die solche Gummisorten liefern, mitbrächten. Er erhielt zu verschiedenen Zeiten einige Proben sehr schönen Weihrauchs, und ein andermahl wieder eine kleine Menge durchsichtiges Gummi ohne Farbe, welches einen angenehmern Geruch als Weihrauch, gab; aber Baumzweige brachten sie hiervon nicht mit. Er hat den Baum, der dieses Gummi gibt, hernach doch in einer andern Gegend in Habyssinien gefunden. Die Leute brachten jedesmahl Quantitäten von einem glattkörnichten und dichten Gummi, von dunkelbrauner Farbe mit, welches ein Baum gibt, den die Einwohner des Landes Sassa nennen; er erhielt von ihnen sogar Zweige dieses Gewächses, die er abzeichnen ließ. Einige Wochen nachher, wie er in einem Mohammedanischen Dorfe spatzieren gieng, sah er einen großen und dicken Baum, dessen oberer Stammtheil und größere Aeste so mit Buckeln und Auswüchsen von Gummi strotzten, daß der Baum davon ein monströses Ansehn hatte. Als er die Einwohner des Dorfs befragte, erfuhr er, das Gewächs sey vor vielen Jahren durch hiesige Handelsleute aus dem Myrrhenlande gebracht und hieher verpflanzt worden. Mit dem Gummi von diesem Baume stärken die Muselmänner die blauen Surattischen Leinen, die sie beschädiget oder entstelit von Mocka bekommen, und diese wieder an die Gallen und Habyssinier verhandeln. Der Baum, den sie Sassa nennen, sein Nahme, sein Gummi, liessen Bruce keinen Zweifel mehr übrig, daß es eben der sey, den er

aus

aus dem Myrrhenlande erhalten hatte: seine Freude war vollständig, daß er den Baum mit karmesinrothen Blüthen von außerordentlicher Bildung bedeckt fand, und nun zeichnete er sogleich das Gewächs von neuem. Er sammelte auch einige Stücke Gummi von diesem Baume, das sehr hell und durchsichtig war.

Wir wissen heutzutage durchaus nicht, was unter Apocalpasum zu verstehen sey, worüber Galenus sich beklagt, daß man es zu seiner Zeit unter die Myrrhen gemischt habe. Indessen da die Wilden, die ihren Myrrhen andere Arten Gummi beymischen, hierbey keinen andern Zweck haben, als die Menge jener Waare zu vermehren; und der Ueberfluß der eben erwähnten Gummisorte, so wie auch ihre Farbe, den Artikel zu der gedachten Absicht vollkommen geschickt macht, so scheint es Bruce beynahe erwiesen zu seyn, daß dies Gummi das Apocalpasum der Alten sey, und dies um so mehr, da in dem ganzen Myrrhenlande weiter kein gummigebender Baum von ähnlichen Eigenschaften vorhanden ist.

Dieses Gummi quillt im Wasser auf, wird darin weiß, und verliert davon sein klebriges Wesen; es gleicht in seiner Art sehr dem Traganth, und man kann es mit aller Sicherheit genießen. Der Sassabaum, der es liefert, wächst nicht in Arabien.

Die Arabischen Myrrhen unterscheiden sich von den Habyssinischen auf folgende Weise. Man nimmt eine handvoll der Myrrhenstücke, die unten im Myrrhenballen befindlich sind, und wirft solche in ein kupfernes Becken, und gießt so viel heißes Wasser darüber, daß das Gummi davon bedeckt wird. Die Myrrhen bleiben

dann eine Zeitlang ohne sichtbare Veränderung, weil sie sich nur langsam auflösen; dagegen quillt das Gummi wohl fünfmahl so stark, als es ursprünglich gewesen ist, auf, und kommt als eben so viele weiße Theile unter den Myrrhen zum Vorschein *).

So weit gehen die Nachrichten, welche wir durch Bruce über die Myrrhe erhalten haben. Nach Forskals oben angeführter ägyptisch-arabischen Flora wird es nun aber wahrscheinlicher, daß der Baum, welcher die Myrrhe hervor-bringt, nicht zu der Gattung der Mimosen, wie es Bruce, der überhaupt kein zuverlässiger Botaniker war, meinte, sondern zu der Gattung Amyris, Balsamstrauch, gehöre. Forskal beschreibt nähmlich erst den arabischen Balsamstrauch, Amyris Kataf, mit einer Varietät, die er Amyrus Kafal nennt, und dann fügt er hinzu, daß ihm zwey andere Bäume dem Nahmen nach bekannt seyen, welche nach dem Berichte der Araber diesen Bäumen ähnlich seyn sollten; nähmlich der eine Schadjaret el murr, d. i. Myrrhenbaum, und der andere Chadalsch. Um sich von dem Myrrhenbaume also eine Vorstellung zu machen, muß man den arabischen Balsamstrauch, Amyris Kataf näher kennen lernen. Die Gattungskennzeichen dieses Baumes, welcher in die erste Ordnung der 8ten Classe des Linnéschen Pflanzensystems, Octandria monogynia gehört, sind überhaupt folgende: Die Blumende-

cke

*) Die vorstehenden Nachrichten findet man in einem Aufsatze, betitelt: Beobachtungen über das Myrrhengummi, angestellt auf einer Reise nach Habessynien, vom Herrn Bruce, — welcher im Journal für Fabrik ꝛc. Nov. 1792, S. 267 ff. steht, und aus Bruce's Travels to discover the source of the Nile 1790. Vol. V. entlehnt ist.

cke ist vierzahnig, die Blumenkrone vierblättrig, die Narbe viereckt, und die steinfruchtartige Beere enthält eine runde Nuß. Die Amyris *Kataf* wird von den verwandten Arten so unterschieden: foliis ternatis, apice serratis, pedunculis confertis bifidis. Willd. Spec. plant. T. II. P. I. p. 334. Vahl Symb. bot. I. p. 28. — A. foliis ternatis apice serratis, pedunculis dichotomis Forsk. Flor. Aeg.-arab. ed. Niebuhr. p. 80.

Forskal beschreibt diesen Baum nun noch auf folgende Art. Sein Holz ist weiß, die Aeste ohne Dornen; die Blätter sind von unbestimmter Gestalt stumpf und spitz, zu drey an einem Stiele, an der Spitze sägenförmig. Die Blumenstiele kommen an den Enden der Aeste zahlreich hervor, sind fast gabelförmig getheilt, fadenförmig. Von den Blumen hat er nur männliche gesehen, welche größer als die des Meccaschen Balsamstrauchs, Amyris Opobalsamum, übrigens ihnen aber ähnlich waren. Der Kelch hatte lanzettförmige Zähne, von der Länge der Röhre des Kelches. Die Blätter der Blumenkrone grün, an der Spitze umgebogen, spitz, übrigens der Kelchröhre eingefügt. Sie bildeten eine offene Blumenmündung (faux patens). Honigbehältniß fehlte. Die Staubfaden flach-gedrückt, zugespitz und gerade. Die Staubbeutel aufliegend. Diese Blumen hatten gar keine weiblichen Zeugungsorgane, der Boden des Kelches war also ganz leer, und hohl unter den Blumenblättern. Auf einem anderen Baume hat Forskal aber kugelförmige Beeren gesehn, welche an der Spitze einen eingedruckten Nabel hatten.

Mit dem Holze der Amyris Kafal, welche Forskal von der vorstehenden nicht specifisch zu unterscheiden weiß, wird ein starker Handel nach Aegypten getrieben, wo man mit demselben die irdenen Wassergefäße ausräuchert, damit sie einen angenehmen Geschmack dem Wasser mittheilen. Das Gummi dieses Baumes wird als ein abführendes Arzeneymittel gebraucht. Der Kafal hat übrigens ein rothes Holz, seine Aeste haben am Ende Stacheln. — Beyde Bäume haben einen angenehmen balsamischen Geruch.

Wie nahe nun der eigentliche Myrrhenbaum hiermit verwandt sey, läßt sich aber bey der übrigen Kürze der Forskalschen Angabe nicht genau bestimmen, und es bleibt in so fern noch der Wunsch übrig, daß ein glücklicherer Beobachter Gelegenheit haben möge, diese Ungewißheit zu heben.

Was nun die Myrrhe an sich betrifft, so erhalten wir sie in rundlichen eckigen, nicht an einander hangenden Stücken von verschiedener Größe, zuweilen größere als eine Wallnuß, oft kleinere. Sowohl die beste Sorte (Myrrha electa), als die geringe, in Sorten (Myrrha in sortis) besteht aus Stücken von verschiedener Beschaffenheit und Güte. Sie muß daher ausgesucht werden. Die ausgesuchte ächte (Myrrha vera, pinguis, rubra) ist von gleichartig rothbrauner, oder gelblich braunrother Farbe, ziemlich durchscheinend, von ungleicher Oberfläche, zerbrechlich, hart, leicht, im Bruche ungleich, und ziemlich glänzend, (bey größern Stücken inwendig mit krummlienigen weißlichen Streifen besetzt) nicht schwer zerreiblich, von starkem, gewürzhaft balsamischen, nicht widrigen (angezündet aber lieblichen) Geruche, und sehr bit-

term,

term, doch nicht unangenehmen, erwärmend aromatischen Geschmacke. Am Lichte brennt sie hell, schmelzt aber nicht. Der Weingeist zieht etwa $\frac{1}{7}$ Harz heraus, was sich durch Wasser niederschlagen läßt. Die Verbindung mit Wasser ist unvollkommen. Mit Kampfer gerieben wird sie zur weichen Masse. Sie löset sich weder in ausgepreßten, noch in ätherischen Oehlen auf; vollkommen aber in den versüßten Mineralsäuren, und dem weingeistigen Salmiakgeiste. In der wässerigen Destillation erhält man $\frac{1}{7\,1\,2}$ eines nach Fenchel riechenden, sehr bald sich verdickenden ätherischen Oehls.

Sie besitzt stärkende, erhitzende, Blutfluß erregende, fäulnißwidrige, traumatische Kräfte und ist heilsam in Magenschwäche und Bleichsucht von schlaffer Faser.

Beym Auslesen verwirft man die schwarzen undurchsichtigen (oder nur betrügerisch durch Einweichung in Branntwein durchscheinend gemachten) schweren, schwerzerbrechlichen an einander klebenden — ferner diejenigen Stücke, welche einen fremden widrigen Geschmack haben — und endlich diejenigen, welche farblos, durchsichtig und geschmacklos sind, gewöhnlich arabisches oder Kirsch- oder ein anderes Gummi. Die eingemischten Stücke Bdellium sind bräunlich gelb, nicht zerbrechlich, sondern zähe und von weit geringeter Bitterkeit; sie knistern an der Flamme und spritzen kleine Theile umher.

Murray sagt in seinem Arzneyvorrathe, aus dem Lat. übersetzt VI. Th. S. 262 - 275 von der Myrrhe und deren Kräften unter andern folgendes:

Man

Man vermischt die Myrrhe zuweilen, um ihr Gewicht zu vermehren, mit einem wirklichen Gummi. Im Lande der Troglodyten, wo der Myrrhen-Baum wächst, wächst noch ein anderer Baum, der ein dunkelbraunes Gummi gibt, und Sassa heißt. Bruce hat ihn abgezeichnet *), und er scheint eine Mimosen-Art zu seyn. Es ist wahrscheinlich, daß dieses Gummi Galen's Opocalpasum sey, mit welchem, wie er sagt, die Myrrhe zuweilen verfälscht werde; ob er es gleich für giftig erklärt, was es doch vermuthlich nicht ist. Dieses Gummi kommt dem Traganth sehr nahe, denn es quillt im Wasser auf; daher man auch hieran die Verfälschung entdecken kann **). Weder Galen, noch Bruce sagt, wie man bey dieser Vermischung verfährt. Ich würde glauben, daß man bloß beyde Gummen stückweise unter einander werfe, wenn nicht Dioscorides bemerkt hätte: man verfälsche die Myrrhe mit einem Gummi, welches man im Wasser auflöse, und dann die Myrrhe hineinwerfe und damit vermische. Diese Verfälschung erinnert an eine andere, welche in Holland geschieht, wo man ihr nähmlich Kirsch-Gummi beymischt ***). Jetzt begreift man, woher jene harten, glänzenden, dem arabischen Gummi ähnlichen geschmack- und geruchlosen Stücke kommen, welche sich oft unter der wahren Myrrhe, welche dunkler von Farbe ist, finden, und welche man viel leichter absondern und wegwerfen kann, als wenn ein eigentliches Gummi mit der Myrrhe durch und durch vermischt wäre. Man hat auch zuweilen einen Zusatz von Bdellium unter der Myrrhe gefunden †). Es werden auch noch andere Verfälschungen angeführt, welche aus Gewinnsucht geschehen ††). Man muß aber die verschiedenen Eigenschaften der Myrrhe, welche von dem Alter des Baumes und der Zeit der Einsammlung abhangen; imgleichen das Fett, welches sie von den Ziegenhäuten,

*) In seinen Travels to discover the source of the Nile, 1790 Vol. 5. p. 28. finden sich zwey Figuren davon.
**) Ebenderselbe.
***) Ferber's neue mineralogische Beyträge, 1 B. S. 366. in der Anmerkung.
†) Lewis Mat. med. p. 391.
††) Man sehe Cartheuser Mat. med. P. 2. p. 222.

ten, worein sie gepackt wird, bekommt, nicht einer geschehenen Verfälschung zuschreiben.

Die ächte Myrrhe besteht aus rundlichen Massen von verschiedener Größe und Form. Sie sind bisweilen größer, bisweilen kleiner, als eine Wallnuß; haben auch wohl eine andere Gestalt; oder sind, wie der Tropfstein, aus über einander hintröpfelnden und allmählig verhärteten Tropfen gebildet. Sie sind rothbraun, ein wenig durchsichtig, fest, lassen sich brechen, haben eine ungleiche Oberfläche, und glänzen im Bruche In größern Stücken findet man inwendig zuweilen weißliche Theilchen, welche im Bruche entweder Flecken oder Nägel, oder Streifen in Gestalt eines Halbzirkels bilden. Die Myrrhe hat einen starken, angenehmen Geruch, und einen sehr bittern, stechenden, ein wenig gewürzhaften Geschmack. Sie hängt sich, wenn man sie kauet, nach und nach an die Zähne an, und wird endlich größtentheils vom Speichel aufgelöset, welchem sie eine milchiche Farbe gibt. Am Lichte entzündet sie sich — wenigstens finde ich es bey meinen Proben so — nicht leicht, brennt mit einer schwalkigen Flamme, knistert, und läßt eine graue Kohle zurück. Sie löset sich, wenn man sie mit Wasser in der Wärme stehen läßt, ganz auf; aber so wie die Auflösung wieder kalt wird, fällt ein Theil des Harzes zu Boden. Die durchgeseihete wässerige Auflösung hat eine dunkelgelbe Farbe, ist aber trübe. Das Extract, welches man durchs Einkochen daraus erhält, beträgt über sieben Achtel vom Gewichte der Myrrhe, von welcher es sich auch weder an Farbe, noch Geschmacke unterscheidet *). Der Weingeist bekommt von der Myrrhe eine gelbrothe Farbe, und die geistige Tinctur hat ebenfalls den angeführten Geruch und Geschmack. Wenn man sie abrauchen läßt, erhält man aus einer Unze Myrrhe ein Loth Extract, woraus erhellet, daß dieses noch viele gummöse Theile enthalten müsse **). Wenn man das Gewicht beyder Extracte mit einander vergleicht, so findet man, daß die Myrrhe weit mehr Gummi, als Harz enthält. Ueberdem steckt auch noch ein ätherisches Oehl darin. Denn das Wasser geht bey der Destillation

*) Carthaus. l. c. p. 225.
**) l. c. p. 226.

stillation nicht allein mit einer milchigen Farbe über, sondern es führt auch ein Oehl bey sich, welches sich theils auf der Oberfläche sammelt, und theils zu Boden fällt *). Einige haben aus einem Pfunde der besten Myrrhe zwey Quentchen **): ein anderer sogar drey Quentchen von diesem Oehle erhalten ***). Andere haben weniger bekommen, wie z. B. Spielmann †), welcher aus einem Pfunde nur einige Tropfen eines butterähnlichen Oehls erhielt; und Thielbein ††), welcher kaum funfzehn Tropfen ätherisches Oehl bekam, welches einen Fenchelgeruch hatte, und nach einigen Wochen dick und ranzig wurde. Wenn man dieses Oehl von der Myrrhe abscheidet, so verliert sie allen Geruch.

Die Myrrhe ist ein sehr wirksames Mittel wider die Fäulniß; denn wenn sie im Wasser aufgelöset wird, so widersteht sie der Fäulniß zwölfmahl †††), ja in einem andern Versuche dreyßigmahl a) kräftiger, als das Seesalz. Im Kalkwasser löset sie sich vollkommen auf, und kann so den Kranken in mancherley Fällen bequem verordnet werden. Bey den Alten war ihre medicinische Kraft in großem Ansehen, und man schrieb ihr Wirkungen zu, von welchen einige noch jetzt von vielen Aerzten gerühmt werden. Doch sind heut zu Tage die Urtheile über dieses Mittel getheilt. Es ist auch nicht zu leugnen, daß es wegen seiner erhitzenden und scharfen Eigenschaft Vorsicht erfordere, wenn es ohne vorherige Absonderung der erhitzenden Theile, oder in zu großer Menge gebraucht wird. Wenn man z. B. ein halbes Quentchen oder zwey Skrupel davon nimmt, so erregt es eine unangenehme Empfindung von Wärme im Magen, macht den Puls geschwinder, und verbreitet Hitze durch den ganzen Körper b). Bey vollblütigen, cholerischen, galligen, zu Blutungen geneigten; bey Schwangern, und wo Fieber und

*) Hoffmann.
**) Hoffmann Obs. phys. select. p. 20.
***) Neumann Chymie, 2 B. 3 Th. S. 381.
†) Mat. med. p. 221
††) In Crell's neuesten Entdeckungen in der Chemie, im 11ten Th. S. 118.
†††) Pringle Obs. on the Diseases of the Army, p. XII.
a) L. c. p. XVIII.
b) Cullen Mat. med. Vol. 2. p. 193.

und Entzündung vorhanden ist, darf es also nicht gebraucht werden. Es paßt aber da, wo die Fasern erschlafft sind; es verdünnt, vermöge seiner reitzenden und auflösenden Kraft, zähe Feuchtigkeit, und löset Verstopfungen auf. In einigen Fällen leistet es auch, vermöge seiner fäulnißwidrigen Kraft, gute Dienste.

Wenn man nicht zu viel davon nimmt, so vermehrt es die Eßluß, und befördert die Verdauung und Assimilation. Cartheuser hält so viel von seinen wohlthätigen Wirkungen auf die ersten Wege, daß er kein Mittel kennt, welches die Myrrhe hierin übertrafe, und dieses Urtheil bestätigt er durch das Beyspiel eines Hypochondristen *).

Vor Zeiten brauchte man es bey langwierigen Brustbeschwerden, bey altem Husten und Engbrüstigkeit. Auch in neuern Zeiten setzten einige bey der Lungenschwindsucht, bey Lungengeschwüren und auch bey andern Krankheiten Vertrauen darauf. Da man aber in der Beurtheilung solcher Krankheiten sehr leicht irren kann, und da man nach dem verschiedenen Grade derselben, und nach der verschiedenen Leibesbeschaffenheit der Kranken, auch verschiedene Heilmethoden erwählen muß: so ist es kein Wunder, wenn die Meinungen über die Dienlichkeit dieses Mittels sehr getheilt sind. Ein Gelehrter, welcher eine erbliche Anlage zur Schwindsucht, schweren Athem, einen bald trocknen, bald mit salzigem und schleimigen Auswurfe verbundenen Husten hatte, endlich Blutspeyen bekam, und der Schwindsucht sehr nahe war; bediente sich auf Cartheuser's Rath der Myrrhe, welche er häufig kauete, mit einem so glücklichen Erfolge, daß er durch sie allein, und bey einer guten Diät, seine Gesundheit wieder erhielt. In diesem und andern Fällen, in welchen Cartheuser sich ihrer bediente, schien sie vorzüglich durch Herstellung des Tons der festen Theile, und besonders der Lungen zu wirken. In England brauchen sie mehrere berühmte Aerzte gern bey auszehrenden Krankheiten. Aber mir gefällt der Zusatz von Wallrath nicht, welcher in Guy's Hospital lange

*) L. c. p. 832.

ge gebräuchlich gewesen ist *); auch sind die Mischungen aus Myrrhe, Salpeter und Eisenvitriol, und andere dergleichen, welche Myrrhe enthalten, welche Griffith **) empfiehlt, und deren sich viele andre Aerzte in England bedienen, hin und wieder getadelt worden ***). Doch hat Saunders die Myrrhe bey hectischen Fiebern, welche von Schwäche herrührten, in welchen der Puls schwach und geschwind, und der Kranke sehr reitzbar war, sehr oft mit Nutzen gebraucht. Zu diesen rechnet er auch das hectische Fieber der Kindbetterinnen. Ferner braucht er sie gern bey andern Arten der Hectik, bey welchen große Entkräftung, widernatürliches Brennen der Haut, ohne heftige Fieberanfälle ist; auch bey solchen, welche offenbar von eingesogenem Eiter aus bösartigen Geschwüren, bey abgenommenen Gliedern ꝛc. entstanden sind. In diesen Fällen ist der Eiter durch den innerlichen Gebrauch der Myrrhe verbessert worden. Man begreift leicht, daß er bey eintretendem Blutspeyen und bey vorhandener Entzündung in Lungenkrankheiten nicht verstattet werden darf; doch glaubt Saunders, er könne während der Eiterung und bey schon vorhandener Erschöpfung der Kräfte nützlich seyn. Bey der wahren Schwindsucht aber hat er selten Nutzen davon gesehen, und ist oft genöthigt worden, die Myrrhe zurückzusetzen, und zu sicherern Mitteln überzugehen. Reid †), welcher die Myrrhe bey Lungenkrankheiten zuweilen mit Nutzen gebraucht hat, sagt gleichwohl, daß sie bey schon wirklich vorhandener Hectik nie helfe; vielmehr, wie bey jeder Entzündung, die Zufälle verschlimmere. Sie helfe in dieser Krankheit zuweilen, vermöge ihrer stärkenden Wirkung auf die ersten Wege; und er empfiehlt bey großer Schwäche und Erschöpfung einen Aufguß

*) S. Saunders in einer Anmerkung zu Simmons's Pract. observat. on the treatment of consumptions, p. 38.

**) Observations on the cure of hectic and slow Fevers and the pulmonary consumption, London 1776.

***) S. Saunders l. c. Paulizky medicinisch-practische Beobachtungen, 2te Samml. S. 111.

†) Reid on the nature and cure of the phthisis pulmonalis, ed. 2. p. 211.

guß von Myrrhe und Kalkwasser. Löfft *) schreibt nach seiner Erfahrung, sowohl an sich selbst, als bey andern, dem wässerigen Extracte, zu einem Quentchen mit ein oder zwey Loth Zucker abgerieben, große Kräfte in der Lungenschwindsucht zu, ob er gleich die besondern Umstände nicht genauer bestimmt. Auch Fritze **) gebraucht sie nur in dem Zeitraume, wo die Entzündung der Lungen in Eiterung übergegangen, der Puls nicht geschwind, und weder Blutspeyen noch Husten vorhanden ist, gemeiniglich mit einem Decocte von Isländischem Moose. Es ist nicht zu läugnen, daß das wässerige Extract nicht so sehr erhitzt, als die Myrrhe selbst, oder die Essenz davon; doch muß man auch bedenken, daß jenes doch auch nicht ganz frey ist von harzigen und öhligen Theilen. Cullen***) scheint den Gebrauch der Myrrhe bey heetischen und schwindsüchtigen Fiebern gar nicht verstatten zu wollen; er fürchtet sich vor ihrer erhitzenden Eigenschaft, und sagt, er habe nie Nutzen, oft aber offenbaren Nachtheil davon gesehen.

Viele stimmen darin überein, daß die Myrrhe unter den Mitteln, welche die monathliche Reinigung befördern, eine vorzügliche Stelle verdiene; und man findet sie in den Büchern, in welchen die Arzneymittel nach ihren Kräften geordnet werden, gemeiniglich unter dieser Rubrik abgehandelt. Bey schlaffen Fasern kann sie durch ihren Reitz und bey vorhandener Verschleimung durch ihre stärkende Kraft bisweilen zur Hervorbringung des Monathlichen etwas beytragen; aber schwerlich besitzt sie eine besondere Kraft, das Blut nach den Gefäßen der Gebärmutter hinzuleiten †). Eben das gilt auch von der Reinigung der Wöchnerinnen.

Bey Sydenham's weißem Fieber, oder der Bleichsucht, ist eine Verbindung derselben mit Eisenmitteln oft zweckmäßig. Auch hilft die Myrrhe zuweilen gegen heftige Schmerzen zarter Frauenspersonen, welche sich zu unbestimmten Zeiten einfinden.

*) Abhandlung der auserlesensten Arzneymittel, 3te Ausgabe S. 404.

**) Medicinische Annalen, 1 B. S. 212.

***) l. c. p. 194.

†) Man vgl. Cullen l. c. p. 193.

Hieher gehört der Kopfschmerz und Schmerzen in den Muskeln, welche wie Rheumatismen aussehen, bey hysterischen Frauenspersonen *).

Die Myrrhe befördert die Heilung der Geschwüre oft vortrefflich. Das haben Einspritzungen von Myrrhen-Essenz bewiesen, welche man nach der Operation des Empyem's gemacht hat. Auch hat man sich dieses Mittels bey einem Lebergeschwüre bedient, welches von einem Falle entstanden war **). Ein Geschwür in der Hand, welches von einer losgegangenen Flinte entstanden, sehr bösartig war, und einen sehr üblen Geruch hatte, heilte beym Gebrauche einer etwas verdünnten Myrrhen-Essenz. Ein Mann, welcher ein Geschwür in der rechten Niere hatte, und dem mit dem Urin Eiter abging, wurde durch Myrrhe, die er entweder kauete, oder mit Rosenhonig als Lattwerge einnahm, hergestellet ***). Man streuet auch wohl das Pulver derselben in fleischige, faule, ja brandige Geschwüre. Sie hat in diesen Fällen eine sehr schätzbare Wirksamkeit, das Geschwür zu reinigen, und der Fäulniß Einhalt zu thun. Doch schadet sie auch zuweilen durch ihren Reitz.

Ich habe nun bereits verschiedene Beyspiele angeführt, wie dieses Mittel sowohl innerlich, als äußerlich angewendet werden kann. Aber ich muß nun noch die verschiedenen Methoden, wie man es braucht, zusammenstellen, und viele von diesen gehören zu den Zubereitungen desselben. Die einfachste Methode ist, daß man die Myrrhe in den Mund nimmt, und nichts weiter davon niederschluckt, als was sich im Speichel auflöset; das übrige aber, was sich nicht auflösen läßt, wieder ausspuckt. Auf diese Art wird, außer der unauflöslichen Erde, auch ein guter Theil von dem reitzenden und erhitzenden Harze davon abgesondert. Eben den Zweck hat auch die Verfertigung des wässerigen Extracts, welches weit gelinder wirkt, als die Myrrhe selbst. So können auch Pulver, Mixturen, Pillen und kleine Kuchen, vermittelst mancherley zweckmäßiger Zusätze, bereitet

werden.

*) Saunders bey Simmons a. a. O.
**) Schlichting in Act. nat. cur. of. Vol. 6. p. 115.
***) Cartheuser l. c. §. 49.

werden. Außer der Auflösung in Kalkwasser brauchen einige gern die Auflösung derselben in starkem Biere *).

Zubereitungen und Zusammensetzungen.

Essentia Myrrhae Ph. Würt. p. 83. Man läßt die Myrrhe mit Weingeist stehen. Sie ist sehr erhitzend schickt sich daher nicht zum innerlichen Gebrauche. Von dem äußerlichen Gebrauche derselben habe ich oben verschiedene Beyspiele angeführt, welche jedoch Vorsicht dabey nicht überflüssig machen. Damit der Weingeist nicht erhitze, thut man wohl, mehr als die Hälfte desselben vorher verdampfen zu lassen. Sie dient vermöge ihrer stärkenden Kraft bey Geschwüren, welche allzustark eitern, imgleichen bey Wunden nerviger und flechsiger Theile.

Essentia Myrrhae Alcalisata l. c. p. 83. Zu dieser nimmt man, außer dem wässerigen und geistigen Auflösungsmittel, auch noch Laugensalz, und ihr Gebrauch findet, wegen der reitzenden Eigenschaft desselben, nur bey faulen und speckigen Geschwüren statt.

Extractum Myrrhae Aquosum Ph. W. p. 93. Es wird daselbst vermittelst des Liquor Nitri fixi bereitet, und muß also nothwendig viel Harz enthalten. Mir gefällt die Bereitungsart des Braunschweigischen Apothekerbuchs S. 255. besser, wo man das Laugensalz wegläßt, und also ein von Harztheilen freyeres Extract erhält.

Elaeosaccharum Myrrhae Pharm. Brunsv. p. 213. Wird aus dem angeführten Extracte und Zucker bereitet.

Oleum seu Liquor Myrrhae per Deliquium Ph. W. p. 126. Man löset eine Portion Myrrhe auf, indem man ein hartgekochtes Ey durchschneidet, das Gelbe herausnimmt, und statt dessen die Myrrhe hineinlegt. Diese Auflösung wird leicht faul und hält sich nicht lange. Sie heilt Risse der Lippen, der Brustwarzen und ödematöser Glieder; reinigt und heilt Geschwüre. Sie wird auch als Schönheitsmittel gebraucht, und macht die Haut glänzend **).

*) Bernhard chemische Erfahrungen, S. 284.

**) Statt dieses Myrrhenöhls läßt man besser das Myrrhenpulver in 8 Theilen Wasser oder Bier, welches bis zum Sieden erhitzt wird, auflösen.

Oleum Myrrhae Destillatum. Fr. Hoffmann schätzt es sehr *). Wenn man es auf Zucker tröpfelt, so gibt es einen Oehlzucker, welcher nach seinem Urtheile balsamisch und der Brust zuträglich ist, und, in einer schicklichen Flüssigkeit genommen, bey chronischen Brustfehlern, bey einem alten Husten, beym feuchten Asthma ꝛc. vortreffliche Dienste leistet. Unstreitig erfordert die Verschiedenheit der Umstände und der Naturen Vorsicht beym Gebrauche desselben.

Uebrigens sehe man auch noch:

Harmar's Beobachtungen über den Orient.

Baldinger's neues Magazin VII B. 1 St. S. 53

Crell's chem. Journal IV. S. 179. VI. S. 109. 122.

Dessen neue Entdeckungen XI. S. 118.

Myrrhenkerbel, diesen Nahmen führen verschiedene Pflanzen, 1) der wohlriechende Kerbel, Scandix odorata Linn., s. im Art. Kerbel, Th. 37, S. 28; 2) der gemeine Kälberkropf, Chaerophyllum sylvestre L., s. den genannten Art. S. 11. und 3) der knollige Kälberkropf, Chaeroph. bulbosum L., s. daselbst S. 18. Die beyden letztern Pflanzen haben indessen wenig aromatischen Geruch.

Myrrhenkraut, ein Nahme des durchwachsenen Smyrniums, Smyrnium perfoliatum Linn. S. im Buchst. S.

Myrrhen-Liqueur, wird auf folgende Weise bereitet: Man nehme Myrrhen 8 Loth; Cardamomen, bittere Mandeln, Pomeranzenschalen, Sternanis und Violenwurzel, von jedem 2 Loth; feinen Zimmt, Gewürznelken, Muskathenblüthe, Citronat und Vanille, von jedem ½ Loth; zerstoße oder reibe alle diese Species, thue sie in eine große Flasche, gieße 6 Maß Spiritus Vini darüber,

*) L. c. p. 90.

darüber, werfe ein Loth Weinsteinsalz, oder in dessen Ermangelung 1 Loth Pottasche hinzu, verwahre die Flasche gut, setze sie 8—12 Tage in gelinde Wärme, bringe sodann das Gemenge nebst 4 Maß Wasser und einigen Händen voll Buchenasche auf die Abziehblase, und destillire es gehörig. Zum Versüßen der erhaltenen Flüssigkeit nehme man 2 Pfund Zucker, siede diesen in 3 Maß Wasser vorschriftmäßig, filtrire das Ganze, und gieße folgende in Weingeist aufgelöfete Oehle hinzu, nähmlich: Pomeranzenblüthöhl, Lavendelblüthenöhl, Nelkenblüthenöhl und Rosenöhl, von jedem 3 Tropfen; Nelkenöhl, Neroliöhl und Moschusessenz, von jedem 2 Tropfen.

Myrrhenöhl, s. im Art. Myrrhe, oben, S. 481.

Myrrhenpfibierling, ein Nahme des gemeinen Kälberkropfes; s. im Art. Myrrhenkerbel 2).

Myrrhen-Tinctur, dazu nimmt man 3 Loth Myrrhen und 1 Maß höchstrectificirten Weingeist. Dieses wird im Sandbade digirirt, und dann die erhaltene Tinctur durch Löschpapier filtrirt.

Myrrhen-Aloe-Tinctur. Man nehme gepülverte Myrrhen 3 Loth, hepatische Aloe 2 Loth, höchstrectificirten Weingeist ein Maß. Man digirirt es 6 Tage im Sandbade, und filtrirt dann die erhaltene Tinctur durch Löschpapier.

Myrrhina, so nannte Linné eine Abtheilung seiner Gattung Geranium, welche jetzt nach Willdenow's Spec. Plant. zu der Gattung Erodium, Reiherschnabel, gehöret.

Myrrhina vasa, ist so viel als murrhina vasa; s. murrhinische Gefäße, Th. 98, S. 200 fl.

Myrrhinit, oder **Myrrhit**, ist nach Plinius ein kleiner Stein, welcher die Farbe der Myrrhe hat, und wenn er gerieben wird, nach Nardensalbe riecht. Es ist einer von den Steinen, die

wir heut zu Tage nicht mehr kennen, wahrscheinlich deshalb, weil uns seine Eigenschaften unrichtig geschildert sind.

Myrrhis, ein Nahme, den ehedem verschiedene Pflanzen führten, welche man im Art. Kerbel, Th. 37, S. 9 ff. genannt findet.

Myrsa s. Mirza, Th. 91, S. 461. Dieses Wort wird in verschiedenen Gegenden auch verschieden ausgesprochen, so wie nach der Landesverfassung seine Bedeutung auch manche Abänderungen leidet. Man sehe auch Mursen, Th. 98, S. 203. und die dort nachgewiesene Stelle.

Myrsine, eine Pflanzengattung, welche von einigen Griffelbeere genannt wird, und in die 1ste Ordnung der 5ten Classe des Linnéischen Systems (Pentandria Monogynia) gehört. Sie hat folgende Kennzeichen: Die Blume hat einen kleinen bleibenden, fünftheiligen Kelch, eine Blumenkrone, welche bis in die Mitte in fünf stumpfe, zusammenstoßende Abschnitte zertheilt ist; und fünf sehr kurze der Blumenkrone einverleibte Staubfäden mit aufrechten länglichen Staubbeuteln. Der Fruchtknoten ist so groß, daß er fast die ganze Blumenkrone ausfüllet, und hat einen bleibenden, walzenförmigen Griffel, welcher über die Blumenkrone hervorraget, und sich in eine große, wollichte Narbe endiget; auf die Blume folgt eine Beere, welche einen einzigen fünffächrigen Stein enthält. Man kennet von dieser Gattung nur 2 Arten.

1) Die afrikanische Myrsine. Myrsina *Africana*, foliis ellipticis acutis. Willd. Spec. plant. T. I. P. II. p. 1121. Linn. Syst. veg. pag. 197. Sp pl. 285. Hort. Cliff. 74. Zinn. Goett. 202. Berg. Cap. 53. Vitis idaea Aethiopica, Myrti Tarentinae folio, flore atropurpu-

purpureo. Comm. Hort. 1. pag. 123. t. 64. Buxus Africana rotundifolia serrata, Pluk. Alm. 74. tab. 80. f. 5. Frutex Aethiopicus baccifer, foliis myrtilli. Breyn. Cent. 9. t. 5.

Dieses Gewächs, welches auch afrikanischer Buchs, oder äthiopische Preißelbeere genannt wird, ist ein Strauch mit ausgebreiteten und ohne Ordnung zerstreuten Zweigen, die mit rundlichten, sägenartig gezähnten Blättern besetzt sind. In den Winkeln der Blätter entspringen je drey Blumen beysammen auf kurzen Stielen; sie haben eine geschlossene Blumenkrone, die von blasser Farbe und mit erhabenen ziegelbraunen Punkten gefleckt, und rauh, und am Rande mit Haarspitzen eingefasset ist. Die Staubfäden stehen den Abschnitten der Blumenkrone gerade gegen über; und die Narbe des Griffels hat eine pinselförmige Gestalt. Die Beere ist blau, und von der Größe und Gestalt der Bärentraube; sie enthält einen kugelrunden etwas plattgedrückten Stein, der vier bis fünf Samen einschließt. Auf dem Vorgebürge der guten Hofnung, wo dieser Strauch in Wildnissen wächset, sollen die Vögel nach seinen Beeren sehr begierig seyn.

S. Linne's vollständ. Pflanzensystem ꝛc. nach Houttuyn bearbeitet. III. S. 269.

2) Azorische Myrsine. Myrsine *retusa*, foliis obovatis obtusis, apice emarginato-denticularis. Willd. l. c. p. 1122. Aiton Hort. Kewens. I. p. 271. Diese Art wächst auf den Azorischen Inseln und hat das Ansehn wie die vorhergehende; aber die Blätter sind umgekehrt eyförmig, und an der Spitze spitz gezähnt und eingedrückt. Die Blumen sind fast stiellos, zahlreich und bilden beynahe eine Doldentraube.

Myrsinites und Myrsita, ist ein Stein, welcher in den Schriften der Alten angeführt wird, und welcher von Honigfarbe seyn, und den Geruch der Myrrhe haben soll. Man weiß es jetzt nicht mehr, was das für ein Stein gewesen seyn mag. Man vergleiche den Art. Myrrhinit.

Myrte, Myrthe, Myrtus, μυρτος, so hieß ursprünglich ein baumartiges Gewächs (Myrtus communis Linn.), welches in den wärmern Gegenden von Asien und im nördlichen Afrika zu Hause gehört, aus welchen es über Griechenland und Italien in dem übrigen Europa, besonders dem südlicheren, bekannt geworden ist *). In der Folge, als man anfing botanische Systeme zu machen, belegte man mit diesem Nahmen aber noch mehrere Sträuche und Bäume, welche mit der gemeinen Myrte in einigen Stücken übereinkommen; und daher müssen wir Myrte jetzt als den Gattungsnahmen der myrtenartigen Gewächse nehmen, deren Zahl durch die neuesten Entdeckungen, ohne die Varietäten zu rechnen, schon bis auf 28 gestiegen ist.

Die Kennzeichen dieser Gattung, welche in die erste Ordnung der 12ten Classe, Icosandria Monogynia, des Linnéschen Pflanzensystems gehört, sind nun folgende: Die bleibende Blumendecke sitzt über dem Fruchtknoten, und ist 4 — 5-spaltig, und innen in einen etwas haarigen Ring erhoben, dem die vielen Staubfäden eingefügt sind. Die Blumenkrone ist mehrentheils 4 — 5-blättrig, der Fruchtknoten hat einen einfachen Staubweg, mit stumpfer Narbe. Die eyrunde, genabelte Beere ist 1 — 3-fächerig, und enthält einzelne nierenförmige Samen.

E)

*) Im Persischen heißt dieser Strauch Murt.

1) Die gemeine Myrte. Myrtus *communis*, floribus solitariis, involucro diphyllo. Willd. Spec. plant. T. II. P. II. p. 967. L. Hort. cliff. 42. Hort. upſ. 123. Mat. med. 122. Roy. lugdb. 269. Scop. Fl. carn. n. 584.

Dieſes iſt ein bekannter Strauch oder ein mittelmäßiges Bäumchen, welches, wie es vorhin bemerkt wurde, in Aſien, Afrika und allen mittägigen Ländern von Europa wild wächſt; man zieht es auch häufig in den Gärten, und es kommt in England in einer warmen und trockenen Lage, wenn es nur bey der ſtrengſten Winterkälte durch Bedeckung geſchützt wird, ſehr gut in freyer Luft fort. Es wird nicht leicht über ſechs Schuh hoch, und treibt viele, dünne, zähe Zweige, die eine röthliche Rinde haben, und mit ſteifen, immergrünen Blättern beſetzt ſind, in deren Winkeln einzele weiße Blumen auf einfachen Stielchen zum Vorſchein kommen, worauf ſchwarzblaue, längliche Beeren zu folgen pflegen.

Man brauchte ehemahls ſowohl die Blätter, welche neben ihrer Gewürzhaftigkeit bitterlich und ein wenig zuſammenziehend ſind, als die Beeren in der Arzneykunſt, und inſonderheit aus den letzten wurde bey den Römern ein arzneyhafter Wein, Vinum Myrtites oder Myrteum bereitet; heutzutage aber iſt ihr Gebrauch ſelten. Man kann auch aus den Blättern und Blumen durch die Deſtillation ein wohlriechendes herzſtärkendes Waſſer bekommen. In den Gärten ſind die Myrtenſträuche oder Myrtenbäumchen aber ſowohl wegen ihrer Schönheit, als wegen ihres guten Geruches beliebt, und ihre Aeſte werden vorzüglich häufig zu Kränzen und Blumenſträußen gebraucht.

Dieſe

Diese gemeine Myrte theilt sich aber in verschiedene, merkwürdige Varietäten, die meistens von den Ländern, wo sie am gewöhnlichsten sind, ihre eigenen Nahmen haben, und ihr Unterschied besteht größtentheils in der Figur und Größe der Blätter, welche bey allen ungezähnt und glatt, aber bey einigen größer, bey andern kleiner, bey einigen breiter, bey andern schmahler, bey einigen eyrund, bey andern lanzettförmig und bald mehr bald weniger scharf zugespitzt sind. Die Blumen sind bey den meisten weiß, bey einigen aber röthlich, und die Früchte oder Beeren, welche gewöhnlicher Weise schwarz sind, haben bey einigen Sorten eine weiße Farbe. Die Blätter sind glänzend dunkelgrün, und geben, besonders wenn man sie zerreibet, einen sehr angenehmen gewürzhaften Geruch, welcher bey einigen Sorten mehr mit den Zitronen, bey andern hingegen mehr mit der Muskatennuß übereinkommt. Die Blumen sind durchgängig schön und wohlriechend; die Beeren haben weniger gewürzhaften Geruch als die Blätter, aber einen mehr zusammenziehenden Geschmack.

a) Die gemeine Myrte, oder gemeine römische Myrte, Myrtus communis, *romana*. Willd. l. c. Myrtus (communis) foliis ovatis pedunculis longioribus. Mill. Dict. n. 1. und Ic. t. 184. f. 1. Kniph. Cent. IV. n. 52. Myrtus latifolia romana. C. Bauh. pin. 468. Dieses ist der eigentlich sogenannte gemeine breitblättrige Myrtenbaum, welcher einer von den dauerhaftesten Sorten ist, die man kennt. Die Blätter desselben sind wohl $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, 1 Zoll breit, haben eine glänzende grüne Farbe, und stehen auf kurzen Stielen. Die Blumen sind größer, als bey den andern Sorten,

ten, und kommen an den Seiten der Zweige auf sehr langen Stielen zum Vorschein. Auf sie folgen eyrunde Beeren, von einer dunkel purpurrothen Farbe, die 3 — 4 harte nierenförmige Samen in sich schließen. Sie blühet im Julius und August, und ihre Beeren werden im Winter reif. Diese Sorte wird von einigen auch der blühende Myrtenbaum genannt, weil sie insgemein mehrere Blumen hat, diese auch größer sind, als die der übrigen Sorten.

Von dieser ersten Sorte gibt es aber wieder allerley Spielarten, die man in den Gärten zieht, nähmlich vorzüglich folgende: Zwey von ihnen heißen Muskat-Myrten, wegen ihres Geruchs, und von diesen hat die eine breitere, die andere schmahlere Blätter. Dann hat man eine Vogelnestmyrte, deren Aeste gedrängter zusammen wachsen; eine gestreifte Muskatennuß-Myrte; eine gestreifte aufrechtstehende Myrte; gestreifte rosmarinblättrige; gestreifte buchsblättrige; und eine gestreifte breitblättrige Myrte. Daß die gestreiften Blätter überhaupt nur eine Art von Krankheit sind, ist bekannt, und diese Spielarten verdienen daher um so weniger einer besondern Auszeichnung.

b) Die gemeine buchsblättrige Myrte. Myrtus communis; *tarentina* Willd. l. c. Myrtus (tarentina) foliis ovatis, baccis rotundioribus. Mill. Dict. n. 6. Myrtus minor vulgaris. Bauh. pin. 469. Die Blätter dieser Sorte sind eyrund, klein und sitzen dicht an den Zweigen. Sie haben eine glänzend grüne Farbe, und endigen sich mit zugestumpften Spitzen. Die Zweige sind schwach, hängen insgemein unterwärts, wenn man sie wachsen läßt, ohne sie abzukürzen. Auch haben sie eine grau-

liche

liche Rinde. Die Blumen sind klein, und kommen spät im Sommer hervor.

c) Die gemeine italiänische Myrte. Myrtus communis, *italica*. Willd. l. c. Myrtus (italica) foliis ovato-lanceolato-acutis, ramis erectioribus. Mill. Dict. n. 5. Myrtus communis italica. Bauh. pin. 468. Diese Sorte hat eyrund-lanzettförmige Blätter, mit einer scharfen Spitze. Die Zweige wachsen gerade, so wie auch die Blätter, weshalb die Gärtner diese Sorte auch den gerade stehenden Myrtenbaum nennen. Die Blumen sind nicht groß, die Blätter haben purpurrothe Flecken an den Spitzen, so lange sie noch zugeschlossen sind. Die Beeren sind klein, eyrund und purpurroth. Man hat hiervon eine Spielart mit weißen Beeren.

d) Die pomeranzenblättrige Myrte, auch lorberblättrige Myrte. Myrtus communis, *boëtica*. Willd. l. c. Myrtus (boëtica) foliis ovato-lanceolatis confertis. Mill. Dict. n. 4. Myrtus latifolia boëtica. Bauh. pin. 469. Clus. hist. I. p. 65. Blackw. t. 114. Diese Sorte hat etwas starke Stängel und Zweige, wird auch höher als die mehrsten übrigen. Die Blätter sind eyrund, lanzettförmig, und stehen büschelweise um die Zweige herum; sie haben eine dunkelgrüne Farbe. Die Blumen sind von mittler Größe, und kommen sparsam zwischen den Blättern heraus. Die Beeren sind eyrund, und kleiner als bey der römischen Myrte; werden aber in unsern Gegenden sehr selten reif.

e) Die portugiesische Myrte. Myrtus communis, *lusitanica*. Willd. l. c. Myrtus (acuta) foliis lanceolato ovatis acutis Mill. Dict. n. 3. Myrtus sylvestris, foliis acutissimis,

mis. Bauh. pin. 469. Cluſ. hiſt. I. p. 66. f. 1. Die Blätter ſind eylanzettförmig, mit einer ſcharfen Spitze, dunkelgrün, und viel kleiner als bey der folgenden Sorte. Sie haben noch nicht einen Zoll in der Länge, ½ Zoll breit, und ſitzen dicht an den Zweigen. Die Blumen ſind ziemlich klein, und kommen aus den Winkeln der Blätter gegen das Ende der Zweige hervor. Die Beeren ſind klein und eyrund.

f) Die holländiſche Myrte. Myrtus communis, *belgica*. Willd. l. c. Myrtus (belgica) foliis lanceolatis acuminatis. Mill. Dict. n. 2. Myrtus latifolia belgica. Bauh. pin. 469. Dieſe Sorte hat viel kleinere Blätter, als die römiſche, auch ſind ſie ſpitzer, faſt ſtiellos, und ſtehen gedrängter an den Zweigen beyſammen. Die Mittelrippe an der unteren Seite der ſonſt dunkelgrünen Blätter iſt purpurfarbig. Sie blühet ſpät im Sommer und bringt hier zu Lande ſehr ſelten reife Beeren.

g) Die rosmarinblättrige Myrte. Myrtus communis, *mucronata*. Willd. l. c. p. 968. Myrtus (minima) foliis lineari-lanceolatis acuminatis. Mill. Dict. n. 7. Myrtus foliis minimis et mucronatis. Bauh. pin. 469. Cluſ. hiſt. I. p. 67. Dieſe Sorte wird von einigen auch die thymianblättrige Myrte genannt. Die Zweige wachſen ſehr gerade. Die Blätter ſtehen dicht an den Zweigen; ſie ſind klein, ſchmahl, und endigen ſich mit ſcharfen Spitzen. Sie haben eine glänzende grüne Farbe, und einen ſtarken Geruch, wenn ſie gerieben werden. Die Blumen ſind klein und kommen ſpät im Jahre zum Vorſchein; auch folgen bey uns ſelten Beeren auf dieſelbe.

Was die Cultur dieser bisher genannten Myrtenbäume betrifft, so will ich nach Miller's Anleitung erst etwas von der Art, wie man die zuerst angeführte römische Myrte ziehen und behandeln muß, sagen, und hernach einige Bemerkungen hinzufügen, in wie fern die Cultur einiger anderer Sorten hiervon verschieden ist.

Alle Spielarten der gemeinen römischen Myrte können aus abgeschnittnen Zweigen fortgepflanzet werden. Am besten geschiehet solches zu Anfang des Julius, da man die geradesten und kräftigsten Reiser aussuchen muß, die sechs bis acht Zoll lang, und an denen unten die Blätter zwey Zoll weit abgestreift seyn müssen; auch soll derjenige Theil, der in die Erde kommt, gedrehet werden. Nachdem nun so viele Töpfe, als man Reiser einsetzen will, mit leichter fetter Erde angefüllt worden, so setzt man die Reiser zwey Zoll weit von einander darein, drückt die Erde darum fest zusammen, und begießt sie, damit sie sich setze. Hierauf bringt man die Töpfe unter einen gemeinen Mistbeettrog, und gräbt selbige in etwas alten Mist, oder Lohe ein, wodurch verhindert wird, daß die Erde nicht zu stark trockne. Doch müssen sie in der Tageshitze sorgfältigst mit Matten bedeckt und im Schatten erhalten werden. Auch muß man ihnen nach Beschaffenheit der Witterung, frische Luft geben, wobey nicht zu vergessen, daß man sie allezeit um den andern, oder dritten Tag begieße, wenn man findet, daß es die Erde in den Töpfen nöthig habe. Bey dieser Wartung werden die Reiser innerhalb sechs Wochen gewurzelt seyn, und zu treiben anfangen, da man sie dann nach und nach an die freye Luft gewöhnen, und zu Ende des August, oder zu Anfang des Septembers

bers derselben völlig aussetzen kann, doch so, daß sie gegen die kalten Winde verwahret stehen; und da können sie bis in die Mitte, oder zu Ende des Octobers bleiben. Um diese Zeit aber setzt man sie in das Gewächshaus, und zwar an den kühlesten Ort, damit man ihnen bey gelindem Wetter Luft geben könne. Denn sie wollen nur gegen die strenge Kälte verwahret seyn, ausgenommen der Myrtenbaum, mit dem Pomeranzenbaumblatt, und der gestreifte Muskaten-Myrtenbaum, welche etwas zärter sind, als die übrigen, und daher wärmer stehen wollen.

Den Winter über müssen sie öfters, aber ganz mäßig begossen werden, und wenn man etliche abgestandene Blätter gewahr wird, muß man sie beständig abpflücken, und die Pflanzen vom Unkraut rein erhalten. Denn läßt man dieses wachsen, so wird es die jungen Pflanzen bald überlaufen und erstücken.

Wenn diese Pflanzen im Winter unter einem gemeinen Mistbeettrog stehen, wo man sie vor dem Frost beschützen, und ihnen bey gelindem Wetter frische Luft geben kann, so werden da die jungen Pflanzen weit besser fortkommen, als in einem Gewächshause, wofern sie nur nicht zu naß gehalten, auch nicht zu dicht bedeckt werden. Denn dadurch werden sie schimmlicht werden, und um ihre Blätter kommen.

Im folgenden Frühlinge muß man die Pflanzen sorgfältig aus den Töpfen nehmen, so daß man einer jeden einen Erdenball an den Wurzeln läßt. Darauf setzt man jede besonders in einen kleinen, mit leichter fetter Erde angefüllten Topf, wobey zu beobachten, daß man sie wohl begieße, damit sich die Erde an ihren Wurzeln setze: auch müssen sie so lange an einem schattigen

Orte des Gewächshauses stehen, bis sie Wurzeln bekommen; hernach gewöhnt man sie an die Sonne und Luft. Im May aber setzt man sie in die freye Luft, an eine Hecke, damit sie vor den starken Winden sicher sind.

Den Sommer über müssen sie häufig begossen werden, sonderlich, da sie in so kleinen Töpfen stehen, welche in dieser Jahreszeit bald trocknen. Daher muß man sie auch so stellen, daß sie nur allein die Morgensonne haben; denn wenn sie zu stark in der Mittagssonne ständen, so würde die in der Erde solcher kleinen Töpfe enthaltene Feuchtigkeit bald verrauchen: und dadurch würden die Pflanzen im Wachsthum sehr zurücke gehalten werden.

Im folgenden August muß man die Töpfe besehen, ob die Wurzeln der Pflanzen nicht durch die Löcher in dem Boden der Töpfe gedrungen sind; findet man solches, so müssen sie in etwas größere Töpfe versetzet werden, die man mit der nähmlichen fetten Erde anfüllet, wobey zu beobachten, daß man die Wurzeln, die an den Seiten der Töpfe mit einander verwickelt sind, beschneide, und die Erde außen an dem Ballen herum, mit der Hand ein wenig auflockere, auch etwas davon hinwegnehme, damit die Wurzeln desto leichter in die frische Erde durchstechen können. Hierauf muß man sie wohl begießen, und die Töpfe so stellen, daß sie vor starken Winden verwahret werden können. Auch kann man um diese Zeit die Pflanzen beschneiden, um ihnen eine reguläre Form zu geben; sollten sie aber krumm wachsen wollen, so muß man einen dünnen geraden Stab zu ihnen stecken, an welchen man sie befestiget, damit sie gerade wachsen.

Werden sie auf diese Weise, so lange sie noch jung sind, gezogen, so werden hernach ihre Stämme, wenn sie erstarket sind, ohne Unterstützung gerade bleiben, und da kann man ihre Aeste beliebig beschneiden, um ihnen diese oder jene Gestalt zu geben, wie es besonders in der älteren Gartenkunst üblich war, wo man sie zu Kugeln, Pyramiden ꝛc. erzog. Dieses ist freylich die beste Art, diejenigen Pflanzen, welche man im Glashause hält, und die eingeschränkt bleiben müssen, in gutem Ansehen zu erhalten: allein sie werden alsdann nicht blühen, und daher muß die Sorte mit gefüllten Blüthen nicht beschnitten werden, weil ihre größte Schönheit in ihren Blüthen bestehet. Es wird aber auch nöthig seyn, eine oder zwey Pflanzen von jeder Sorte wild wachsen zu lassen, um ihre Zweige zu Blumensträußen gebrauchen zu können, weil diejenigen, die man beständig unter der Schere gehalten, wenn man ihre Zweige abschneidet, sehr verstellet werden.

So wie diese Pflanzen größer werden, muß man sie auch jährlich in größere, und nach ihren Wurzeln proportionirte Töpfe versetzen; doch hat man sich auch in Acht zu nehmen, daß die Töpfe nicht zu groß seyn, weil sie sonst schwach und flatterig werden, ja öfters gar verderben würden. Wenn sie also aus den vorigen Töpfen genommen werden, so muß man die Erde an ihren Wurzeln wegräumen, die innere aber gelinde auflockern, damit die Wurzeln Luft bekommen, und nicht so sehr eingeschränkt seyn mögen. Hernach setzt man sie wieder in die nähmlichen Töpfe, wenn sie nicht zu klein sind, füllet sie an den Seiten und auf dem Boden mit frischer, fetter Erde an, und begießt sie stark,

daß sich die Erde um die Wurzeln setze, welches auch öfters wiederhohlt werden muß, weil sie sowohl im Winter als Sommer öfters, und bey heißem Wetter häufiger begossen seyn wollen.

Die beste Zeit, diese Pflanzen zu versetzen, ist entweder im April oder August; geschieht solches eher im Frühling, wenn die Pflanzen noch nicht wachsen, so können sie nicht sobald Wurzeln treiben; nimmt man es aber später im Herbste vor, so wird das einfallende kalte Wetter ihrer Einwurzelung sehr hinderlich seyn; viel weniger ist es rathsam, solches in der großen Sommerhitze zu thun, weil sie gar oft begossen seyn wollen, und im Schatten stehen müssen, indem sie sonst umschlagen. Da dieses auch die Zeit ist, zu welcher diese Pflanzen, unter andere ausländische Gewächse zur Zierde der verschiedenen Theile des Gartens, herausgesetzt werden sollen, so kann solches, wenn man sie versetzet, nicht eher geschehen, als bis sie wieder Wurzeln bekommen, wozu sie in dieser Jahreszeit, wenn das Wetter warm und trocken ist, drey bis vier Wochen brauchen.

Wenn im October die Nächte frostig werden, muß man die Pflanzen in das Gewächshaus setzen; ist aber das Wetter im Herbste gut, wie es nicht selten zu seyn pfleget, so können sie bis zu Anfange des Novembers draußen bleiben; denn bringt man sie zu bald in das Gewächshaus, und der Herbst wäre warm, so würden sie von neuem treiben, und diese Triebe würden alsdann zu schwach seyn, und im Winter bey strenger Kälte verderben, wodurch die Pflanzen sehr verstellt werden. Um dieser Ursache willen muß man sie allezeit, so lange als es die Witterung erlauben will, draußen lassen, und

im Frühling wieder hinausseßen, ehe sie treiben. Den Winter über aber, da sie im Gewächshause stehen, muß man ihnen bey gelindem Wetter so viel frische Luft geben, als nur immer möglich ist.

Die römische, holländische und portugiesische Myrte hat Miller in England in einer warmen Lage, und im trocknen Boden draußen stehen sehen, wo sie die Winterkälte etliche Jahre sehr wohl ausgestanden, wenn man sie nur bey recht starker Kälte mit zwey oder drey Matten bedeckte, und auf den Boden etwas Streu legte, daß die Kälte nicht durchdringen konnte. In Cornwall und Devonshire hingegen, wo die Winter gelinder sind, als in den meisten andern Theilen Englands, gibt es große Hecken von Myrten, die sehr wohl treiben und wachsen, und zum Theil sechs Schuh hoch sind. Die pomeranzenblättrige Sorte wurzelt am schwersten, wenn sie aus Reisern gezogen wird; wenn man sie aber gegen das Ende des Julius einseßt, und nur zarte Schossen dazu erwählet, auch die Töpfe in ein altes Beet von Gerberlohe eingräbt, das seine meiste Wärme verlohren hat, die Fenster aber alle Tage im Schatten erhält: so werden sie sehr wohl bekommen. Die pomeranzenblättrige Sorte und die scheckigen sind etwas zarter, als die gemeinen Sorten, müssen auch etwas eher im Herbste unter Obdach gebracht, und nicht so nahe an die Fenster des Gewächshauses geseßt werden.

In unseren nördlich deutschen Gegenden pflegt man die Myrtenbäume in Ermangelung eines Gewächshauses in einen nicht sehr dumpfigen Keller zu überwintern; auch kommen sie sehr gut in einer warmen Kammer, durch den Win-

ter, das ist, in einem solchen Zimmer, welches zwar nicht geheitzt wird, aber wegen seiner Lage neben geheitzten Zimmern einigen Schutz gegen die Kälte hat. Doch versteht es sich von selbst, daß man sie in großer Kälte eben nicht am Fenster stehen lassen muß.

Von dem Gebrauche der Myrtenblätter zum Gärben, vorzüglich im Neapolitanischen, ist im Art. Leder, Th. 68, S. 207 fl. gehandelt worden.

Diese bisher genannten Myrten schätzt man sonst überhaupt mehr wegen ihrer schönen Zweige und Blumen, als wegen ihrer inneren Kräfte, die überhaupt auch nicht hervorstechend sind. Die Beeren werden doch aber noch mehr geschätzt, als die Blätter, und sie trift man noch wohl in den Apotheken an, obgleich beyde von gleichen Kräften sind; doch werden die Beeren außerhalb des Vaterlandes dieses Bäumchens überhaupt nicht leicht reif. Diese Beeren sind eyförmig, mit einem fünfspaltigen Nabel gekrönt, fast so groß wie eine Erbse, schwarz und in drey Fächer abgetheilt, in die sie eben so viel nierenförmige Samen einschließen. Frisch riechen und schmecken sie angenehm gewürzhaft, welcher Geschmack auch mit einer zusammenziehenden gelinden Bitterkeit verbunden und fast das einzige ist, was in der trocknen Beere zurückbleibt. Eben dies gilt auch von den Blättern, deren zusammenziehende Eigenschaft man in dem Aufgusse von ihnen mit Eisenvitriol vermischt, und aus dem Gebrauche der Neapolitaner und Calabrier zum Ledergärben leicht erkennen kann. Die Alten schätzten sie sehr wegen ihrer stärkenden Eigenschaft, wie man aus dem großen Verzeichniß

ihrer

ihrer Kräfte beym Dioskorides *) sehen kann; spätere Aerzte scheinen eher hierin Nachbeter der Alten zu seyn, als daß sie selbige aus wirklicher eigner Erfahrung wider Blutflüsse nahmentlich das Blutspeyen, oder seröse Ausflüsse aus dem Unterleibe, wider Vorfall der Mutter oder des Afters, wider den weißen Fluß, Erschlaffung des Zahnfleisches u. s. w. sollten wirksam gefunden haben. Vor der Entdeckung des Pfeffers bedienten sich die Alten dieser Beeren zu den Speisen **). Doch dieser Gebrauch, so wie auch der Myrtenwein, vinum myrtites, und Myrtenöhl das aus den Beeren oder Blättern durch den Aufguß bereitet wurde, und ferner der Myrtensyrup, der sich noch lange erhalten hat, werden jetzt nicht mehr geachtet.

2. Schmahlblättrige Myrte. Myrtus *tenuifolia*, pedunculis axillaribus solitariis unifloris, foliis linearibus mucronulatis. Willd. l. c. Die kleinen weißen oder röthlichen Blumen kommen in den Blattwinkeln einzeln hervor. Die Blätter sind 1 Zoll lang, 1 Linie breit, am Rande umgerollt, und unten behaart. Diese Myrte wächst in Neuholland.

3. Filzige Myrte. Myrtus *tomentosa*, pedunculis unifloris, foliis triplinerviis subtus tomentosis. Willd. l. c. Die Blumen sitzen auch einzeln umher, die Blätter sind eyförmig, dreyrippig und auf der unteren Seite filzig. In China und Cochinchina.

4. Kirschartige Myrte. Myrtus *cerasina*, pedunculis lateralibus terminalibusque unifloris, foliis oblongis nitidis subtus punc-

 tatis

*) Mat. med. lib. I. c. 155.
**) Plinius l. 15. c. 19. ed. Dalech. p. 687.

tatis. Willd. l. c. Bey diesem auf den Caraibischen Inseln wachsenden Baume kommen die Blumen an den Seiten und Enden der Zweige einzeln hervor, die Blätter sind länglich, glänzend und unten punctirt. Die Frucht ist schwarz und gleicht etwa einer Kirsche.

5. Hohe Myrte. Myrtus *procera*, pedunculis confertis axillaribus unifloris, foliis ovatis acuminatis planis glabris, ramis virgatis, caule arboreo. Willd. l. c. Dieser Baum wächst in den Wäldern auf Hispaniola, und hat in den Blattwinkeln viele einblumige Blumenstiele. Die langzugespitzten geruchlosen Blätter sind eyförmig, flach und glatt. Die Aeste ruthenförmig. Die Blumen riechen angenehm.

6. Beblätterte Myrte. Myrtus *bracteata*, pedunculis unifloris axillaribus bracteatis, foliis ellipticis glabris punctatis, junioribus sericeo-pubescentibus. Willd. l. c. p. 969. Die Blumenstiele kommen in den Blattwinkeln einzeln zum Vorschein, und sind unten mit zwey lanzettförmigen behaarten Nebenblättern versehen. Die Blätter sind oval, glatt und besonders auf der untern Seite punctirt. So lange sie jung sind, haben sie einen gelblichen Ueberzug, der aus anliegenden seidenartigen Haaren besteht. Aus Ostindien.

7. Zweybäumige Myrte. Myrtus *bisflora*, pedunculis bifloris, foliis lanceolatis. W. l. c. Dieses ist ein Baum oder Strauch, dessen lanzettförmige Blätter gegen einander stehen, in deren Winkeln einzelne Blumenstiele stehen, deren jeder zwey Blumen trägt. Man findet ihn auf Jamaica.

über-

8. Dreyrippige Myrte. Myrtus *trinervia*, pedunculis axillaribus trifloris, foliis ovatis acuminatis trinerviis subtus tomentosis. Willd. l. c. Hat schöne breite gegenüberstehende Blätter, welche eyförmig, lang zugespitzt, unten filzig, übrigens mit 3 Rippen versehen sind. Die Blumen sind klein, und es sitzen auf jedem Stiele gewöhnlich drey.

9. Glänzende Myrte. Myrtus *lucida*, pedunculis subtrifloris, foliis subsessilibus lanceolatis attenuatis. Willd. l. c. p. 970. Dieser Myrtenbaum wächst in Surinam. Seine Blätter werden von einer eyrunden Basis auf einmahl sehr schmahl, und endigen sich in eine lanzettförmige Spitze. Die Blumenstiele bringen gewöhnlich drey Blumen, welche fünf Blumenblätter haben.

10. Glatte Myrte. Myrtus *laevis*, pedunculis umbellatis, foliis ovatis acuminatis. Willd. l. c. Die Blumenstiele bilden Dolden. Die Blätter sind eyförmig und lang zugespitzt, scharf sägeförmig, geadert, glatt und etwa einen Zoll lang. Die Aeste sind rund und glatt, die kleinen Zweige weichhaarig. Das Vaterland ist Japan.

11. Mäusedornblättrige Myrte. Myrtus *ruscifolia*, pedunculis submultifloris axillaribus, foliis glaberrimis elliptico-subrotundis supra punctatis. Willd. l. c. Die Blumenstiele bringen mehrentheils viele Blumen und stehen in den Blattwinkeln. Die Blätter sind sehr platt oval-rundlich, auf der oberen Seite punctirt. Sie sind etwas größer, wie bey dem stachlichen Mäusedorn Ruscus aculeatus L. In der Jugend sind sie mit anliegenden röthlichen Haaren bedeckt. Ostindien.

12. Getrennte Myrte. Myrtus *dioica*, pedunculis trichotomo-paniculatis, foliis oblongis, floribus dioicis. Willd. l. c. Dieser Myrtenstrauch ist in Amerika zu Hause, und trägt auf einigen Pflanzen lauter männliche, und auf andern lauter weibliche. Seine Blätter stehen gerade gegen einander über, und sind lanzenförmig-eyrund und dick. In den Winkeln der Blätter und an den Enden der Zweige entspringen Blumenrispen, die so lang als die Blätter, und deren Stiele je in drey und drey armförmig zertheilt sind.

13. Gestreifte Myrte. Myrtus *lineata*, floribus axillaribus subsessilibus, foliis ovatis acuminatis rigidis lineatis subtus incanis. Willd. l. c. p. 971. Die Blumen sitzen fast stiellos in den Blattwinkeln; die Blätter sind eyförmig, lang, zugespitzt, steif gestreift und unten grau. St. Domingo ist das Vaterland.

14. Herzblättrige Myrte. Myrtus *cordata*, floribus axillaribus lateralibusque subsessilibus, foliis sessilibus cordatis ovatis nitidis. Willd l. c. Die Blumen kommen in den Blattwinkeln und seitwärts fast ohne Stiele hervor. Die Blätter sind stiellos, herzförmig, eyförmig glänzend. Westindien.

15. Bleiche Myrte. Myrtus *pallens*, racemis terminalibus pubescentibus, pedicellis unifloris, foliis lato-lanceolatis, attenuatis supra punctatis. Willd. l. c. Die Blumentrauben sitzen am Ende der Zweige, sind weichhaarig, die Blumenstielchen bringen nur eine Blume. Die Blätter sind breit-lanzettförmig vorn verdünnet, auf der oberen Seite punctirt. In den wärmeren Gegenden von Amerika.

16. Buschige Myrte. Myrtus *dumosa*, racemis axillaribus breviſſimis, foliis petiolatis lato-lanceolatis acuminatis acutis. Willd. l. c. Die sehr kurzen Blumentrauben sitzen in den Blattwinkeln. Die Blätter sind gestielt breit-lanzettförmig mit einer langen scharfen Spitze. Hat mit der vorhergehenden gleiches Vaterland.

17. Spitzblättrige Myrte. Myrtus *glabrata*, racemulis breviſſimis axillaribus multiſloris, foliis ellipticis acuminatis convexis coriaceis glaberrimis. Willd. l. c. Die Blumentrauben sind sehr kurz, vielblumig und sitzen in den Blattwinkeln. Die Blätter sind oval, langzugespitzt, gewölbt, häutig und sehr glatt. Hiſpaniola.

18. Zweyzeilige Myrte. Myrtus *diſticha*, pedunculis axillaribus multiſloris foliis brevioribus, foliis diſtichis deflexis ovato-lanceolatis ramis patentibus. Willd. l. c. Die vielblumigen Blumenstiele sitzen in den Blattwinkeln und sind kürzer als die Blätter, welche in zwey Reihen stehen, herabgebeugt, und eylanzettförmig sind. Die Zweige sind abstehend. Jamaica.

19. Berg-Myrte. Myrtus *monticola*, racemis multiſloris breviſſimis axillaribus ſolitariis, foliis ovatis obtuſatis planis glaberrimis. Willd. l. c. Diese Art, welche in den höheren Gegenden von Jamaica wächst, hat vielblumige, sehr kurze Blumentrauben, welche einzeln in den Blattwinkeln sitzen. Die Blätter sind eyförmig etwas stumpf, flach und sehr glatt.

20. Gregiſche Myrte. Myrtus *Gregii*, pedunculis multiſloris axillaribus, foliis ellipticis acutis integerrimis ſubtus pubeſcentibus,

bus. Willd. l. c. p. 972. Greggia aromatica Gaertner. Die Blumenstiele tragen viele Blumen und sitzen in den Blattwinkeln. Die Blätter sind oval, spitzig, ganzrandig, auf der unteren Seite weichhaarig. Westindien.

21. Vielästige Myrte. Myrtus *virgultosa*, racemis lateralibus terminalibusque, foliis lato-lanceolatis attenuatis. Willd. l. c. Die Blumentrauben sitzen seitwärts und am Ende der Zweige, die Blätter sind breit-lanzettförmig, vorn schmahl zulaufend. Das Vaterland dieses Baums ist Jamaica.

22. Zeylanische Myrte. Myrtus *Zeylanica*, racemis axillaribus terminalibusque, pedicellis subquadrifloris ovatis attenuatis supra punctatis. Willd. l. c. Dieser Baum wächst auf der Insel Zeylon, wo er von den Einwohnern Maranda oder Marada genannt wird, und den Reisenden durch seinen angenehmen Zitronengeruch öfters zu einer Erquickung dienet. Sein Stamm hat ein schweres, festes und schneeweißes Holz, wie Elfenbein, und eine dünne rauhe Rinde; er zertheilet sich oben in viele Aeste und Zweige, welche eine sehr zierliche und gewölbte Krone bilden. Seine Blätter stehen auf sehr kurzen Stielchen gegen einander über, und sind eyrund mit einer schmahlen, ziemlich kurzen und stumpfen Spitze am Ende, steif, glatt, glänzendgrün, und haben einen starken Zitronengeruch, und einen gelinde zusammenziehenden gewürzhaften Geschmack. An den Enden der Zweige entstehen zusammengesetzte, dreyfach zertheilte Rispen mit weißen Blumen, die einen fünfspaltigen Kelch und fünf Blumenblättchen haben. Auf diese Blumen folgen ziemlich weiche, schneeweiße Beeren, welche wie große

Erbsen

Erbsen, und von einem süßen gewürzhaften Geschmack sind, und gemeiniglich nur einen einzigen braunen, eckigen Samen enthalten. Diese Beeren werden von Kindern gegessen. Das Decoct von den Blättern soll, wenn man eine genaue Diät dabey beobachtet, ein kräftiges Mittel wider venerische Krankheit seyn. Aus seinem Holze, welches sehr hoch geschätzt wird, verfertigt man Kistchen und allerhand Hausgeräthe.

23. Langspitzige Myrte. Myrtus *splendens*, pedunculis axillaribus solitariis trichotomis, foliis ellipticis attenuatis planis venosis scariosis nitidis, ramis virgatis. Willd. l. c. Eugenia periplocifolia. Jacq. Die Blumenstiele stehen in den Blattwinkeln, sind zwar einzeln, theilen sich aber immer in drey Aeste. Die Blätter sind oval, vorn schmahl zulaufend, flach, adericht, trocken, und glänzend. Die Aeste ruthenförmig. Hispaniola.

25. Apocinumblättrige Myrte. Myrtus *androsaemoides*, racemis axillaribus terminalibusque subcompositis, pedicellis trifloris, foliis ovato-oblongis sessilibus. Willd. l. c. Dieser Baum wächst in Zeylan. Seine Aeste sind rund. Seine Blätter stehen gegen einander über, und haben keine Stiele; sie sind einer Handbreit lang, und also in Vergleichung mit den übrigen dieser Gattung sehr groß, haben eine länglicheyrunde Figur, und sind stumpf und glatt. Die Blumen wachsen in zusammengesetzten, dreyfach zertheilten Rispen an den Enden der Zweige, und haben in vier fast unmerkliche Abschnitte getheilte Blumenkelche.

25. Näglemartige Myrte. Nelken-Myrte. Myrtus *caryophyllata*, pedunculis trichotomis terminalibus, calycibus indivisis, foliis obova-

obovatis impunctatis. Willd. l. c. p. 973. Die Blumenstiele sind immer dreytheilig und sitzen am Ende der Zweige. Die Kelche sind ungetheilt, die Blätter umgekehrt eyförmig und ohne Puncte. Das Vaterland ist Zeylon, wo ihre Früchte gegessen werden.

Diese Myrte wird von vielen mit der folgenden für einerley gehalten, und das, was von der einen gesagt wird, auch von der anderen verstanden. Willdenow, dem ich hier folge hat sie aber getrennt, da sie hinlänglich verschieden sind.

26. Scharfe Myrte. Myrtus *acris*, pedunculis axillaribus terminalibus corymbosisque trichotomis foliis longioribus, foliis ellipticis convexis coriaceis venosis punctatis, caule arboreo. Willd. l. c. Myrtus caryophyllata Jacq. Obs. II. p. 1. Von diesem Myrtenbaume, welcher in Jamaika, Brasilien und andern amerikanischen Ländern wächst, und von welchem die Rinde in den Apotheken unter dem Nahmen Cassia caryophyllata gebräuchlich ist, hat Jacquin folgende ausführliche Nachricht mitgetheilt. Er ist ein Baum, welcher wegen seines vortrefflichen Ansehens mit den schönsten Bäumen um den Vorzug streiten kann. Man findet ihn häufig auf der Insel Martinique, und er wächst daselbst an verschiedenen Orten, an Bergen ꝛc. Auf den Inseln Guadeloupe und Grenada ist er sehr gemein. Man sagt aber, er sey ehemahls aus Ostindien dahin gebracht worden, und deswegen nennen ihn vermuthlich heutzutage die Franzosen Bois d'Inde, oder den ostindischen Baum, gewöhnlich hat man ihn sonst mit dem vorstehenden Myrtenbaume verwechselt.

Dieser

Dieser Baum wächst langsam, und fängt spät an zu blühen, welches hernach aber des Jahrs zweymahl geschieht; und bekommt mit der Zeit eine mehr als mittelmäßige Höhe und Dicke. Sein ansehnlicher Stamm wächst ganz gerade, und endigt sich immer in eine ungemein schöne, sehr lange und dicht pyramidenförmige Krone. Die jungen Bäume haben eine bräunliche Rinde, welche hernach aber grau wird, und bey älteren ganz weiß, oder weißlich und hin und wieder mit großen gelben Flecken bedeckt ist; diese Rinde ist außen so glatt und gleich, daß man, besonders bey erwachsenen Bäumen, beym Anrühren fast meinen könnte, sie haben gar keine, hin und wieder aber sieht man Stücke herunter hängen, welches vermuthlich geschieht, weil eine neue unter denselben wächst; sie hat einen zusammenziehenden und ein wenig gewürzhaften Geschmack. Das Holz ist roth, schwer, fest und sehr hart, und nimmt eine gute Politur an; die Einwohner gebrauchen dasselbe anstatt des Eisens, um Zähne zu den Rädern der Zuckermühlen, und andere dergleichen Dinge, die ein starkes Reiben auszustehen haben, daraus zu verfertigen. Die jungen Zweige sind scharf viereckig, und grün. Sie sind mit zahlreichen Blättern besetzt, welche auf kurzen Stielen alle gerade gegen einander über stehen. Diese Blätter sind länglich, umgekehrt eyrund, am Ende stumpf, und unten gegen den Stiel zu ein wenig schmahler, und haben einen glatten Rand; sie sind mit vielen zusammenlaufenden Queradern versehen, und haben eine lederartige Substanz und eine glänzendgrüne Farbe. Diese Blätter haben einen weit stärkern und angenehmern Geruch, als die gemeinen Lorbeerblätter, und einen zwar zu-

sammenziehenden aber zugleich angenehmen Geschmack, und werden daher von den Einwohnern mit Recht als ein Gewürz zu den Speisen gebraucht; sie sind gemeiniglich etwas kürzer, als die Lorberblätter, in Ansehung der Größe aber so verschieden, daß sie Jacquin zuweilen über einen halben Schuh lang angetroffen hat.

Auf die kleinen und röthlichweißen Blumen folgen runde Beeren, welche so groß oder etwas größer als Erbsen, und mit dem Kelche gekrönt sind, einen gewürzhaften Geruch und Geschmack haben, und von den Einwohnern ebenfalls zum Würzen der Speisen gebraucht werden. Jegliche Beere enthält ungefähr sieben bis acht Samen. Diese Beeren haben bey den Franzosen in Martinique keinen besondern Nahmen, als daß sie dieselben Graines du Bois d'inde, Samen von dem ostindischen Baume, nennen. Jacquin hat einige junge, armsdicke Bäumchen dieser Art nach Europa geschickt, welche auch eine Zeitlang in den Gewächshäusern des wienerischen Gartens wohl fortkamen, hernach aber im Winter alle erfroren sind.

Murray sagt über die medicinischen Kräfte dieser Myrte im 3ten Bande des Arzneyvorrathes S. 355—56 noch folgendes:

Die Rinde erhalten wir in einige Zoll langen Stücken, die wie Zimmet zusammengerollet, oder auch flacher sind, sie sind ohngefähr eine halbe Linie dick, äußerlich etwas rauh, inwendig aber braungelb oder eisenrostgelb. Ihr Geruch ist dem Geruche der Gewürznelken ähnlich, so auch der Geschmack, doch ist dieser gelinder und zugleich zusammenziehend *). Sowohl dem Wasser als Weingeiste theilt sie in der Infusion ihre riechenden Theile mit, letzterm auch ihren Geschmack. Das geistige Extrakt ist sehr scharf und

*) Jacquin.

und sie gibt ohngefähr von ihm $\frac{1}{8}$, von dem wäßrichten Extrakte aber nur $\frac{1}{12}$. Aetherisches Oehl enthält sie sehr wenig, so daß ein ganzes Pfund nur wenige Tröpfchen gibt, die sich noch dazu nicht mahl absondern lassen *); dies Oehl riecht wie Gewürznelkenöhl, doch ist es schärfer **). Das Ueberbleibsel nach der Destillation des Oehls schmeckt unangenehm herbe und bitterlich †).

Aus Gewinnsucht wird zuweilen das Pulver dieser Rinde den gepulverten Gewürznelken, weil diese in höherem Preise sind, auf eine betrügerische Weise zugemischt. Sie hat die Kräfte der übrigen Gewürze, nähmlich reizende, magenstärkende, erwärmende und treibende. Ja man glaubt, daß sie eben die Wirksamkeit hat, die die Gewürznelken besitzen, nur nicht in dem Grade. Da man aber so viele ähnliche Mittel hat, so wird sie fast gar nicht mehr gebraucht.

27. Lederartige Myrte. Myrtus *coriacea*, pedunculis trichotomis terminalibus, foliis subrotundo-ellipticis convexis coriaceis aveniis punctatis utrinque nitidis. Willd. l. c. Myrtus acris β Swartz. Die Blumenstiele sind immer dreyfach getheilt, und am Ende der Zweige, die Blätter sind rundlich-oval, gewölbt, häutig, ohne Adern, aber punctirt und auf beyden Seiten glänzend. Wächst auf den Inseln Hispaniola und St. Lucia.

28. Pfefferartige Myrte, Gewürz-Myrte. Jamaischer Pfeffer. Myrtus *Pimenta*, foliis alternis. Willd. l. c. Myrtus arborea aromatica, foliis laurinis. Sloan. nat. hist. of Jam. T. II. p. 76. tab. 191. f. 1. Piper jamaicense. Raj. hist. 1507. Blackw. t. 355. Caryophyllus aromaticus americanus, lauri acuminatis foliis, fructu orbiculari. Pluk. alm.

*) Cartheuf. Mat. med. T. 2. p. 195.
**) Lewis Mat. med. p. 192.
†) Derselbe.

alm. 88. t. 155. f. 4. Dieser Myrtenbaum wächst auf der Insel Jamaika und in einigen Gegenden des wärmern Amerika, besonders in Neuspanien ꝛc. und wird daselbst auch sorgfältig zu Alleen angepflanzt; er blühet daselbst im Junius, Julius und August. Er wird ungefähr dreyßig Schuh hoch, und hat einen geraden einen Schenkel dicken Stamm, mit einer sehr glatten weißgrauen Rinde, und viele Aeste. Man muß sich aber hüten, daß ihm kein Feuer nahe kommt, weil er sonst wegen seiner vieler brennbaren Theile schwerlich würde zu löschen seyn, wenn er in Brand geriethe. Seine Blätter stehen wechselsweise auf Stielen, und sind länglicheyrund und oben und unten schmahl und zugespitzt, sie gleichen den Lorbeerblättern, und sind steif, glatt, und auf der Oberfläche schön glänzendgrün, auf der untern aber etwas blasser. An den äußersten Enden der Zweige entspringen die Blumen in großen ziemlich flachen Sträußen, und haben einen vierspaltigen Kelch und vier Blumenblättchen. Die darauf folgenden Früchte sind runde, glatte, oben mit den vier Kelchblättchen gekrönte Beeren, welche in ihrem weichen Mark zwey Samen enthalten, und wenn sie vollkommen reif sind, eine schwarze glänzende Farbe haben; sie sind etwas größer als Pfefferkörner, und werden durchs Austrocknen ein wenig runzlich. Diese Früchte werden heutzutage unter dem Nahmen Semen Amomi, Amömlein, in den Apotheken gebraucht, ob gleich sie das wahre Amomum der Alten nicht sind; diejenigen aber, welche Clusius Exot. p. 17. unter dem Nahmen Amomum quorundam vorstellt, scheinen vielmehr die Früchte von der nägleinartigen Myrte zu seyn, welche in Ansehung ihrer

aroma-

aromatischen Eigenschaft mit den Früchten des gegenwärtigen viel übereinkommen. Sonst werden sie bey den Schriftstellern insgemein jamaischer Pfeffer, Piper jamaicense oder Pimenta, von den Franzosen Poivre de Jamaique, von den Engländern Jamaica-Pepper, und von den Spaniern Pimienta de Jamaica genannt. Die Engländer, welche dieselben häufig aus Jamaika bringen lassen, brauchen sie als Gewürz zu den Speisen, und nennen sie gemeiniglich All-Spice, welches so viel, als mancherley Gewürz bedeutet, weil ihr aromatischer Geruch und Geschmack gleichsam aus des Zimmts, der Gewürznelken und Muskatennüsse gemischt ist. Sie werden aber auch in Deutschland zu gleicher Absicht, wie von den Engländern, stark gebraucht, und insgemein unter dem Nahmen Modegewürz gekauft. Man nimmt diese Früchte, die zum Gebrauch und Verkauf bestimmt sind, in Amerika gemeiniglich, ehe sie gänzlich reif werden, von den Bäumen, und trocknet sie in der Sonne.

Murray bemerkt über die arzneylichen Kräfte dieses Baums noch folgendes *):

Nicht allein die Beeren, sondern auch die Blätter und Rinde dieses Baumes sind ein hitziges Gewürz. Den Gebrauch der Blätter im Bade, wodurch man in dem Vaterlande dieses Baums den Geschwulst der Füße zu vertreiben sucht *), übergeh ich hier mit Stillschweigen und werde nur blos von den mehr bekanntern Beeren reden. Die grüne Farbe der unreifen Beeren wird, wenn sie reif sind, schwarz, sie sind rund, oben mit einem vierspaltigen Nabel gekrönt, zweyfächerig und enthalten zwey halbkugelrunde Samen. Sie werden abgepflückt, bevor sie reif sind, damit nicht durch die Reife ihr gewürz-

*) S. dessen Arzney-Vorrath; aus dem Lat. übers. von Seeger. III. S. 357. ff.
*) Sloane, a. a. O.

würzhaftes geschwächt werde. Sie sondern daher die reifen von den unreifen sorgfältig ab und trocknen letztere unter öfterm Umwenden in der Sonne; daß dies gehörig geschehen sey erkennt man an der Farbe, die aus der grünen in die braune verwandelt seyn muß, und daß die Samenkörner innerhalb der Beeren, wenn diese geschüttelt werden, klappern. Die reifen Beeren verliehren so viel von ihrem Gewürze, daß sie den Wachholderbeeren gleichen und gerne von den Vögeln gefressen werden; diesen hat man auch größtentheils die Fortpflanzung dieses Baums zu danken. Die unreifen trocknen Beeren, so wie man sie kauft, sind entweder von der Größe des schwarzen Pfeffers, oder, wie gewöhnlich, größer, bald rund, bald etwas länglich und mit einem Nabel, dem aber die Zähnchen fehlen, versehen; ihr Geschmack ist aus dem Geschmacke der Gewürznelken, des Zimmets und der Muskatennuß zusammen gesetzt: die Engländer nennen sie daher Allspice, gleichsam als wenn der Geschmack aller Gewürze in ihnen vereiniget sey.

Sie enthalten ein ätherisches Oehl, von dem aber Carthenser *) aus einem Pfunde nur ein halbes Quentchen erhielt; Neumann **) hingegen bekam aus einer Unze eben diese Quantität. Dieses Oehl ist rothbraun und kömmt in seinem Geruche und Geschmacke dem Gewürznelkenöhle nahe, doch ist es milder und so schwer, daß es im Wasser zu Boden sinket. In ihm steckt die vorzüglichste Kraft, denn das Ueberbleibsel nach der Destillation giebt nur ein unkräftiges Extrakt.

Diese Beeren werden zum Würzen der Speisen gebraucht, doch geschieht dies am meisten in England, wovon wohl unstreitig die Ursache ist, daß sie auf den engländischen Besitzungen gezogen werden. Sie sind zu dieser Absicht auch mit Grunde zu empfehlen, weil sie milder, als andere Gewürze sind.

In den Vorschriften der Aerzte findet man jetzt selten diese Frucht, ob sie gleich eben die Kräfte, als andere Gewürze hat. Indeß muß ich doch

das Jamaische Pfefferwasser, aq. piperis Jamaicensis, Ph. London. p. 53. bemerken, das mit Brunnenwasser

*) Mat. med. Vol. 2. p. 561.
**) Chemie 2. B. 2. Th. S. 93.

nenwasser destilliret wird und den duftenden Geruch der Beeren hat. Auch ist in den engländischen Apotheken noch ein ander Wasser vorräthig, das mit schwachem Weingeiste bereitet wird.

Diese Beeren muß man aber nicht mit den Caryophyllis Plinii, Poivre de Thèvet, verwechseln, welchen Nahmen der berühmte Geoffroy *) dem jamaischen Pfeffer als ein Synonymon beylegt; Thomel **) aber unterscheidet sie gehörig. Erst vor kurzem hat der geschickte Dehne ***) ihr Andenken erneuert; er eignet ihnen eine eyförmige Gestalt und die Dicke des Nelkenpfeffers zu, doch wären sie länger und markichter. Er erhielt aus acht Unzen von ihnen eine Unze Oehl; das dem Gewürznelkenöhle sehr ähnlich war †).

Dieses wären die Myrtenbäume, welche der Herr Professor Willdenow in seiner Ausgabe der Spec. plant. anführt. Verschiedene andere Bäume, welche Linné ehedem zu dieser Gattung rechnete, stehen in der genannten Willdenowschen Ausgabe unter andern Gattungen, nähmlich unter Metrosideros, Eugenia und Calyptranthes.

Myrte (apocinumblättrige) s. oben, S. 505.
— (aufrechtstehende) s. oben, S. 489.
— (beblätterte) s. oben, S. 500.
— (Berg-) s. oben, S. 503.
— (bleiche) s. oben, S. 502.
— (blühende) s. oben, S. 489.
— (brabantische), ein Nahme, womit die Myrica Gale Linn. ehedem wohl belegt wurde. Die weiteren Nachweisungen sehe man unter Myrica.
— (breitblättrige) s. oben, S. 488.
— (buschige), s. oben, S. 503.

*) Mat. med. Traité T. 3, p. 222.
**) Plant. usuelles T. I. p. 407.
***) In Crells chem. Journ. T. 1. S. 169.
†) S. a. O. S. 111.

Myrte (buchsblättrige) s. oben, S. 489.
— (Deckel-) ein Nahme der Gattung Calyptranthes. S. in den Supplementen.
— (deutsche) ist eben so viel als brabantische Myrte.
— (dreyrippige) s. oben, S. 501.
— (filzige) s. oben, S. 499.
— (Gärber) ein Nahme des myrtenblättrigen Gärberstrauchs, Coriaria myrtifolia L. s. Gärberstrauch, Th. 15, S. 637.
— (gemeine) s. oben, S. 487.
— (geradstehende) s. oben, S. 485.
— (gestreifte) s. oben, S. 489. und S. 502.
— (getrennte) s. oben, S. 502.
— (Gewürz-), s. oben, S. 509.
— (glänzende) s. oben, S. 501.
— (glatte) s. oben, S. 501.
— (gregische) s. oben, S. 503.
— (Heidelbeer-) Myrica Gale L. s. Myrica.
— (herzblättrige) s. oben, S. 502.
— (hohe) s. oben, S. 500.
— (holländische) s. oben, S. 491.
— (italienische) s. oben, S. 490.
— (kirschartige), s. oben, S. 499.
— (Kümmel-) Myrtus Cumini Linn. ist nach der Willdenowschen Ausgabe der Spec. plant. eine Art der Gattung Calyptranthes, Deckelmyrthe, wovon in den Supplementbänden das weitere.
— (langspitzige) s. oben, S. 505.
— (lederartige) s. oben, S. 509.
— (Licht-) Myrica cerifera L. s. Myrica, und die dort gegebenen Nachweisungen.
— (lorbeerblättrige) s. oben, S. 490.
— (mäusedornblättrige) s. oben, S. 501.
— (Muskat-) s. oben, S. 489.

Myrte (Muskatennuß-) s. oben, S. 589.
— (nägleinartige) s. oben, S. 505.
— (Nelken-) s. oben, S. 505.
— (pfefferartige) s. oben, S. 509.
— (pomeranzenblättrige) s. oben, S. 490.
— (portugiesische) s. oben, S. 490.
— (römische) s. oben, S. 488.
— (rosmarinblättrige) s. oben, S. 489. 491.
— (scharfe) s. oben, S. 506.
— (schmahlblättrige) s. oben, S. 499.
— (spitzblättrige) s. oben, S. 503.
— (tarentinische) s. oben, S. 489.
— (thymianblättrige) s. oben, S. 491.
— (vielästige) s. oben, S. 504.
— (Vogelnest-) s. oben, S. 489.
— (zeilanische) s. oben, S. 504.
— (zweyblumige) s. oben, S. 500.
— (zweyzeilige), s. oben, S. 503.

Myrtenartige Gewächse, Hesperides Linn., sind Gewächse, welche immergrüne steife Blätter, wohlriechende Blumen, und viele Staubgefäße haben. Sie stehen in Linné's 19ter natürlicher Familie und bestehen aus folgenden Gattungen: Eugenia, Psidium, Myrtus und Caryophyllus. Die Gattung Philadelphus kommt den Hesperiden durch die Blüthen nahe, obgleich die Blätter nicht immergrün sind. Jüssieu hat in seinem Pflanzensystem eine ähnliche Pflanzenverwandtschaft aufgestellt, welche er Myrti nennt, und wohin er außer den genannten Linnéischen noch einige andere Gattungen rechnet, die erst in den neueren Zeiten entdeckt, oder näher bestimmt sind.

Myrtenbaum, s. Myrte. Der Myrtenbaum war bey den Römern und Griechen der Venus heilig, und diente beym Opfern zum Räuchern ꝛc.

Myrtenbeere, die Frucht des Myrtenbaumes. Auch nennt man die gemeine Heidelbeere Vaccinium Myrtillus L. in einigen Gegenden so; s. Th. 22, S. 740.

Myrtenblatt, ein Blatt des Myrtenbaums; figürlich auch ein gewisses chirurgisches Instrument, welches im Art. Spatel beschrieben werden wird. Uebrigens hat man auch ein Insect, Gryllus myrtifolius, eine Art der Grashüpfer so genannt.

Myrtenblume, s. im Art. Myrte.

Myrtendorn, ein Nahme des Stech- oder Christdorns, Ilex Aquifolium Linn., welcher stachliche Blätter hat. S. Stechpalme. Ingleichen des Mäusedorns, Ruscus aculeatus Linn. S. im Art. Halskraut 2) Th. 21, S. 304 und Ruscus.

Myrtenförmige Carunkeln, s. im Art. Mutterscheide, oben, S. 424.

Myrtengagel, Myrica Gale L., s. Myrica, und die dort gegebenen Nachweisungen.

Myrtenheide, Vaccinium Myrtillus L., s. gemeine Heidelbeere, Th. 22, S. 740.

Myrtenkerbel, s. Myrrhenkerbel, oben, S. 482.

Myrtenkranz, ein aus Myrtenzweigen geflochtener Kranz, dessen sich schon die Alten bey verschiedenen Gelegenheiten bedienten. Jetzt flechtet man die Brautkränze sehr oft aus Myrten.

Myrtenkümmel, s. Kümmel-Myrte, in dem Register am Ende des Art. Myrte.

Myrtennelken, s. nägleinartige Myrte, oben, S. 505.

Myrtenöhl, s. oben, S. 499.

Myrtenstrauch, jeder strauchartige Myrtenbaum. Niederländischer Myrtenstrauch, ist ein Nahme der Myrica Gale Linn. S. Myrica.

Myrten-

Myrtensyrupp, s. im Art. Myrte, oben, S. 499.

Myrtenwein, s. daselbst, S. 499.

Myrthacantha, ein Nahme des Hockenblattes, S. im Art. Halskraut, 2) Th. 21, S. 304 und Ruscus.

Myrthe, s. Myrte, oben, S. 486.

Myrthus, s. Myrtus.

Myrtidanum, auch Manus Myrti, ist ein höckeriger ungleicher, schwammichter oder aufgeblasener Auswuchs am Stamme des gemeinen Myrtenbaumes, der denselben bisweilen umgibt.

Myrtidanum ist, dem Plinius zu Folge, auch eine Art Wein, der zu seiner Zeit von Myrtenbeeren bereitet wurde.

Myrtillus, Vaccinium Myrtillus Linn., s. gemeine Heidelbeere, Th. 22, S. 740.

Myrto-Cistus, ein alter Nahme des balearischen Hartheues, oder Johanniskrautes, Hypericum balearicum Linn. s. Th. 30, S. 634.

Myrtoides, ein Nahme der zeylanischen Myrte.

Myrtus, s. Myrte.

Myrtus Pimenta, s. pfefferartige Myrte, oben, S. 509. Die Cubeben, s. Th. 8, S. 465. kommen nicht von diesem Baume, sondern von Piper Cubeba L.

Myrus, Muraena Myrus Linn., das Spitzmaul, s. im Art. Muräne, Th. 98, S. 79.

Myry, s. Myri, oben, S. 453.

Myrza, s. Mirza, Th. 91, S. 461.

Mysia, bey den alten Griechen ein Fest zur Ehre der Ceres, welche Mysia genannt wurde. Das Fest dauerte 7 Tage.

Mystagog, 1) Geheimnißforscher, Geheimnißkrämer; 2) bey den Alten ein Mann, welcher die Schätze und andere Seltenheiten der Tempel verwahrte und zeigte.

Mystagogie, heißt Einweihung.

Mystarch, ein Oberpriester; sonst auch ein Küster.

Mysterien, Mysteria, waren bey den Griechen und in der Folge auch bey den Römern geheime religiöse Zusammenkünfte, ein heimlicher Gottesdienst, wobey niemand seyn durfte, als wer dazu gehörte und förmlich eingeweihet war.

Die Entstehung aller Mysterien fällt, wie ihr ursprünglicher Nahme *) lehrt, in die ältesten Zeiten; sie waren da religiöse Feierlichkeiten und gottesdienstliche Gebräuche, welche von einzelnen Menschen, oder einer gewissen Anzahl Personen, mit ungewöhnlichen Ceremonien, gewissen sich gleich bleibenden Eigenheiten, besondern auf alte Volksfabeln sich beziehenden Gesängen, verrichtet wurden. Nach Jahrhunderten vielleicht erst, suchten vernünftigere Menschen, denkende Köpfe, Sinn in diese auf historische und physische Mythen sich gründenden Gebräuche zu bringen, erklärten sie symbolisch, und liessen dann einige Auserwählte an ihren Entdeckungen Theil nehmen; auf diese Weise kam Unterricht zu den Ceremonien, und er wurde geheimnißvoll behandelt, weil die Weisern wohl einsahen, daß der große Haufe für diese Religionsphilosophie nicht empfänglich war, daß er nie Kenntnisse und Aufklärung genug erhalten könne, um durch andere Mittel, als blinden Glauben, göttliche Auctorität und Furcht vor Strafe, tugendhaft, d. h. den Landesgesetzen gehorsam seyn zu können. Die erste Hauptbestimmung der Mysterien war folglich Aufklärung wichtiger

Lehren

*) Τελεται von τελειν, was sonst synonym mit ειζειν und ερδειν, facere (nähmlich sacra) ist. Die Benennung μυστηρια ist viel jünger.

Lehren und Gebräuche der Religion; sie war wohlthätig für den Staat und für die Menschheit, sie war nothwendiges Bedürfniß in einem Zeitalter, worin dem Volke seine Vorurtheile, sein Aberglaube, seine Unwissenheit aus denselben Grunde gelassen werden mußte, nach welchem der ehemahlige Blinde bey wieder erhaltenem Gesichte nicht sogleich in die Sonne sehen darf. Hieraus wird man sich manche nachher anzuführende Gesetze der Mysterien erklären, wird einsehen, warum öffentliche und geheime Ceremonien und Handlungen gebräuchlich waren, wird sich überzeugen, daß sie nicht der Sitz der Betrügereien und Charlatanerien genannt werden können, wozu sie in verderbteren Zeiten herabgewürdigt worden zu seyn scheinen, sondern vielmehr Vereinigungen edler, vor ihren Zeitgenossen ausgezeichneten Menschen zu einem untadelichen Zwecke. Die große Menge der griechischen Mysterien, war eine Folge ihrer reichhaltigen Mythologie und der Einführung so mannichfaltiger Religionsgebräuche aus verschiedenen Theilen der Erde.

Alle Mysterien wurden des Nachts gefeiert; die heilige Stille der Nacht war immer die Freundinn der Geheimnisse; ihr Dunkel flößt eine schauerliche Ehrfurcht ein, erwärmt das Herz, und erhebt die Phantasie; Furcht, bemerkt und gestört zu werden, war gewiß die erste Veranlassung zu dem nachher allgemein gewordenen Gebrauche. Auch die ältern Christen hielten des Nachts ihre Versammlungen. Erstes Grundgesetz der Mysterien war die tiefste Verschwiegenheit, wovon sich verschiedene wahrscheinliche Gründe angeben lassen: die Landesreligion würde unläugbar sehr gelitten haben, wenn die freyern Raison-

Raisonnements über theologische Gegenstände bekannt geworden wären, welche nicht für den großen Haufen, sondern nur für eine kleine Zahl auserlesener Menschen bestimmt waren; die Sache erhielt dadurch mehr Würde und feierlichen Ernst, denn alles Geheimnißvolle erzeugt Ehrfurcht, wie die Natur, über deren Wirkungen ein geheimnißvolles Dunkel verbreitet ist; vielleicht mußten die ältern Mitglieder solcher Cirkel sogar die Bestrafung der Landesobrigkeit besorgen, wenn ihre Beschäftigungen zur Publicität gelangt wären.

In allen Mysterien gab es dramatische Vorstellungen, welche sich auf die Thaten der Gottheit, der zu Ehren sie gefeiert wurden, bezogen.

Nun einige Nachrichten von den wichtigsten griechischen Mysterien.

1) Die **Eleusinien, eleusinischen Mysterien** oder **Geheimnisse**, sollen von der Ceres gestiftet, und den Menschen mitgetheilt worden seyn; die Griechen selbst waren über derselben Entstehung ganz getheilt; man muß ihre einfachere Gestalt von der philosophischen zu unterscheiden wissen; in jener waren sie wahrscheinlich nichts weiter als Gedächtnißfest einer glücklichen und gesegneten Ernte, wodurch eine gefürchtete bevorstehende Hungersnoth abgewendet wurde; wenn dies geschehen sey, kann bey dem gänzlichen Mangel an allen historischen Nachrichten unmöglich bestimmt werden; daß sie aber unter der Regierung des athenienſischen Königes Erechtheus (ungefähr im J. d. W. 2790-2800.) durch den Thracier Eumolpus, einen Sohn des Musäus und Schüler des Orpheus, ihre erste philosophische und mysteriöse Verfas-

sung

sung erhalten haben, dafür finden wir einen Beweis in der Geschichte, und einen zweyten im Innern der Mysterien selbst, denn der Hierophant, eine Hauptperson in denselben, mußte aus dem Geschlechte der Eumolpiden herstammen, und seine Abkunft vor dem Antritt dieser Würde beweisen *). Die Behauptung der ägyptischen Priester, daß die Eleusinien aus Aegypten herstammten, und von den Griechen daher entlehnt worden wären, ist, wenn man sie bloß von gottesdienstlichen Gebräuchen versteht, nicht unwahrscheinlich, kann aber auch als Folge ihrer Eitelkeit und ihres vaterländischen Stolzes betrachtet werden, zumahl sie die geringsten historischen Nachweisungen zu geben nicht im Stande waren.

Man hat große und kleine eleusinische Mysterien; die letztern sollen ihren Ursprung daher leiten, daß Herkules in die Eleusinien aufgenommen zu werden verlangte; da aber ein Ordensgesetz die Aufnahme jedes Ausländers verbot, und die Athenienser aus Hachachtung gegen den Helden, ihm sein Gesuch nicht abschlagen wollten, so wurden die kleinen Eleusinien gestiftet, und Herkulus in dieselben eingeweiht. Daß bey vielen Schriftstellern kleine und große Eleusinien schon vor dem Herkules angeführt werden, darf uns nicht irre machen, denn der Erzähler bediente sich des Ausdrucks, weil er den Unterschied schon wußte, nicht, weil die kleinen Eleusinien in dem Zeitalter, wovon er spricht, schon vorhanden gewesen wären.

Die kleinen Eleusinien wurden sechs Monathe vor den großen bey einer kleinen Kapelle (μικρον) vor Athen gefeiert, und scheinen gleichsam

*) Antoeides von den Mysterien, S. 229.

sam die Vorbereitung zu den großen gewesen zu seyn; wodurch sich beyde im Innern unterschieden, läßt sich nicht ganz bestimmt angeben, und wir sehen uns also genöthigt, von ihnen im Allgemeinen zu sprechen, und nur die uns bekannten Verschiedenheiten beyläufig zu erwähnen.

Die merkwürdigern Hauptpersonen dabey waren folgende: der Hierophant (d. i. Enthüller der Geheimnisse,) das Haupt des ganzen Instituts; er verrichtete die Aufnahme und Einweihung; gewöhnlich bekleidete ein alter Mann diesen ehrenvollen Posten, in dessen Besitz er seine ganze Lebenszeit hindurch blieb; er durfte sich nicht verheirathen; bey den Ordensversammlungen erschien er in einer ausgezeichnet prächtigen Kleidung, das Haar fliegend, auf dem Haupte ein Diadem; Rednertalent war ein nothwendiges Erforderniß zu dieser Stelle. Der Daduchos trug die geheiligte Fackel, und mußte die Candidaten, oder die Einzuweihenden vorbereiten und reinigen; auch er trug ein Diadem. Der Herold entfernte die Profanen, und sorgte für Stillschweigen und Ordnung während der Versammlungen. Ein vierter endlich, der Altarwärter, unterstützte die übrigen bey ihren Verrichtungen. Unter diesen vier Oberbeamten standen mehrere Unterbediente, z. B. Ausleger der Symbole, Sänger u. s. w.; auch gab es zu Eleusis Priesterinnen, welche den Dienst der Ceres und Proserpina besorgten.

Die kleinen Eleusinien waren, wie schon erwähnt worden ist, Vorbereitung zu den größern; wer aufgenommen werden wollte, mußte sich eine Zeitlang vor der Weihung dem Geräusche der Welt entziehen, aller Geschäfte enthalten, und seiner Seele durch Stille und ehrfurchts-

furchtsvolle Einsammkeit eine Stimmung zur Andacht und Frömmigkeit geben; er wurde darauf an den Ufern des Ilyssus mit heiligem Wasser besprengt, und stand während dieser Abwaschung auf heiligen Fellen; er trug Blumenkränze, mußte opfern, beten, und, so lange seine Prüfung dauerte, sich gewisser Speisen enthalten; sein Lebenswandel und Charakter wurden geprüft, alle gröbere Verbrecher waren von selbst ausgeschlossen, wagten es auch gar nicht, sich dazu zu melden, und selbst den Kaiser Nero scheuchte das Bewußtseyn seiner Schandthaten aus der heiligen Versammlung. Ein feyerlicher Eid verband die Aufgenommenen zum rechtschaffenen Wandel.

Die großen **Mysterien** wurden 9 Tage lang zu Eleusis, im Tempel der Ceres (welchen Perikles von den größten Künstlern mit außerordentlicher Pracht hatte aufführen lassen, und dessen Eingang nach dem Aufgange der Sonne zu stand) und zu Athen gefeyert; die Ceremonien theils öffentliche, theils geheime. Jene beging man am Tage; sie bestanden in feyerlichen Aufzügen von der Kapelle bey Athen aus bis nach Eleusis, Chortänzen, festlichen Wettspielen u. s. w.; am sechsten Tage, dem festlichsten von allen, wurde die Bildsäule des Bacchus von Athen nach Eleusis, und von da zurück nach Athen, unter Absingung dazu verfertigter Hymnen und Darbringung mehrerer Opfer gebracht. Dies alles geschahe unter den Augen des Volks, welches in ungeheurer Zahl *) daran Theil nahm, und stimmte völlig mit der Landesreligion überein;

*) Herodot erzählt, daß sie sich auf 30000 Menschen belaufen habe.

ein; es zeigt deutlich genug auf den eigentlichen ältesten Ursprung der Mysterien zurück.

Die Geheimnisse bestanden theils in Symbolen, theils im Unterricht. Bey den großen öffentlichen Aufzügen wurden Kisten getragen, worin sich eine Menge Symbole befanden, z. B. Mohnhäupter, Priape, Ringe, Granatäpfel, Wurfschaufel, Schlangen und Drachen, Kuchen, Salz, Fruchtkörner und mehreres, das sich auf die mythische Geschichte der Ceres und Proserpina, oder auf die Erfindung des Ackerbaues, und dessen große Vortheile, oder auf den Uebergang der Menschen von der Rohheit und Wildheit zur Kultur und zum gesellschaftlichen Leben bezog; dies wurde in den geheimen Versammlungen ausgepackt, und von den Eingeweihten aus einem Korbe in den andern getragen, welche sich mächtig dabey erbaueten. Die Eingeweihten hielten des Nachts Umzüge mit Fackeln (dem Symbole der Aufklärung), welche sie bey ihrer Ankunft im Tempel schnell unter einander vertauschten. In einer dieser geheimen Versammlungen wurde der, welcher vorher in den kleinen Mysterien eingeweiht war (μυστης) in die großen aufgenommen, (und dann hieß er (επoπτης). Er stand am Eingange des Tempels, und erwartete den glücklichen Augenblick, wo es ihm erlaubt wurde, näher zu treten, und zum heiligen Zirkel zugelassen zu werden. Den Tag vor der Aufnahme verrichtete der zweyte Archon (βασιλευς) nebst vier vom Volke ernannten Gehülfen, ein feyerliches Opfer für das Wohl des Staates, wobey die Candidaten in weißen Kleidern und mit Myrten bekränzt, gegenwärtig waren. Die Aufnahme selbst geschah des Nachts, und während derselben wurde ein Schwein geschlachtet,

nachdem

nachdem der Herold vorher durch seinen Ausruf alle Profanen und Verbrecher entfernt hatte; blieb einer und wurde entdeckt, so war er des Todes schuldig *). Der Aufzunehmende mußte gleich bey dem Eintritte seine Hände mit geweihtem Wasser waschen, wodurch die zur Aufnahme nothwendige Reinigung des Herzens und der Gefühle symbolisch bezeichnet wurde; er trat zuerst in einen finstern Saal, wo Schreckbilder aller Art seiner harreten; ein furchtbares Getöse erfüllte diesen durch Finsterniß schon schauerlichen, und durch einzelne Blitze nur auf Augenblicke erhellten Ort; Gespenster irrten herum, und die Laster stellten sich unter scheußlicher Gestalt und mit Gewirsel dar; der Reinigungsort in der Unterwelt, wo die Seelen für Elysium zubereitet werden, und der Tartarus mit seinen furchtbaren Strafen, wurden dramatisch vorgestellt; der Hierophant erklärte diese Erscheinungen mit Anwendung auf den Candidaten. Plötzlich verschwand dies alles, ein Vorhang wurde aufgezogen, der Eingeweihte stand im Vorhofe des Tempels, welcher hell zum Blenden erleuchtet war. Hiermit waren die mysteriösen Reisen (deren eigentlicher Sinn zu leicht zu enträthseln ist, als daß er einer Erklärung bedurfte) und die Proben geendet. Es folgte der Unterricht; in dem historischen Theile desselben wurde der rohe und unglückliche Zustand des Menschengeschlechts vor Erfindung des Ackerbaues, und dem Zusammentreten in Gesellschaften, der Uebergang desselben von der Ungebildetheit zur Kultur unter Symbolen geschildert, der symbolische Sinn der Mythen wurde aufgedeckt, besonders aber die Schicksale und Thaten der

*) Livius 31. 14.

der Ceres und Proserpina, welchen Göttinnen die Mysterien geheiligt waren, dramatisch vorgestellt; hier kamen nun freylich sehr sonderbare Auftritte vor, und es ist nicht zu verwundern, wenn sie Leuten von ganz anderer Denkungsart und andern Sitten anstößig waren; setzt man sich aber in die Gedankenreihe der Griechen, so fällt alles Aergerniß weg; diese hörten von Jugend auf die Genealogie ihrer Götter, wurden bey der ersten Entwickelung ihrer Geisteskräfte mit den Mythen bekannt, und ihre Empfindungen waren so früh an das Sinnliche und Natürliche gewöhnt worden, daß auch das, was zunächst daran gränzte, keinen unangenehmen Eindruck auf sie machte, und die Begriffe von der Größe und Majestät ihrer Götter im geringsten nicht schwächte. Sind denn nicht sogar in der reinsten und geläutertsten aller Religionen Vorstellungen herrschend geworden und geblieben, welche für den unbefangenen Menschenverstand eben so unbegreifliche Phänomene seyn müssen, wie für die Kirchenväter die sogenannten Abgeschmacktheiten der Heiden waren?

Ueber den moralischen oder besser philosophischen Unterricht in den Mysterien, haben wir, wie es ganz natürlich ist, keine ganz bestimmten Nachrichten, und die Meinungen, Vermuthungen und Urtheile darüber sind sehr getheilt. Doch läßt sich folgendes fast mit Gewißheit als wahr behaupten: er enthielt richtigere Begriffe von der Gottheit, erklärte philosophisch das Entstehen des Polytheismus *), und arbeitete

*) Cicero von der Natur der Götter 2, 24. — Tusculan. Untersuch. 1, 12.: „ist nicht der ganze Himmel mit Menschen angefüllt? Wollte ich es wagen, tiefer im Alterthume zu forschen, und die Sagen der Griechen aufzusuchen, so

te ihm vielleicht entgegen; ja es scheint, daß man sogar hierin zu weit gegangen sey, und zu viel geläugnet habe, denn der kühne Alcibiades, ein Eingeweihter, warf einst in Athen die Statüen des Mercurius um; Diagoras verrieth die Mysterien, und wurde als Gotteslengner gerichtlich verdammt; und selbst Cicero *), welcher auch eingeweiht war, entschuldigt die Stifter der Mysterien mit ihren wenigen Kenntnissen der Physik, mit der Nothwendigkeit, alle Erscheinungen nach ihrer sinnlichen Erkenntniß zu beurtheilen, und führet gleich darauf den Beweis für das Daseyn einer Gottheit aus dem einstimmigen Glauben der Menschheit an dieselbe, an.

Ferner scheinet in den Mysterien Unsterblichkeit der Seele, Bestrafung des Lasters, und Belohnung der Tugend in einem Zustande nach diesem Leben, gelehrt worden zu seyn; wie zum Theil schon einige Gebräuche bey der Aufnahme beweisen, und Isokrates**) auch deutlich genug behauptet, anderer Zeugnisse***) nicht zu gedenken.

so würde ich gewiß zeigen, daß auch die, welche für obere Götter gehalten werden, menschlichen Ursprungs und in den Himmel versetzt sind. Du kannst dir die Grabmähler von einigen in Griechenland zeigen lassen erinnere dich, denn du bist ja eingeweiht, des Unterrichts in den Mysterien, u. s. w.

*) Tusculan. Unters. 1, 13.

**) Panegyrik. Cap. 6. S. 20. Ausg. von Morus: „Die Eingeweihten haben fröhlichere Hofnungen vom Ende des Lebens und der ganzen Ewigkeit."

***) Cicero von d. Ges. 2, 4. „Ich habe aus den Mysterien nicht nur die Kunst, fröhlich zu leben, sondern auch mit freudigen Aussichten zu sterben gelernt." — Plato Phädon S. 380: „Zweck der Mysterien ist, die Seele zu vervollkommnen, und ihrer Bestimmung näher zu bringen." Vergl. Diodor von Sicil. 1, 49. Aristophanes Frösche 154. 458. 757. Friede 375.

Die Mysterien drangen endlich bey ihren Mitgliedern auf ein reines, tadelloses Leben, machten sie edler und vollkommner, und folglich auch ruhiger und glücklicher. Die Eingeweihten wurden nach den geheimen Gesetzen, welche theils geschrieben vorhanden waren, theils auf Sagen beruheten, vom Gerichte der Eumolpiden gerichtet. Aeußere gröbere Verbrechen bestrafte der zweyte Archon, welcher die obrigkeitliche Oberaufsicht über die eleusinischen Mysterien hatte.

Hieraus folgt doch gewiß, daß die Mysterien zu gewissen Zeiten herrliche und ehrwürdige Institute waren: sie verbreiteten populaire Philosophie, welche auf Leben und Handeln Einfluß haben mußte; sie bildeten ihre Mitglieder durch eine treffliche Moral, welche in der griechischen Landesreligion gänzlich fehlte, und war für die Griechen ein heiliges Band, welches Menschen aus allen Gegenden Griechenlands, und späterhin auch aus des römischen Reichs, auf das engste mit einander vereinigte. Die edelsten Menschen sammelten sich darin (z. B. Herkules, die Dioskuren, Orpheus, Hippokrates, Cicero, Atticus, die Antoninen u. s. w.) und bildeten einen liebenswürdigen Cirkel.

Indessen ist nicht zu leugnen, daß die Eleusinien sehr bald in Verfall geriethen; schon um die 70 bis 80te Olymp. (und vielleicht noch früher) wurden Männer, Weiber, Kinder, ohne Unterschied des Alters und Standes, aufgenommen, wenn sie das Receptionsgeld bezahlten: nur in gewissen Zwischenzeiten scheinen sie sich erhohlt und durch bessere Mitglieder besser geworden zu seyn. Philosophie wurde allgemeiner, viele dachten eben so, wie in den Mysterien gelehrt wurde, die Hauptabsicht derselben fiel also weg,

weg, und wurde auch schon durch die ungeheure Zahl der Mitglieder gänzlich vereitelt.

Meiner's philosophische Schrift. III. Th. S. 164 fl.

I. A. Bach. pro Mysteriis Eleusiniis. Lipf. 1745. 4.

Von Halem's Irene. Berlin bey Unger, 1801. 3 St. S. 357 — 387. über die eleusinischen Geheimnisse.

Des Freyherrn von Sainte-Croix Versuch über die alten Mysterien, aus dem Französ. übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet, von Carl. Gotth. Lenz, Doct. d. Phil. Gotha bey Ettinger, 1790. 339 S. 8.

2) Die samothracischen Mysterien, oder die Mysterien der Cureten (Korybanten) stammten, ihrem ältesten Ursprunge nach, aus Kreta und Phrygien her; im erstern Lande wurden sie dem Jupiter zu Ehren auf dem Ida, besonders mit einem berühmten Waffentanze gefeyert; bey den Phrygiern beging man sie zur Ehre der Cybele mit einer Art von heiliger Wuth, welche so weit ging, daß Einige in der Begeisterung sich sogar entmannten, vermuthlich um möglichst rein und unbefleckt dem Dienste der Göttinn sich zu weihen; aus diesen Ländern kamen die Mysterien zu den Thraciern, oder Pelasgern auf der Insel Samothracien, und pflanzten sich dann weiter in Griechenland fort. Ueber die Gottheit, welcher sie geheiligt waren, konnte man sich nicht vereinigen, bald nahm man die Ceres und Proserpina, bald den Zeus und Dionysus, bald den Hermes und Dionysus, zuletzt endlich den Kastor und Pollux als solche an; denn die beyden unförmlichen, alten und ganz unkenntlich gewordenen Statüen, welche bey diesen Mysterien herumgetragen wurden (die dadurch bezeichneten Gottheiten führen den Nahmen Kabiri) erlaubten fast jede Erklärung. Mysteriöse Einweihung,

Symbole voll tiefen, philosophischen Sinnes, und Unterricht finden wir bey ihnen nicht; die Theilnehmer an diesem Gottesdienste trugen purpurne Binden auf dem Kopfe, und Oehlzweige in der Hand; bey dem Aufzuge wurde eine Kiste herumgetragen, worin ein großer Priap, das Symbol der Zeugungskraft der Natur, lag, auch trug jeder einen solchen; des Nachts feierte man eigentlich die Mysterien mit einem dazu bestimmten Chortanze, und mit Absingung alter, unverständlicher Hymnen.

3) Die Dionysischen kamen aus Thracien nach Theben, und haben mit den vorhergehenden große Aehnlichkeit; man feierte sie ein Jahr um das andere; der Uebergang des Menschen aus der rohesten Wildheit zur Kultur, sollte darin vorgestellt werden; die Frauenzimmer kleideten sich in Thierhäuten, nahmen mit Epheu umwundene Stäbe in die Hand, und zogen so auf den Berg Cithäron, wo nach begangenen religiösen Cerimonien, ein wilder Tanz entstand, der sich mit Zerstreuung der Priesterinnen, oder Eingeweihten, in den benachbarten Wäldern endete. Auch hierbey war eine heilige Kiste, welche dasselbe Symbol, was in den samothracischen Mysterien genannt werden ist, enthielt. Die dabey abgesungenen Hymnen erzählten im erhabensten Tone der Begeisterung, die Thaten des Bacchus, und eine Nachbildung von ihnen waren die Dithyramben, wovon uns noch Bruchstücke übrig sind. Da diese Mysterien mit Stöhrung der öffentlichen Ruhe, und vermuthlich mit vielen Ausschweifungen verbunden waren, so wurden sie schon zu Epaminondas Zeiten in Theben von der Obrigkeit verboten, und hatten

auch

auch in den übrigen Theilen Griechenlands kein besseres Schicksal.

Die orpheusischen Mysterien waren wahrscheinlich Grundlage der eleusinischen, und anderer, zeichnen sich also durch keine besondern Merkwürdigkeiten aus.

Die Mysterien der Isis fanden in Griechenland nie, wohl aber in Italien, und besonders in Rom, vielen Beyfall. Sie verdienen eine eigene Untersuchung, welche durch des Apulejus Nachrichten sehr erleichtert wird.

S. Ueber die griechischen Mysterien, besonders die eleusinischen. Steht in dem Hannöv. Magaz. 1793. 89—90 St. Col. 1409 ff.

Mysterien waren ehedem auch in manchen christlichen Ländern geistlich-komische Schauspiele, worin Gott, Engel, Heilige, Teufel ꝛc. vorgestellet wurden. Eine recht schöne Mysterie mußte wenigstens vier Teufel haben, daher das franz. Sprichwort entstand: faire le diable à quatre, verteufelten Lärm machen.

Mystik, in der christlichen Theologie 1) die Lehre von der geheimen Vereinigung der Seele mit dem göttlichen Wesen; 2) Untersuchung des geheimen Sinnes der Schrift. **Mystiker**, Leute die viel auf den geheimen Sinn der Schrift halten, und dieselbe zu erforschen suchen, sich darüber gewöhnlich aber von der am Tage liegenden Wahrheit sehr entfernen.

Mystiker, s. den vorstehenden Artikel.

Mystikerey, im Scherze, mystische Erklärung, die aber zu weit hergeholt und übel gegründet ist.

Mystrum, war ein Maß bey den Alten, und zwar von doppelter Art. Mystrum magnum, oder das große Mystrum enthielte, wenn es als Weinmaß gebraucht wurde, 3 Unzen und 8 Scrupel,

als Oehlmaß aber nur 3 Unzen. Das kleine Mystrum enthielt 20 Scrupel Wein und 6 Drachmen Oehl.

Mystus, der Nahme einiger Fische, nähmlich der Clupea Mystus, Barthering, und des Silurus Mystus Linn. Bartwels.

Myt, eine Scheidemünze in Holland, welche zwey leichte Pfennige gilt.

Mystacismus, ist in der Redekunst derjenige Fehler, wenn der Buchstabe M zu oft gebraucht, und dadurch ein Uebellaut verursacht wird.

Mythe, Mythos, μῦθος, bedeutet unter andern eine Erzählung, Fabel ꝛc. wenigstens wird es in diesem Sinne vorzüglich von den Erdichtungen der griechischen und römischen Götterlehre gebraucht.

Mythologie, (von μῦθος, Fabel) Fabellehre, Fabelgeschichte, bedeutet am gewöhnlichsten zunächst den Inbegriff derjenigen Erzählungen, welche die Gottheiten und Halbgottheiten des griechischen und römischen Alterthums, ihre Abkunft, ihre Handlungen und Begebenheiten, ihre Nahmen, ihre Attribute, ihre gottesdienstliche Verehrung und bildliche Vorstellung betreffen; im weitern Sinne verstehet man darunter aber die fabelhafte Urgeschichte und Götterlehre eines jeden Volkes.

Für die Griechen und Römer, bey deren Mythologie wir hier vorzüglich stehen bleiben, da sie in Rücksicht auf Literatur und Kunst auch für uns von so vielfachem Einflusse ist, waren diese Erzählungen wirkliche Religionsgeschichte, und größtentheils Gegenstände des Volksglaubens; für uns sind sie Denkmähler der Dichtkraft und des Aberglaubens früherer Zeiten, aber zugleich lehrreiche und nothwendige Hülfskenntnisse,

nisse, zum richtigern Verstande der griechischen und römischen Schriftsteller, vornehmlich der Dichter, und zur bessern Beurtheilung alter Gebräuche, Vorstellungsarten und Kunstwerke.

Um sich indeß eine richtige Vorstellung von der Sache zu machen, kommt es hier besonders auf folgende Fragen an: Sind nähmlich die verschiedenen Erzählungen, die wir unter den Nahmen Mythologie begreifen, lauter Geschöpfe der Phantasie? Oder sind sie Bilder einer symbolischen Sprache, womit die alten Physiker die Kräfte und Wirkungen der Natur bezeichneten? Oder liefern sie uns die älteste Geschichte?

Im Grunde kann man eine von den gedachten drey Gesichtspuncten annehmen, oder man kann sie alle drey behaupten, ohne damit der Wahrheit zu nahe zu treten. Denn in der That finden sich in den mythischen Erzählungen für alle drey unleugbare Beweise. Nur glaube man nicht die Sache durchdrungen zu haben. Das Gebiet dieser Wissenschaft ist weitläuftiger, als eine dieser Behauptungen, oder alle drey zusammengenommen, es bestimmen. Wir werden also, wollen wir festsetzen, was man unter der Mythologie zu verstehen habe, einen Mittelsatz annehmen müssen, der alles dies, und noch mehr, in sich begreift, nähmlich den: die alte Mythik faßt den Inbegrif aller der ältesten Kenntnisse des Menschengeschlechts in sich, die durch Tradition vom Vater auf den Sohn übergingen. Die älteste Geschichte, Theologie, Astronomie sind also unter dieser Wissenschaft eben sowohl enthalten, als die älteste Naturlehre und Philosophie.

Die Erzählungen, welche wir mit dem Nahmen Mythen schicklicher als mit dem Nahmen

der Fabel belegen, entstanden, wenn der Vater seinen Kindern, der ankommende Fremdling seinen Aufnehmern seine Kenntnisse, sie mochten historische, physische, astronomische oder eigene Bemerkungen und Empfindungen, ja wohl Erfindungen seyn, mittheilte. Es geschah dieses in der damahligen ersten Bildersprache, wo alle Beschreibungen sinnlich entlehnt, alle Ausdrücke metaphorisch und noch völlig unbestimmt waren. Dies war gleichsam die Geburtsperiode der Mythe, und hier schon theilte sie sich in Classen, die aber natürlich oft einander durchkreuzten. Eine Classe schilderte die wahren Schicksale und Begebenheiten der Väter, und will man diesen auch einen Platz einräumen, der erzählenden Ankömmlinge; eine andere theilte Bemerkungen über die Natur mit, die beyde nach ihrer Art sich gebildet hatten; eine dritte enthielt entweder bloße Erfindungen, die man gerade zu dafür erklären muß, oder die wenigstens der Erzähler, weil er nach dem Gange seiner Beurtheilung von ihrem Daseyn und ihrer Verbindung überzeugt war, für wahr hielt. Die charakteristische Eigenschaft der ältesten Mythen war Wahrheit, oder sie waren insgesammt von willkührlichen Zusätzen und Erdichtungen ziemlich frey. Denn Mythen von der Art der ersten Hälfte der dritten angeführten Classe, wohin besonders Seemährchen gehören, gab es wohl noch nicht allzu viele. Uebrigens war in diesen Mythen alles aufs Leben und den Menschen zurückgeführt. Selbst die ältesten Götter sahen den Menschen ähnlich. Wo man in der Natur Wirkung erblickte, da setzte man Leben und Menschen ähnlich wirkende Wesen voraus. Daher ward eine Verbindung zweyer sich nähernden

Wesen,

Wesen, eine Ehe; Folgen der Ursachen wurden Kinder genannt; den Meersturm erregte ein Göttermensch; ein anderer spie Feuer aus den Bergen, und was der Art mehr ist.

Wir nähern uns jetzt der zweyten Periode, der Periode der ersten Fortpflanzung der Mythen. Was der Vater dem Sohne erzählt hatte, erzählte dieser den Enkeln, diese den Urenkeln u. s. f. wieder. Die Sagen wanderten von einem Volke zum andern. Die ehemahlige Sprache wurde zum Theil beybehalten, zum Theil wurden die Erzählungen aus einer Sprache in die andere, doch dies allerdings sehr unvollkommen, übergetragen. Daher sind die Mythen, welche unter den Griechen nicht einheimisch waren, unter allen die seltsamsten. Allerdings aber ward bey dieser Fortgebung schon viel verändert, theils weil man die alte unbestimmte Sprache nicht mehr so ganz richtig verstand, theils weil man schwankende Begriffe schon damahls für lautere Wahrheit verkaufte. Je weiter übrigens die Erzählungen von dem Orte ihrer Entstehung sich entfernten, desto mehrere Veränderungen geschahen damit. Besonders wurden jetzt die Vorfahren, die man ohnedem als erhöhete Wesen betrachtete, unter die Götter vermischt.

Dieser Periode folgte die dritte Periode der ersten Ausbildung der Mythen. Der Erzählungen wurden mit der Zeit natürlich sehr viele; täglich kamen zu den alten neuere hinzu. Es erforderte also einiger Hülfsmittel, sie zu merken. Eines der ersten lieferte die Genealogie oder die Reihe der merkwürdigen Vorfahren, die man dem Gedächtnisse empfahl. Ich sage der merkwürdigen; denn zweifelsohne wurden schon damahls, wie jetzt bey den Arabern gewiß ist, nur

nur die merkwürdigsten Vorfahren bemerkt. Und je länger die Reihe wurde, desto mehrere fielen aus derselben heraus. Wozu sollte man auch das Gedächtniß mit Nahmen beschweren, von deren Besitzer man weiter nichts zu erzählen wußte als: er lebte, nahm ein Weib und starb? An dieses erste Hülfsmittel für das Gedächtniß knüpfte sich bald, vielleicht entstand es noch vor jenem, ein zweytes. Man legte die Geschichte in Nahmen. Der erste Mensch hieß Erdensohn; der erste Schmidt Thubal; der verschlagene Argus Panoptes. Mit dieser beziehenden Nahmengebung wurden bald noch mehrere Gedächtnißhülfsmittel erfunden: Berge, Flüsse, Gegenden erhielten die Nahmen derer, die hier gelebt, merkwürdige Thaten ausgeführt hatten, oder denen in der Nähe derselben etwas Großes wiederfahren war; und so im umgekehrten Falle Menschen von Bergen u. s. f. ihre Nahmen. War bereits ein Nahme vorhanden, so errichtete man Denkmähler, Steinhaufen, Altäre, Baumpflanzungen, jährliche Feste. Diese letztern, ihre Feier, erweckten die ältesten Dichter. Die Begebenheiten in Gesänge zu bringen, die jährlich wiederhohlet wurden, sie mit den ersten rohen musikalischen Instrumenten zu begleiten, war das Verdienst dieser ältesten Barden.

Doch die ersten Schritte der Verfeinerung ziehen bald andere nach sich. Der ersten Ausbildung der Mythen durch mancherley Hülfsmittel folgte binnen kurzen die vierte Periode, oder die Periode der zweyten Ausbildung. Freylich trug diese zur Veränderung der zum Grunde liegenden wahren Erzählungen ungemein viel bey: dennoch sollten wir nur eine Reihe von dergleichen nicht weiter veränderten Mythen über die

Griechen

Griechen besitzen, wie ohngefähr die Juden von ihren ersten Stammvätern dergleichen aufzuweisen haben; wir würden über die Lauterkeit dieser Sagen erstaunen. Es konnte nun aber doch nicht fehlen, daß nicht bey den Genealogien die Geschichte manches Nahmens vergessen werden sollte. Auf gleiche Weise gieng die Geschichte der Benennungen mancher Gegend, manches Flusses, Berges und so fort, ja nicht selten die Geschichte errichteter Denkmähler, gestifteter Feste u. s. f. verlohren. Man ersetzte diesen Verlust durch eben die Mittel, durch welche man ihn zu vermeiden gesucht hatte. Man ersann auch Nahmen, Geschichten und erdichtete oft neue. Ueberdem verschönerten und vergrößerten die Barden durch ihre Lieder die Thaten der Vorfahren. Der mächtige Held wird durch die Dienste der Einbildungskraft zum Riesen umgeschaffen, und ganz in den Zirkel der Unsterblichkeit eingeflochten. Nationalstolz mischte sich zugleich mit ein. Man konnte die Reihe der Vorfahren nicht zahlreich, ihre Thaten nicht glorreich genug erhalten, und dichtete ihnen Dinge und Thaten nach dem Geschmacke der damahligen Zeit an, von denen die Vorwelt nicht wußte. Die Annäherung der Nationen an einander erregte diesen Nationalstolz noch mehr. Keine Nation wollte der andern an Alter, an Ruhm der Vorfahren, und an Macht nachstehen. Man verfälschte also die Genealogien und flochte neue Glieder ein, von den man ehemahls nichts wußte, weil man nähmlich bemüht war, von seinem Stammvater die Stammväter aller Völker abzuleiten. So gab sich der argolische Stamm der Pelasger in der That für das Stammhaupt der Aegypter, Assyrer, Phönicier und Cilicier aus.

So

So kannte man beynahe in allen besondern Gegenden Griechenlandes einen Herkules, weil nämlich alle Völkerschaften Griechenlandes wetteiferten, diesen Helden zu ihrem Landesmanne zu machen. Jede erzählte besondere Thaten ihres Herkules, die zuletzt alle in dem einzigen thebanischen vereinigt wurden. Endlich wendete man selbst Schiffermährchen an, um damit seine Helden auszuschmücken, wie die Geschichte des Perseus ein deutliches Beyspiel davon liefern kann. Je ruhiger, unthätiger und ernsthafter eine Nation war, desto lauterer und wahrheitsvoller erhielten sich ihre Sagen. Je thätiger aber eine Nation, je lebhafter ihre Einbildungskraft war, desto geschwätziger und wundervoller war ihre Mythe. Daher stechen in der That die Sagen der nomadischen Völker von den Sagen der Phönicier und Griecheir gewaltig ab Die oftmahlige Ankunft ausländischer, gern viel wissender Fremdlinge trug. wie nicht zu leugnen ist, freylich dazu viel bey. Geschahen aber jetzt schon so große Veränderungen in Absicht der historisch-genealogischen Sagen, so war die Veränderung, welche die Sagen aus der höhern Welt, aus dem Götter-, und was einerley ist, aus dem Naturreiche erlebten, ungleich größer.

Schon die älteste Tradition dachte sich hinter jeder großen Naturbegebenheit einen Göttermenschen, der sie belebte, einen Regierer der Sonne, eine Geberinn der Nacht und ihrer Freuden, einen Donnerer, einen Beweger des Meeres; doch die Idee davon war dunkel, noch nicht bestimmt. Die Barden nahmen sich heraus, diese Begriffe genauer zu bestimmen. Sie wurden die ersten Stifter des Heidenthums der Griechen, so wie die ersten Priester desselben. Das gesammte

sammte Götterreich schilderten sie aber ganz nach damahliger menschlicher Sitte. Ihre Götter waren den Menschen sehr ähnlich, nur einige größere Eigenschaften, dahin vornähmlich ein unzählbar langes Leben, eine immerwährende Jugend, Unsichtbarkeit, und die Gabe mit Schnelligkeit von einem Orte zum andern überzugehen, gehörten, sonderten dieselben von den Menschen ab. Alles, wo die Alten Bewegung geahndet, doch ohne zu bestimmen, einen Beweger angenommen hatten, ward nun personificirt. Die Götter wurden anfangs in die genealogischen Register der Menschen eingeflochten, und erhielten mit der Zeit selbst Genealogien. Die Griechen waren in dieser Anwendung ihres Götterssystems weit geschickter, als die übrigen Nationen. Sie borgten von allen, allein sie verarbeiteten so zu sagen die rohen Stoffe, die ihnen Phönicier, Thracier, Aegypter und Asiaten lieferten. Wir zählen jetzt noch besonders drey Götterstammbäume der Griechen, den vom Uranus, den vom Saturnus und den vom Jupiter. Es hat aber deren allerdings noch weit mehrere gegeben. Die Idee der meisten Götter dieser Stammbäume war älter als dieselben. Man kann aber auch mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Götter, welche nachher die Griechen als allgemeine Götter ihres Landes ansahen, und die vornehmlich zu dem letzten Stammbaume gehören, ein Jupiter, Apollo, eine Juno, Venus, Diana u. s. w. ungleich älter waren, als die bestimmten physischen Götter, Uranus, Gäa, Pontus und andere dieser Classe.

Bis hierher, das ist bis auf die Erfindung, oder den allgemeinen Gebrauch der Schriftzüge, wurden die meisten Mythen erfunden. Der

Ge-

Gebrauch der Buchstaben und das Aufzeichnen der Mythen war das Ende ihrer Erfindung. So verschwinden, sobald die Sonne genugsame Höhe und Einwirkung erlangt, die Nebel und mit ihnen die Bilder, welche sich in demselben unserm Auge bilden. Wir werden also in den folgenden Perioden der Mythik mehr mit der Sammlung und Umbildung der Mythen, als mit ihrer Erfindung uns zu beschäftigen haben.

Die fünfte Periode setzen wir von der Zeit fest, da die Mythen aufgezeichnet wurden, bis zu der, da man anfing sie in größere Werke und in Systeme zusammen zu stellen. Homer und Hesiod fanden ungezweifelt schon Dichter vor sich, welche Lieder über einzelne mythische Erzählungen zusammengesetzt und aufgeschrieben hatten. Davon zeugt die Ordnung, in der sie gemeinschaftlich verschiedene Erzählungen vortragen. Dafür bürgt uns auch das Ganze ihrer Gedichte, in dem mehr Widersprüche, Lücken und Unordnung sich antreffen lassen würden, wären sie, wie man lange geglaubt hat, Selbsterfinder aller dieser Erzählungen gewesen *). So viel erkennen wir aber doch immer, daß die Vorgänger Homers und Hesiods ungemein viel bestimmten, und daß diese schwerlich im Stande gewesen seyn würden, dem Ganzen so viel Rundung und Eleganz zu geben, hätten sie diese Vorgänger nicht gehabt. Die ersten Schriftsteller, oder, soll man dieses so passende Beywort von den ältesten Dichtern nicht gebrauchen? die ersten

*) Man sehe besonders Heyne's Abhandlungen: de origine et causis fabularum Homericarum, welche sich im 1sten Bande der neuen Göttingischen Commentarien befindet, und de Theogonia ab Hesiodo condita, in dem 2ten Bande der Commentat. vom Jahre 1779.

ten Historiker waren sehr gewissenhaft. Durch ihre Hände konnten die alten Sagen nur wenig Zusätze erhalten. Sie mußten also bereits mit denselben versehen seyn, als sie zu jenem großen Dichter kamen, und auch ihre gleich gewissenhaften schriftstellerischen Vorgänger fügten gewiß nur wenig bey. Treffen wir also im Homer und Hesiod bereits nach Wunderbarem und der Fabel schmeckende Erzählungen an: so läßt sich nichts gewisser vermuthen, als daß diese ältesten Zusätze der Mythen uralt und höchst wahrscheinlich älter, als ihre schriftliche Aufzeichnung waren. Dagegen können wir mit Grunde behaupten, daß durch jene Dichter die Erzählung mehr Politur erhielt, als sie in den alten mündlichen Erzählungen hatte. Schon Homer übertrifft hierin den Hesiod, und die Bildsäulen der Götter, die insgesamt älter als Homer waren, trugen in ihrer Darstellung, wie sie die alten Antiquarier uns schildern, und zum Theil noch an sogenannten etruscischen Werken der Augenschein lehrt, noch unverkennbar rohe Züge an sich. Wie viel Plumpheiten, die nach dem Genius ihres Zeitalters schmeckten, hatten nicht also jene ersten Dichter umzubilden und abzufeilen, ehe homerische Eleganz, immer noch nicht das höchste Ziel der nachherigen griechischen Eleganz, entstand. Selten sind aber, und unverkennlich die Mythen, welche diese ältesten Dichter, als Bilder und Ausputz ihrer Gedichte, oder wie wir sagen, als Maschinen erschufen.

Die ersten schriftlichen Dichter vor Homer und Hesiod hatten im Einzelnen gearbeitet. Diese Dichter machten sich nun an das Ganze und stellten Systeme auf, die der Grieche mit dem Nahmen κυκλος belegt. Hiermit erhebt sich also

die sechste Periode der Mythik, da man nun anfing mythische Systeme aufzustellen, oder die Periode der Cyclischen Dichter. Homer kleidete sein System in die Erzählungen von dem Zorn Achills und den Reisen des Ulysses ein. Hesiod stellte eine eigene Theogonie, und, will man dieses Werk nicht einem andern zueignen, dem zugehören es allerdings das Ansehen hat — das Schild des Herkules auf. Beyde fanden häufige Nachahmer. Einige schilderten nach Angabe des Hesiodus Cosmogonien, oder, was damit eins war, Theogonien; andere blieben bey den Helden der Erde stehen. So erhielt die Nachwelt von Dichtern dieser Art die kleine Ilias, ein Gedicht, das den Lesbier Lesches, der um die 33ste Olympiade lebte, zum Verfasser, und besonders die Vorfälle vor Troja nach den Zeiten der Iliade zum Gegenstande hatte. Ferner viele Gedichte unter dem Nahmen Ἰλίου πέρσις, das ist der Untergang von Troja; dergleichen vorzüglich unter dem Nahmen des Stesichores aus Himera in Sicilien gerühmt, aber auch von Arctinus, Milesius, Sacades von Argos und andern genannt werden. Nicht weniger gehören hierher die κύκλοι, nähmlich ἐπικοί, die von dem Vaterlande ihres Verfassers, des Cyprers Stasinus, ihren Nahmen hatten, der darin die Vorfälle von der Iliade besang; — insgesammt bey den Alten berühmte Gedichte, von denen nichts oder wenig mehr übrig ist. Eben dies gilt von den berühmten νόστοις, dergleichen Augias von Trözen und andere hinterließen, oder den Gesängen über die Rückkehr der Helden von Troja; so wie von einer Menge Gedichte von den Thaten des Herkules, vielen Thebaiden, einer Aethiopis, welche Memnons Thaten schilderte, einer Alcmäonis, Danais,

Danais, Theseis, Phoronis und andern mehr *). Alle diese Dichter gingen mit ihren beyden Stammvätern denselben Weg, daß sie nähmlich die alten Sagen sammelten, zusammenstellten, von ehemahligen Rohigkeiten reinigten und dichterisch ausschmückten. Sie schmeichelten damit ihren Landesleuten und ihrem eigenen Ruhme. Eben darum waren sie auch nur wenig geneigt, diese Sagen, wie sie allerdings weit eher, als wir gekonnt hätten, zu ihrer ehemahligen Lauterkeit zurück zu führen. Sie gaben, was sie fanden; und es anders zu geben, würde auch ihnen nicht wohl verstattet worden seyn, da der Volksglaube an diesen Sagen hing und das Priesterinteresse viel zu genau damit verwebt war, um dergleichen Veränderungen möglich und gültig werden zu lassen.

Bis hierher hatten also die Mythen in den Händen der Schriftsteller nur wenig Abänderungen erfahren. Jetzt aber kam eine neue Periode, die sie beynahe eine gänzliche Umformung erleben ließ. Diese ist die siebente Periode der Mythik. Nun machte man von diesen Erzählungen mancherley Gebrauch. Ein Theil arbeitete bloß für das Vergnügen der Leser. Hierher gehören die spätern Cosmogonien- oder Theogonien-Dichter, denen es mehr darum zu thun war, durch Schilderung künstlich angelegter wunderbarer Begebenheiten und Naturereignisse zu vergnügen, als alte physische Mythen wieder zu erzählen. Unter ihren Händen entstanden eigene

*) S. Herrn Hofr. Heyne's Comment. ad Apollodor. Bibl. S. 916. 917. des gelehrten Altdorfer Schwarzens Diss. de poeticis cyclicis und Fabricii B. Gr. T. I. p. 881. vorzüglich aber den Exc. I. zu Virg. Aen. II. von der Meisterhand unsers verehrungswürdigen Heyne.

Götterfabeln und cosmogonische Fictionen, von denen wir jedoch nur noch wenig besitzen. Ein anderer Theil gebrauchte die alten Mythen als Gewand seiner philosophischen Raisonnements. Hierher zählen sich die frühern physiologischen und die ungleich spätern orphischen Dichter, von deren einigen wir noch Hymnen besitzen. Aus der ersten Classe gehören hierher die Fragmente des Empedokles. Doch, daß wir uns nur nicht etwa überreden lassen, als hätten diese Dichter jene alten mythischen Räthsel enthüllt. Sie verfuhren vielmehr dabey nach ihrem Gutdünken, und erfanden vermittelst der Mythik mehr eine neue Art symbolischer Sprache, als daß sie zu ihrer, der alten Mythen, Erklärung etwas beytragen sollten. Man muß, da diese Art von Gebrauch der Mythen eigentlich nie von den Alten als gültig angesehen worden ist, sich sehr hüten, die hierdurch eingeführten Dichterbilder mit der eigentlichen Mythologie der Griechen zu verwechseln, oder diese durch jene erklären zu wollen. Man ergreift sonst leicht den Schatten für die Wahrheit, und kommt in Gefahr zu jenen hochfliegenden ästhetischen Träumen verführt zu werden, welche unsere Neuern in den Kunstwerken haben sehen lassen, was nie ein gesundes Auge darin sah, die aber auch offenbar unserer Nachahmung der Alten und dem Studium derselben eine falsche Richtung geben. Die philosophische Fabel nämlich erlebte einen vierfachen Gebrauch, den man von ihr machte; anfangs war sie bloß eine Hülle, und Gewand einiger wahrgenommenen oder gedachten Eigenschaften der Dinge und Naturerscheinungen; weiterhin ward sie Vehikel zur Versinnlichung philosophischer Begriffe; von da aus gieng sie in die Mysterien

über,

über, aus denen die neuplatonischen Orphischen Dichter einen großen Theil ihrer Ideen entlehnten. Endlich ward sie Dichterbild.

Es gab außer diesen Dichtern, welche die alten Mythen willkührlich gebrauchten, noch andere Dichter, die von den alten Mythen einen solchen Gebrauch machten, daß sie dieselben, unbekümmert um die dabey zu Grunde liegende Wahrheit als Dichterbilder aufstellten. Hierher sind vorzüglich die lyrischen und tragischen Dichter zu rechnen. Beyde erlaubten sich hierbey der größten Freyheit, welche so weit ging, daß sie öfters den Preis ihres dichterischen Talents darein setzten, die alten Mythen nicht auf die gewöhnliche, sondern auf eine neue sinnreichere Art vorzutragen. Nicht selten ging hierbey die alte Erzählung gänzlich verlohren. Wir wissen, welcher Freyheit sich hierin schon Pindar bedient. Ungleich weiter gingen die Tragiker. Sie stellten den Inhalt irgend eines alten Mythes als ein Gemählde auf, an dem sie große und rührende Leidenschaften, Gemüthsbewegungen und Situationen zu schildern sich bemüheten. Allein nach dem Endzwecke, den sie dabey hatten, beugten sie auch die Erzählung ab, und schufen also bald neue Mittels- und Zwischenpersonen und Begebenheiten, bald einige Veranlassungen und Ausgänge, die der alten Erzählung gänzlich unbekannt waren. Es versteht sich, daß diese neuen Erfindungen billig von den übrigen Mythengeschlechtern hätten abgesondert bleiben sollen, wie schon der alte Asclepiades, und nach ihm Demaratus in ihren Werken τα τραγωδούμενα vorhatten: bis jetzt aber ist dieses noch nicht geschehen. Gleiches Recht über die alten Mythen maßten sich auch die Verfasser der Pantominen

in spätern Zeiten an. Lucian führt die Mythen an, de Saltat. c. 38, welche auf diese Art behandelt worden sind.

Von dieser Ausbeugung, die, wäre sie fortgesetzt worden, und etwa ältere Werke verlohren gegangen, eine ganz neue Mythik hervorgebracht haben würde, lenkten andere Schriftsteller in etwas ein, und erhielten wenigstens die alten Erzählungen der Sage, oder der cyclischen Dichter bey einigem Werthe. Diese waren die ersten Geschichtschreiber der Griechen. Nach ihnen benennen wir die mit den beyden vorletzten Perioden gleichzeitige achte Periode der Mythik. Homer und die ihm nachahmenden cyclischen Dichter schienen gleichsam die Geschichtschreiber der Nation zu seyn. Ihr Ruhm gab also andern den Gedanken ein, die Geschichte Griechenlandes nach jenen alten Mythen zu beschreiben. Acusilaus von Argos, Hecatäus aus Miletus und vor ihnen noch andere, schrieben ganze historische Werke, in denen eigentlich nichts enthalten war, als daß man die alten Sagen der Griechen sowohl von den Göttern, als die Mythen von ihrer Nation in genealogisch-chronologischer Ordnung darin aufgestellt fand. Daher waren auch diese Werke gewöhnlich in zwey Theile abgetheilt, und Theogonien und Genealogien (περὶ Γενεαλογιῶν) überschrieben. Sie erzählten darin ohne weitere Prüfung, was man über die älteste Geschichte der Nation sich sagte. Hiermit trat die Mythik selbst der Geschichte näher, und ward als ein Theil derselben, und zwar als der älteste, angesehen. Abermahls eine neue Gestalt der Mythik. Erst war sie eine Sammlung einzelner Sagen, die man nach Willkühr in ein Gemälde aufstellte, dann symbolische Sprache, dann eine

Schatz-

Schatzkammer von Dichterbildern, dann eine genealogische aufgestellte Geschichte der ältesten Welt. Hiermit erlangte sie wieder einen bestimmten Werth, oder vielmehr sie wurde durch die Geschichtschreiber in denselben von neuem eingesetzt, da diese die alten Bruchstücke der Geschichte, welche aus dem höchsten Alterthume an sie waren überliefert worden, für viel zu ehrwürdig hielten, (Demetr. Phalor. s. n. Dionys. Halic. de Thucyd. Iud. p. 275. B. Hudf.) um sie bey der Aufstellung der Geschichte ihrer Nation gänzlich zu übergehen. Die ältesten Geschichtschreiber lieferten aber in ihren Geschichtbüchern in der That nichts mehr als diese mythischen Erzählungen. Mit der Zeit gieng man weiter und setzte die Mythen voraus, dann ließ man die wahre Geschichte folgen, oder man unterschied die ältesten philosophischen Mythen, die historischen Mythen der Nation und die wahre Geschichte. Dies that unter andern Dionysius von Miletus, der um die Zeit des persischen Krieges die 65ste Olympiade eine fortlaufende Reihe folgender drey Werke schrieb, davon er das erste Μυθικὰ, das zweyte Τευκὰ, das dritte Κύκλον ἡρωϊκὸν nannte. Man sah nämlich die Ilias des Homers, oder überhaupt die Mythengeschichte von der Belagerung und Eroberung Trojens, als den Mittelpunkt der heroischen Mythen an, um welche her sich diese insgesammt dreheten, und nannte daher diese heroischen Mythen Troica. Wie Heyne sehr gegründet muthmaßt, schrieb vornämlich Diodor den Dionysius Milesius aus. Noch vor diesem Dionysius lieferten Hellanicus Lesbius, und der Athener Pherecydes dergleichen mythisch-historische Werke. Andere brachten die Mythik dadurch der Geschichte näher, daß sie die

Entstehung und den Ursprung der Städte, Länder und Inseln nach mythischen Erzählungen vortrugen. Dies sind die κτίσεις, oder, waren mehrere dergleichen Geschichten in einem Werke aufgestellt, die περιηγήσεις und περίοδοι, deren die Alten nicht selten gedenken. Sie gaben der Mythologie eine neue Eintheilung nach den Ländern. Hiermit aber bahnte sich mit der Zeit ein dritter Weg, sie auch chronologisch zu behandeln, da sich nämlich mehrere bemüheten, in diesen Erzählungen eine Art von Zeitordnung einzuführen, wie Theagenus von Rhegium, der um die Zeiten des Cambyses lebte, und ein anderer Rhegier Hippys thaten, die chronologischen Listen der argivischen Priesterinnen und sicyonischen Priester lieferten. Uebrigens schrieben die mehresten dieser historischen Mythographen in Prosa, ob es schon deren nicht wenigere gab, die sich der gebundenen Rede bedienten. Diese waren nämlich die ältesten, wie überhaupt die gebundene Schreibart vor der ungebundenen fast immer vorhergieng. Die Gewohnheit aber der ältesten Historiker, die Mythen getreu nach der allgemeinen Erzählung des Volks und ohne weitere Prüfung über ihre Wahrheit und Zuverlässigkeit aufzuzeichnen, befolgten mit der Zeit alle übrige Geschichtschreiber, welche diese Sagen ihren wahren Geschichtbüchern in der Kürze versetzten. Viele derselben lieferten daher allgemeine griechische Geschichtbücher, in denen sie die gesammte Geschichte der Griechen von der Theogenie an bis auf ihre Zeiten fortsetzten; und mithin die alte Mythe in Geschichte zu verwandeln, und als solche zu betrachten anfiengen. Dies scheint vor dem Diodor besonders Anaximenes von Lampsa-

cus

ens zuerst in seinem Geschichtbuche Ἑλληνικὰ gethan zu haben. (vergl. Diodor. XV, 89.)

Wir sind nun an das Ende der blühenden Periode der Griechen gekommen, in welcher nämlich die Nation als Selbsterfinderinn sich darstellt, und haben in diesem Zeitraume die erste einfältige Mythensage kennen lernen, dann die Mythe als dichterisches Gemälde, als das Symbol der Philosophie, als Dichterbild, behandeln, und endlich in eine Art von Geschichte übergehen gesehen. Doch in Absicht der Mythologie ist uns das letzte Zeitalter der Griechen, da die Nation ihre Schätze mehr sammlete und revidirte, als neue hinzusetzte, nicht weniger merkwürdig. Denn gerade aus diesem Zeitalter sind die mehresten und wichtigsten Mythographen uns übrig geblieben. Ehe wir aber zu diesen übergehen können, müssen wir noch einen Blick rückwärts thun, theils um die Frage zu beantworten, was thaten die Griechen in diesem Zeitraume zur Erklärung der Mythen, theils um einige allgemeine Winke über die Behandlung dieser uralten Sagen in diesem Zeitraume einzustreuen.

Was die Erklärung der Mythen anbelangt, so geschahen in der That einzelne Schritte. Doch man that in der Sache bald zu wenig, bald zu viel. In der besten Mittelstraße erhielten sich noch die, welche, wie Pindar, gleich in dem ersten seiner olympischen Gesänge mit der Mahlzeit des Tantalus thut, nur das Ungereimte davon abzufeilen suchten. Andere zogen aus den Mythen Homers moralische Allegorien, wie Anaxagoras in seinem Werke περὶ Ὁμήρου, oder physische Symbole, wie uns vom Metrodor aus Lampsacus erzählt wird. Sokrates und seine Schule

folgten dem Anaxagoras und allegorisirten bey den Mythen. Dasselbe thaten auch Plato und die Stoiker. Diese letztern aber würdigten in der That zuletzt die ganze Mythik zu elenden moralischen Mährchen herab, und gaben damit den Ton an, denen so viele nachherige alte und neuere Mythographen gefolgt sind. Den Weg des Metrodors, doch ungleich geschickter, schlug Democrit ein. Zu einer dritten Art von Erklärung der alten Mythensagen gab ihre Aufnahme in die Geschichte die Veranlassung. Die Gewohnheit nähmlich, die Mythen stets der wahren Geschichte vorauszustellen, brachte es endlich dahin, daß man die Mythen selbst für verkleidete Geschichte hielt, und so den Ochsen, der Europen entführte, für ein Schiff, die Giganten für Tyrannen erklärte u. s. f. Wir hören also aus diesem, dem Ursprunge der Mythen so nahen Zeitalter wenig, was zur bessern Einsicht in dieselben dienen kann. Allein ist es wohl mit der ältesten Geschichte überhaupt anders? Das Alterthum, das sie behauptet, das religiöse mysteriöse Ansehn, das ihr eben dieses Alterthum verleiht, gibt diesen Erzählungen eine gewisse furchtbare Heiligkeit, welcher sich zu nähern man schon für Ketzerey hält. Man gewöhnt sich an diesen Gedanken und sucht daher immer lieber Geheimnisse in diesen Erzählungen, als daß man sich ihnen auf einem ebenen natürlichen Wege und mit Zusammenhaltung der Lage und Kenntnisse ihrer Erzähler nähern sollte. Oder man bezweifelt und verwirft sie mit einem Mahle, ohne sich die Mühe zu geben, sie genauer kennen zu lernen. Daß es doch für den menschlichen Geist so ungemein schwer hält, auf dem geraden Wege der Natur sich zu erhalten!

Was

Was die allgemeinen Winke betrifft, die wir noch über die Behandlung der Mythen in diesem Zeitalter zu geben haben, so gehen sie durchgängig die Künstlerwerke an, welche diese Mythen bearbeiteten. Wir haben sie überhaupt in drey Classen zu theilen. Die ältesten folgten ganz getreu den Volkserzählungen, oder, wenn wir lieber wollen, den ältesten Nationalgesängen. Ihrer sind noch sehr wenige vorhanden. Ihr Kennzeichen aber ist wohl dieses, daß wir hier die Götter und Helden mit Attributen und in Beziehungen auf Geschichten antreffen, deren wir sonst nirgends erwähnt finden; z. B. Juno mit einer Zange u. s. m. Sollten auch nicht alle von dem höchsten Alterthume seyn, so schadet dies nichts zur Verrückung des angegebenen Zeitpunkts. Die neuen können ja auch nur Copien alter verlorner Originale seyn. Genug, der Künstler des besten griechischen Zeitalters dichtete auf diese Art nicht. Zur zweyten Classe der alten Kunstwerke haben wir die zu zählen, wo der Künstler bey mythischen Darstellungen sich nach den Vorstellungen irgend eines alten Dichters bequemte und diesen folgte. Sie sind sehr leicht zu erkennen, und wenn auch schon nicht allezeit aus dem besten Zeitalter der Kunst, doch ganz gewiß nicht aus dem ältesten. Wie viele Kunstwerke, in denen Homers oder irgend eines Tragikers Erzählung zum Grunde liegt, haben wir nicht noch aufzuweisen? Dahin gehören besonders sehr viele aus dem Fache der Anaglyphen und Gemmen. Endlich die dritte Classe alter Kunstwerke machen diejenigen aus, wo der Künstler in den Geist der alten Mythen eindrang, und mehr durch sichtlich schönen Ausdruck als durch Attribute verständlich zu werden suchte.

Sie

Sie sind ohne alle Ausnahme aus dem besten Zeitalter der Kunst und bestehen mehr aus einzelnen Bildsäulen, als aus zusammengesetzten Werken. Hier wird ganz unbezweifelt die Einsicht eines Kenners des Alterthums erfordert, um nicht fehlzuschließen. Denn hier herrscht im Ganzen mehr Abstraction, mehr Künstlerdichtung, als in allen übrigen Werken. Aber eben diese Künstlerdichtung erhebt sich oft ganz über die Mythik. Der Apoll, der Herkules des Künstlers nähert sich zwar dem Mythischen, aber er entfernt sich auch gleich weit wieder davon. Denn in dem Ausdrucke dieser Bildsäulen liegen Abstractionen und Vorstellungen zum Grunde, die, so fein, so erhaben sie sind, die gesamte Mythik, selbst ein Pindar, ein Callimachus nicht kennt.

Wir nehmen nun wieder den Faden unserer Geschichte auf. Hier stößt uns das Säculum der ersten und besten Sammler der alten griechischen Mythik entgegen. Dieses blühete vorzüglich in Alexandrien, von welcher Schule wir die neunte Periode der Mythologie überschreiben wollen. Die gelehrten Alexandriner, welche mit so vieler Einsicht als Geschmack die Schätze ihrer Nation zusammentrugen, prüften, würdigten und ordneten, vergaßen auch die Mythologie nicht; und wenn sie uns schon zur Erklärung der alten Mythen nichts Vorzügliches lieferten, so verdanken wir ihnen doch die Aufbewahrung vieler alten Nachrichten, die uns zu einer nähern Durchsicht dieser Dinge den Weg gar sehr ebenen. Es theilten sich aber die Arbeiten dieser geschickten Männer vorzüglich in drey Classen, von denen immer eine am Werthe die andere übertrifft. Einige stellten das, was sie über ein gewisses System von Mythen in

den

den Werken der Vorfahren vorfanden, in eigene Gedichte zusammen. Unter den Werken dieser Art nehmen die Argonautica des Apollonius von Rhodus mit allem Rechte den ersten Platz ein. Andere Werke dieser Art lieferten Lycophron, der eine uns noch erhaltene Cassandra hinterließ; ingleichen der Alexandriner Lysimachus, der Θησεὺς und Νόστοι; Pisanus, der Heraclea; Aratus, der die von ihm noch bekannten Phaenomena schrieb. Andere suchten die weniger bekannten Mythen auf und stellten sie in Gedichten zusammen, wie Callimachus in seinen angeklagten Αἴτια und Euphorion von Chalcis thaten, der fünf Bücher oder Chiliaden Ἄτακτα (d. i. συμμικτα) oder Μοψοπια hinterließ. Die zweyte Classe machen die Werke derjenigen Schriftsteller aus, die uns über die Mythologie zusammenhängende Systeme nach Maßgabe der alten mythischen Historiker hinterlassen haben. Unter diesen hat sich besonders die Bibliothek Apollodors von Athen verewigt, ein Werk, welches immer die erste Urkunde der Mythologie bleiben wird. Es behauptet vorzüglich den Vortheil, daß es uns auf die ehemahligen alten Sagen und ihren reinen, weder durch Allegorie, noch Dichterbild verfälschten Inhalt, wie ihn ungefähr Homer, die cyclischen Dichter und nach ihnen die alten mythischen Geschichtschreiber vorgetragen haben, zurückführt. Apollodor selbst, dieser mit der ältern Geschichte, der Geographie und Literatur seines Vaterlandes so bekannte Mann, war auch am ersten fähig, ein Werk dieser Art zu schreiben. Die dritte Classe der alexandrinischen Mythographen machen endlich die ältesten Scholiasten aus. Diese Männer stellten ihre Sammlungen in zerstreuten Anmerkungen zu den alten Dichtern

tern auf. Sie erzählen darin die alten Mythen entweder nach Angabe der cyclischen Poeten, oder nach der Darstellung der alten Tragiker, oder stellen dieselben nach der Erzählung jedes Autors zusammen. Es wäre allerdings zu wünschen, daß wir ihrer mehrere, und diese weniger unverfälscht erhalten hätten. Denn die leidigen Bemühungen der nachfolgenden Grammatiker haben sie theils nur in Excerpten, theils mit vielen ihrer eigenen Zusätze interpolirt auf uns kommen lassen. Immer aber dienen diese Scholien dazu, uns zu einer richtigen Vergleichung der verschiedenen Classen der mythischen Erzählung überzuführen. Noch andere, die wir billig zur angegebenen zweyten Classe der alexandrinischen Mythographen zählen, machten es sich zum Geschäfte, die Mythologie in besondern Rücksichten zu betrachten. Entweder sie suchten in denselben die Zeitordnung auf, wie Apollodor, Castor und Eratosthenes thaten. Oder sie nahmen Rücksicht auf die Länder. Dergleichen Werke hatte Strabo besonders vor Augen. In diesem Fache arbeiteten ebenfalls Apollodor, Agatharchides von Cnidus, Mnaseus von Paträ, Dicäarchus, die Periplus, Periegeses, Geographumena hinterließen; oder andere, die auf ähnliche Art wie Neue schrieben, als Demus von Delos, Philostephanus, Heraclides.

Doch der Mythographie war es nun einmahl bestimmt, aus guten in schlechte Hände zu fallen. Kaum hatten diese gelehrten Alexandriner den Weg gebahnt, so gingen andere, hiermit eröffnet sich die zehnte Periode der Mythologie, so giengen, sage ich, andere davon zu Ausschweifungen über. Ein Theil gaukelte aus mythischen Erzählungen seinem, nach Wundern

gaffen-

gaffenden, Zeitalter Wunderdinge, Unglaublichkeiten, und Parodera vor, wovon Theopompus in seinen Θαυμασιοις den Ton angegeben zu haben scheint. Ein anderer stellte sie als Naturkunden oder Geschichtbücher auf, wie Alexander Polyhistor zu des Sulla Zeiten, Nicolaus Damascenus zu Augusts Zeiten sich besonders zu Schulden kommen ließen. Wieder ein dritter Theil schmeichelte damit dem Stolze großer aber neuerer Städte, daß er deren Geschichte mit der Geschichte der uralten Helden verband. Alle rafften, was sie nur von alten Mythen finden konnten, längst vergessene Bevölkerungs- und Reisegeschichten, wie ganz unbekannte mißverstandene Sagen auf, paßten es mit Kleister und Scheere in die Erzählungen berühmter Helden ein, oder erfanden wohl gar neue Mythen, und metamorphosirten denn Neues und Altes, Bekanntes und Unbekanntes nach ihrer jedesmahligen Absicht. Damahls entstanden unter andern die Mythologien berühmter Städte, die den Herkules, Theseus und wer weiß noch welche Helden der Urwelt bald im Pontus, bald in Antiochien große Rollen spielen ließen; nichts aber mehr leisteten, als daß sie für ihre nachherigen unverständigen Sammler die Mythologie mit unzähligen Auswüchsen, Widersprüchen und Unordnungen überluden, welche das wenige darin herrschende Licht vollends gänzlich verdämmten. Wir bemerken aus so vielen Naymen von Schriftstellern, aus deren Büchern uns Photius Auszüge liefert, nur den eines der läppischesten Verfasser dieser Art, nämlich den Ptolemäus, den Sohn Hephästions.

Nach diesen fehlerhaften Mythensammlern öffnet uns die eilfte Periode der Mythologie

ein

ein reichhaltiges Feld, wo unter wenigen guten Bearbeitern derselben eine große Anzahl fehlerhafter Interpretatoren, und ein mannichfaltiger übelverstandener Gebrauch der alten Mythen sich erblicken läßt. Die griechische Fabel kam nun in die Hände der römischen Dichter und Mythographen. Diese setzten nur etwas weniges hinzu, was ihnen nämlich selbst die älteste Mythik der Lateiner lieferte. Uebrigens folgten Dichter und Mythographen der Römer den Griechen Schritt vor Schritt. Wir treffen daher in den besten römischen Dichtern, einem Virgil, Horaz, Ovid, Catull, Tibull, Propertius und so fort, denselben Inhalt der mythischen Sagen an, den uns die Griechen liefern, dieselben Wendungen und Verschönerungen; und es fehlt den Commentatoren der Römer, sind sie nur in den Griechen belesen genug, nie, zu den mythischen Erzählungen der Römer die ursprünglichen Stellen der Griechen anzuführen, mit denen sie oft wörtlich übereinkommen. Einige der ältern wurden sogar Uebersetzer der cyclischen Dichter: so übersetzte En. Mattius die Ilias, Nävius die Cyprischen Gedichte *). Dennoch zogen die Römer uns zwey nicht unbrauchbare Mythographen. Der erste ist Ovidius, dessen Bücher von Verwandlungen allerdings nicht so ganz die reine lautere Mythik vortragen. Denn die ältern und bessern Mythographen der Griechen, als ein Apollodor und Pherecydes, dem dieser folgt, erwähnen der Verwandlungen nur selten. Sie scheinen auch nur die Erfindung eines Neuern und vielleicht das Spielwerk eines der ausartenden Alexandriner

*) S. des gelehrten Wernsdorf Poetae minor. T. IV. p. 565. 68 f. 79.

ner zu seyn, dessen Buch wahrscheinlich Ovid vor Augen hatte. Indeß bleibt im Ganzen genommen Ovid der griechischen Fabel getreu. Der zweyte Mythograph ist Hygin. So viel wir aus seinen beyden durchgängig verstümmelten mythischen Werken zu erkennen fähig sind, folgte er einer doppelten Darstellung der Mythologie. In dem ersten Buche stellt er uns besonders die Mythik der Tragiker, in dem zweyten aber die Erzählungen nach derjenigen Methode auf, da man die Astronomie oder ihre symbolischen Benennungen aus mythischen Erzählungen erklärte. Doch sind auch in den Fabeln sichtbare Spuren vorhanden, daß Hygin neben den Tragikern die alten cyclischen Dichter vor Augen hatte. Das damahlige Zeitalter habe noch einige nicht ganz verwerfliche mythographische Sammler, unter denen wir einen Conon, Antonius Liberalis, Zenobius und so noch einige aufzählen. Späterhin setzten nach der Art der ehemahligen Alexandriner einige Versemänner mythische Gedichte zusammen. Unter diesen zeichnet sich aus dem sechsten christlichen Jahrhunderte Quintus Calabet, wegen der mit guter Auswahl gebrauchten ächten alten Cycliker in seinen Paralipomenis i. e. praetermissis ab Homero aus. Ungleich seichter ist Tryphiodorus, der in demselben Jahrhunderte eine Ilias ἐλάσσων, und noch schlechter Colluthus, der bald darauf den Raub der Helena in griechischen Versen schrieb. Allein bald verschwand der gute Geschmack in dieser Wissenschaft ganz. Ein Heer von heidnischen und christlichen Schriftstellern und Künstlern stand auf, das davon den seltsamsten Gebrauch machte. Einige Sophisten und Rhetoren behandelten die Leben eines Herkules und Theseus, wie

eines Epaminondas und Perikles, und zogen Tugend- und Klugheitsregeln daraus. Andere mystische Philosophen fanden in den Erzählungen der Mythologie die Räthsel der tiefsten und geheimsten Weisheit. Um diesen Zeitraum, den Anfang der christlichen Zeitrechnung, scheint der falsche Dictys Cretensis, ein nicht ganz ungeschickter Mann, aus den alten Tragikern und cyclischen Dichtern seine sechs Bücher vom Trojanischen Kriege, die wir noch lateinisch besitzen, zusammengetragen, und einem uralten, nur der Sage nach bekannten, Schriftsteller untergeschoben zu haben. Weit ungeschickter verfuhr bey einem ähnlichen Unternehmen der falsche Dares Phrygius in seiner Beschreibung des Untergangs von Troja. Alles giebt hier den elenden Sophisten an den Tag. Weit bessere Verdienste für uns, jedoch ohne ihr Verschulden, behaupten die christlichen Kirchenväter, vornehmlich ein Tertullian, Clemens Alexandrinus, Athenagoras und Tatian. Diese nähmlich bemüheten sich wieder die Mythen in ihrer Blöße darzustellen, und kamen damit, indem sie alles, was sie nur auffinden konnten, zusammenhäuften, ohne diese Absicht zu haben, der Wahrheit sehr nahe. Wir haben ihrem polemischen Fleiße in der That oft vieles Licht zu verdanken. Auf der andern Seite allegorisirten oft die Erfinder neuer Münzen und schmeichlerische Dichter mit den mythischen Gegenständen aufs seltsamste.

Endlich kamen hinter diesem unzählbaren Heere von mythographischen Schriftstellern die Sammler der letzten zwölften Periode, ein Tzezes, der als ein ächter Compilator aus alten Grammatikern und andern Quellen ähnlicher Art die Mythen Homers, wie die vor- und nachhomerischen

merischen Mythen in elenden Versen beschrieb; ein Cedrenus, ein Malala, ein Constantinus Manasses, insgesamt Chronikenschreiber; ferner die Lexikographen Suidas, Stephanus Byzantinus; zu denen noch aus frühern Zeiten ein Nonnus in seinen 48 Büchern Dionysica gehört. Alle diese waren Sammler ohne Urtheil und Kenntniß, deren es nur noch bedurfte, um die Mythologie zu einem ganz verworrenen Chaos zu machen. Diese Leute nähmlich machten es sich zum Verdienste, was sie vor sich fanden, Gutes und Böses, Neues und Altes, Falsches und Richtiges durch einander aufzuhäufen. Wir müssen daher es dem Geschicke gar sehr verdanken, daß zu ihren Zeiten bereits vieles von den alten mythologischen Schriften untergegangen, oder ihnen nicht bekannt war. Sie würden sonst nur noch ärgere Verwirrungen angerichtet haben.

Nichts würdiget leicht eine Wissenschaft mehr herab, als eine Reihe vieler schlechter Schriftsteller. Es ist also gar nicht zu verwundern, daß die Mythologie noch lange in tiefer Verwirrung lag, nach dem bereits das wieder aufdämmernde Licht andere Wissenschaften erhellet hatte; so frühzeitig auch Antiquarier und Literatoren daran arbeiteten, diese Wissenschaft zu reinigen. Es gab der Arbeiten daran gar zu viele Ueberdem warfen diejenigen, welche sich damit beschäftigten, oft selbst durch eine fehlerhafte Methode der guten Behandlung neue Hindernisse in den Weg. Ein Theil spielte, wie Albricus, mit Bildern; ein anderer sammelte zu einseitig und ohne genugsame Prüfung, wie Natalis Comes; ein dritter, wie Vossius, wollte alles aus der hebräischen Sprache erklären; noch weiter schweiften ein Bannier und nach ihm verschiedene allegori-

sche Erklärer der alten Mythen aus. Bey alle dem gab es auch andere Gelehrte, die zu einer richtigen Auffindung und Erklärung der Mythen aus den Schriften der ächten griechischen und römischen Originalschriftsteller einen sehr guten Weg bahnten; z. B. Claude de Meziriac, der über des Ovidius Heroiden, besonders in Rücksicht der Mythologie, einen vortrefflichen Commentar schrieb; Munkel, Wesseling, Spanheim, Burrmann, Verheyk, van Staveren, deren gelehrte Commentare die Morgenröthe einer richtigen Beurtheilung der Mythologie ausmachten.

Endlich ergriff ein Heyne und seine Nachfolger den rechten Weg, die Mythologie aus den alten Klassikern mit nur weniger Rücksicht auf die spätern Sammler wieder herzustellen. Sie blieben dabey anfangs beynahe gänzlich nur bey der Berichtigung der mythischen Erzählungen stehen. Denn man muß die Sache kennen, die man erklären will. Aber eben jener Berichtigung und der gründlichen Unterscheidung der Mythenklassen haben wir es nun zu verdanken, wenn wir der Erklärung jener mythischen Erzählungen selbst näher treten können.

Dies wäre denn eine kurze Uebersicht der Geschichte der Mythologie *). Wenn nun in diesem Werke in den besondern Artikeln auch viele der vorzüglichsten mythologischen Personen und Gegenstände angeführt und etwas näher dargestellt werden, so wird es doch nöthig seyn, eine Uebersicht der verschiedenen Mythen und ihres Zusammenhanges zu geben. Es ist aber

zu

*) Hierüber sehe man besonders Heyne Comment. de Apollodor. Bibliothec., et de Literatura mythica, die man S. 505 in dessen Commentar zu dem Apollodor findet.

zu bemerken, daß hier vorzüglich nur von den griechischen Mythen die Rede ist, da diese doch allerdings das Hauptwerk in der Mythologie ausmachen. Man kann aber diese Mythen sehr verschiedentlich, bald nach den verschiedenen Ländern, bald nach den Zeiten, bald nach ihrem innern Gehalte eintheilen. Wir wählen die letztere Methode. Hier zerfallen alle Mythen der Griechen in zwey Hauptklassen, in philosophische und heroische Mythen. Jene schildern die Ideen der ältesten griechischen Welt über die Gottheit, die Entstehung der Welt, über die Naturereignisse und über die Natur der menschlichen Seele, wie über Tugenden und Laster. Diese, die heroischen, liefern die ältesten Sagen der Nationen und ihrer Stammhelden.

Fangen wir nun bey den philosophischen Mythen an; so begegnet uns gleich anfangs die Erfahrung, daß die Griechen ihre meisten und ersten philosophischen Mythen, also ihre Götter, größtentheils Ausländern zu verdanken hatten. Wir erblicken aber vornämlich eine dreyfache Ausbildung und Annahme dieser Mythen. Zuerst erhielten die Pelasger und Hellenen den Dienst der Sonne und des Mondes, freylich diesen nicht ganz mehr in seiner ursprünglichen Reinigkeit. Dann verknüpfte sich damit der Dienst gewisser Naturwesen; und endlich fieng man an, selbst in Griechenland gewisse philosophische Ideen zu bearbeiten, und in Mythen einzukleiden.

Der Ursprung der ältesten Götter der Griechen fällt ins tiefe Alterthum von Asien. Hier fiel man zuerst darauf, die Sonne und den Mond als Götter der Welt anzusehen. Die Sonne zeigte ihren vortheilhaften und schädlichen Einfluß zu bald und zu mächtig, als daß der älteste

Mensch in ihr nicht ein großes Urwesen hätte erblicken sollen. So ward dagegen wieder die stille ruhige Nacht und der in derselben flimmernde Mond zu sehr eine Wohlthäterinn der Menschen, als daß nicht ein Theil ihrer Verehrung diesem letztern Gestirn hätte zufallen sollen. Der asiatische älteste Barde fand aber in beyden Gestirnen allerdings sehr viel betrachtungswürdiges. Hier erblickte er in der Sonne den mächtigen Beherrscher der Welt, den König des Himmels, den Starken, der alles durch seine Macht zwang; er sah in seinen Strahlen Pfeile, die alles verwüsteten. In der That Sol war ihm der mächtigste Despot. Er pries diese Eigenschaften in Liedern; seine feurige Einbildungskraft mahlte, indem sie einzelne Eigenschaften schildern wollte, einzelne Personen. Bald theilte sich die Gottheit: der König des Himmels, der Starke, der Pfeilwerfer, wurden als besondere Wesen angebetet und in diesen verschiedenen Beziehungen Moloch, Baal, Melcarts, Adad geheißen. Als die ältesten Griechen ihre ersten Götter von den Phöniciern erhielten, schmelzen diese Ideen auf die Nahmen Zevs, Herkules, Phöbus oder Apollo über. Jedes Volk modificirt aber seine Götter nach seinen Ideen. Der Moloch oder Zevs der Griechen ward kein asiatischer Despot, nein ein König der Griechen. Melcarts oder Herkules ward bey den Griechen ein starker Held. Und Adad oder Apollo mußte sich bequemen, den Posten eines Hirten und Heerdenbeschützers zu übernehmen. Gleiche Beschaffenheit hatte es auch mit dem zweyten Gestirne, dem Mond. Der Asiate, der die Eigenschaften dieser Gottheit besang, machte daraus besondere Personen. Sahe er nun die

Luna

Luna für die Königinn des Himmels, für die Beförderinn des Wachsthums, und der Entstehung, für die Beförderinn der Jagd an; und gab ihr in dieser verschiedenen Beziehung die Nahmen Melecheth, Astareth, oder welche sonst, die wir nicht mehr wissen: so erhielt auch der Grieche diese Begriffe, aber nicht auf einmahl, sondern stufenweis, als verschiedene Wesen. Die Königinn des Himmels ward also die Juno der Griechen, die Beförderinn des Wachsthums, seine Aphrodite oder Venus, und die Beschützerinn der Jagd seine Artemis oder Diana.

Doch selbst in Asien änderten sich diese Begriffe sehr oft. Die Erbauung neuer Tempel, die Stiftung neuer Priesterorden ließ die erfundenen Gottheiten in anderer Rücksicht betrachten; und da Griechenland nicht auf einmahl jene Begriffe erhielt, so bekam es dieselben immer in einer etwas veränderten Gestalt. Hero Juno oder Venus Urania war doch im Grunde eins; gleichwohl betrachtete man lange die Tempel dieser Gottheiten als Verehrungsplätze verschiedener Götter.

Jetzt änderte sich in Asien das Göttersystem um. Der Dienst der Sonne und des Mondes ging in die Verehrung zweyer Naturwesen über, die beyde Symbole der Natur oder der Zeugungskraft waren. Diese Neuerung nahm wahrscheinlich damahls ihren Ursprung, als der Asiate die Cultur gewisser Getreidearten oder den Ackerbau auf beständig einführte, und dabey die wohlthätige Einwirkung der Sonne und des Mondes empfand. Anfänglich wurden also Sol und Luna die beyden Urgottheiten für diese Naturwesen angesehen. Sol erhielt in dieser Be-

ziehung besonders die Nahmen Baal und Moloch, so wie Luna den Nahmen Astarte. Für diese Geber und Beförderer des Wachsthums scheint in der That der Phönicier dieselben angebetet zu haben. In seinem Jupiter und seiner Venus Urania erhielt also der Grieche die ersten Begriffe dieser Abänderung. Dabey aber blieb es nicht lange. Der Asiate raisonnirte über seine Götter. Beyde stellten zwar die Zeugkraft dar. Einer derselben mußte aber nothwendig der Geber, der andere der Empfänger derselben seyn. Jetzt verwandelte sich die Mythe, und für Sol und Luna wurden nun Himmel und Erde, als die obersten beyden Götter angenommen und verehrt. Man ging bald in diesem Raisonnement weiter. Man versuchte sich die Entstehung der Welt zu erklären. Himmel und Erde wurden also als die Urprincipia angenommen, aus denen alles hervorging. Damit noch nicht zufrieden, setzte man bald andere Urelemente aller Dinge fest. Diese sollten nach einiger Meinung entweder das Chaos, d. i. die rohe Materie, oder die Nacht und das Chaos, nach andern die Nacht, das Chaos, der Erebus (die Finsterniß), und der Tartarus seyn. Man unterschied nähmlich drey Gegenden der Welt, den Himmel, die Erde und die Unterwelt oder den Tartarus. Eine dritte Meinung setzte die Erde zu den gedachten vieren hinzu. Freylich war in allen diesen Vermuthungen nichts Bestimmtes. Doch muthmaßte bald der größte Theil dieser Philosophen, das Chaos oder die noch ungemischte rohe Materie sey von allem Anfange da gewesen, und also das alleinige Urelement. Nur in dem, was die Elemente in dieser rohen Materie von einander abgesondert, und dann wieder

in

in eine vereinigte Zusammenwirkung gesetzt habe, darin war man nicht ganz einig. Einige gaben den Himmel, Uranos, andere die Zeit Chronos, noch andere die Liebe Eros oder Venus, noch andere den König des Himmels Jupiter dafür an. Alle diese verschiedenen philosophischen Träume erhielten die Griechen von den Asiaten, vermehrten und veränderten sie nach Belieben; und aus diesen sind die verschiedenen Götterstammbäume entsprungen, von denen wir noch unter den Griechen Spuren finden, die aber allerdings in der Gestalt, in welcher wir sie besitzen, sehr erweitert und mit alten und neuen Erfindungen durch einander ausgeschmückt sind. Die, welche wir kennen, sind vornehmlich drey, der Stammbaum des Uranos, des Chronos und des Jupiters. Apollodor verband die drey letztern; und ihm, mit Hinzuthuung des hesiodischen uralten Systems, wollen wir folgen. Chaos, sagt Hesiod, die Gäa, der Tartarus und Eros waren zuerst da. Aus dem Chaos entstand, oder nach der Mythensprache, Chaos zeugete die Nacht und den Erebus, beyde vermählten sich und wurden die Aeltern des Aethers und der Hemera, oder des Tages. (Wir müssen schon des Geschlechts halber die griechischen Nahmen beybehalten.) Die Nacht, die andere, besonders die Orphiker, als ein Urwesen erkannten, und die mächtigste der Götter nannten, wurde außerdem noch eine fruchtbare Mutter des Moros oder Schicksals, des Ker, oder bösen, gewaltsamen Todes, des Thanatos oder Sterbens, des Schlafs, der Träume, des Momus oder des Neids und der Klage, der Oizys, der schmerzensvollen Mühseligkeit, der Hesperiden, der Mören oder Parcen, oder der Symbole der menschlichen

lichen Schicksale. Andere Kinder der Nacht waren die Poiná oder Strafgöttinnen, Nemesis oder besser Niempsis, oder die Göttinn, die den Uebermuth einschränkte, ferner das Alter, die Eris oder Zwietracht, die Ate oder die Unbesonnenheit, und der Horcos oder Eid. Diese ganze Nachkommenschaft war eigentlich eine Erfindung der Griechen. Alle Dinge, deren Ursprung man nicht kannte, oder die den Menschen nachtheilig waren, nannte man Kinder der Nacht. Eigentlich gehörten diese Erfindungen in die dritte Periode, da die Griechen selbst philosophirten. Doch diese läßt sich von der gegenwärtigen nicht allezeit sicher trennen. Unter den Kindern der Nacht hatte Eris, welche man bald als Urheberinn des Kriegs, bald als Ursache bürgerlicher Streitigkeiten betrachtete, wieder eine zahlreiche allegorische Nachkommenschaft, unter der wir nämlich die Folgen beyder Uebel uns zu denken haben, als den Ponos, Loimos, Limos, die Algea, Hysminá, Phonoi, Machá, die Androktasiá, insgesammt Folgen des Krieges; ferner die Neikea, Pseudeis, Logoi, Amphilogiá und Dysnomia, Folgen der bürgerlichen Streitigkeiten.

Wir gehen nun zur zweyten Grundursache über. Gäa erzeugte aus sich selbst den Pontus oder das Meer, den Uranos und die Berge. Mit beyden Söhnen vermählete sich die Erde. Mit dem ersten, dem Pontus, zeugte sie den Nereus, den Phorcys und zwey Töchter, die Ceto und Eurybia. Von diesen Kindern erlangte sie bald eine zahlreiche Nachkommenschaft. Diese ganze Genealogie aber enthielt nichts als die philosophischen Erfahrungen oder Ideen über das Meer. Nereus war die See im Sturme und in Bewegungen. Da diese Bewegungen sich

vorher verrathen, so ward Nereus der älteste Wahrsager. Die Nereiden waren die Wellen. Thaumas drückte die Seewunder aus, wie schon sein Nahme sagt, und wie noch mehr seine Kinder, der Regenbogen, die Iris, und die Harpyjä, die Oceane, beweisen. Das Geschlecht des Phorcys und der Ceto enthielt lauter Ungeheuer und vorzüglich schloß man in dasselbe die Seemährchen ein, die wunderbaren Erzählungen der Schiffer. Mit der Zeit wurden freylich alle diese personificirten Ideen zu wirklichen Personen, und da setzte man allerdings vieles hinzu, was sonst nicht dabey verbunden war. Denn die spätern Dichter arbeiteten blos für das Vergnügen der Leser. Also Nereus vermählete sich mit der Tochter des Oceans, Doris, und ward von ihr Vater der zahlreichen Nereiden. Thaumas nahm die Tochter des Oceans, Electra, zur Gemahlinn und erzeugte mit ihr die Iris und die Harpyjen, Aello und Ocypete. Phorcys, der dritte der Söhne der Gäa und des Pontus, ward von seiner Schwester Ceto Vater der Grää, Engo und Pephredo, der Gorgonen, Stheno, Euryale und Meduſa; ferner des Hesperidischen Drachens, und der Nymphe Thooſa, die beym Homer Mutter des Polyphems ist. Unter den Gorgonen vermischte sich wieder Neptun mit der Meduſa, die von ihm den Pegaſus und Chryſaor, zeugte. Der letztere ward wieder von der Tochter des Oceans, Callirrhoe, Vater des Geryon und der Echidna, die von dem Typhon, den wir unten kennen lernen werden, die bekannte Chimära, den Hund des Geryons Orthus, die Sphinx, den Cerberus und die lernäische Schlange gebar. Die mythischen Erzählungen vom Phineus, den die Harpyjen plag-

ten; die Jagd der Boreaden auf diese; die Riesen des Perseus; seine Beraubung der Gräen, der Tod der Meduſa; Bellerophons Bezähmung des Pegaſus, der Tod der Chimära; des Herkules Kampf mit der lernäiſchen Schlange, seine Reisen und sein Kampf um Geryons Rinder; das Räthsel des Sphinx, des Oedipus Entwickelung und des erstern Tod gehören zu dieser Genealogie.

Eben so fruchtbar war die Nachkommenschaft, welche Gäa von ihrem zweyten Sohn Uranos erhielt. Sie gebar von ihm zuerst Riesen mit hundert Armen, die Centimanen, Briareus, Gyges, Cottus, die geheimen Kräfte der Natur; dann zum zweyten die Cyclopen, Arges, Steropes, Brontes, oder die Blitze, wie schon ihre Nahmen zeigen; hierauf die Titanen, Oceanus, Coeus, Crius, Hyperion, Japetus und Cronus, mit den Titaniden, Thia, Rhea, Themis, Mnemoſyne, Phöbe, Tethys. Doch kaum hatte Uranos die Macht seiner erstgebornen Söhne, der Centimanen und Cyclopen, einsehn lernen: so eilte er, selbst von ihr fürchtend, sie in dem Tartarus einzuschließen: wo ein grausames Ungeheuer, Campe, die Wächterinn derselben ward. Dies reizte Gäen zum Zorn; sie wiegelte ihre Söhne, die Titanen, gegen den Vater auf, und auf ihr Geheiß entmannte der jüngste derselben, Cronus, den Uranos mit der von der Mutter ihm gegebenen Sichel, das ist, mit der Zeit kam die Zeugkraft, deren Bild bey den Alten die männlichen Schaamtheile waren, vom Himmel zur Erde. Die abgeschnittenen Theile, erzählt der Mythos weiter, stürzten auf die Erde herab, und aus den Blutstropfen, welche die Erde auffing, entstanden nach einer regelmäßigen

Schwan-

Schwangerschaft aus ihr die Erinnyen oder Furien, die Giganten, die Nymphä Meliä, des Bacchus Erzieherinnen, und Aphrodite, die Göttinn der Zeugung selbst. Cronus behauptete nun die Herrschaft, d. i. man vergaß der ältern Götter, ihnen folgten neue. Cronus vermählete sich mit Rhea, seiner Schwester und zeugte mit ihr verschiedene Kinder.

Doch ehe wir den Stammbaum des Cronos weiter verfolgen, müssen wir zuvor die Nachkommen der übrigen Titanen kennen lernen. Oceanus vermählete sich mit der Titanide Tethys, und ward Vater von den berühmtesten den Griechen bekannten Flüssen, wie von funfzig Töchtern, aus denen wir blos Clymenen, des Japetus Gemahlinn; Callirhoe des Chrysoars Gemahlinn; Idyia, die mit dem colchischen Aeetes; Perseis, die mit Helios; Styx, die mit dem Pallas verbunden wurde, und Metis und Eurynome, die Geliebten Jupiters, auszeichnen. Coeus ward der Gemahl der Titanide Phöbe, und Asteria die Gemahlinn des Perseus, wie Jupiters Geliebte Latona, wurden seine Töchter. Der Titane Crius erhielt von Eurybien, der Tochter des Pontus, eine desto zahlreichere Nachkommenschaft; Asträus, Pallas und Perses waren seine Söhne. Der erste, Asträus, erzeugte mit der Eos, der Tochter seines Bruders Hyperion, die Winde Zephyr, Boreas, Notus und Hesper und die Gestirne. Der zweyte, Pallas, ward von der eben genannten Oceanide Styx Vater allegorischer Kinder, der Nice, Bia, des Zelus und Cratos. Der dritte, Perses, hatte des Coeus Tochter Asteria zur Gemahlinn, die von ihm die Hecate gebahr. Wir gehen nun zur Nachkommenschaft des Titanen Hyperion über;

über; ihm ward von der Titanide Thia Helios, Selene und Eos gebohren. Helios war von der Oceanide Perseis Vater des kolchischen Aeetes und der Circe, wie diese vom Ulysses den Agrissus und Latinus gebahr. Mit der Oceanide Idya zeugte Aeetes die berufne Medea. Eos haben wir schon als Gemahlinn des Asträus erblickt. Sie hatte außer ihm noch den Orion, den Clytus, den Cephalus, von dem sie Mutter des Phaeton wurde, und den Tithonus, der den Memnon und Hemathion von ihr zu Söhnen erhielt.

Noch einer der Titanen ist aber außer dem Cronus uns übrig, er ist Japetus, der Gemahl der Oceanide Clymene, und von ihr der Vater des Atlas, des Menoetius, des Prometheus und Epimetheus. Epimetheus verband sich mit der schädlichen Pandora, und erhielt von ihr die Pyrrha. Prometheus aber ward Vater des Deucalion, des Gemahls der Pyrrha und Stammvaters der Hellenen. Dem Atlas aber gebahr Plejone die sieben berühmten Plejaden, Sterope, des Oenomaus Gemahlinn und Mutter der Hippodamia; Merope, die Gemahlinn des Sisyphus; Celäno, die Mutter des Lycus vom Neptun; Alcyone, die von eben demselben den Hyrieus, Hyperenor und die Aethusa erzeugte. Ihre Tochter Aethusa ward vom Apollo Mutter des Eleuther; ihr Sohn Hyrieus aber von Clonien Vater des Nycteus und durch ihn Grosvater der Antiope, die aus Jupiters Umarmungen den Amphion und Zethus erzeugte. Die drey letzten der Plejaden waren sämmtlich Geliebten Jupiters; Maja gebar von ihm den Merkurius, Taygete den Lacedämon, Electra den Dardanus und Jasion. Daß die

Alten

Alten unter den Titanen die Elemente verstanden, ist gewiß. Man sieht es auch zum Theil dieser Genealogie an. So wurden vom Asträus, der Gestirnung und der Morgenröthe, die Winde gebohren, da diese sowohl unter gewissen Gestirnen, als nach einer Röthe am frühen Tage sich häufiger zu erheben pflegen. So entstand vom Hyperion, dem Aufgange, die Sonne, der Mond und die Morgenröthe. Nur alles zu entwickeln verlange man in der dermahligen über diese Dinge herrschenden Dunkelheit nicht. Die folgenden Dichter, die blos für das Vergnügen der Leser schrieben, verwirreten das alles. Auch scheint man ehemahls selbst über diese Dinge nicht bestimmt genug gedacht zu haben. Auch wurden diese Genealogien späterhin sehr mit Zusätzen vermehrt, wie offenbar hier mit dem Stammbaume des Japetus und den arkadischen Plejaden der Fall ist. — Die Treue, die Styx dem Jupiter im Titanen-Kriege erwies, und der daher entstandene Schwur bey ihr; die Mythen von den kolchischen Zaubereyen; die Entführungen schöner Jünglinge durch Auroren, wie Tithons kraftloses Alter; die Sagen vom Atlas, der bald nach Afrika, bald nach Arkadien versetzt wurde, und seine Versteinerung durch den Perseus, sind die eigenen Mythen dieser Titanen-Genealogie.

Wir gehen nun zum Chronos über. Rhea machte ihn zum Vater der Vesta, Ceres, Juno, des Pluto, Neptun und Jupiter. Die Zeit verschlingt ihre Kinder. So hatte es Cronus den Titanen versprechen müssen; und hielt es. Den letzten ihrer Söhne nur rettete Rhea. Dem grausamen Vater ward auf den Rath der ältesten Wahrsagerinn der Gäa ein Stein dafür gereicht;

und

und Jupiter in Creta durch Amaltheen erzogen, wie durch Waffengeräusch vor dem Vater verborgen. Jupiter wuchs heran. Die verschlagene Metis reichte ihm das Brechmittel, wodurch Cronus gezwungen ward, alle seine Kinder wieder von sich zu geben. Ein späteres genealogisches Bild, das Daseyn der Croniden, die doch der Vater verschlungen hatte, zu erklären. Gäa aber, die Cronus durch die abermahlige Einschließung ihrer ältesten Söhne in den Tartarus beleidiget hatte, versprach dem Jupiter die Oberherrschaft, wenn er sie entledigen werde. Mit seinen Brüdern tödtete nun Jupiter die Camre, und die Centimanen und Cyclopen gingen aus ihrem Gefängniß hervor. Der Krieg gegen die Titanen ward mit ihrer Hülfe sehr glücklich geführt; und die Titanen wurden nun im Tartarus verschlossen. Jupiter aber mit seinen Brüdern theilte die Welt, das ist, dem Dienste dieser Götter wich der älteste. Doch Gäa war durch die Strafe der Titanen aufs neue erbittert. Ihre Rächer sollten die jüngsten ihrer Söhne, die Giganten, werden. Der Krieg mit diesen Schlangengeschwänzten Riesen war fürchterlich. Doch alle Götter auf seiner Seite, siegte Jupiter; und unter Bergen und Inseln begraben, hauchten sie nur noch Feuer gen Himmel. Jetzt stellte Gäa den letzten ihrer Söhne, den ungeheuern Riesen Typhon, den sie selbst mit dem Tartarus erzeugt hatte, gegen den Sieger auf. Alle Götter entflohen unter Thiergestalt nach Aegypten. Allein Jupiter stellte sich dem Sturme des Ungeheuers entgegen. In der That schien anfangs Typhon zu siegen; er ergriff seinen Gegner und lähmte ihn. Doch, durch seine Freunde errettet, besiegt Jupiter seinen

nen Wagen und donnerte den Götterfeind endlich nieder. Aetna ward die Last, die zuletzt auf ihn geworfen wurde. Titanen sind die Elemente; die Giganten aber waren Erdbrände, wie auch Typhon oder Typhöus dies war. Daher werden den ersten Pallene auf der macedonischen Halbinsel, dem letztern Cicilien, beyde der Sitz der Erdbeben und vieler feuerspeyender Berge, angewiesen. Auch erhielten beyde Lagerstätten unter Vulkanen. Die Natur war mit sich selbst im Kampfe. Dies, und nicht mehr, sagen alle drey Kriege. Doch Hesiod übergeht den Giganten-Krieg, vielleicht weil er eine neuere Erzählung war. Titanen und Giganten sind oft verwechselt worden.

Nun zu Jupiters Stammbaum. Er ist sehr zahlreich an Nachkommen; alle Völker, die ihre Stammhelden göttlichen Ursprungs seyn lassen wollten, setzten dazu hinzu. Wir wollen daher nur die merkwürdigsten Söhne Jupiters anzeigen. Seine rechtmäßige Gemahlinn ward seine Schwester Juno. Von ihr erhielt er den Mars, den Vulkan, die Hebe und Ilithyia zu Kindern. Eine Menge Geliebten aber theilten mit Junonen seine Zärtlichkeiten, reizten ihre Eifersucht und erduldeten ihre Verfolgungen. Hier sind die merkwürdigsten. Aus dem Göttergeschlechte zeugte Jupiter 1) mit der Titanide Themis, die Horä, Symbole der regelmäßigen Abwechselungen der Jahreszeiten, wie Themis das Symbol der Regelmäßigkeit überhaupt war, sie mochte physisch oder moralisch seyn. Die Horä hießen Irene, Eunomia, Dice. Ihre Schwestern waren die Parcen, Clotho, Lachesis, Atropos. 2) Mit der Titanide Dione zeugte Jupiter nach einer abweichenden Erzählung die Venus; oben

sahen wir diese aus des Uranos abgeschnittenen Schaamtheilen entspringen. So auch die Parcen als Kinder der Nacht. Doch Abweichungen dieser Art dürfen uns nicht befremden.

Ferner ward Jupiter Vater

3) von der Oceanide Eurynome: der Grazien, Aglaja, Euphrosyne, Thalia.

4) von der Oceanide Styx: der Proserpina.

5) von der Titanide Mnemosyne: der Musen, Calliope, Clio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Erato, Terpsichore, Urania, Polymnia.

Calliope ward vom Oeager, oder Apollo, Mutter des Linus, Orpheus und Musäus; Clio von dem Pierus Mutter des Hyacinth; Euterpe von dem Flusse Strymon des Rhesus Mutter; Thalia gebahr vom Apollo die Corybantes; Melpomene vom Flusse Achelous die Sirenen.

6) Von der Oceanide Metis erzeugte Jupiter die Minerva. Minerva, die Göttinn der Weisheit, war die Tochter der weisesten Unsterblichen. Metis war schwanger und Jupiter verschlang sie. Aus seinem Kopfe ward dann das Urbild der Weisheit des Gottes, Minerva, gebohren.

7) Von der Latona, des Coeus Tochter, den Apollo, die Diana.

8) Von der Plejade Maja erhielt Jupiter den Merkur.

9) Von der Electra den Dardanus und Jasion.

10) Von der dritten Schwester Taygete den Lacedämon.

Mit Sterblichen aber erzeugte Jupiter nicht weniger berühmte Kinder: als mit der Semele

den

den Bacchus, mit Alcmenen den Herkules, mit Leden die Helena und den Pollux, mit der lycischen Laodamia den Sarpedon, mit der Europa den Minos, Rhadamant und Aeacus, mit der Antiope den Zethus und Amphion, mit Jxions Gemahlinn den Pirithous.

Neptuns Nachkommen waren:

a) Von seiner rechtmäßigen Gemahlinn, der Amphitrite: Triton und Rhode, die Gemahlinn des Sol.

b) Von der Jphimedia, einer Tochter des Triopus und der Braut des Aloeus: die Aloiden, Otus und Ephialtes.

c) Von der Libya, des Epaphus Tochter: Agenor und Belus.

d) Von der Venus, einer Sage nach: Eryx; sonst wird dieser des Butes Sohn genannt.

e) Von der Phönice: Proteus.

f) Von der Lysianasse, einer andern Tochter des Epaphus: Busiris.

g) Von der Meduſa: Pegasus und Chrysaor.

h) Von einer Unbekannten: der Riese Antäus.

i) Von der Thoosa: Polyphem.

k) Von der Cyro: Pelias und Neleus.

l) Von der Periböa: Nausithous.

m) Von der Molione: die Molioniden, Cteatus und Euritus.

n) Von der Aſtipaläa: Euripylus.

o) Von der Hippothoe, des Perseiden Nestors Tochter: Taphius.

Filii Neptuni, wurden überhaupt bey den Alten alle grausame, barbarische und unschlachtige Menschen genannt.

Von dem noch übrigen Sohne des Cronus, Pluto, ist keine Nachkommenschaft bekannt. Eben so wenig von der Vesta.

Dagegen zählten unter den Söhnen Jupiters Mars, Apollo und Bacchus eine zahlreiche Nachkommenschaft auf. Wir bemerken nur die vornehmsten unter denselben.

Mars hatte mit der Venus die Harmonia, den Schrecken und die Furcht, nach einigen auch den Eros und seine Brüder zu Kindern. Mit der Asterope erzeugte er den Oenomaus, mit der Astyoche den Ascalaphus und Jalmenus, mit der Nymphe Bistonis den Tereus, mit der Tochter des Cecrops, Agraulus die Alcippe, mit der Demonice den Pylus, Molus, Evenus, den Vater der Marpessa, und den Thestius. Außerdem werden noch zwey Cycni, die in der Geschichte des Herkules vorkommen, Söhne von ihm genannt.

Vom Vulkan sind nur die Söhne Periphetes, Erichthonius, den er auf einer sonderbaren Art mit Minerven erzeugte, Cacus und Cercyon, der Vater einer gewissen Geliebte Neptuns Alope, bekannt. Seine Gemahlinn wird bald Venus, bald Charis genannt.

Apollo hatte nie eine rechtmäßige Gemahlinn. Mit der thessalischen Coronis aber zeugte er den berühmten Aesculapius, mit der Rhöo den Amus, mit der Muse Urania den Linus, mit der Cyrene den Aristäus, mit der Manto, des Tiresias Tochter, den Mopsus. Die Muse Calliope ward von ihm Mutter des Orpheus; die Muse Thalia der Corybanten; Chione Mutter des Philammon; Area des Miletus. Aerzte, Wahrsager, Dichter und überhaupt kluge Menschen,

schen, wurden sehr häufig für Söhne dieses Gottes ausgegeben.

Die berühmtesten Söhne des **Merkurius** waren von der Chione Autolycus, von der Herse Cephalus, von der Carmenta Evander.

Auch Bacchus zählte wenig berühmte Nachkommen. Von seiner Gemahlinn Ariaone hatte er den Oenopion und Staphylus, von der Venus den Hymenäus und Priapus. Doch alle diese Stammbäume der zwölf Götter sind eigentlich neue Erfindung. Es war nur zu gewöhnlich, daß ein Volk seinen Stammhelden von einem Gotte ableitete. Ein berühmtes schönes Frauenzimmer ward dann immer die Mittelsperson. Sie war so schön, daß ein Gott sie liebte; er war so schön, daß eine Göttinn ihm gewogen war; dies waren Redensarten, womit die alte Welt die größte Schönheit ausdrückte; wie überhaupt alle schöne Dinge, Pferde, Waffen, Kleider, von den Göttern seyn mußten. Diese alte kindische Sprache gab dann in der Folge oft Gelegenheit zu erdichteten Entführungen u. s. f. Helden leitete man oft vom Mars, Dichter vom Apollo, Seeleute vom Neptun ab. Die ältesten Mythographen sind hiermit sehr sparsam.

Unter die hieher gehörigen vornehmsten Mythen, die in das Geschlecht der Croniden gehörten, sind außer der Titanomachie, Gigantomachie und dem Kriege mit Typhon, der Entsetzung des Cronus und der Theilung seiner Söhne, die wir bereits erwähnt haben, noch zu rechnen: Aus Jupiters Geschichte die Geburt der Minerva, die Verstoßung des Vulkans, die Anfesselung der Juno von demselben, die Entführung der Europa, die Verwandlung der Jo, die Geburt des Bacchus, die Verführung der Alc-

mene: Aus der Geschichte des Neptuns der Streit mit Junonen über Argos, mit Minerven über Athen: Aus Apollens Geschichte sein: Geburt, die Besitznahme von Delphi durch die Tödtung des Drachens Python, die Erschlagung der Cyclopen und Apollens Exil bey dem Admet, ingleichen mit Neptun bey Laomedon; sein Wettstreit mit dem Marsyas: Aus Dianens Geschichte Orion, Tityus, die Aloiden.

Wir sind also nun am Ende des Stammbaums der griechischen Götter, aber noch bleibt uns die Ausbildung der erhaltenen Mythen, welche die Griechen bewerkstelligten, oder die dritte Epoche der durch die Griechen uns hinterlassenen philosophischen Mythen übrig. Es ist eine beynahe allgemeine Sage, daß die Griechen sehr zeitig den Dienst der obern zwölf Götter erhielten. Nur widerspricht die Geschichte dieser Sage. Denn noch im Homer lassen sich Spuren antreffen, daß verschiedene unter diesen Göttern nicht allgemein in Griechenland verehrt wurden, und vielleicht wurden sie es nie. Ehe wir aber den Mythen dieser Götter etwas näher treten können, ist es zuvor noch nöthig, einige wichtige Data aus der Geschichte der Cultur der Griechen anzugeben. Thracien scheint offenbar etwas früher als Griechenland cultivirt geworden zu seyn. Der nahe Umgang mit den Phrygiern, vielleicht auch, wenn wir aus der Seereise des Cadmus etwas schließen dürfen, selbst die Direction, welche die Reisen der Phönicier nahmen, trugen etwas dazu bey. Genug der Dienst und die Verehrung der obgedachten Naturwesen war in Thracien, wie verschiedene andere nützliche Erfindungen, früher als in Griechenland bekannt. Die samothracischen Mysterien, ein Theil

dieser

dieser Religion, wurde auch schon unter den ältesten Griechen hochgeschätzt, waren aber unbekannt. Man drängte sich dazu, sich in den Mysterien dieser Götter, die man in Samotracien Cabiri nannte, einweihen zu lassen, wie wir aus der Geschichte der Argonauten wissen. Indeß verbreiteten sich einzelne Funken dieses Natur-Dienstes schon zeitig durch Griechenland. Creta, können wir glauben, war die Wiege desselben. Aber er kam von mehr als einer Seite, ward mit dem alten Sonnen- und Mondesdienst, dem obgedachten genealogischen ältern Natursystem und der eigenen Reflexion der Griechen vermischt; und so mußte am Ende ganz natürlich eine ganz eigene Religion entstehen. Die Inseln der Griechen scheinen überhaupt eher cultivirt worden zu seyn, als das feste Land; wie im Gegentheil da die Cultur eine weit größere Festigkeit und Stärke erhielt. In Samotrace herrschte die alte Naturreligion unter dem Nahmen der Cabiren. In Cypern hatte Asien seinen Dienst der Venus, unter der man die Natur oder Zeugungskraft verehrte, angepflanzt. Delus verehrte unter seinem Apoll und seiner Diana den alten Sol und die Luna der Asiaten. In Cythera, an der lakonischen Küste, betete man die uralte Venus Urania an, die mit der Cyprischen in Verwandtschaft stand. In Creta siedelte sich durch gewisse Cureten, wahrscheinlich von ihren Göttern benannte Priester, der Dienst der Natur unter dem Nahmen der Rhea an. Er ward, wie in Asien der Dienst der Cybele, unter Waffengeräusch und mit einem wilden Enthusiasmus vollbracht. Man gab vor, Rhea habe den Jupiter daselbst geboren, und verberge ihn vor ihrem Gemahl, dem Cronus. Wahrschein-

lich lag in dieser Erzählung ein Symbol der werdenden Fruchtbarkeit. Denn asiatisch und symbolisch war der Dienst oder die Religion der Cureten ganz unbezweifelt anfänglich. Aber die Folgezeit und die Einbildungskraft der Dichter verdrängte mit der Zeit dies alles.

Unterdessen breitete sich die Verehrung der Venus Urania von Cythera aus nach dem Peloponnes. Der alte Mond kam nach Argos und ward da als Juno verehrt. Die Arkadier datirten noch von dieser Ankunft, und nannten sich älter als den Mond. Zu gleicher Zeit kam in diesen Gegenden auch, was wir erkennen können, ein Geschenk aus Afrika, die Religion Neptuns auf; unter dem man sich das Symbol des Wassers, das in den ältern Cosmogonien Ocean, oder Pontus hieß, dachte. Vielleicht war dieser Neptun oder Posidon, wie ihn die Griechen nannten, ein Begleiter des Danaus; denn in dessen Geschichte spielt Posidon frühzeitig eine große Rolle.

Eben so könnte man Athenen oder Minerven, das Symbol göttlicher Weisheit, das Athen seine Schutzgöttinn nannte, ein ägyptisches Geschenk nennen, das mit dem Cecrops in diese Gegenden eintrat. Auch hier erscheint Neptun, vielleicht der Schutzheilige der Seefahrer, schon in großer Achtung; aber auch hier wird er verdrängt. Ehe noch diese Einführungen geschahen, hatte sich die Religion des Apollo und der Diana in den mittlern Theil von Griechenland verbreitet. Sie fand in Phocis bey den Hellenen und in Thessalien Schutz. Diese weiheten dem Apollo das älteste ihrer Orakel. Diana war aber stets mit dem Apollo vereinigt. Die Idee zu den Orakeln war uralt und bey

den

den aus Epirus hervorgewanderten Pelasgern, von ihrem dodonäischen Orakel her, einheimisch.

Um eben diese Zeit scheint sich auch in Lemnus und Samothrace der Dienst des Vulkans oder Hephästos angesiedelt zu haben. Vulkan war das personificirte Symbol des Feuers. Der ganz ausländische Nahme scheint seinen ausländischen Ursprung zu bezeugen. Vielleicht dankte er denselben einem Raisonnement von der Kraft und Wirkung des Feuers auf die Zeugungskraft der Natur. Bald hernach brachte Cadmus den Mars oder Ares mit sich aus Thracien nach Böotien. Dieses Symbol der kriegerischen Bravour fand eigentlich nie in Griechenland durchgängig Eingang. Dann aber fand allerdings Hermes oder Mercur eine Gottheit, die Danaus wahrscheinlich nach Arkadien brachte, und die aus Arkadien beynahe durch ganz Griechenland den Sitz ihrer Verehrung ausbreitete. Hermes, das Symbol der Klugheit, der Erfindungen, der körperlichen Gewandtheit, oder was nach den rohen Begriffen für eins mit der Klugheit galt, die List, war in Arkadien, der Schweiß der Griechen, die höchste Gottheit, und war in mehrern Beziehungen bald in dem übrigen Griechenlande verehrt.

Ungleich später wanderte, und wie es scheint aus Creta, der Dienst der Ceres nach Attica, und von da aus durch das ganze Grächen ein. Ich glaube, die Einführung des Ackerbaues war schon vorher geschehen. Bey alle dem war Ceres das Symbol der fruchttragenden Erde, und ihre Feste und Mysterien waren die ältesten Aernteseste der Griechen. Noch später erhielt Griechenland endlich die Religion des Bacchus, und diese, wie es scheint, über Thracien und

Böotien. Bacchus war ebenfalls in uralten Zeiten ein Symbol der Natur; sein Dienst als eine neue Religion war mit Unwillen aufgenommen, das erzählt die Mythe sehr deutlich. Bald aber verbanden sich mit diesen vergesellschafteten Gottheiten ganz eigene Ideen. Mit ihnen kamen die Mysterien, eine Aehnlichkeit mit den Samothracischen, nach Griechenland. Man verstand unter beyden die obengedachten alten Symbole der Natur; unter denen Bacchus die Sonne, den Himmel, oder wen man sonst den Geber der Fruchtbarkeit nannte; unter der Ceres die Erde, die Natur oder die Empfängerinn der Fruchtbarkeit. Aber hier wurden diese Gottheiten nicht zusammen verehrt. Wie in Phrygien bey dem Dienste der Cybele, oder in Asien bey der Religion der Diana von Ephesus, der Dea Syria und Venus Urania die andere Gottheit ganz verlohren ging. Nur verknüpften sich jetzt mit dem Bacchus und der Ceres noch andere Ideen, nähmlich die Erinnerung an die Wohlthaten, welche die Menschen durch den Ackerbau erhalten hatten, nähmlich die Cultur, die Gesetzgebung u. s. f. Diese von einem Volke zu dem andern wandernde Cultur drückte man unter den Reisen des Bacchus aus.

Noch eine andere Eigenheit nahm die philosophische Mythe der Griechen an, daß man nähmlich häufig mit der Nationalgeschichte die personificirten philosophischen Ideen verband und diese als Personen unter den Heroen handelnd auftreten ließ.

So können wir denn nun der eigentlichen Deutung der philosophischen Mythen etwas näher treten. Jupiter, Zevs, war früh den Griechen bekannt. Die ältesten Pelasger begriffen unter

ihm

ihm den aus der Vorstellung des Sol entlehnten Himmelskönig, den Moloch, den Baal der Asiaten und bald die Natur. Seine Religion war unter allen Pelasgern gangbar, und kam auch durch die epirotischen, das Stammvolk der Hellenen, unter diese. Der erste Begriff ging mit der Zeit in den über, daß Jupiter für das höchste Wesen, den Vater der Götter und Menschen angesehen wurde. Den zweyten erneuerte in Creta der Dienst der Rhea. Hier wurde Jupiters Mythos mit der Geschichte alter Könige verwechselt, und er ein historisches Wesen. An diese Vorstellungen ketteten sich die alten genealogisch kosmogonischen Begriffe von der Entthronung des Cronus und der erlangten Oberherrschaft, ingleichen vom Streite mit den Titanen, Giganten und dem Typhon. Die orphische Religion machte endlich den Jupiter zum Symbol der obern Luft. In dieser Betrachtung erhielt er den Blitz, war mit seiner Schwester Juno, der untern Luft, verknüpft; und eine Menge philosophische Mythenausdrücke sind allein aus diesem Begriffe erklärbar, aber uralt. Denn schon Homer kennt sie.

Juno, bey den Griechen Here, die Frau oder die Königinn, kam in der Gestalt der Venus Urania von den Phöniciern zu den Griechen. In ihr lag offenbar der vom Monde entlehnte Begriff, sie sey die Königinn des Himmels. Dann ward sie, wie Jupiter, Baal, Moloch in das Symbol der Natur und Zeugungskraft übergieng, in dem mit ihr verwechselten Begriffe der Venus Urania als Natur verehrt. Eine Abbeugung dieser Vorstellung war es, daß Juno auch für die Aufseherinn der menschlichen Zeugung, also der Ehen und Geburten

ange

angesehen wurde. Das alte Griechenland hatte dazu eine eigene Gottheit Ilithyia, die aber bald mit Dianen und der Juno verwechselt ward. In der orphischen Religion endlich ward Juno das Symbol der untern stürmischen Luft. Hieraus wurden eine Menge besonderer Mythen; der Streit der obern gegen die untere Luft zur bösen Ehe, die sie mit dem Jupiter führte; Juno die Verfolgerinn vieler Helden und endlich eine Dichtermaschine, die feindseelige Gottheit, die oft die besten Anschläge der Götter und Menschen hintertrieb.

Apollo war nicht minder eine der ältesten Gottheiten und schon den Pelasgern bekannt. Er kam zu ihnen aus Asien als Symbol der Sonne, aber der Sonne nach asiatischen Begriffen, wo ihre Strahlen, ihre Pfeile, besonders fürchterlich sind; oft Tod und Verderben verursachen. Daher ward dieser gefürchtete Bogenschütze auch die Ursache plötzlicher Todesfälle genannt. Den Pelasgern war Apollo die älteste, oberste Gottheit; sie ein Volk, das vor der Einführung des Ackerbaues vorzüglich Viehzucht trieb. Hier also ward Apollo der Vorsteher der Viehheerden, und seine Mythen verlieren sich in das graueste Alterthum der Nation. Wahrscheinlich erkannten die ältesten Barden den Nationalgott, den Apoll, für ihren Begeisterer. Alles also, was den Barden zukam, ward ihm zugeschrieben und Apollo das Haupt der Barden, mithin Wahrsager, oder Mantis und Prophet, ferner Dichter, Vorsteher der Musik und endlich auch Arzt. Denn alle diese Eigenschaften vereinigten sich in den alten Barden. So fanden ihn die Hellenen in den neuen Gegenden, welche sie bezogen; und Apollo erhielt

die

die Orakel, deren Begriff sie mit sich brachten, und die nun besonders in Phocis zu Delphi und an andern Orten mehr angelegt wurden. Apollo hatte der Sage nach ehemahls unter Menschen gewandelt; dies ließ die Fabel von seinem Hirtenstande entstehen. Apoll ward zuerst auf Delos verehrt; dies erschuf die Mythe von seiner Geburt. Gesunde Gegenden, große Aerzte waren ihm unterworfen, daher Aesculap sein Sohn.

Diana, die Artemis der Griechen, war als das alte Symbol des Mondes die Schwester des Apollo. Ihr Dienst kam so zeitig als der des Apolls und die Pelasger. Ihre Religion war sehr nach der des Apollo geformt. War Apoll Bogenschütz und der schnelle Tödter, sie ward es auch. Insonderheit nahm der Pelasger, dem Viehzucht und Jagd die Hauptbeschäftigungen des Lebens waren, eine doppelte Vorstellung von den Asiaten über Dianen an. Der nächtliche Mond ist Beschützer und Beförderer der Jagd. Diana hieß die Jägerinn, die Beschützerinn der Jagd und mithin die Versteherinn der Berge, Wälder und weiter, offner, zur Jagd geschickter Gegenden. Wahrscheinlich leiteten sich aus dieser Idee, die dem Begriff des Apollo nachgeformt wurde, die Idee vom Pfeilschießen und schnellen Ertödten Dianens, besonders bey dem weiblichen Geschlechte, ab. In Asien gieng Diana in das Symbol der Natur über, und das ist die Diana von Ephesus, die mit der griechischen in keiner Verwandtschaft steht. Später wurde auch die Vorstellung von Ilithyen in Dianen gelegt und sie die Geburtshelferinn. Diana als Mond erhielt auch unter dem Nahmen Phosphorus die beyden Fackeln; doch auch dies spät. In den alten Cosmogonien

scheint

scheint man unter Dianen den Vollmond, wie unter ihrer Mutter Latona den Neumond begriffen zu haben. Vielleicht sagte eine alte Cosmogonie: der Neumond war älter als die Sonne und der Mond; Latona ward also Mutter des Apollo und der Diana. Sprach es auch nicht vielleicht vorher eine alte Sage aus, daß eine gewisse Latona den Dienst des Apollo und der Diana eingeführt, und sie also erzeugt habe. Dies gab jener genealogischen Dichtung den Grund.

Venus, die Aphrodite der Griechen, ist ein äußerst zusammengesetzter, asiatischer Begriff. Ursprünglich lag wohl die Vorstellung: der Mond ist die Beförderinn der Zeugungskraft, in dieser mythischen Person. So scheinen auch die Griechen ihre erste Venus erhalten zu haben. Nächtliche Feste, Tänze, Begattungen machten diese Göttinn beliebt. Bald da der Asiate den Dienst der Natur in seine beyden ältesten Gottheiten, den Sol und die Luna legte, gingen diese Ideen in den Begriff der Venus über. Venus ward das Symbol der zeugenden Natur. Ihre Fruchtbarkeit dankte sie der Sonne; und verlor sie, wenn diese im Winter die Erde verließ; fand sie wieder, wenn diese im Frühjahr zurück kehrte. Diese Vorstellung ward in die Mythe Venus und Adonis eingekleidet. Cosmogonische Dichter kamen dazu. Die Erde entstand ihrer Meinung nach aus dem Wasser, Venus ging aus dem Meere hervor. Nach einiger Zeit ward Venus als dasjenige Wesen in den Cosmogonien angestellt, das die verschiedenen Dinge vereinigte. Der Hauptbegriff, den man von nun an mit der Venus vereinigte, war, Venus ist die Liebe; Eros ward nun ihr Sohn, Mars

ihr

ihr Geliebter; und bey dieser Vorstellung blieb man stehen. Dann wurden der Venus die Göttinnen der Reize zugegeben; und sie das Ideal der Schönheit.

Wir kommen nun auf diejenigen unter den zwölf Göttern, die von den eigentlichen Reformatoren und Verbesserern der Griechen unter sie einwanderten. Hier ist der erste Neptun, der Posidon der Griechen. Diese Gottheit stammte höchst wahrscheinlich aus Afrika und Aegypten ab. Mit dem Danaus und andern erweislichen Afrikanern kam diese Gottheit nach Griechenland. Was die alten Cosmogonien bey dem Begriffe Pontus, Ocean, Nereus verbunden hatten, dies ward zusammen genommen auf den neuern Posidon transferirt. Neptun war das Symbol des Meeres; also war sein Dienst besonders zu der Zeit und an den Orten beträchtlich, wo man Seefahrt trieb. Die Cosmogonisten hatten alles aus dem Wasser entstehen lassen; das Meer umgab die Erde, die nach ihrer Meinung gleichsam auf dem Meere schwamm. Neptun ward also der Erdumfasser, Gäochus, und auch einer Meinung nach, die man von dem Erdbeben hatte, deren Ursprung man dem Meere zuschrieb, der Erderschütterer, Enosigäus. Afrika blieb immer sein Hauptsitz. Die von diesen Gegenden her nach Griechenland gekommene Pferdezucht ward ihm gleichfalls zugeschrieben; und er der Schöpfer der Pferde, der Vorsteher der Wagenrennen u. s. f. Eine Vorstellung der Barbarey, die man von den Seeleuten hergenommen hatte, blieb gleichfalls an dieser Gottheit hangen, und alle rohe und brutale Menschen wurden Söhne dieses Gottes. Die Genealogisten machen den Posidon nach der angenom-

genommenen Idee: die Söhne des Cronus theilten sich in die Welt, den Himmel, die Erde und das Wasser, zum Sohne des Cronus.

Auch Minerva oder Athene der Griechen war eine ausländische Gottheit. Wahrscheinlich brachte sie Cecrops aus Sais in Aegypten mit sich nach Griechenland. Dort in Sais ward die Göttinn Neith, das Symbol der Klugheit des Weltschöpfers, verehrt. Eben dieses Symbol der göttlichen Weisheit, wie überhaupt der Klugheit, war in Griechenland Athene. Ihre Mutter ward die kluge Metis; Jupiter gebahr sie aus seinem Haupte. Kriegerischer Muth mit Klugheit verbunden, war die erste der Heldentugenden der Vorwelt, die zum Fürsten erhob, und Athene ward im Gegensatze der wilden kriegerischen Bravour, des Mars, ihr Symbol. Allein auch alle andre gute Erfindungen wurden Minerven zugeschrieben und alle künstliche Erfinder ihre Lieblinge, so wie Erbauer von Schiffen, von sehr wirksamen Kriegsmaschinen u. s. f. Als das Symbol des klugen Krieges war Athene bewafnet. Doch man lernte auch andere nützliche häusliche Erfindungen kennen. Diese fielen meistens dem weiblichen Geschlechte zu und Athene Ergane ward dann, mit dem Peplum bekleidet, ihre Vorsteherinn. In diesen beyden Betrachtungen konnte die muthige und weise Minerva die schönste Vorsteherinn der Städte werden. Der Oehlbaum, ein Geschenk des Cecrops, des Stifters ihrer Religion, ward Minerven nicht mit Unrecht zugeschrieben.

Den Mercur oder Hermes der Griechen machte nicht weniger Danaus der Aegypter einheimisch, und verpflanzte auf diese Art den Thoth der Aegypter, oder das Symbol der menschlichen

chen Klugheit, nach Griechenland. Die Religion dieser Gottheit siedelte sich besonders in Arkadien an. Unter dem dasigen Hirtenvolke aber würde Thoth, der Erfinder der wichtigsten menschlichen Kenntnisse, schlechtes Glück gemacht haben. Pan war zeither der Vorsteher ihrer Heerden gewesen. Das wurde nun Merkur, und Griechenland eignete ihm nach und nach seine Erfindungen zu. Merkur ward also das Symbol der menschlichen Cultur; und da zu dieser Witz, Erfindsamkeit, oder was der rohen Vorwelt mit dieser eins ist, List und Behendigkeit gehört; so ward auch Merkur das Symbol der Klugheit, der List und Behendigkeit. Ihm ward die Musik, der Tanz, die Leibesübung, Beredsamkeit und alles, was am Menschen Cultur ist und giebt, zugeeignet. Nach und nach verflochten ihn die Arkadier, wo der vornehmste Sitz seiner Verehrung war, in ihre Geschichte; er ward der Sohn einer Arkadierinn, der Plejade Maja und des höchsten Gottes. Eine neue Ausbildung der Mythe dieser Gottheit gab die Gewohnheit der Alten, die gewandtesten Jünglinge zu Herolden zu gebrauchen. Merkur ward Herold des Jupiters und Mittler zwischen der obern und untern Welt; bald also auch der Führer der Seelen. Eine Idee, die aus der alten Zauberey und Aufrufung der Todten, wie es scheint, ihren Ursprung nahm. Merkur führte in der That vor Alters einen Zauberstab. Dann verwandelte sich dieser in einen Heroldsstab, den jedoch noch zwey der zur Zauberey gehörigen Schlangen umgaben.

Mars, der Griechen Ares, ist die nächste Gottheit, von der wir gesagt haben, daß sie Griechenland von auswärts her erhielt; und

zwar, wie es scheint, brachte sie Cadmus aus Thracien nach Böotien. Unstreitig war Mars in Thracien das Symbol des Krieges überhaupt, dafür er auch bey den alten Griechen und Römern galt. Die folgenden Griechen aber ließen ihn insonderheit das Symbol der rohen körperlichen und brutalen Tapferkeit seyn. So unterscheidet ihn schon Homer sehr genau von der Minerva. Vielleicht war er den Thraciern mehr, und wahrscheinlich ihr Herkules. Die Liebe, die Vereinigung in der Natur, beugt die Stärke, scheint also die Grundlage zu der Idee gewesen zu seyn: Mars liebt die Venus. Freylich erhielt das in den Händen der folgenden Dichter eine viel andere Gestalt.

Auch Vulcan gehört unter die ausländischen Mythen. Die Griechen nannten ihn Hephästus. Es bleibt immer unerklärbar, woher die Griechen diese Gottheit nahmen. Man weiß nicht, gehört sie zu den ältesten oder frühesten Göttern derselben. So viel sich durchsehen läßt, vereinigten sich frühzeitig die Begriffe vom Feuer und der seit dessen Erfindung ausgegangenen Cultur unter den Menschen, die vornehmlich die Bearbeitung der Metalle befördert hatte. Es bleibt nun also ungewiß, ob die Ideen, welche das Wesen des Vulkans ausmachten, ursprünglich aus dem System der Sonnenanbetung, oder dem Natursostem entsprangen, das ist, ob sie aus Ober- oder Vorderasien ihren Ursprung nahmen. Vielleicht kamen die Mythen vom Vulkan mit denen von Prometheus zugleich, doch auf verschiedenen Wegen nach Griechenland. Genug, Vulkan war bey den Griechen anfänglich das Symbol des Feuers; dann das Symbol der künstlichen Feuerarbeiten und damit der Schö-

pfer

pfer aller wichtigen Kunstarbeiten, die über den Begriff der rohen Vorwelt gingen. Daß das Feuer keine Gestalt hat, war wohl der Grund zu der sonderbaren Mythe, mit der sich das Alterthum von seiner Mißgestalt trug. Venus, die Göttinn der Reize, ward die Gemahlinn des ersten aller schönen Künstler.

Eben so dunkel ist die Entstehung der Göttinn Vesta oder der Hestia der Griechen. Auch hier paarte sich das Feuer mit der Cultur. Seit nähmlich die Menschen anfingen, Feuer zu gebrauchen und Häuser zu bewohnen, seit dem entsprang ihre Cultur. Die ältern Dichter erwähnen dieser Hestia nicht. Den jüngern ist sie das Symbol des Hausfeuers, die Schutzgöttinn der Häuser und der häuslichen Sicherheit und Bequemlichkeit. Sie wird daher als eine Göttinn und Vorsteherinn der Cultur auch mit dem Merkur verbunden.

Ceres ist endlich die letzte unter den zwölf Göttern, die wir kennen zu lernen haben; bey den Griechen heißt sie Demeter. Diese Göttinn ist das, was die Asiaten unter verschiedenen Nahmen als Natur verehrten. Also ihre Cybele, Astarte, Diana u. s. f. Ceres bezeichnete erstlich die Mutter Natur, dann die Erde, weiter die fruchttragende Erde und die Fruchtbarkeit, endlich die Erdfrüchte und den Ackerbau; und, da mit diesem die älteste Cultur, Staateneinrichtung und Gesetzgebung verbunden war, so schilderte sie auch das Symbol von diesen. Ceres hatte verschiedene Orte, wo sie verehrt und ihre Fabeln hingesetzt wurden. Als Erde war das Saamenkorn, Proserpina, ihre Tochter. Da dieses eine Zeitlang verborgen liegt, i. äd. ist: so ward Proserpina der Ceres entführt.

Mutter Natur suchte die verlorne Fruchtbarkeit, so Venus den Adonis, Isis den Osiris, Ceres Proserpinen. Die Dichter spannen hieraus eine weitläufige Erzählung an. Ceres sucht ihre Tochter, und streut dabey das Samenkorn aus. —

Zu den klassischen Werken, aus denen man bey dieser Wissenschaft vorzüglich schöpft, gehören vor allen Homer und Hesiodus. Nach ihnen, da wir die Werke der alten Cyclischen Dichter und der ältesten Mythographen verlohren haben, sind mit Rechte hieher zu zählen diejenigen, die mit Zuverlässigkeit aus diesen Werken schöpften; als Apollodor von Athen, dessen Bibliotheca Heyne so bereichert zum zweyten Mahle heraus gegeben hat; ein Eratosthenes von Cyrene und Bibliothekar des Ptolemäus Evergetes, von dem wir jetzt nur noch eine Beschreibung der mythischen Sternbilder oder Catasterismi besitzen; Apollonius Rhodius, ebenfalls einer der gelehrten Alexandriner, dessen vier Bücher Argonautica bekannt genug sind; nicht weniger Callimachus von Cyrene, auch ein Alexandriner, von dem wir nur noch einige erzählende Hymnen haben, um deren Ausgabe sich der große Spanheim 1697 ein unsterbliches Verdienst erworben hat. Nächst ihnen aber sehen wir einen Quinctus Calaber, oder besser Smyrnäus genannt, in seinen 14 Büchern der Paralipomena, mit deren Berichtigung sich Laurentius Rhodomannus den Nahmen eines unserer gründlichsten Kritiker erworben hat; nicht weniger einen, freylich oft ohne seinen Scholiasten ganz unverständlichen, Lycophron in seiner Cassandra, als bewährte Zeugen an. In dieser Cassandra erwählte nämlich Lycophron den ganz eigenen Gang, daß er die ehemahlige

trojani-

trojanische Prophetinn Cassandra das alles in dunkler prophetischer Sprache voraussagen ließ, was nachher in Troja bey seiner Eroberung und bey der Rückkehr der Helden davon erfolgte. Eben unter diese klassischen Gewährsmänner, obwohl in einer andern Beziehung, zählen sich Pindar, Anacreon, Alcäus, Sappho, Ibycus, Simonides, Bacchylides, Tyrtäus, und die übrigen griechischen Lyriker, deren erhaltene Bruchstücke Ursinus in seinen Fragmentis Lyricorum, und noch neuerlich Brunk in seinen Analectis, zusammenzustellen, die Mühe genommen haben. Was davon zu dem Fache der Mythologie gehört, hat uns neuerlich der gelehrte Schüler des großen Heyne, Herr Herrmann im zweyten Theile seiner vortreflichen Mythologie mit eisernem Fleiße zusammengetragen. Eben derselbe verband damit auch die sogenannten Homerischen Hymnen, die, wenn sie auch schon diesem Vater der Dichter nicht zugeeignet werden können, dennoch als Gedichte eines hohen Alterthums allen Rang eines glaubwürdigen Zeugen verdienen. Von den Orphischen Hymnen, welche Herr Herrmann an diese anknüpfte, sprechen wir hernach. Sie machen ein eigenes Mythengeschlecht aus. Eben so stellen sich auch in die Reihe der bewährten mythologischen Nachrichten die Gedichte der alten Tragiker, eines Aeschylus, Euripides und Sophocles, und anderer, die wir theils noch vollständig, theils in einzelnen Bruchstücken besitzen. In so fern Hyginus, der Freygelassene Augusts, aus den alten Tragikern und Cyclikern seine mythischen Fabeln zusammengetragen hat, schließt er sich offenbar an diese an. Doch selbst der vereinigte Fleiß eines Munker und van Stave-

ren hat diesen Schriftsteller uns noch nicht ganz wieder werden lassen. Zur letzten Classe der bewährten mythologischen Nachrichten zählen sich endlich die Nachrichten, welche uns einzeln alle Geschichtschreiber und Geographen geben, z. B. die Nachrichten eines Herodotus, eines Dionysius von Halikarnas und viele der Nachrichten eines Strabo.

Haben wir aber nun aus diesen verschiedenen Schriftstellern uns ein System dessen gebildet, was mit Recht alte griechische Mythe heißen kann: so gibt es eine zahlreiche Menge Schriftsteller, die dazu beytragen, uns dieses System gehörig ausbilden, berichtigen und die verschiedenen Mythenclassen darin unterscheiden zu lassen. Dahin gehören erstlich die besten unter den Scholiasten, vorzüglich der Scholiast eines Pindars, Apollonius, eines Euripides, Sophocles, so wie, der am ersten genannt zu werden verdiente, der Scholiast der Iliade und Odyssee. Allerdings fehlt noch viel, daß wir diese und überhaupt die ältern Scholiasten frey von den Interpolationen und Depravationen der folgenden Grammatiker besitzen sollten; sie sind und bleiben aber dennoch eines der ersten Hülfsmittel zu einem gründlichen Studium der Mythologie. Für dieses ist auch des fleißigen Pausanias Beschreibung von Griechenland in zehn Büchern zu rechnen. Selbst der große Heyne schreibt ihm das Verdienst einer großen Gründlichkeit in Rechtschreibung der Nahmen zu; und so würden wir unzählige Nachrichten über die alte Mythe und ihre Bearbeiter unter den Schriftstellern und Gelehrten entbehren, wäre uns dieses Werk nicht erhalten worden.

An

An diese schließen sich unter den übrigen Mythographen an Diodorus Siculus, der von seinen vierzig Büchern einer Bibliotheca historica, oder in einer Universalgeschichte die ersten fünf Bücher mit den mythischen Geschichten nach den Beyspielen der ältesten Historiographen anfüllte. Da er sehr wahrscheinlich dem Dionysius von Miletus folgte: so würde er unter die ersten bewährten Quellen der Mythologie zu rechnen seyn, hätte er anders sich weniger dem Hange, die alten Mythen zu pragmatisiren und zu wirklicher Geschichte umzustempeln, überlassen. Auch um das mythologische Fach dieses Schriftstellers hat sein großer Herausgeber Wesseling die wichtigsten Verdienste. Mit nicht minderm Nutzen lassen sich auch zur Berichtigung der alten Mythologie des Griechen Conon funfzig mythologische Erzählungen gebrauchen. Freylich sind sie oft historisch bearbeitet. Der gründliche Mythoiog aber weiß diese Flecken von dem darin enthaltenen Guten abzustäuben. Schon von minderm Belange sind des Zenobius, eines Sophisten aus dem zweyten Jahrhunderte, Sprüchwörter, ein Auszug aus dem Lucilius Tarräus und Didymus. Der wichtigste Nutzen, welchen der Kritiker der alten Mythographen aus diesen und ähnlichen Werken ziehen kann, ist unstreitig dieser, daß Zenobius mehrere Stellen des Apollodor und alter Scholiasten wörtlich beybehalten hat. Mit eben dieser Vorsicht nur läßt sich der sonst so schätzbare Plutarch in den durch seine Werke zerstreuten mythischen Nachrichten gebrauchen. Doch ist auch nicht zu leugnen, daß gerade die suspecten Bücher des Plutarchs die meisten unbekannten und verdächtigen mythischen Nachrichten liefern. Eben dies

gilt auch von den Deipnosophistis des Athenäus. Diese funfzehn Bücher, so schätzbar sie immer für den Antiquarier in vielen Stücken bleiben, enthalten manche mythische Erzählung, deren Abweichung von der alten Mythe und neuere Erdichtung durch ihre Abgeschmacktheit und sophistischen Anstrich mehr denn zu sichtbar wird. Noch weit weniger zuverlässig sind die Compilationen des Aelianus.

Den Antoninus Liberalis, einen gelehrten Rheter aus dem ersten christlichen Jahrhunderte zu Rom, müßte man in Rücksicht seiner griechisch geschriebenen Metamorphoses unter den besten Hülfsmitteln des Studiums der Mythologie anführen, wäre der Weg, den er einschlägt, besonders mythische Verwandlungen zu seinem Augenmerke zu nehmen, nicht eine der neuern und gewiß tadelhaften Verdrehungen der Mythe. Indeß bleiben die Verdienste dieses Mythographen immer unleugbar, besonders seitdem der gelehrte Verheyk seine geschickten Bemühungen diesem Werke gewidmet hat. Einen gleichen Plan verfolgt auch Ovid in seinen Verwandlungen. Auch hier erhält die Mythologie einen Gesichtspunct, welcher ihr zunächst nicht eigen war. Gleichwohl hat das Werk Ovid's neben den dichterischen auch große mythographische Verdienste, welche durch den Umfang, den es nimmt, eher verstärkt, als geschwächt werden. Ovid folgte, wie überhaupt die besten unter den römischen Dichtern, ächten Gewährsmännern und besonders den Alexandrinern. Dies gibt seinen Werken eine Art von großem Uebergewicht vor andern neuern Griechen. Daß das nähmliche, und noch in einem höhern Grade, von Virgil gelten müsse, hat Heyne außer

allen

allen Zweifel gesetzt. Es kann aber auch dieselbe Behauptung über alle römische Dichter des goldenen Zeitalters, einen Horaz, Properz, Catull und Tibull ausgebreitet werden. Die vertraute Bekanntschaft, in der diese Männer mit den besten Dichtern der Griechen standen, ließ es auch fast nicht anders zu. Daher können uns diese Dichter zur Berichtigung der ächten Mythologie allerdings großen Nutzen schaffen. Schon ungleich trübern Quellen folgten die spätern Dichter Valerius Flaccus, Manilius Lucanus, Statius und Silius Italicus. Sie behaupten aber doch als Hülfsmittel zur Berichtigung und Bestätigung der Mythologie einen gar ansehnlichen Rang. Unter diesen einen der ersten Plätze, besonders zur richtigen Erklärung und Aufschließung der alten philosophischen Mythen, nimmt auch der fleißige Macrobius mit seinen sieben Büchern der Saturnalien ein. Er unterscheidet sich darin, wie in allen seinen Arbeiten, so auch hierin von der Art seiner übrigen Nebenarbeiter, der sonst so seichten Zeitgenossen des vierten Jahrhunderts.

Da wir einmahl der philosophischen Mythen erwähnt haben, so ist es hier auch der Ort, wo wir den sogenannten Orphischen Hymnen ihren Platz anweisen können. Da sie sämtlich von neuplatonischer Philosophie tingirt sind: so leidet es allerdings starken Zweifel, ob man ihnen unter den bewährten Zeugen der ächten Mythologie einen Platz einräumen könne. Sie sind aber auch wieder die noch einzigen Trümmer der philosophischen Mythe, und es zeigen sich nicht seltene Spuren, daß manche Idee der ehemahligen orphischen Religion, wie der alten mythischen Philosophie in sie übergegangen sey. Um des-

willen behaupten diese Gedichte allerdings als erläuternde Mittel einen ziemlichen Werth. Der große Gesner hat diesen durch seinen gelehrten Commentar über dieselben erhöhet. Beyträge zur Erläuterung dieses Mythengeschlechts liefern übrigens die neuplatonischen Philosophen Apulejus, Jamblichus, Philostratus und Porphyrius.

Von gleicher Beschaffenheit, obgleich für einen andern Zweig von Mythen, sind die sechs Bücher vom trojanischen Kriege, die uns der bekannte Pseudo-Dictys hinterlassen hat. Da dieser nicht ganz in seinem Fache ungeschickte Mann aus mehrern alten Cyclikern sammelte: so dient er in der That, die Mythen nach dem Zeitraume der Iliade in Ordnung zu bringen. Eine neue Classe von Hülfsmitteln bey dem Studium der alten Mythik machen auch die Lexicographen, ein Hesychius, Suidas, Stephanus Byzantinus und das Etymologicon Magnum; so wie des Photius Bibliotheca aus. Man findet in diesen Sammlern manche Nachrichten, die man anderwärts vergeblich suchen würde; und da diese Compilatoren zugleich besonders das Verdienst eines genauen Fleißes an sich tragen: so bürgt uns dieser Fleiß für die Nachrichten, die wir aus ihnen schöpfen. Allein bey alle dem muß der Kritiker gegen ihre mit gänzlichem Mangel aller Kritik zusammengetragenen Angaben sehr auf seiner Hut seyn. Sie können mit Nutzen zu Berichtigungen der Nahmen und anderer kleinen Umstände gebraucht werden; neue Erfindungen lassen sich aber auf sie durchaus nicht bauen. Eben dies gilt von den letztern Scholiasten, besonders den Scholiasten der lateinischen Dichter, einem Servius,

Dona-

Donatus, Acron, Porphyrion, wie von einem Placidus, Lucfantius oder Lactantius, der uns Scholia über den Statius und Argumenta zu Ovids Metamorphose hinterlassen hat; ferner von den noch unwichtigern Scholiasten der beyden Satyriker Juvenalis und Persius, und einigen andern. Auch Eustathius mit seinen ungeheuern Scholien über den Homer und Dionysius Pariegetes; nicht weniger Tzezes mit seinen Chiliaden und Scholien über den Lycophron; so wie der weit jüngere Sammler Nonnus in seinen acht und vierzig Büchern, die er Dionysiaca überschrieben hat, sind hierher zu zählen. Der erstere sammelt nur alles und etwas zu flüchtig, um brauchbar genug zu seyn. Denselben Fehler trägt der letztere an sich; aus dessen ungeheuerm Schwall von Begebenheiten des Bacchus ein kritischer wohlgeordneter Auszug von Nutzen seyn würde. Hatten beyde vielfältig ächte Quellen vor Augen: so kann man gerade das Gegentheil von dem Tzezes sagen, der besonders in seinen Chiliaden größtentheils nur einige Grammatiker ausschrieb. Doch auch hier sammelt die fleißige Hand Gold. Kritik und genaue Kenntniß der mythologischen Literatur setzt aber, wie gedacht, den Gebrauch aller dieser Hülfsmittel zum voraus. Zu einzelnen Mythenclassen liefern auch der sogenannte Anonymus Allattii de incredibilibus, Parthenius in seinen Eroticis, ingleichen der vorgebliche Musäus in seinem Gedichte Hero und Leander; ferner Philostratus in seinen Iconibus, dem Mythologen sehr willkommene Beyspiele.

Unter den Kirchenvätern, deren sich die Mythologie als Hülfsmittel bedienen kann, sind nicht all:

alle von gleicher Güte. Einige derselben darunter, besonders Clemens Alexandrinus, der fleißige Eusebius in seiner Praeparatione evangelica und in seinem so schätzbaren Chronicon, ferner Athenagoras, Tertullian und Tatian sind dem Mythographen allerdings in mancher Rücksicht sehr brauchbar. Andere dagegen und gerade die, welche sich eigentlich mit der Mythologie beschäftigt haben, ein Arnobius, ein Minurius Felix, ein Augustinus in seinem so oft gelobten Werke de civitate Dei sind es ungleich weniger. Wenn aus jenen sich für die mythologische Literatur, für die Chronologie und Zeitordnung, ja selbst zur Erklärung der Mythen nicht selten die besten Data sammeln lassen: so verrathen diese auf allen Seiten Mangel an Durchsicht, Gründlichkeit und oft bloße Nachbeterey verdrehter Sophisten.

Unter die ersten erläuternden Hülfsmittel der Mythologie zählen sich endlich die noch übrigen Basreliefs, Gemmen und Gemählde. Wir besitzen von allen weitläufige Kupferwerke. Dahin gehören in Rücksicht der Basreliefs das Museum Capitolinum 3 Vol. f. (1747—55.) das Museum Florentinum 6 Vol. f. (1731—32.) das Museum Clementinum 2 Vol. f. (1782—84.) Winkelmanns Monimenti inediti 2 Vol. f. (1762—67.) In Ansehung der zweyten die Sammlungen des Maffei, 4 Vol. 4. (1707.) des Gori 2 Vol. 4. (1732.) und Winkelmann. In Ansehung der Gemählde liefern die Pitture d'Ercolano (1757) 3 Bände Regalfolio das Hauptwerk.

Zu den neuesten Werken dieser Art, welche als sehr brauchbare Hülfsmittel zum Studium der Mythologie zu betrachten sind, gehören: Hemer,

mer, nach Antiken gezeichnet von H. W. Tischbein; mit Erläuterungen von C. G. Heyne, wovon bis jetzt 5 Hefte in groß Folio bey Dieterich in Göttingen herausgekommen sind. Ferner Homericae tabulae a Flaxmanno delineatae *). So wie das Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst. Von A. Hirt; die Kupfer von Hummel gestochen **).

Wir wären nun am Ende der Hülfsmittel, welche die Mythologie unter den Alten findet. Denn wer kann uns zumuthen, aus einem Ptolemäus Hephästion, Fulgentius, einer Eudocia, Coluthus, den allein Lenneps Commentar merkwürdig macht, einem Tryphiodones, etwas Taugliches auszuheben? Ehe wir aber zu den Neuern übergehen können, müssen wir uns noch die Hauptquellen, die wir sowohl bey der lateinischen, als ägyptischen, phönicischen und asiatischen Mythologie zu Rathe ziehen können, etwas näher bekannt machen.

Was die Mythologie der alten Lateiner betrifft, so machte sie allerdings einst ein eigenes Geschicht- oder Sagenbuch aus. Die Lateiner aber waren von jeher die schlechtesten Mythographen ihrer eigenen Mythen. Daher ging unter ihren eigenen Händen diese Mythologie in ein sehr buntscheckiges Chaos über; wo die Mythen eines Volkes mit dem andern verwechselt, zuletzt alle auf die Lateiner bezogen; wo philosophische Mythen in Geschichte verwandelt; die griechischen Erzählungen mit den alten lateinischen vereinbaret; und noch öfterer auch die Spur

*) Leipzig bey Göschen, 1804. in gr. und kl. 8.
**) 1 Heft, Berlin bey Sander 1805. 4 Rthlr. Enthält die Tempelgötter auf 12 Kupf. und 26 Bign

Spur von den ältesten Mythen durch Etymologien und Allegorien verwischt wurde. Alle diese Fehler waren uralt, und schreiben sich theils aus der Unwissenheit der ältern Lateiner über ihre Geschichte, theils aus der Vorliebe ihrer ersten Schriftsteller zu den Griechen, ihren Lehrmeistern, her. Auch die Mishelligkeit der verschiedenen italienischen Völker gegen einander; der Drang, den ein Volk von dem andern empfand; wie die häufigen griechischen Colonien, trugen das ihrige dazu bey. Wir können daher mit vollem Rechte behaupten, daß keiner der noch vorhandenen Schriftsteller über die Mythologie der Lateiner von diesen Fehlern ganz frey ist; und es ist in unserm Zeitalter ein größtentheils vergebliches Bemühen, diese ewige Nacht in Licht zu verwandeln. Einiges Licht in sie zu bringen hat es aber doch dem seltenen Scharfsinn des ersten unter unsern Mythologen Heyne geglückt. Seine Ausgabe des Virgils ist auch in dieser Betrachtung ein unsterbliches Werk. Vorarbeiter fand er zwar unter den ältern und neuern; aber selbst diese sahen bey dem Lichte, das sie aufsteckten, das nicht, was er mit ihrer Hülfe geleistet hat.

Griechen und Römer lieferten vor Zeiten diese uralten italienischen Erzählungen. Dionys Halikarnaß, Plutarch, Makrobius und andere führen mehrere Griechen an, die sie beschrieben. Sie sind samtlich, so wie die ältesten unter den Römern, ein P. Sempronius Asellus, C. Acilius, L. Cincius, Q. Fabius und andere mehr, wohin vorzüglich des ältern Cato Origines gehören, verloren gegangen. Das beste, was wir jetzt noch aus dem Alterthume über die italienischen Mythen besitzen, liefert uns der

fleißige

fleißige und kritische Dionysius von Halikarnaß in seiner Archaeologia, wie unter den Lateinern ein Varro in den von ihm noch übrigen Fragmenten; ferner der fleißige und kritische Leser eines Varro, Aulus Gellius in seinen unschätzbaren Büchern der attischen Nächte; der fleißige Plinius, und sein gelehrter Epitomator Solinus, nicht weniger Festus, in seinen zwanzig Büchern de verborum significatione, und endlich, wo nicht der verdienteste doch der brauchbarste unter allen, Macrobius. Auch Ovid in seinen Fastis gehört zu den besten Quellen über die lateinischen Mythen. Den obigen aber kommt er jedoch an Nutzen für das Studium der italienischen Mythologie, schon als Dichter, nicht bey. Ihm an die Seite setzte sich allerdings der gelehrte Dichter Virgil. Doch beyde können mehr zur Erzählung als Prüfung und Berichtigung dieser Mythenclasse gebraucht werden. Eher noch einigen Nutzen hierzu verschafft uns der Geschichtschreiber Sextus Aurelius Victor de origine Gentis Romanae. Ungleich trüber aber fließet dasjenige, was wir aus dem Arnobius und Augustinus für die alte italienische Mythologie schöpfen können.

Fast gleiche Beschaffenheit hat es auch mit der ägyptischen, phönicischen und altasiatischen Mythologie. Was bey den italienischen Mythen der Römer that, daß er sie mit den griechischen verwechselte; das that hier der Grieche, der in den philosophischen Sagen dieser Völker seine Götter und Helden wieder fand. Diese Völker nähmlich kannten die Heldenmythe eigentlich nicht; oder wenigstens ist uns keine Spur übrig geblieben, die uns sagte, daß sie dergleichen hatten. Ihre Götterspsteme aber waren philoso-

phischen

physchen Ursprungs, Hüllen, in die man theils die ältesten Beobachtungen der Natur, wie besonders in Aegypten, theils die uralten Göttersysteme, die von den Gestirnen entlehnt waren, eingekleidet hatte. Aber der Grieche, der mit diesen Völkern bekannt wurde, vermischte das alles, fand seine Götter wieder und träumte, so bald er Aehnlichkeiten erblickte, von griechischer Mythologie. Sein Stolz ließ ihn ahnden, daß seine Götter überall verehrt würden, oder daß selbst dieser Dienst ein Geschenk seines Vaterlandes sey. Es gehörte also in der That der Meisterblick und tiefe Gelehrsamkeit eines Jablonski dazu, um in diese den Griechen ausländische Mythen einiges Licht zu bringen. Und es ist diesem geschickten Orientalisten auch damit ausnehmend gelungen. Sein Pantheon Aegyptiorum erschien von 1750 bis 1752 in drey Theilen; ihm folgten seine drey Abhandlungen de Memnone Graecorum et Aegyptiorum. Beyde sind noch das Hauptbuch, das wir bey diesen Zweigen der alten Mythologie brauchen können.

Die Hauptquellen, aus denen Jablonski schöpfte, waren in Absicht der ägyptischen Mythologie, außer seiner Kenntniß der alten Sprachen, vorweg der Augenzeuge Herodot. Dieser liefert unter allen die gründlichsten Nachrichten. Nächst ihm ist einer der ersten Zeugen über diese Mythologie Clemens Alexandrinus in seinen Sammlungen, die er Stromata überschreibt, und andere Schriften. Auch er schöpfte als ein Aegypter seine Nachrichten aus der ersten Hand. Fast dieselbe Beschaffenheit hat es mit den Nachrichten, die uns Strabo in seiner Geographie gibt, wie mit den Nachrichten, die uns die fleißigen und kritischen Geschicht-

schichtforscher Ammianus Marcellinus in seinem Geschichtbuche, und Macrobius in seinen Saturnalien hin und wieder ertheilen. Seit Adrians Zeiten nähmlich ward den Römern dieses Land mehr als ehemahls bekannt. Plutarch, der uns besonders in seiner Abhandlung de Iside et Oiride weitläufige Nachrichten über die Götterlehre der Aegypter ertheilt, ist auch bey weitem nicht so genau; oder schöpft wenigstens nicht aus der ersten Quelle. Einige gute Nachrichten verdanken wir auch dem Eusebius in seiner Praeparatio evangelica. Diodor von Sicilien erzählt, wo er entwickeln sollte. Doch ist er in so fern brauchbar, daß wir von ihm die alte mythische Geschichte, wie sie vielleicht die ägyptischen Priester bekannt machten, erlernen können. Auf die Entwickelung jener Mythen hat sie allerdings keinen Einfluß.

Die Mythologie der Phönicier liegt ausserdem, was Jablonski gelegentlich davon entwickelt hat, noch in dichter Finsterniß. Sie scheinen allerdings wie di Griechen aus der Verehrung der Sonne und des Mondes zu einem neuern Natursystem übergegangen zu seyn. Von diesen letztern ein Bruchstück hat uns Eusebius in dem oben erwähnten Buche aufbehalten, wo er ein Fragment des uralten oder beglaubten Sanchuniathons, eines einheimischen Schriftstellers der Phönicier, nach der Uebersetzung eines gewissen Philo Byblius, der im zweyten Jahrhunderte lebte, anführte. Aecht scheint dieses Fragment allerdings nicht zu seyn; auch schmeckt es in vielen Stücken nach griechischer Erfindung. Dem sey wie ihm wolle, weder das Daseyn eines Sanchuniathon, noch die Annahme eines dergleichen Natursystems in Asien, läßt

sich gänzlich ableugnen. Eben dieses Natursystem ist es, was wir besondere Mythologie der Asiaten nennen können. Zum Theil ward damit die alte Mythologie der Asiaten, oder die Anbetung der Sonne und des Mondes verflochten; oder ging vielmehr darin über, wie wir bey der Mythologie der Griechen gesehen haben. Lucian de Dea Syria, und in einzelnen Nachrichten Strabo, Plinius, Macrobius und Athenäus nebst mehrern andern sind die ältern Quellen, welche wir gebrauchen können. Sie hat der Engländer Seldenus in seinem klassischen Werke de Diis Syris gründlich benutzt.

Nun zu den neuern Hülfsmitteln. Hier sind die ältern unter den Mythographen ein Albricus, der im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts sein Poetarium oder de imaginibus Deorum schrieb; ein Boccaccio, der in der Mitte des 14ten Jahrhunderts im Toscanischen de Genealogia Deorum ein Werk zusammentrug; ferner Tomes Natalis, ein Venetianer, der zu Ende des 16ten Jahrhunderts seine Mythologie ohne Kritik zusammenschrieb; wie Gyraldus, der zu Ferrara lebte, und des letztern Zeitgenosse war; als Compilatoren nicht zu gebrauchen. Ungleich größeren Nutzen schaften der Mythologie diejenigen, die mit den uns hinterlassenen Kunstwerken der Alten sich beschäftigten. Diese Männer gingen allerdings den richtigsten Weg, den man gehen mußte, um nicht den Täuschungen der Compilatoren ausgesetzt zu seyn. Eben diesen verfolgten in Rücksicht der Schriftsteller der gelehrte Cluver in seiner Sicilia und Italia antiqua, einem Werke, das mehrere neuere Schriftsteller mehr gebraucht als gerühmt haben; und mit ihm der erste Wie-

der

derherſteller der gereinigten Mythologie, der gelehrte Franzoſe Claude Caſpar Bachelet de Meziriac, deſſen vortreflicher Commentaire ſur les epitres d'Ovide, im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts erſchien. Nicht alle Mythographen ſeiner und der folgenden Zeit gingen gleich richtig zu Werke. Die Voſſius, Bochart, Bekmann und der ſpätere Huetius, erklärten die griechiſche Mythe aus hebräiſchen Wurzeln, ehe ſie noch dieſelbe in ihrem Umfange kannten; oder ermüdeten ſich überhaupt im Etymologiſiren der Nahmen. Dabey nahmen ſie auf den Werth der Quellen keine Rückſicht. Ein Ptolemäus Herhäſtionis, der ſeine Mythen ſelbſt erdichtete, und der elende Dares wurden neben einem Apollodor angeführt; und ein Comes Natalis und Gyraldus blieben noch in dem Werthe angeſehener Mythologen. Man unterſchied alſo eben ſo wenig die Quellen als die Claſſen der Mythen; trug alles zuſammen und verwirrete alles. Nur diejenigen Gelehrten, die die Mythologie aus den Quellen ſtudirten und mit ihrem Fleiße Kritik verbanden, brachten dieſe Wiſſenſchaft einen Schritt weiter. Dahin gehörten aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts der gelehrte Thomas Dempſter, und der um Griechenland und ſeine Geſchichte ſo verdiente Polyhiſtor Johann Meurſius, dem der erſte, einer der arrogantеſten Schriftſteller, jedoch bey weitem an Gründlichkeit nicht beykam. Unter dieſe zählten ſich am Ende des 17ten Jahrhunderts der vortrefliche Commentator des Hygins, Tomas Munker; der um den Ovid verdiente Heinſius; ingleichen der große Kenner der Antiken, der Heidelberger Bibliothekar Laurentius Beger, der zuerſt in ſeinem Theſaurus

Brandenburgicus selectus 1696-1701. 3 Vol. f. und andern Schriften deutschen Fleiß und deutsche Genauigkeit zu den Antiken brachte. Eben so rühmlich erwähnen wir aus diesem Zeitraume einen der gelehrtesten Italiäner, Fabretti, der eine nicht unrühmlich bekannte Erklärung der trajanischen Säule schrieb, und darin dem Mythologen manches vorarbeitete; ferner den gelehrten Verfasser der Miscellanea eruditae antiquitatis, Jacob Spon, und noch mit größerm Rechte den zweyten Restaurator des gereinigten Systems der Mythologie, den gelehrten Ez. Spanheim. Seine Commentarien über den Callimachus, und sein Meisterstück de usu et praestantia numismatum ant. haben, wie dem gesammten gelehrten Alterthume, so insonderheit der Wissenschaft der Mythen den weitläuftigsten Nutzen geleistet. Die kritische und gelehrte Bearbeitung mehrerer alten Autoren, und das am Anfange des 18ten Jahrhunderts wieder auflebende Studium der Antiken, insonderheit der alten Münzen und geschnittenen Steine, die Sammlungen, welche von den erstern Patin, Baillant, Mediobarbus, Haym, von den letztern de la Chausse, Wilde, und einige bey weitem an Kritik hinter diesen stehende Italiener aufstellten, trugen dazu das ihrige bey. Gleichwohl fand die Mythologie gleich zu Anfange des 18ten Jahrhunderts an Banier und dem ungleich seichtern Omeis Bearbeiter, die bald ad modum Palaephati die Mythen erklärten, bald durch moralische Allegorien sie zu enträthseln unwissend genug waren. Die gelehrten Mitglieder der Akademie der Inschriften zu Paris drangen zwar selten durch. Ihre Abhandlungen gaben aber doch Andern Stoff zum

Nach-

Nachdenken. Mit ihnen zeigten sich als würdige Vorarbeiter einer bessern Mythologie die gelehrten Commentatoren Peter Burrmann, und Sigebert Havercamp, beyde Niederländer. Es war den Deutschen vorbehalten, auch in diese Wissenschaft Helle, Deutlichkeit und Ordnung zu bringen. Sie benutzten die kostbaren Sammlungen, die ein unkritischer Montfaucon, Maffei von gleichem Werthe, Beger, Bellori, Gori (Museum Florentinum), Bottari (Museum Capitolinum), Zanotti (Statue di Venezia), Caylus (Recueil des Antiquites), Mariette in seinen Sammlungen alter Gemmen, Winkelmann in seinen Monumenti inediti, Visconti (in Museo Pio-Clementino), ferner die Herausgeber der im Herculanum aufgefundenen Alterthümer, Hancarville u. a. m. über die uns hinterlassenen Kunstwerke angelegt hatten, und betrachteten sie bey der Fackel der Kritik. Sie gaben Winkelmann, der in die Kunst der Alten eindrang und Ordnung in die Nachrichten von ihr brachte, kritische Winke und schränkten dieses sich selbst zu sehr vertrauende Genie ein. Sie legten alle neuere Mythographen bey Seite und studirten die alten Klassiker mit ihren alten Scholien, wie die spätern Mythographen — und so entstand, geleitet von Kritik, tiefer Sprachkenntniß, richtiger Durchsicht der alten Geschichte, von Belesenheit, richtigem Urtheile und gutem Geschmacke, das gereinigte System der neuern Mythologie, dessen Vollendung wir vorzüglich dem großen Heyne als drittem Restaurator der Mythologie verdanken. Lessing in seinen Abhandlungen, wie die Alten den Tod bildeten u. a. mehr; Herder in verschiedenen Aufsätzen der

zerstreueten Blätter u. s. w.; Rhunken in seinen Epistolis criticis, wie in seinen Anmerkungen zu dem Hymnus auf die Ceres und zu dem Timäus; Brunk in verschiedenen von ihm besorgten Ausgaben, Hemsterhuis, Lennep, Valkenaer, wie der verehrungswürdige Schütz haben einzeln zur Vervollkommnung desselben beygetragen. Aus Heynens Schule aber sind bereits mehrere gründliche Mythologen, unter denen Herrmann und Mitscherlich besonders genannt zu werden verdienen, hervorgegangen. Die Mythologie des erstern, wie verschiedene zerstreuete Aufsätze des letztern, sind schöne Früchte, die wir dieser neuern Epoche zu verdanken haben. Schon vor derselben aber kündigten Gesner und Klotz in ihren verschiedenen Schriften diese Veränderung an; und der gelehrte Schwabe machte durch seine mühsame und fleißige Ausgabe des mythologischen Lexikons Hederich's die Götterlehren eines Damm, Hager, Pomay, Bannier, Schlegel's entbehrlich, wie sie nun die gemeinnützigen mythologischen Lehrbücher des berühmten Ramler und Moritz völlig überflüßig gemacht haben. Ein sehr brauchbares Handbuch der Mythologie, in alphabetischer Ordnung, ist das neue mythologische Wörterbuch nach den neuesten Berichtigungen für studirende Jünglinge und angehende Künstler zusammengetragen von P. F. A. Nitsch, Pfarrer zu Wündsch *), aus dessen Einleitung die hier gegebene gedrängte Uebersicht der alten klassischen Mythologie, ihrer Geschichte und ihrer Hülfsmittel entlehnt worden ist.

Einige

*) Leipzig bey Fleischer 1793. 1860 Col. in gr. 8.

Einige der neuesten mythologischen Werke, die diese Wissenschaft in einem leichten Gewande vortragen, oder sonst den Anfängern dieses Studium zu erleichtern suchen, sind unter andern folgende:

Allgemeines mythologisches Handlexicon, zum Gebrauche bey der Lectüre deutscher Dichter, wie auch für Künstler und Kunstliebhaber; von J. F. Roth. Leipzig bey Fleischer 1799. 8.

Dietl Briefe über die mythologischen Dichtungen der Griechen und Römer. München bey Lindauer 1800 (1 Rthl. 4 Gr.)

Briefe an Leonore über die Mythologie. Nach dem Französischen des Demoustier, frey übertragen von Karl Hadermann. Mit Kupf. nach H. Meyer von W. Böhm. 3 Theile. Leipz. 1800. 8. (2 Rthl. 12 Gr. Auf Velinpap. 4 Rthl.)

Hüllmann's Theogonie. Untersuchungen über den Ursprung der Religion des Alterthums. Berlin, Realschule 1804. 8. (1 Rthl. 8 Gr.)

Herrmann's Handbuch der Mythologie, 3. Bänd. Dessen Mythologie der Griechen, für die oberen Classen der Gymnasien.

Derselbe: Die Feste von Hellas. 2 Theile, Berlin bey Fröhlich. 1803.

Die Mythologie der alten nordischen Völker.

Man hat in neueren Zeiten öfters die Sache zur Sprache gebracht, daß man sich mehr um die Mythologie unserer alten Vorfahren bekümmern, und deren Vorstellungsarten und Bilder statt der grichischen Mythologie in Gedichten ꝛc. anwenden möchte, wenn man doch nicht ohne Mythologie fertig werden zu können glaubte. Allein wenn wir unpartheiisch seyn wollen, müssen wir folgende Puncte nicht aus den Augen verliehren.

1. Die Mythologie der alten nordischen Völker ist uns nicht durch einheimische classische Schriftsteller bekannt geworden, sondern nur durch dürftige Berichte späterer Autoren.

2. Wir haben von den Göttern und Göttinnen keine Statüen, Gemmen, Gemählde oder sonstige Abbildungen, die nur einiger maßen den Forderungen der Kunst Genüge zu leisten im Stande wären.

3. Alles was von den mythologischen Vorstellungen unserer Vorfahren auf uns gekommen ist, trägt unverkennbar die Spuren der ungebildetsten Rohheit an sich, an der in unseren Zeiten kein Mensch einigen Geschmack finden kann.

Will man diese Mythologie studieren, um in den Geist unserer Vorfahren einzudringen, und etwa einige Spuren ihrer ältesten Geschichte auszuforschen, so ist das allerdings ein löbliches Unternehmen, und es wäre zu wünschen, daß sich dazu mehrere Hülfsmittel fänden; allein hat man die Absicht, dadurch die Mythologie des griechischen Alterthums, die uns wegen der unendlich wichtigen classischen Werke, in welchen sie vorgetragen ist, einmahl unentbehrlich geworden ist, zu verdrängen: so muß man dieses auf das gelindeste einen übel verstandenen Patriotismus nennen.

Aus diesem Grunde finde ich es auch überflüssig, hier eine Uebersicht der alten nordischen mythologischen Vorstellungen zu geben. Ich kann, um das gesagte mit dem Urtheil eines Sachkundigen zu bestätigen, indessen nicht umhin, hier einen kleinen Aufsatz des Herren Rühs in Greifswald *) einzurücken, der erst über die heu-

*) S. den neuen deutschen Merkur. Jun. 1801. S. 106 ff.

über

heutige Anwendung der Mythologie überhaupt, und dann über den geringen Gehalt der nordischen Mythologie seine Meinung sagt. Er sagt

Ueber die Zweckmäßigkeit des Gebrauchs der Mythologie überhaupt bedarf es hier keiner weitläuftigen Untersuchung; nur ein elender Pedantismus konnte sie so anwenden, wie sich ein großer deutscher Dichter weiland ihrer bediente. Indessen lassen sich diese Misgriffe entschuldigen, wenn man auf die Zeiten Rücksicht nimmt, in denen man weder über das Wesen der Mythen, noch der Poesie zur Klarheit gekommen war. Was soll man aber in unsern Tagen, wo wir nicht nur durch die Bemühungen der einsichtsvollsten und scharfsinnigsten Forscher das Alterthum von einer andern Seite kennen gelernt, sondern auch durch das Beyspiel so vieler vortrefflichen Dichter in der Mythologie einen höhern Geist gefunden haben, zu dem zwecklosen Spiel mit Nahmen, Bezeichnungen und Andeutungen sagen, worin man sich ohne des alten Hederich's Hülfe oft nicht zu Recht zu finden weiß?

Nicht zufrieden mit der griechisch-römischen Mythologie streifte man nach allen Zonen, um uns wenigstens — neue Nahmen zu holen. Besonders hat man die germanische Götterlehre, mit der man, der Bequemlichkeit und des Reichthums wegen, die skandinavische vermischte, empfohlen und hat es sogar den vaterländischen Dichtern zur Pflicht gemacht, statt der Parzen Nornen, statt Venus Friggа, statt Zevs Wodan u. s. w. in ihre Gesänge aufzunehmen. Da diese Sache in unsern Tagen wieder sehr zur Sprache kommt, so scheint eine Untersuchung über den Karakter der nordischen (germanischen und skandinavischen) Mythologie und Poesie und in wie fern es gerathen oder thunlich sey, erstere an die Stelle der griechisch-römischen zu setzen, allerdings der Mühe werth zu seyn. Hier ist besonders Mäßigung und Vorsichtigkeit Noth; denn nichts ist leichter als mit dem unerfahrnen Unverstand alles rasch und ohne Unterscheidung zu verwer-

fen, weil es — alt ist. Je vertrauter man mit den Ruinen der nordischen Vorzeit wird, desto behutsamer wird man werden, darüber abzusprechen. —

Von der germanischen Mythologie sind nur sehr wenige Data übrig; die Deutung dieser wenigen Spuren ist zum Unglücke sehr problematisch, und gewöhnlich ist man zu einem ganz falschen Resultat geführt worden. Wir haben nicht einmahl viele eigenthümliche Nahmen, und man hat dieselben sogar im achtzehnten Jahrhundert aus Volksliedern restituiren wollen *).

Diesen Mangel zu ersetzen, flüchtete man höher in den Norden, und hier fand man, da die Edda gerettet war, glücklicherweise ein ganzes System einer Kosmogonie, Theogonie und Mythologie. Ohne Zeiten, Gegenden und Völker zu unterscheiden, hat man alle diese Fabelwesen als die ehemahligen Bewohner der heiligen Haine Deutschlands begrüßt. Es ist aber nicht abzusehn, warum man nicht den Jumala, den Radegast, Triglar, Zerenboli und andre Idole der slavischen und finnischen Völker, ebenfalls zu den Göttern Thuiskons rechnet. — Es läßt sich bey diesen Dingen freilich leicht mit schönen Worten auskommen, besonders wenn Patriotismus ins Mittel tritt und man die Behauptung aufstellt, daß durch diese Erinnerungen der Geist und der Sinn für das Vaterland belebt werden würden; doch davon nachher.

1) Ist es möglich, daß Sagen sich Jahrhunderte hindurch erhalten konnten? Diese Frage, die hier zuerst in Betrachtung kommt, die so oft bezweifelt und gar verworfen worden ist, glaube ich, aus folgenden Gründen bejahen zu können.

1. In der neuen Welt, wo das Wissen so mannigfaltig und die Begierde, wissen zu wollen, noch größer ist, läßt es sich freilich nicht denken, daß eine Tradizion vom Vater zum Sohn, durch eine Reihe von Geschlechtern, wandre. Der Buchstabe dünkt uns sichrer als das Wort, und der Sohn hört die Erzählungen seines Vaters ohne Interesse, weil er weiß, daß sie in Schriften gefunden werden. Bey den alten Völkern aber war die Neigung für die

*) Z. B. einen Gott Wold. Vergl. Rühs's Abh. im A. Lit. Anz. 1800. S. 1226.

die Sagen lebendiger, weil ihr Werth größer war. Es ist natürlich, daß einzelne Aenderungen entstehn, allein es bleibt doch das Ganze. Die sogenannten rohen Völker haben die religiösen Traditionen, die man bey ihrer ersten Entdeckung unter ihnen fand, noch bis in die spätesten Zeiten erhalten. — Auch die gleiche und einfache Lebensart der Nationen macht es leichter, daß sich Sagen erhalten können. Wenn aber Kunstfleiß, Begierde zum Erwerb und was sonst Folge der Kultur zu seyn pflegt, überhand nehmen, so verliert sich diese Liebe zum Alterthum, und jeder sorgt nur für Verbesserung seiner eignen Umstände *). Was vergangen ist, wird vergessen und nur die Zukunft berechnet man.

2. Die nordischen Völker hatten eine besondere Vorliebe für die alten Gesänge, weil der Ruhm der Vorzeit ihren Inhalt ausmachte. Daher wandten sie auf die Erhaltung derselben eine besondre Sorgfalt. „Wo die Nationalgesänge, sagt ein scharfsinniger Kunstrichter, einer Zunft anvertraut sind, welcher alles daran gelegen ist, sie zu erhalten, da können sie in der mündlichen Ueberlieferung selbst Veränderungen der Dynastie und Religion lange überdauern — Auch ohne das, wo ein Völkerstamm unvermischt in uralten Sitten beharrt.“ Beyde Bedingungen finden sich bey den skandinavischen Gesängen Wenn der heutige Begriff des Wortes Zunft hier auch nicht anwendbar seyn dürfte, so machten doch die Skalden, in so fern sie als Skalden einen Zweck hatten, eine Verbindung aus.

3. Es ist merkwürdig, daß je tiefere Wurzeln das Christenthum schlug, desto mehr der poetische Sinn im Norden erstarb; das heißt aber weiter nichts, als die allgemeine Neigung für Sang und Klang hörte mit dem freien Leben auf. — Es kommen nachher keine Originalerzeugnisse mehr vor, sondern nur Bearbeitungen fremder Werke. Uebrigens können wir in der Bedeutung, wie sie etwa den Griechen

*) Man vergl. die interessanten Bemerk. von James Macdonald über Ossian und den Charakter der Schott. Hochländer, im N. L. M. Aug. 1798. S. 343. Er schreibt den Untergang vieler alten Lieder der veränderten Lebensart der Einwohner zu, die aus Hirten Manufakturisten geworden sind.

Griechen zukommt, nie von den Skandinaviern, als einem poetischen Volk, reden.

4. Die Ideen, die durch Wolf in neuern Zeiten über den Gang der mündlichen Ueberlieferung der unter dem Nahmen Homer bekannten Gesänge rege geworden sind, lassen sich zum Theil sehr glücklich auf die nordischen Sagen anwenden. Sie sind diaskeuasirt und die Chorizonten können auch bey ihnen ihr Amt verwalten.

5. Man findet im Alterthum sowohl als auch in der neuen Zeit Lieder historischen Inhalts, die aus sehr frühen Zeiten stammen; so z. B. in den Hochländern; gesetzt, daß auch die unter Ossian's Nahmen zu uns gekommenen Mac-Fersons Erzeugniß wären.

II) Die nordischen Sagen im Allgemeinen sind allerdings die einzigen Quellen zur Kenntniß des skandinavischen Alterthums, obgleich sie keinen diplomatischen Werth für die Geschichte haben. Was Snorro aus alten Liedern geschöpft hat, ist unstreitig zuverlässiger, als was Adam von Bremen, Dittmar von Merseburg und Andere berichten. Strabo hält den Homer für glaubwürdiger, als die Geschichtschreiber. Das Kriterium, woran sich die Wahrheit der Sagen erkennen läßt, kann nur in der äußern und innern Uebereinstimmung mit dem Geiste des Volks, das sie besitzt, liegen. Wenn sie originell sind, und ihr Karakter mit dem Karakter der Zeit, woraus man ihre schriftliche Abfassung herleitet, im Widerspruch steht, so scheint zu folgen, daß sie aus einer frühern Periode seyn müssen. Diesen Satz haben die besten Geschichtforscher zugestanden *).

III) Die nordischen Mythen haben gar keine Bedeutung. Mit Mühe trägt man sie hinein, und am Ende sieht sich der gereinigte Geschmack doch genöthigt, sich mit Lächeln von den aufgestutzten Gestalten, deren Rohheit immer nicht ganz bekleidet werden konnte, wegzuwenden. Zum Beyspiel kann die erste die beste Fabel aus der Edda dienen. Man erinnere sich nur an die bekannten Mythen vom Ursprung

*) Uno v. Troil's bref rörande en Resa til Island, S. 143. Eichhorns Kulturgeschichte des neuern Europa, Erläuterungen Bd. I. S. 124.

sprung der Welt *). Daß alles aus dem Chaos entstanden ist, daß die Erscheinungen sich von der starren Masse durch einen belebenden Hauch der Gottheit losgerungen haben, ist eine Idee, die dem sinnlich denkenden Menschen natürlich ist, und die sehr erhaben dargestellt werden kann. Allein wie roh muß der Geist seyn, der ein Gebilde erschafft, wie es die eddischen Märchen zeigen! Wie abgeschmackt und albern wird diese Vorstellung in ihrer Ausbildung! Die Ideen der Grönländer sind poetischer und bedeutender. Sie glauben, der erste Mensch sey aus der Erde entsprungen, aus seinem Daumen habe sich die Frau entwickelt, und diese brachte den Tod in die Welt, indem sie sprach: laß diese sterben, damit die Nachfolgenden Platz bekommen **). Wenn wir diese Sage so, wie man die nordischen zu erklären gewohnt ist, deuten wollten, so könnte man sie für eine Bezeichnung des Naturzwecks, nur auf die Gattung und nicht auf das Individuum zu achten, ausgeben.

Jede Deutung der eddischen Fabel, sie sey politisch, moralisch, physisch oder philosophisch, muß mislingen. Dies wird sich deutlich offenbaren, wenn wir nur einen Blick auf die Art ihrer Entstehung werfen. Ihr Stoff ist historisch; Begebenheiten werden in ihnen erzählt und sogar in Beziehung auf einander. Nach dem Urtheile der alten nordischen Schriftsteller, die aus ihnen die Ruinen der Urgeschichte gesammelt haben, liegen ihnen Thatsachen zum Grunde. Jede alte Geschichte ist mythisch; der Geist eines Volks läßt sich auch aus seinen Fabeln erkennen, wenn sie ihm nicht von Fremden zugeführt sind. — Die skandinavischen Mythen verdanken ihre Ausbildung dem Eigennutz und individuellen Vorstellungen, Träumen und Visionen.

IV) Man hat die Idee, als wenn der ganze Haufe von Gottheiten und Götternahmen Gegenstände des Volksglaubens gewesen wären. Dies ist aber ganz falsch. Das Volk selbst besaß nur einige Hauptideen; besonders karakterisirt die Skandinavier die Vorstellung von dem Lohne der Tapferkeit

*) Fab. IV — VI. in der Edda Islandorum, nach Resenius Ausgabe.

**) Cranz von Grönland S. 269.

in der täglichen Verjüngung der im ewigen Gefecht in Walhalla sinkenden Heroen, und den übrigen, dahin gehörenden Bildern. Die Religion des grossen Haufens zeigt sich immer nur im Kultus; daher entspringt der Einfluß der Priester, die Vorsteher desselben sind, auf die Meinungen des Volks. Wenn man also glaubt, daß jeder Einzelne die Mitwirkung und Hülfe einer besondern Gottheit in allen seinen Geschäften erwartet habe, so irrt man: diese Vorstellung gehörte aufs Höchste zu den Skaldengeheimnissen.

V) Man scheint hin und wieder in unsern Tagen zu glauben, daß die skandinavischen Götter der griechisch-römischen Mythologie nachgebildet sind; allein hierin geht man offenbar zu weit. Schon die ältesten Schriftsteller, die das römische und griechische Alterthum kannten, wie z. B. Saxo, behaupten, daß sie mit den Römern nicht dieselben Götter gehabt hätten *). Wenn die Religion beyder Nationen nicht durchaus verschieden gewesen wäre, so würde sich Saxo, nach der Weise fast aller Schriftsteller des Mittelalters, diese Gelegenheit nicht haben entgehn lassen, um seine Nordbewohner den Römern gleich zu stellen.

VI) Daß aber in der Edda, selbst in der sogenannten Sämundinischen, eine Menge christlicher Vorstellungen durchschimmert, ist unläugbar und vielleicht am lustigsten, obgleich wieder seinen Willen, von Schimmelmann dargethan worden. Allein das Christenthum ist mit alten Vorstellungen verschmolzen, 1) um die alte Religion der neuern zu nähern und ihr dadurch im Anfange leichtern Eingang zu verschaffen. 2) Ein Theil der eddischen Sagen ward entweder erfunden oder so dargestellt, um das Heidenthum zu verspotten und lächerlich zu machen, wie z. B. Lokasenna.

Keiner der Vertheidiger der nordischen Götterlehre hat, soviel mir bekannt, den künstlerischen Werth derselben gründlich ausgeführt. Sie begnügen sich, mit schallenden, glänzenden Frasen zu ihrem Vortheil zu deklamiren. Die wenigen modernen Dichtungen, die mit Bildern aus der nordischen Vorzeit

*) Non habuimus cum Romanis mos eosdemque Deos. L. VI

Vorzeit versehen sind und für klassisch gehalten zu werden verdienen, sind, ihrem Inhalt nach, neu und stehen mit dem Geist des Alterthums geradezu im Widerspruch, wie es, wenn es der Raum verstattete, aus Beyspielen leicht zu beweisen seyn würde. Pram's Staerkodder ist nichts weniger als ein vollendetes Gedicht, obgleich Energie und Schönheit in einzelnen Stellen, besonders im Ausdruck, nicht zu verkennen sind. Folgendes pflegt man am gewöhnlichsten für die standinavische Mythologie und ihren heutigen Gebrauch anzuführen.

1) Man muß zwischen einer rohen und noch nicht ausgebildeten Mythologie nothwendig unterscheiden. — Warum? Dies ist die Frage, an deren Beantwortung hier alles gelegen ist und die man doch immer unterläßt. Was noch nicht ausgebildet ist, ist roh; ein drittes kann es nicht geben. Höchstens konnte man ein Mehr oder Weniger annehmen; aber was würde dadurch gewonnen werden?

2) Die römisch-griechische Mythologie ist gebildet, d. h. vollendet; das Genie kann in ihr nicht mehr erschaffen, dies aber kann es in der nicht ausgebildeten nordischen Fabelwelt. — Die Kenner des Alterthums werden diesen Satz auf keine Weise zugestehn; auch ist die Folgerung nicht ganz einleuchtend. Der Dichter kann die Mythologie nur als Symbol des Unendlichen, oder, wenn ich so sagen darf, der Mystik der Natur gebrauchen. Die Zeiten, wo mythische Schöpfungen als solche interessant seyn konnten, sind längst dahin; nur durch den Glauben konnten sie es werden, und höchstens haben wir jetzt nur noch die Freiheit, zu beklagen, daß die kalte Vernunft dem freien Spiel der Dichtung seine Lebendigkeit geraubt hat. — Was haben wir durch alle Poesien von Odin, Thor, Walhalla u. s. w? Märchen, die unterhaltender in der Tausend und Einen Nacht zu finden sind.

3) Es ist der Gebrauch der nordischen Mythologie zunächst den Völkern germanischen Stamms, als eine Pflicht gegen das Vaterland, zu empfehlen. — Wie lange wird man sich von einem thörichten Vorurtheil verführen lassen! Wir haben ein Vaterland, allein die Pflichten gegen dasselbe sind den Pflichten gegen die Menschheit untergeordnet. Die Universalität der Deutschen ist der liebenswürdigste

Zug in ihrem Nationalkarakter. Wir sind Menschen, und der unselige Unterschied, den die Völker unter sich gemacht haben, muß aufhören, wenn die Menschheit sich ihrem gemeinschaftlichen Ziele nähern soll. Mit dem Patriotismus endlich, der durch Erinnerungen an Herrmann, Odin und Walhalla erweckt werden soll, wird es überhaupt schlecht bestellt seyn. —

Zum Schluß noch ein paar Worte über die altdeutschen Gedichte, nach denen man noch immer unter dem Nahmen der von Karl dem Großen gesammelten Bardengesänge forscht. A priori läßt sich auf ihren Werth nicht schließen; und wenn ein Schluß erlaubt ist, so waren sie nur wilde Ausbrüche roher Natur, an deren Erhaltung nichts gelegen ist. Ein Freund der Litteratur, dessen Wille immer ehrwürdig bleibt, hat einen Preis von 100 Dukaten dem Wiederauffinder dieser Sammlung oder einzelner Stücke derselben versprochen. Er hätte getrost 2000 ausbieten können; denn Niemand kann das Unmögliche ins Reich der Wirklichkeit treten lassen. Das Athenäum *) bemerkt: 1) daß die Deutschen keine Barden hatten, 2) daß das berühmte Zeugniß des Eginhard gar nicht von den ältesten Liedern, etwa aus des Tacitus Zeiten, zu verstehen sey, und 3) daß sie wohl schon durch das Lied der Nibelungen diaskeuasirt auf uns gekommen seyn möchten. — Ich füge noch hinzu, daß Karl der Große keine Sammlung der Carminum antiquissimorum, wie man behauptet, veranstaltet habe; er ließ sie blos aufschreiben. Mythische, lyrische oder Kriegsgesänge lassen sich nicht erwarten, denn er richtete sein Augenmerk nur auf historische Gesänge, oder — Reimchroniken. —

Als gutes Hülfsmittel, die Mythologien der verschiedenen älteren und neueren Völker überhaupt kennen zu lernen, kann man das nachfolgende Werk empfehlen.

Allgemeines mythologisches Lexicon aus Original-Quellen bearbeitet. Von Fried. Majer, Gräfl. Reuß-Plauischem Rath ꝛc. Weimar im Industrie-Comptoir. Bis jetzt sind zwey Bände der ersten Abtheilung heraus, welche die nicht alt-klassi-

*) II. S. 306 ff.

klassischen Mythologien enthält. Diese beyden Bände gehen von A — J.

Mythos, s. Mythe.

Mythragyrth, jemand der mit falschen Heiligthümern die Einfältigen hintergeht.

Mytiliten, s. Mytuliten.

Mytilus, s. Miesmuschel, Th. 90, S. 64 fl. und unter Muschel, Th. 98, S. 231. 338.

Mytuliten, Mytiliten, Miryliten, versteinte Miesmuscheln, sind diejenigen fossilen Muscheln, welche lang, oben schmahl, unten breit sind, und ihr Schloß oben an der Endspitze haben. Sie sind gewöhnlich etwas gebogen, und die untere Hälfte ist kleiner als die obere. Ihre Größe ist von 1 — 3 oder $3\frac{1}{2}$ Zoll; doch gibt es auch ganz kleine wie Linsen. Viele haben noch ihre natürliche Schale, die aber sehr dünne, und dabey schwarz, schwarzblau oder schwarzbraun ist. Sie finden sich weit mehr im Gesteine als außer demselben. Diejenigen, welche ihre beyden Hälften noch beysammen haben, sind unter den übrigen am seltensten zu finden. In der Gegend des Schlosses sind sie gewöhnlich beschädigt. Auf den Steinplatten haben sie eine ungewisse Lage, und man findet oft auf einer Platte eine große Menge beysammen. Kammartige und glatte Chamiten, auch wohl Ammonshörner, sind nicht selten unter sie vermischt, zuweilen auch kleine Turbiniten. Kalkstein ist ihre gewöhnliche Mutter.

Mytulus, s. Mytilus.

Myxa, s. Rotz, Schleim.

Myxa, Myxaria, Myxus, Cordia Myxa L., schwarze Brustbeeren, s. unter Brustbeere, Th. 7, S. 132.

Myxine, so heißt im Linnéschen Systeme der Zoologie eine Gattung Wassergewürme. Nach

genauerer Untersuchung hat man aber gefunden, daß diese Geschöpfe eigentlich zu den Fischen gehören, und es ist ihnen der Nahme Gastrobranchus, Bauchkieme, beygelegt worden. Die eine nur bekannte Art, Myxine glutinosa Linn. nannte man sonst Schleimwurm; Blumenbach nennt sie jetzt Gastrobranchus coecus, Blindfisch, Schleimaal; andere auch Sauger.

Myxus, s. Myxa.

N. N.

N, der vierzehnte Buchstab des deutschen Alphabetes, und der dritte unter den Zungenbuchstaben, wird mit Anlegung der Zunge an den Gaumen und die Zähne und einem gelinden dabey durch die Nase gelassenen Laute ausgesprochen. Wegen dieses letztern Lautes, welcher vor den Hauch- und Gaumenbuchstaben sehr merklich ist, wird er auch der Nasenlaut genannt. Als ein für die Aussprache sehr leichter und einfacher Laut, welcher nach allen und vor den meisten andern Mitlautern ohne Mühe ausgesprochen werden kann, ist er auch einer von den flüssigen Mitlautern, oder sogenannten Halbvocalen oder Halblautern, unter welchen er die dritte Stelle einnimmt.

Die Aussprache des n vermittelst eines durch die Nase gelassenen Hauches ist in einer Sprache, in einer Mundart mehr gewöhnlich als in einer andern; selbst im Deutschen vor einigen Mitlautern mehr als vor andern. In der hochdeutschen Mundart ist dieser Nasenlaut gewöhnlich nicht stärker, als er zur vernehmlichen Hervorbringung des n unentbehrlich ist. Nur vor

den härteren Gaumenlauten g und k, wenn es mit denselben in einer Sylbe steht, ist dieser Nasenlaut überhaupt merklich, denn da wird es dunkel und fast so ausgesprochen, wie das französische n nach einem Selbstlaute in en, on, un; langen, krank, jung, Menge, singen, winken. Das Wort Sylbe wird hier etymologisch, nicht orthographisch verstanden. Denn ob man gleich theilet win-ken, Län-ge ꝛc.: so gehören doch nach der Abstammung alle diese Gaumenlaute zur Stammsylbe, und nach der Abstammung müßte man theilen wink-en, Läng-e. Wenn hingegen in Zusammensetzungen das n vor einem Gaumenlaute zu stehen kommt, so behält es seine gewöhnliche Aussprache, z. B. angenehm, Unkraut ꝛc. Vor den weicheren Gaumenlauten ch und j ist dieser Nasenlaut unmerklicher, denn da schmilzt es mit denselben am Gaumen gleichsam zusammen; manch, tünchen, so wie in den gemeinen Sprecharten auch vor dem i Linie, Pinie gleichsam Linje, Pinje. Zusammensetzungen machen auch hier eine Ausnahme, Unchrist, Sonnenjahr ꝛc.

Das n liebt die harten Gaumenlaute g und k so sehr, daß es sich ihnen in tausend Wörtern unberufen aufdringt, oder vielmehr manche Mundarten und Sprachen können das g und k nicht aussprechen, ohne ein n vor ihnen her schleichen zu lassen. Vermuthlich war diese nieselnde Aussprache ehedem ganzen Völkerschaften eigen; sie ist es auch noch jetzt zum Theil. Allein bey der unzähligen Vermischung der Völkerschaften von den frühesten Zeiten an, sind auch die Mundarten und Sprachen vermischt worden, und daher kommt es vermuthlich, daß die Abkömmlinge eines und eben desselben Stammwortes einer

und eben derselben Sprache bald ein n vor diesen Gaumenlauten haben, bald aber auch nicht. Für das Frago (brechen) tago (Niederf. ticken) pago (fügen) u. s. f. sagten die neueren Lateiner frango, tango, pango, behielten aber doch fregi, fractum, tetigi, tactum, pepigi u. s. f. bey. Für das Griech. und Lat. Lynx, haben wir Luchs. Für König sagen die gröberen Mundarten Köning und Konung, für Honig, Honing, für Pfennig, Pfenning.

So sehr das n die beyden harten Gaumenlaute liebt, so sehr liebt es auch die Zungenbuchstaben d und t. Wir haben unzählige Wörter in welchen entweder das n, oder das d und t nicht zum Stamme gehört, sondern bloß durch eine weichere Aussprache eingeschoben worden ist. In nackend für nacket, Barchent für Barchet ꝛc. hat sich das n eingedrungen, so wie sich in lebendig, morgend, wesentlich, ordentlich und anderen ein d oder t angehängt hat.

Vor den Lippenbuchstaben verwandelten die Griechen und Römer das n gern in den Lippenlaut m; comburere, impar ꝛc. Die Deutschen hatten den Uebelklang gleichfalls empfunden, und das n in vielen solchen Fällen in ein m verwandelt; empor, empfehlen, Imbiß, immaßen, Naumburg für Nauenburg ꝛc. wo das m die Stelle des n in dem Stammworte vertritt. Indessen sind doch noch Wörter genug übrig, wo das n dem Wohlklange zum Trotze geblieben ist; z. B. fünfe, Senf, Vernunft, sanft ꝛc. Daß das n in diesen Wörtern hart klinge, merken sogar die gemeinen Mundarten, welche daher gemeiniglich fümfe, Semf, samft, Vernumft ꝛc. sprechen.

Der Buchstab n dient übrigens allein oder in Gesellschaft mit andern Buchstaben und Zahlen zu verschiedenen Abkürzungen, von denen wir hier die gewöhnlichsten anführen wollen. In alten lateinischen Schriften heißt N nec, nepos, nisi, nomen, non, Nonius, noster, numerator, oder numisma. NBL. nobilis. Die alten Rechtsgelehrten setzten N. L. für non liquet.

N zeigte in älteren Zeiten 900 und, wenn ein Strich darüber gesetzt wurde 90000 an. Das griechische N bedeutete aber 50, wie es besonders auf alten Münzen noch vorkommt.

Auf den französischen Münzen ist es ein Zeichen der Münzstadt Montpellier.

Auf medicinischen Recepten setzt man es der Zahl vor, in welcher Ingredienzen, die nach Stücken gezählt werden, genommen werden sollen, wie denn N. oder No. sonst überhaupt eine Abkürzung für Nummer ist.

N. $\frac{2}{3}$tel heißt neue Zweydrittel, welchen Nahmen besonders die 16 gGroschenstücke, die im Hannöverischen und anderwärts geschlagen werden, führen:

N.B oder NB. ist so viel als Nota bene, das ist, merke es wohl. N. C. bedeutet bey dem Buchhalten Nostro Conto, das ist, unsre Rechnung. N. M. heißt auf den Münzen Nova Moneta N. N. ist so viel als Notetur Nomen, das ist, es soll der ausgelassene Nahme eingerückt werden; oder Nomen Nescio, das ist, man weiß den Nahmen nicht: und so auch, wenn man aus gewissen Ursachen Bedenken trägt, den Nahmen dieser oder jenen Stadt oder Person auszudrücken, so wird nur N. N. oder N. N. gesetzt. Nach dem du Fresne ist dieses Zeichen ungefähr im 11ten Jahrhunderte üblich gewesen worden,

worden, und zwar aus dem abgekürzten Illo oder Illa, welches man Ill. mit einem Querstriche durch die beyden ll zu schreiben pflegte, welche Abkürzung man nachmahls aus Unwissenheit für N. N. gehalten. Jenes, nähmlich das Ill. kommt in Marculphs Formeln und anderen Schriften vor dem eilften Jahrhunderte häufig vor.

N. S. bedeutet Notre Seigneur, unser Herr Christus. N. T. Novum Testamentum, das neue Testament. nom. noie, nomine, im Nahmen. Not. Caes. Publ. Notarius Caesareus publicus, öffentlicher Kaiserlicher Notarius. N. S. Nachschrift. N. T. Neues Testament. Nachm. Nachmittag.

Na, oder **Nagi**, auch **Tsikburasiba**, unter diesem Nahmen beschreibt Jablonskie in seinem allg. Lex. einen japanischen Baum, welcher mit den Lorberbäumen einige Aehnlichkeit haben soll, und von Kämpfer Laurus julifera folio speciosо enervi genannt worden ist.

Naama, oder vielleicht richtiger **Nemas**, so heißt das Gebet der Türken, welches sie täglich fünfmahl verrichten müssen; nähmlich beym Aufgange der Sonne, zu Mittage, gegen Abend, welche Zeit sie Lazaro nennen, beym Untergange der Sonne, und um 1 Uhr in der Nacht. Wie es bey diesem Gebete gehalten werde sehe man im Art. Muezzine, Th. 94, S. 707.

Nabal, und **Nabba** sind Nahmen des **Nashorns**.

Nabe, die, der hohle, in der äußern Mitte erhabene Cylinder in einem Rade, welcher um die Achse läuft, und in dessen äußerem Umfange die Speichen befestiget werden; in einigen Gegenden der **Nabel**. In engerer Bedeutung wird nur der vordere Theil dieses Cylinders die Nabe sonst auch die Röhre genannt, da denn

der mittlere erhabene Theil der Bock oder der Haufen, und der hintere der Stoß oder Vorstoß heißt. Es scheint, daß dieses Wort auch in dem Teich- und Wasserbaue einiger Gegenden eine Art Röhren bedeute. Im Niedersächs. lautet dieses Wort Nave, Navel, im Angels. Naf, im Engl. und Holländ. Nave, im Schwed. Naf. Es ist ein altes Wort von einem zahlreichen Geschlechte, welches überhaupt den Begriff des Hohlen hat, und wozu unter andern unser Napf und das Lat. Navis gehören.

Damit sich die Nabe inwendig nicht auslaufe, wird von dem Grobschmid ein eiserner Ring (der Rinken genannt), welcher auch die Büchse oder Buchse heißt, eingesetzt. Die andern Ringe, womit die Nabe von außen belegt wird, heißen die Nabenrinken; die beyden großen Ringe aber auf der Nabe, die beyderseits den Speichen am nächsten sind, nennt man Speichenrinken, hingegen denjenigen, womit die Nabe im Laufen an die Achse stößt, den Stoßrinken Da die Nabe die ganze Last des Wagens zu tragen hat, so muß gutes festes Holz dazu genommen werden; am gewöhnlichsten braucht man dazu Eichen-, Ulmen- (Rüstern-) oder Eschenholz. Holz von überalten Eichen, welches nicht zähe, sondern brüchig ist, taugt nicht dazu. Eichen vom Mittelalter, oder noch jünger, sobald sie nur die gehörige Stärke dazu haben, sind die besten. Naben von Eschen werden zu bald mürmelicht, wenn sie beständig unter freyem Himmel bleiben müssen, wo sie bald naß, bald trocken werden. Wo es an Eichen, Ulmen (Rüstern) und Eschen fehlt, aber nicht an Erlen, da wählen die Landleute das unterste

Stamm-

Stammende ausgewachsener Erlen, an welchem Theile dieses Holz die mehrste Festigkeit hat.

Bey der Verfertigung der Naben wird zuerst einem abgehauenen Klotze mit dem Handbeil die Gestalt der Nabe aus dem Groben gegeben, dies wird alsdenn zwischen die Docken des Drehrades des Stellmachers eingespannt, und mit dem Schrenk- und Schlichteisen glatt abgedrehet, wobey mit dem Krummzirkel die erforderliche Dicke nach allen drey oben gedachten Theilen abgemessen wird; man bildet endlich ihre Gesimse mit dem Stabeisen aus. Alles dieses wird mit den Handgriffen des Drechslers verrichtet. Und wenn man die Speichen des Rades eingepaßt und eingesetzt hat, bohret man mit dem Durchstecher auf der Bohrbank im Mittelpuncte ein Zoll weites Loch durch, und wenn die Felgen aufgefüget sind, das Achsenloch in erforderlicher Weite mit dem Radbohrer. Das Rad liegt dergestalt auf der Bohrbank, daß der Bohrer in dem hintern Stoß der Nabe angesetzt werden kann, und wird durch einige hölzerne Zapfen auf der Bohrbank gegen die Speichenstellen dergestalt befestiget, daß es sich nicht im Kreise umdrehen kann. Ein Stellmacher stellet sich auf das Rad, und richtet den Radebohrer senkrecht, zwey andere drehen den Bohrer vermittelst eines Hebebaums um, welcher mit zwey Ringen an dem Griffe des Radebohrers befestiget wird.

Uebrigens sehe man im Art. **Kutsche**, Th. 57, S. 279. 296. 316 fl. und 334. so wie in den Artikeln **Rad** und **Wagen** das weitere.

Nabel, der, bedeutet 1. überhaupt eine jede schneckenförmige runde Vertiefung, in welcher weitern Bedeutung es doch nur in einigen Fällen üblich ist. So wird der Schluß eines Gewölbes, we-

gen dieser Gestalt, welche man ihm zuweilen gibt, in der Baukunst der Nabel genannt; so wie auch die Mitte oben in einer Kuppel der Nabel der Kuppel heißt. In der Mathematik ist der Nabel der Punct in der Achse einer krummen Linie, welche am gewöhnlichsten der Brennpunct, Focus, genannt wird. Bey den neuern Schriftstellern des Thierreichs ist der Nabel an einer Schnecke, die gewundene Vertiefung unten an der Spindel oder Säule. S. auch Nabelstelle.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung ist der Nabel an den thierischen Körpern die gewundene runde Vertiefung in der Mitte des Schmerbauches, welche im Grunde gewöhnlich eine kleine runde Erhöhung hat, und die zurückgebliebene Narbe von der abgeschnittenen Nabelschnur ist *). Diese Narbe entsteht eigentlich aus der Zusammenwachsung der Haut mit dem Darmfelle und den Blutgefäßen, die vom Leibe des Kindes durch diese Gegend bis zur Nachgeburt gehen, und gleich nach der Geburt abgeschnitten werden. Diese Blutgefäße werden auch Nabelgefäße genannt (Vasa umbilicalia), und sie bestehen in einer Blutader und zwey Pulsadern und der sogenannten Harnschnur oder Harnader. Die Blutader führt das Blut aus der Nachgeburt oder dem Mutterkuchen in das Kind zurück, die Schlag- oder Pulsadern aber treiben

*) In der letzten Bedeutung schon bey dem Raban Maurus im 9ten Jahrhunderte Nabalo, bey dem Willeram Nabelo, im Niedersächs. und Engl. Navel, im Angels. Nafel, Navela, im Dän. Navle, im Schwed. Nafle, im Finnländ. Napa, im Lappländ. Naeppe, im Pers. Naf, und selbst im Malabarischen Nabi. Es kommt mit Nabe von einem Hauptstamme, aber gewiß nicht unmittelbar aus dem Lat. umbilicus.

treiben das Blut von der Frucht in die Nachgeburt. Mehr hiervon sehe man in den Artikeln Nabelbruch, Nabelgeschwulst, Nabelschnur und Nachgeburt.

Wenn bey neugebornen Kindern nach abgeschnittener Nabelschnur der Nabel nicht recht verwahrt und in Acht genommen worden, entsteht durch dessen Heraustretung oder andere Ausdehnung vermittelst des Schreyens ꝛc. eine Geschwulst des Nabels, welche man Nabelgeschwulst, oder, wenn es ein wirklicher Bruch ist, Nabelbruch nennt, und wovon in besondern Artikeln mehr gesagt werden wird. Um dergleichen Zufälle zu verhüten, pflegt man nicht nur ein kleines, von weicher Leinwand über einander geschlagenes Tuch, das Nabeltuch genannt, den Kindern auf den eingedrückten Nabel zu schlagen, sondern auch noch besonders bey der Beschickung des Kindes dieses mit einem aus weißer Leinwand lang und schmahl geschnittenen Streifen, welcher die Nabelbinde heißt, einzubinden und anzudrücken. Wenn man mit dem Umschlagen der Nabelbinde nicht zu lange fortfährt, verhütet man die Nabelbrüche um so gewisser. Auch muß man das Kind, bey gewissen Behandlungen auf dem Schoße, wenn es auf dem Rücken liegt, mit dem Kopfe nicht tief hinten herab, und mit dem Bauche hoch liegen lassen. Eine solche Lage kann sehr leicht einen Bruch hervorbringen.

Wenn sich ein geringes Austreten des Nabels zeigt, pflegt ein halbkugelförmiges, mit Leinwand überzogenes hohles Stück Bley, von der Größe eines preußischen Achtgroschenstückes, welches man mit Heftpflastern und Binden über dem Nabel befestiget, ein weiteres Vordrängen

des

des Nabels zu verhindern und in 1—2 Monathen dem Nabel solche Festigkeit zu geben, daß man hinfort beym Schreyen des Kindes kein weiteres Auftreiben bemerkt. Ist man wegen eines schon entstandenen wahren Bruches schon in Sorgen, so gibt man einem Stücke weißen Wachses, oder des gewöhnlichen Bruchpflasters, die Gestalt eines Knopfs nach der Größe des Bruchs, und leget dieses zwischen ein etliche Mahl zusammengelegtes Stück Leinen, von der Größe eines Thalers, das man mit Salzwasser angefeuchtet hat. Die etwas erhabene Seite des verfertigten Knopfs wird nach dem Nabel zugekehret, und eben dieselbe hat von dem leinenen Bausch nur eine einfache Bedeckung. So viel als möglich ist, sucht man die Mitte des Knopfs auf die Mitte des Bruchs zu bringen, und alsdenn legt man eine vereinigende Binde über. Das Salzwasser bereitet man aus gemeinem Wasser, in welchem so viel Küchensalz aufgelöset ist, als sich darin auflösen will. Man erneuere die Windeln fleißig, und dabey zugleich den Verband, ausgenommen das Wachs, wenigstens sehe man doch alle vier und zwanzig Stunden nach dem Verbande. Hiermit fährt man bey frischen Brüchen Wochen lang, bey den alten aber etliche Monathe hindurch fort.

Schwiert der Nabel, so kann man einen Theil Kalkwasser mit drey Theilen Rosenwasser vermischt, lauwarm, und Läppchen damit angefeuchtet, überbinden, oder das Bleypflaster überlegen.

Wäre die Nabelschnur bey der Geburt eines Kindes abgerissen oder zu früh abgegangen, so bedeckt man den Ort sogleich, wegen einer sonst tödtlichen Verblutung, mit Eichenschwamm, oder

oder anderem Zunderschwamme, der aber nicht mit Salpeter bereitet seyn darf, belegt diesen mit einem klebenden Pflaster, und befestiget alles mit leinenen Bauschen und einer Binde. Leget sich die Haut des Unterleibes nicht um die verletzte Stelle, oder ist der Riß so tief, daß das Blut in die Höhle des Leibes fließen kann, so stirbt das Kind an letzterem gewiß, und beym ersten fallen beym Schreyen die Gedärme heraus, und werden viel Noth machen, und den Tod bringen.

Daß man bey Thieren wenigere Beyspiele von Verblutungen durch den Nabel verspürt, wie man es bey dem Mangel des Unterbindens der Nabelschnur vermuthen müßte, soll nach den Wahrnehmungen des Herrn Boy nicht sowohl daher kommen, weil die Thiermütter die Nabelschnur bey ihren Jungen mit den Zähnen abtrennen und gleichsam quetschen, wodurch die Adern eher verschlossen werden als beym Abschneiden; als vielmehr daher, weil diese Absonderung der Nabelschnur immer etwas später geschieht, nachdem das junge Thier schon geathmet hat, wodurch das Blut einen neuen Umlauf bekommt, und nicht mehr so stark in die Nabelschnur pulsirt. Nach der Meinung des Herrn Boy hätte man aus dieser Ursache nicht nöthig, den Nabelstrang bey Kindern zu unterbinden, wenn man denselben erst nach einer gewissen Zeit, z. B. nach 19 Minuten mehr oder weniger, nach der Stärke und Lebhaftigkeit des Kindes durchschnitte. Herr Boy sagt aber nicht, ob er dergleichen Versuche bey Kindern wirklich gemacht habe *).

Böser

*) Abrégés sur les Maladies des femmes grosses, et de celles,

Böser Nabel, oder Nabelgeschwür, ist besonders ein Zufall der Schöpse, der von Unreinigkeit verursacht wird. Die Wolle legt sich, wenn der Schöps Wasser gelassen hat, an den Nabel, trocknet an, oder zieht sich wohl gar in die Harnröhre; dadurch bekommt der Nabel Hitze, und fängt wohl gar an in Eiterung und Fäulniß überzugehen. Die Schäfer schmieren solche Schöpse mit Leinöhl; das beste ist indeß, solche Schöpse, die diesem Uebel unterworfen sind, öfter zu waschen. S. auch Nabelgeschwür.

Viele Kälber kommen mit einem sogenannten doppelten Nabel auf die Welt, oder man bemerkt bey ihnen neben dem eigentlichen Nabel noch eine andere ziemlich starke Beule. Die eigentliche Ursache davon liegt in der zu zeitigen Vernarbung des zu kurz abgerissenen Nabelstrangs, welcher unter der Haut geronnenes Blut zurück hält, das nach und nach in Fäulniß übergeht. Die Aufschneidung dieser Geschwulst, gleich anfänglich, und die Herauslassung des steckenden Blutes oder Eiters, hebt das Uebel sehr oft, und macht ein sonst gutes Kalb auch zur Zucht tauglich. Wird dieses aber versäumt, so wird man ein solches Kalb schwerlich weiter als bis ins zweyte Jahr bringen, und diejenigen, bey denen man eine stete Feuchtigkeit um die Nabelbeule wahrnimmt, sterben gewiß schon im ersten Jahre. Da dergleichen Kälber gar nicht selten sind, so muß man hierauf um so achtsamer seyn, und dieselben, wenn man sie nicht gleich gründlich heilen kann, wenn sie sonst auch noch so gut gedeihen, zur Schlachtbank bestimmen.

Nach

les, qui sont accouchées etc. Par M. Boy. Paris und Besançon bey Croullebois 1758. 222 S. 8.

Nach dem gemeinen Aberglauben der Leute muß man den abgebundenen Nabel, eigentlich das einige Tage nach dem Unterbinden der Nabelschnur abfallende Endchen derselben, sorgfältig aufheben. Unter andern geben einige den Kindern an ihrem 7ten Geburtstage dasselbe, um zu sehen, ob sie den Knoten leicht auflösen könne, welches Glück bedeuten soll. Nach andern soll dieses ein Zeichen seyn, daß ein Kind leicht alles zu lernen im Stande seyn werde; und was dergleichen Meinungen mehr sind.

Daß Adam und Eva mit einem Nabel gemahlt werden, hat man mehrmahls getadelt, weil unsere Stammeltern, in so fern sie die ersten Menschen waren, die ihre Existenz auf einem andern Wege wie die übrigen von Weibern gebornen Menschen erhielten, keinen Nabel hätten haben können. Die Sache liegt uns zu entfernt, und wir sind zu wenig im Stande, uns eine Vorstellung von der Art der Hervorbringung der ersten Menschen zu machen, als daß wir es unternehmen könnten, darüber etwas sagen zu wollen.

3. Figürlich versteht man unter Nabel auch noch eine gewisse Stelle an den Früchten und Samen der Gewächse.

Nabel der Kernfrucht oder Steinfrucht, Umbilicus pomi, baccae, antri, drupae, der obere Theil von Apfelfrüchten, Beeren, Fruchthöhlen, Steinfrüchten, welche sich als Fruchtknoten unter der Blume fanden, welcher mehrentheils eine Vertiefung von dem vorigen Blumenboden bildet, die mit der vertrockneten Blumendecke umgeben ist.

Nabel des Samens, äusserer, Umbilicus seminis externus, Fenestra, Hilum, Samennarbe.

be. Der äußere Nabel des Samens ist die Oeffnung der äußern Samenhaut (testae), durch welche die Nahrungsgefäße von dem Samenbehältnisse, oder den die Stelle desselben vertretenden Theilen, in das Innere des Samens eindringen, und welche bey der Reife sich allezeit verengt oder schließet, doch so, daß dem Wasser und den Feuchtigkeiten der Erde noch leicht ein Zugang zu dem Kerne bleibt. Nach Gärtner ist er

1) oberflächlich, superficialis, dieser ist der häufigste und zugleich auch der einfachste, indem er nur in der Gestalt eines Loches, eines Porus, oder eines Närbchen erscheint, und der Samenhaut nur oberflächlich eingedruckt zu seyn scheint; z. B. bey Campanula, Digitalis, Phaseolus, Primula etc. Bey einigen aber ist er gleichsam abgeschnitten und mit einer abgeschabten runden Fläche umgeben; wie bey Staphylea, Aesculus etc. und wieder bey andern findet man ihn mit einem Flecken von bestimmter Gestalt und meistentheils von schneeweißer Farbe bezeichnet, z. B. mit einem herzförmigen bey Areca, Cardiospermum, mit einem linienförmigen bey Dictamnus, mit einem zweygabelichen bey Dracocephalum, und andern Quirlpflanzen.

2) ausgehöhlt, concavus; dieser stellt entweder eine dem Samen außen angeheftete Kugel oder Franze vor, z. B. bey Helleborus, Philadelphus, oder er ist als eine tiefe trichterförmige Rinne, die von der äußern Samenschale selbst inwendig bekleidet ist, eingegraben, wie bey Zingiber, Canna etc. Hierher gehören aber nicht a) jene weitere Oeffnungen der Samen von Menispermum, Limeum, Pavetta, und vielen Sternpflanzen; denn obgleich diese Samen von einigen im strengen Sinne genabelte genannt werden, so sind doch jene Löcher keine wahre Nabel, weil sie nicht in die innere Höhle der Testa, sondern bloß in die Wölbung des aufgeblasenen, linsenförmigen, ausgehöhlt gewölbten ꝛc. Samens führen; b) die Oeffnungen der Nüßchen bey verschiedenen Asperifolien, weil sie nicht der Samenschale, sondern dem Samenbehältnisse eingegraben sind, bey

dem

dem sie inzwischen als ein Nabel betrachtet werden können, indem die Nabelschnur durch sie durchgeht und sie von allen dem Nabel zugezählt werden.

3) gewölbt, convexus, dieser ist entweder in Gestalt eines kleinen Schnabels aus der Substanz der Testa selbst gebildet (z. B. Melampyrum, Sapota etc.), oder er ist schwammig und besteht aus einem Hügelchen von verschiedener, meistens schwammiger und weißlichter Substanz, und kommt sehr häufig in der Euphorbienfamilie vor, weshalb ihn auch Adanson unter die Charaktere dieser Familie mit aufgenommen hat; doch schickt er sich zu einem solchen Charakter nicht, denn a) ist er dieser Familie nicht ausschließlich eigen, indem er auch bey andern Pflanzen, z. B. bey Phylica, Cynocrambe, gefunden wird, b) fehlt er auch einigen wahren Euphorbien z. B. Croton, Hura, Clutia etc. ganz. Viele Aehnlichkeit mit dem gewölbten Nabel hat auch jenes krustige Wärzchen, welches bey den Samen der Palmen und einiger andern Pflanzen, z. B. Commelina, Tradescantia, die Lage des Embryos anzeigt; allein es ist kein wahrer Nabel, denn es ist nicht durchbohrt und blos aus der äußern Samenschale aufgetrieben.

4) mit Nebentheilen versehen, appendiculatus, wenn neben demselben Theile von besonderer Gestalt und Consistenz sich finden. Z B. bey Polygala sitzt ein vierzähniges Krönchen auf dem Nabel; bey Omphalobium Gaertn. Capnoides G. und Commersonia G. ist der Nabel beyderseits von einem weichfleischigten Blättchen, das im Umfange verschieden eingeschnitten ist, eingefaßt; bey Genista, Ulex und Spartium ist er mit einer schwammigten herzförmigen oder zweylappigen Schuppe umgeben; bey Chelidonium ist er mit einem sichelförmigen, gezähnelten und durchscheinend drüsigten Kamme gekrönt u. s. w.

In Ansehung der innern Theile, besonders des Embryos, ist die Lage des Nabels vierfach: denn entweder ist das Würzelchen des Embryos nach der Oeffnung des Nabels zugekehrt, situs obversus, oder es hat eine entgegengesetzte Lage, oppositus, oder der Nabel ist in der Mitte des Stengels vom Embryo, contrarius, oder er liegt in der Achse, der Embryo aber horizontal im Umkreise des Samens, de-

vius. Gaertner de fruct. et sem. plant. p. CXII. sqq.

Nabel des Samens, innerer, Umbilicus seminis internus. Der innere Nabel des Samens ist der Punkt, wo die Nabelschnur, oder der Bündel von Nahrungsgefäßen, in die eigene Haut des Kernes eindringt. Meistens trift er mit dem äußern zusammen, zuweilen geht aber die Nabelschnur, nachdem sie durch die äußere Schale des Samens durchgedrungen ist, weiter, endiget sich an dem entgegengesetzten Ende des Kerns, und bildet da einen gefärbten runden Fleck oder eine kleine Erhabenheit, welche Gärtner Chalaza nennt. S. Borckhaus. bot. Wörterb. II. 41.

Nabelbaum, auch Grübling, Omphalea Linn., ist eine Baumgattung, welche in die 3te Ordnung der 21sten Classe des Linnēschen Pflanzensystems (Monoecia Triandria) gehört, und folgende Kennzeichen hat. Die männlichen Blüthen haben vierblättrige Blumendecken, keine Blumenkronen, und enthalten einen Staubfaden mit 2 bis 3 Staubbeuteln. Die weiblichen Blüthen haben fünfblättrige Blumendecken, keine Blumenkrone, und ihr Staubweg ist mit einer dreyspaltigen Narbe versehen. Die fleischige dreyfächerige Samenkapsel enthält einzelne Samen.

1. Der zweymännrige Nabelbaum. Omphalea *diandra*, foliis ovatis. Linn. Syst. veget. p. 846. Omphalandria fruteſcens diffusa, foliis amplioribus ovatis petiolis biglandulis, racemis terminalibus. Brown. Jam. 334. Aublet hist. des pl. de la Guiane fr. II. 843. T. 328.

Er ist eigentlich ein Strauch, welcher an dem Strande von Guiana und Cayenne wächst, und an andere Bäume hinauf klettert. Er hat

dicke,

dicke, glatte, herzförmig zugespitzte, ungezähnte, am Grunde oben mit 2 Drüsen versehene langgestielte Blätter, mit 2 kleinen Blattansätzen. Die Substanz, welche die Samen umgibt, ist angenehm zu essen, nur muß man die eigentlichen Samenstücke mit dem Würzelchen herausnehmen, wenn sie nicht purgiren soll. Im Geschmacke kommt sie dem von unsern süßen Mandeln bey. Löst man einen Zweig von dem Strauche ab, so läuft sogleich eine häufige, klare, unschmackhafte Flüssigkeit heraus, welche man wie Wasser zur Löschung des Durstes gebraucht. Auf Leinewand macht inzwischen diese klare Flüssigkeit Flecken. Den Absud der Blätter, so wie auch die jungen Blätter gebraucht man zur Reinigung der Wunden und Geschwüre.

2. Der dreimännrige Nabelbaum. Omphalea *triandra*, foliis oblongis. Linn. l. c. Omphalandria foliis obovatis glabris ad basin biglandulis, floribus triandris. Brown. Jam. 335. tab. 22. f. 4.

Er wird zu Domingo gebaut, wo er unter dem Nahmen von Nußbaum bekannt ist, und man seine mandelartigen Samen, welche denen von dem Kaoutchoukbaume ähneln, zu essen pflegt. Die männlichen Blumen haben 3 Staubfäden. Die Blattstiele haben auch zwey Drüsen; die Blätter sind so groß wie eine Hand, länglicht und umgekehrt eyrund, stumpf, ungezähnt und nackt. In den Winkeln der Blätter entspringen je drey nackte Blumenstiele, die so lang sind, als die Blattstiele, und deren jeder eine Blume trägt. Aublet a. a. O. 846.

Nabelbinde, eine Binde, oder schmahler Streifen Leinwand, womit bey neugebornen Kindern der

Unterleib umwunden wird, um den Nabel nieder zu drücken.

Nabelblutader, eine Ader, welche das Blut aus dem Mutterkuchen in die Frucht oder das Kind zurückführt. S. den Art. Nachgeburt.

Nabelblutgefäße, darunter versteht man die Adern zusammengenommen, welche aus dem Kinde im Mutterleibe in die Nachgeburt oder den Mutterkuchen gehen und die Nabelschnur ausmachen. S. Nachgeburt.

Nabelbruch, Hernia umbilicalis, Omphalocele, ist derjenige Bruch, welcher entweder durch den Nabelring, oder zur Seite desselben durch eine Spalte in der weißen Linie hervordringt. Zuweilen sind die Nabelbrüche, besonders diejenigen, welche durch den Nabelring treten, ohne Bruchsack; dieses muß der Wundarzt wissen, damit er diese Brüche bey der Operation mit besonderer Behutsamkeit öffnet.

Nabelbrüchen sind vorzüglich Kinder unterworfen, und bey diesen entstehen sie oft blos durch heftiges Schreyen, zumahl wenn die Nabelbinde zu bald angelegt wird. Nie ist ein Kind mehr zu einem Nabelbruche geneigt, als gleich nach Absonderung des Nabelstrangs. In Erwachsenen werden Nabelbrüche oft durch die Bauchwassersucht veranlaßt. Auch Weibspersonen, die oft schwanger gewesen sind, und schwere Geburten gehabt haben, sind Nabelbrüchen sehr unterworfen, desgleichen auch oft sehr fette Personen, wenn sie mager werden. Uebrigens können auch Nabelbrüche von allen allgemeinen Ursachen der Brüche entstehen.

Zuweilen bringen Kinder einen Nabelbruch mit auf die Welt, der aber von den gewöhnlichen sehr verschieden ist. Als ein Fehler der ersten

sten Bildung ist er gemeiniglich von dem Mangel der äußern Haut und Bauchmuskeln um den Nabel herum herzuleiten, und die Bruchgeschwulst wird gemeiniglich nur von einer dünnen Haut bedeckt. Die Eingeweide treten hier nie durch den Nabelring, oder durch eine Spalte in demselben, sondern sie liegen immer in einem großen Sacke, der eine breite Grundfläche hat, und aus dessen Mitte oft die Nabelschnur entspringt. Gemeiniglich liegt in diesem Bruche die Leber; nicht selten enthält er auch einen großen Theil der Eingeweide des Unterleibes. Gewöhnlich sterben die Kinder; nur wenn der Bruch klein ist, kann man ihn allenfalls zu heilen hoffen.

In Nabelbrüchen liegt gewöhnlich das Netz, zuweilen allein, zuweilen nebst einem Darme. Im letztern Falle liegt das Netz immer vorn, ausgenommen, wenn das colon transversum im Bruche liegt. Außer den gewöhnlichen Beschwerden, die der Nabelbruch, so wie alle andere Brüche verursacht, veranlaßt er gemeiniglich nach der Mahlzeit Colikschmerzen.

Alle Beschwerden und Gefahren werden auch hier durch ein Bruchband gehoben, ja bey Kindern bewirkt es, wenn es lange genug getragen und sorgfältig angelegt wird, gemeiniglich eine gründliche Heilung. Höchstselten geschieht dieses bey den Nabelbrüchen Erwachsener.

Ein solches Nabelbruchband, Nabelbinde, oder Nabelgürtel ist entweder elastisch oder nicht elastisch. Für Kinder ist ein elastisches Bruchband beschwerlich, auch überflüssig. Herr Richter empfiehlt daher eine halbe, in etwas Leinwand gewickelte Muskatnuß auf den Nabel zu legen, diese mit einem einfachen klebenden Pflaster, und dann einer Zirkelbinde zu befesti-

gen. Damit sich die Binde aber nicht verschiebt, und das Pflaster nebst der Muskatnuß nicht abfällt, so läßt er den vordern Theil der Binde fast handbreit, denjenigen Theil aber, der an den Hüften liegt, wenigstens um zwey Drittheile schmahler machen, damit, wenn sie sich auch ein wenig hinauf- oder herunter schiebt, sie dennoch immer zum Theil die Muskatnuß befestiget. Damit sich die Binde nicht zusammen runzelt, läßt man sie von doppelter Leinwand machen, und an dem vordern Theile derselben, der den Nabel bedeckt, zwischen die zwey Lagen Leinwand ein Stück Leder legen, wodurch dieser Theil der Binde immer seine Breite behält. Wenn eine neue reine Binde angelegt werden soll, muß man, bevor die alte abgenommen wird, den Finger unter die Binde bringen, und mit demselben die Muskatnuß so lange auf den Nabel drücken, bis die neue Binde angelegt ist, damit der Nabel nicht wieder hervortritt. — Statt der Muskatnuß kann man eine Lage graduirter Compressen, oder irgend einen andern schicklichen harten Körper dazu wählen.

Zu einem nicht elastischen Nabelbruchbande für Erwachsene nimmt man ein 2 bis $2\frac{1}{2}$ Ellen langes und vier Querfinger breites Stück Barchent, macht in die Mitte desselben einen $\frac{1}{2}$ Elle langen Einschnitt, durch welchen bey der Anlegung der Kopf gesteckt wird. An das eine Ende näht man, und zwar zuerst an die beyden Ecken desselben zwey Bänder, welche mit dem Ganzen senkrecht und in gerader Linie fortlaufen. Zwey andere Bänder werden gleich über den vorigen an den Rand der Binde angenäht, so daß sie, wenn man das Ganze auf eine horizontale Fläche legt, mit dem Barchentstreif

streif auf jeder Seite einen rechten Winkel bilden. Zuletzt befestigt man an die innere Seite der Binde eine Pelotte mit Pferdehaaren, Kork oder Baumwolle angefüllt, und die, wenn sie recht gut anliegen soll, um den Rand herum einen kleinen Wulst haben muß. Bey der Anlegung steckt man zuerst den Kopf durch den angezeigten Einschnitt, so daß der längere Theil des Barchentstreifs perpendikulair über die Brust, und der kürzere längs dem Rücken herunterhängt. Nun führt man nach zurückgebrachtem Bruche die beyden obern Bänder, welche mit dem Rande der Binde zusammen hängen, um den Leib herum, und knüpft sie auf dem Rücken, besser aber, wenn sie lang genug sind, vorn über der Pelotte zusammen. Die andern zwey werden zwischen den Schenkeln hindurch geführt, und auf dem Rücken an die vorigen oder das obere Stück Barchent oder Leinwand befestiget.

Da der Bruch nicht immer gleich dick ist, nähmlich des Morgens kleiner, nach dem Essen dicker, da er beym Ein- und Ausathmen abwechselnd aufschwillt, und sich senkt, so folgt auch, daß dergleichen nicht elastische Bruchbänder sich nicht nach dieser Verschiedenheit richten können, indem sie entweder eine stärkere, unbequeme und oft schädliche Zusammenziehung nothwendig machen, oder daß sie nicht hinreichend drücken, folglich der Bruch alle Augenblicke durchschlüpfen kann.

Bey Erwachsenen daher kann man nur Sicherheit erwarten durch elastische Nabelbruchbänder, von welchen man einfache und zusammengesetzte oder doppelte hat. Ein einfaches besteht aus einer etwas breiten, runden oder ovalen Pelotte, und einem elastischen Halbzirkel, des-

sen beyde Enden in der nähmlichen geraden Richtung stehen, und der beym Halse keine Beugung nach unten hat, wie es sonst bey andern Bruchbändern der Fall ist. Bey Kranken, deren Nabelgegend mehr geschwächt ist, wird eine ovale Pelotte erfordert, in deren Mitte ein, einer Wallnuß großer vorstehender Kopf angebracht wird, welcher auf dem Nabel zu liegen kommt. Auch Herr Richter empfiehlt bloß ein gewöhnliches einfaches Leistenbruchband, das vorn mit einem Schilde versehen, an welchem inwendig eine kleine Pelotte befestiget ist. Indessen ist dieses und das vorhergenannte Bruchband, wegen der einzigen Seitenfeder, die sie nur haben, vor dem Verschieben nicht genug gesichert.

Hr. Theden hat das elastische Harz zu Nabelbruchbändern vorgeschlagen, und Hr. Juville hält es bey Kranken, die nicht fett sind, und wo der Bruch nur klein ist, für hinreichend. Da aber das elastische Harz, wenn es warm wird, seine Elasticität verliert, so hat man statt desselben spiralförmige Stahlfedern auf beyden Seiten der Pelotte vorgeschlagen. Indessen ist gegen beyde Arten noch dieses einzuwenden, daß sie ihren Druck auf den ganzen Umkreis des Unterleibes eben so stark als auf den Nabel ausüben, mithin die Pelotte auf den Nabel entweder nicht stark genug druckt, oder mehr, als es nöthig ist.

Vorzüglicher als diese Nabelbruchbänder sind die von William Squire *), welche aus einer Platte mit daran angeschraubter Pelotte, und zwey von der Platte abgehenden Seitenfedern,

*) J. W. H. Köhler's Anleitung zum Verband ꝛc. Leipzig, 1796. S. 202. Tab. VII. A. Fig. 2.

dern, die bey der Anlegung den Leib fest umschließen, bestehen. — Ein elastischer Bruchband von anderer Art ist das Suretsche, welches Herr Richter *) beschrieben, abgebildet, und in einem sehr hohen Grade verbessert hat. — Zwey Nabelbruchbänder des Hrn. Juville, wovon das eine Bell **) und das andere Hr. Hofer †) beschrieben und abgebildet hat. — Auch hat man eine Art von Alex. Monro dem älteren ††), welche aus einer Stahlfeder besteht, die man, nachdem der Bruch zurückgebracht worden ist, auf dem Nabel legt, und in dieser Lage durch eine Binde befestiget. Diese wird durch Riemen und Schnallen, so fest als nöthig ist, zusammengezogen.

Wenn, wie zuweilen geschieht, der Bruch angewachsen ist, oder wegen übel angelegter Bandage anwächst, in welchen Fällen an kein Zurückbringen des Bruchs zu denken ist, und ein Druck schädliche Folgen haben würde; so muß man statt einer converen Pelotte, eine concave wählen, welche den Bruch gleichsam wie in eine hohle Hand aufnimmt, und das weitere Hervordringen der Gedärme verhindert. Ist das Bruchband gut und mit Fleiß gemacht, so kann das Anwachsen nach und nach vermindert, und der Bruch allmählig zurückgebracht werden.

Nabelbrüche, die so groß waren, daß sie durch kein Bruchband zurückgehalten werden konnten,

*) Abhandlung von den Brüchen. Neue Ausg. Göttingen, 1785. S. 641. Tab. VII.

**) Lehrbegriff der Wundarzneykunst. Th. V. Leipzig, 1790. Tab. VIII. Fig. 6. 7. 8.

†) Lehrsätze des chirurg. Verbandes. Th. II. Erlangen, 1791. S. 278. Tab. XI. Fig. 77.

††) Sämmtliche Werke chir. und prakt. Inhalts. A. d. Engl. Leipzig, 1782. 8. Tab. IV. Fig. 4.

ten, hat man durch ein Corset von Fischbein, welches mit Schnallen befestigt wurde, sehr gut zurück gehalten.

Nabelbrüche klemmen sich nicht so leicht ein, als Leisten- und Schenkelbrüche, und wenn es geschieht, ist die Gefahr selten sehr dringend und nahe. Die Operation der eingeklemmten Nabelbrüche ist im Wesentlichen nicht von der Operation der eingeklemmten Leistenbrüche verschieden. Wie dabey aber eigentlich zu verfahren ist, und ob man das Messer dabey zu Hülfe nehmen müsse oder nicht, hängt von der Beurtheilung eines sachverständigen Wundarztes ab, den man sich anzuvertrauen hat.

Zur gründlichen Heilung der Nabelbrüche bey Kindern, hat sich Hr. Desault *) mit immer gleich glücklichem Erfolge der Unterbindung der Haut und des Bruchsackes bedient. Je mehr der Bruch zylindrisch, oder wurstförmig ist, desto mehr ist diese Heilmethode anwendbar. Nachdem das Kind auf den Rücken gelegt worden, bringt der Wundarzt die herausgetretenen Theile zurück, und verhindert das Heraustreten derselben vermittelst des Fingers; indem er die Haut, die die Basis der Geschwulst ausmacht, zugleich zurückschiebt, und den Nabel in die Höhe hebt und festhält, macht ein Gehülfe die Ligatur, indem er die Basis der Geschwulst verschiedenemahl mit einem gewächsten Faden umwindet, jeden Umgang aber besonders durch einen chirurgischen Knoten befestigt. Auf die in der Ligatur mit begriffenen Theile wird Charpie und eine dicke Kompresse gelegt, die durch verschiede-

ne

*) Auserlesene chirurgische Wahrnehmungen. A. d. Fr. B. IV. Frankfurt, 1794. S. 108.

ne Zirkeltouren einer Binde, die abwärts ein Skapulir hält, befestiget. Den ersten Faden legt man nur mässig fest an, so daß er zwar Entzündung, und mittelst derselben eine Cohäsion erregt, sich aber nicht absondert. Wenn dieser Faden locker wird, gemeiniglich den dritten Tag, legt man einen zweyten etwas fester an, worauf die Schmerzen etwas lebhafter werden. Den vierten Tag werden die unterbundnen Theile gemeiniglich schwarz, und den achten sondern sie sich ab. Das kleine Geschwür, welches zurück bleibt, heilt bey dem Verband mit trockner Charpie in kurzer Zeit.

S. Bernstein's praktisches Handbuch für Wundärzte. II Th. Leipzig 1799. S. 390 fl. und S. 13 fl.

Sömmering's Preisschrift über die Entstehung und Heilung der Nabel- und Leistenbrüche. Frankf. a. M. 1797.

Ein Nabelfleischbruch, oder Nabelfleischgewächs, Sarcomphalum, oder Sarcomphalus, ist das, wenn aus dem Nabel ein schwammichtes Fleisch auswächst, welches aus der weichen, rothen, und beym Berühren leicht blutenden Geschwulst erkannt wird. Man nennt ihn gutartig, wenn er von der beschriebenen Beschaffenheit, und bösartig, wenn er krebsartig ist, und aus blaulichtem schmerzhaften Fleische mit varicosen Blutadern besteht. Es entsteht solcher Bruch gemeinhin, wenn die Nabelschnur zu geschwinde abgerissen, oder der Nabel gar zu los und locker verbunden ist; ingleichen kann er aus einem Geschwüre entstehen. Der gutartige wird mit austrocknenden Mitteln, z. B. Aq. calcis, ingleichen mit Aetzmitteln, oder durch abbinden geheilt; der bösartige aber wird lindernd, wie ein Krebs behandelt.

Einige

Einige Aehnlichkeit im Aeußern haben auch die Nabelgeschwülste, wovon ein eigner Artikel weiter unten vorkommen wird.

Bey Thieren kommen auch Nabelbrüche vor, wenn nähmlich das Netz, oder die Gedärme, oder Wasser, oder Dunst, durch den Nabelring, oder nahe bey demselben heraustreten, oder sich dort anhäufen und eine Geschwulst erregen. Man muß diese Krankheit genau von dem so genannten doppelten Nabel, wovon im Art. Nabel die Rede war, unterscheiden, welches man theils durch die Größe, theils durchs Gefühl zu thun vermögend ist. Man schiebt daher mit den Fingern die Geschwulst nach vorwärts, und untersucht zu gleicher Zeit mit den Fingern der andern Hand den Grund der Geschwulst, ob nicht eine Oeffnung vorhanden ist, die in die Bauchhöhle führet, durch welche das Netz, u. s. w. herausgetreten ist. Ist dieses, so kann man auch gewiß versichert seyn, daß es ein Nabelbruch ist. Findet man im Gegentheil keine Oeffnung, so ist es entweder eine Balggeschwulst, oder irgend eine andere widernatürliche Anhäufung von Feuchtigkeiten.

Junge Thiere haben, so wie die weiblichen, dazu mehr Anlage, als alte ausgewachsene, und bey erstern darf man nur eine Heilung erwarten, wenn der Bruch noch neu ist. Man öffnet die Hautbedeckungen und den Bruchsack, schiebt das Ausgetretene zurück, heftet die Wunde zu, legt den Thieren eine Binde an, um die Theile zurück zu halten, und füttert sie mit leicht verdaulichen Nahrungsmitteln, um die Eingeweide nicht zu sehr dadurch auszudehnen. Damit muß man bis zur vollkommenen Heilung fortfahren.

S. Frenzel's praktisches Handbuch für Thierärzte. II Th. Leipz. 1795. S. 786.

Nabelbruchband, s. im vorstehenden Artikel, oben, S. 641.

Nabeldarmbruch, ein Nabelbruch, in so fern er herausgetretene Gedärme enthält. S. den Art. Nabelbruch.

Nabelflechte, Umbilicaria, der neuern Botaniker, s. im Art. Lichen, Th. 77, S. 600 fl. Acharius begreift die mehresten der sonst sogenannten Umbilicarien oder Nabelflechten in seinem Methodus Lich. unter dem Nahmen Gyrophora. Sonst verstand man unter Nabelflechte auch wohl den Lichen omphalodes Linn. S. im Art. Lichen a. a. O. S. 647.

Nabelfleischbruch, Sarcomphalum, s. im Artikel Nabelbruch, oben, S. 647.

Nabelfleischgewächs, ist so viel als Nabelfleischbruch.

Nabelgefäße, s. Nabelblutgefäße, oben, S. 640.

Nabelgeschwulst, auch das Austreten des Nabels, ist eine Geschwulst des Nabels, bey welcher kein Austreten eines Stückes Darm oder Netz (wie bey den sonstigen Nabelbrüchen) statt findet, sondern worin entweder Dunst, Wasser, Blut oder Eiter befindlich ist; auch kann sie aus einer Balggeschwulst entstehen. Bey der Windgeschwulst (Emphysema) kann die Luft den Nabel heraus treiben; die Luft wird nach Sömmering's Meinung aber durch die lymphatischen Gefäße wieder eingesogen, wenn man äußerliches Reiben und geistige Bähungen anwendet. S. Luftgeschwulst, Th. 81, S. 404.

Wenn

*) De morbis vasorum absorbentium corp. hum. etc. Francof. ed Moen. 1795. 8. §. XLIX.

Wenn sich Wasser in einer Nabelgeschwulst befindet, so kann dieses Folge der Bauchwassersucht seyn, aber auch bey Kindern manchmahl ohne Wassersucht vorkommen. Man nennt diesen Zufall **wässerige Nabelgeschwulst**, auch **Wassersucht am Nabel, Hydromphalus.** Diese Geschwulst ist weich und durchsichtig, die Haut ist stark aufgetrieben und zugleich glänzend, jedoch nicht entzündet; man fühlt eine schwappende Bewegung in der Geschwulst, und ist nicht im Stande, sie zurück zu bringen. Wenn die Bauchwassersucht geheilt wird, welches aber bey Kindern selten gelingt, so verschwindet auch diese wässerige Nabelgeschwulst von selbst.

Auf eine wässerige Nabelgeschwulst legt man äußerlich zertheilende, anhaltende und stärkende Mittel, und sucht solche damit zu zertheilen. Kann man dadurch den gewünschten Endzweck nicht erlangen, so sticht der Wundarzt einen Troiker mitten in die Geschwulst hinein, und läßt das Wasser durch die zurückgebliebene Röhre ausfließen. Ist das Wasser gänzlich ausgeflossen, so legt man einen Charpiebausch nebst einer oder zwey Compressen auf, und befestigt alles mit der Leib- und der Schulterbinde.

Von Quetschungen können Geschwülste entstehen, welche mit Blut angefüllt sind, und wogegen ebenfalls gewürzhafte in Wein gekochte Kräutersäckchen mit Nutzen angewendet werden können. Eitergeschwülste am Nabel bestehen eigentlich aus oberflächlichen Eiterungen, welche nach dem Abfallen des Nabelstranges entstehen, und bloß einen trocknen Verband erfordern.

Wenn die Nabelgeschwulst in einen Balg eingeschlossen ist, wird sie wie eine andere Balggeschwulst behandelt.

Die

Die Nabelgeschwülste bey Thieren werden, je nachdem sie von angehäuftem Blute, Wasser, Wind ꝛc. herrühren, auch mit verschiedenen Nahmen belegt, und z. B. Nabelwassersucht, Nabelwindbruch ꝛc. genannt, und man muß auch hier diese Geschwülste mit den eigentlichen Nabelbrüchen nicht vermengen. Ist die Geschwulst von einer Flüssigkeit veranlaßt worden, so sucht man sie durch den Stich eines Troikers auszuleeren, und durch stärkende, zusammenziehende Mittel, die umgebenden Theile zu stärken, und eine neue Anhäufung zu verhindern. Ist es eine Balggeschwulst, so sucht man diese durch das Messer auszuschälen ꝛc.

Nabelgeschwür, Empyomphalus, ist eine Eitergeschwulst am Nabel, welche entweder von einer vorhergegangenen Entzündung, oder Absetzung einer krankhaften Materie entsteht, übrigens aber wie ein anderer Abscess oder Geschwür behandelt wird.

Bey den männlichen Schafen, die in schmutzigen Ställen gehalten, oder in übler Witterung ausgetrieben werden, entstehen dergleichen Nabelgeschwüre oder böse Näbel, bisweilen durch Anlegung der Wolle, welche denn überdem noch öfters durch den Urin feucht und fressend gemacht wird. Man kann indeß der Entzündung und Eiterung vorbeugen, wenn man zeitig genug den Schmutz abwäscht, und überhaupt für mehrere Reinlichkeit der Thiere sorgt.

Nabelgürtel, eine Art der Nabelbinden oder Nabelbruchbänder; s. im Art. Nabelbruch.

Nabellöcher, eine Art der Pflanzenthiere, und zwar aus der Gattung der Seelöcher; bey Linné Tubularia Acetabulum.

Nabelkraut, I. der Nahme einer Pflanzengattung, welche bey Linné Cotyledon heißt, und in die 4te Ordnung der 10ten Classe, **Decandria Pentagynia**, seines Systems gehört. Die sehr kleine Blumendecke ist 4- bis 5-spaltig, so wie die glockenförmige Blumenkrone, welche noch 5 vertiefte Schüppchen um die Fruchtknoten enthält. Die 8-10 Staubfäden haben vierfurchige Staubbeutel. Die Staubwege der 4 bis 5 Fruchtknoten haben einfache Narben. Die fünfbauchigen Samenkapseln springen nach innen zu der Länge nach auf und enthalten viele Samen.

Von den jetzt bekannten 24 Arten wachsen viele am Vorgebirge der guten Hoffnung, andere in andern entfernten mehrentheils warmen Ländern; nur ein Paar werden auch in dem südlichen Europa angetroffen. Da von dem Nutzen dieser Pflanzen aber so wenig bekannt ist, so will ich hier bloß des **gemeinen Nabelkrautes** erwähnen, das schon am längsten bekannt ist, und auch öfters in Gärten als Zierblume gezogen wird. Dieses ist Cotyledon *Umbilicus*, foliis peltatis crenatis, caule subsimplici, floribus pendulis, bracteis integris. Linn. Spec. pl. ed. Willd. Tom. II. P. I. p. 757. Cotyledon umbilicus veneris. Blackw. herb. Tab. 263. Ursprünglich wächst diese Pflanze in Palästina, desgleichen in Portugal, Spanien, Italien, Frankreich, und selbst in England wild, und wird insgemein **Frauen-Nabel** oder **Nabelkraut** auch **Nabelpflanze**, von den Holländern Navelkruid, von den Engländern Navelwort, von den Franzosen Escudes, von den Italiänern Bellico di Venere, zu Toscana Capertojole, und von den Spaniern Vasillos genannt. Sie ist eine zweyjährige Pflanze, und liebt zu

ihrem

ihrem Aufenthalte Felsen, alte Mauern und Gebäude. Ihre Wurzel ist entweder lang und kriechend, oder knollicht; die Blattstiele entspringen unmittelbar aus der Wurzel, und sind zum Theil ungefähr einer Querhand lang oder länger, und dem Mittelpunkte der Blätter einverleibet. Die Blätter haben fast die Figur von dem umgekehrten Deckel eines Topfs, und ihr aufwärts gebogener Rand ist entweder glatt oder ungezähnt. Zwischen den Blattstielen kommen einer oder etliche fast nackte, ästige Stengel hervor, die zuweilen bey drey Schuh hoch werden, und sowohl, als ihre Aeste, sich in einfache Blumentrauben endigen, die an zahlreichen, kurzen Seitenstielchen weißlicht, oder grünlichtgelbe, aufrechtstehende Blumen tragen. Man brauchte ehmals diese Pflanze als ein kühlendes Mittel bey Entzündungen und andern von Hitze entspringenden Uebeln, in der Arzneykunst, fast wie die Hauswurz (Sedum), womit seine Kräfte ziemlich überein kommen. Sie blühet im Junius.

II. Eine andere Pflanze, die einige gleichfalls Nabelkraut nennen, ist eine Art des Löwenmauls, Antirrhinum, und zwar Antirrhinum Linaria Linn. S. Linaria, Th. 79, S. 216 und die dort gegebenen Nachweisungen.

III. Auch das Bupleurum rotundifolium Linn. führt bey einigen diesen Nahmen. S. Durchwachs, Th. 9, S. 779.

Nabelloch, oder **Nabel** schlechthin, so heißt die Höhlung in der Achse oder Spindel, um welche sich die Gewinde der Schnecken drehen. Die meisten Conchyliologen geben auch diesen Nahmen denjenigen Oeffnungen oder Vertiefungen, welche sich in der Mitte der plattgedrückten Schnecken, der Ammonshörner ꝛc. befinden.

Nabeln, ist nur im gemeinen Leben üblich. Ein Kind nabeln, den Ueberrest der abgeschnittenen Nabelschnur einbinden und eindrücken.

Nabelöffnung, Oeil de Dome, so heißt in der Baukunst die Oeffnung im Nabel eines Kugelgewölbes, oder der Mittelpunkt einer Kuppel, die bisweilen offen, bisweilen aber auch mit einer Laterne versehen ist.

Nabelpflanze, s. Nabelkraut.

Nabelpflaster, darunter versteht man die Heftpflaster, womit man auf dem Nabel der Kinder, wenn dieser durch vieles Schreyen widernatürlich hervor tritt, einen kleinen Tampen oder Charpiestöpsel befestigt. Man legt hierauf noch eine Compresse, über welche man auch noch eine kleine Bleyplatte legen kann; welches alles man mit einer Nabelbinde befestigen kann.

Nabelsalbe, so heißt eine Art des Muskatenöhls, welche man gewöhnlicher Muskatenbutter nennt.

Nabelsame, so nennen einige das Galium rubioides L. s. unter Labkraut, Th. 58, S. 13.

Nabelsamenkraut, ist ein Nahme des Cynoglossum Omphalodes Linn., welches eigentlich Frühlings- oder nabelförmige Hundszunge heißt, Th. 26, S. 586 aber hierher gewiesen ist. Diese artige Gartenblume wächst eigentlich in Portugal, Spanien und Oesterreich in den Wäldern am Fuße der Gebirge wild und liebt eine kalte Lage. Sie hat eine perennirende horizontal liegende Wurzel, und treibt einen einfachen, ungefähr einen halben Schuh hohen Stängel, welcher mit gestielten, eyrunden, ungezähnten, spitzigen Blättern besetzt ist, und am Ende eine lockere Traube von schön himmelblauen Blumen trägt, und aufrecht ist. Die Blüthzeit ist sehr bald im Frühlinge, den Sommer über aber

aber treibt die Pflanze auf dem Boden liegende kriechende Zweige aus der Wurzel, die nicht blühen.

Nabelschild, in der Wapenkunst, ein Wapenschild, das auf der Nabelstelle gelegt ist.

Nabelschnecke, diesen Nahmen führen verschiedene Schnecken aus der Gattung Helix, von welchen die eine, nähmlich Helix citrina auch Nabelschnirkel heißt.

Nabelschnur, eine häutige Röhre, in Gestalt einer dicken Schnur, welche aus zwey Puls-, einer Blutader und der Harnröhre besteht, und das Kind im Mutterleibe mit dem Mutterkuchen oder der Nachgeburt verbindet. Die Länge der Nabelschnur ist gemeinhin der Länge des Kindes gleich, bisweilen aber beträgt sie wohl 2-3 mahl so viel, so wie es auch Beyspiele von sehr kurzen Nabelschnüren gibt. Ihre Dicke ist eben so verschieden, am häufigsten ist sie etwa einem Daumen gleich. Je stärker die Nabelschnur ist, desto mehr und vollkommner pflegt sie gewunden zu seyn. Das Gegentheil findet bey dünnen Nabelschnüren statt, bey denen bisweilen keine Spur der Umwindungen zu bemerken ist. Die beyden Pulsadern der Nabelschnur entspringen von beyden Seiten aus den Darmpulsadern des Kindes, und führen das Blut des Kindes in den Mutterkuchen, von wo es durch die Blutader, welche im Durchmesser so weit als die beyden Pulsadern zusammen genommen ist, wieder zurück geführt wird. Diese Blutader geht durch den Nabel zur Leber des Kindes. Als etwas besonderes ist zu bemerken, daß diese Blutgefäße bey ihrem Laufe in der Nabelschnur keine Aeste von sich geben, ferner daß die Blutader keine Klappen hat, und daß die Nabelschnur, so wie

der Mutterkuchen ohne Nerven ist, wodurch dem Kinde also alle schmerzhafte Gefühle erspart werden, die ihm etwaniger Druck oder andere Zufälle dieser Theile verursachen müßten. Der Mangel der Klappen in der Blutader wird vielleicht durch die sehr oft an derselben befindlichen Knoten ersetzt, welche man Krampfadergeschwülste nennt, und woraus die Hebammen öfters allerley, besonders die Anzahl der nachfolgenden Kinder zu prophezeihen wissen, welche Weisheit man ihnen gern läßt, da diese noch ziemlich unschädlich ist.

In der Nabelschnur können aber auch wahre Knoten, d. i. solche Umschürzungen der Nabelschnur entstehen, als wenn man einen Knoten in Zwirn macht. Wenn sich diese zufällig zu stark zuziehen, so daß der Lauf des Geblütes dadurch in etwas gehemmt wird, so kommt das Kind natürlich in Gefahr zu sterben. Dieser Vorfall ist bey dünnen und sehr langen Nabelschnüren eher möglich, als bey kurzen und dicken. Auch hat man nicht selten Fälle, daß die Nabelschnur um den Hals, Bauch, Arm, Füße des Kindes umwickelt ist, welches alles von vielen unregelmäßigen Bewegungen des Kindes im Mutterleibe herrührt.

Der Nutzen der Nabelschnur wird sich aus dem Art. Nachgebuhrt ergeben.

So wie ein Kind geboren wird, die Nachgebürt mag gleich mit kommen oder nicht, und es durch einen Schren oder sonst Spuren der Thätigkeit seiner Lunge gibt, wird die Nabelschnur 3 — 4 Finger breit vom Nabel mit einem starken flächsenen Faden oder festem Bande, nicht zu fest umwickelt und verbunden, nachdem man zuvor das Blut aus derselben gegen die

Nach-

Nachgeburt hin ausgestrichen hat *). Darauf schneidet man die Nabelschnur hinter dem Verbande, nach der Nachgebuhrt zu, mit einer Schere ab, wickelt um das übrig gebliebene der Nabelschnur am Kinde ein leinenes Tüchlein, legt auf den Bauch über den Nabel eine Compresse, und umwickelt alsdann den Leib etliche Mahl, aber ja nicht sehr fest, mit einer vier Finger breiten Nabelbinde, damit die Compresse und das Tüchlein nicht abfallen kann, wo denn nach etlichen Tagen sich die ausgedörrte Nabelschnur von selbst ablöset. Das am Nabel sitzen bleibende Ende der Nabelschnur legt man gewöhnlich nach dem Kopfe des Kindes zu, am besten etwas gegen die linke Seite hin, und nicht nach den Füßen, damit, wenn etwa die abgeschnittenen Adern noch wieder zu bluten anfangen sollten, das Blut nicht so leicht auslaufen könne. Das Blut in diesem Endchen der Nabelschnur nach dem Körper des Kindes hin zu streichen, wie es ehedem wohl einige unverständige Hebammen im Gebrauche gehabt haben, ist sehr zu tadeln, und man hat Beyspiele von sehr gefährlichen Zufällen, die dadurch entstanden sind. Man preßt nähmlich dadurch in den Körper des Kindes Theile hinein, die in der Beschaffenheit, wie sie einige Augenblicke nach der Geburt sind, nicht in den Körper desselben gehören, und also Unordnungen veranlassen müssen.

*) Dieses geschieht nicht darum, um die Blattern zu verhindern, wie man hierin ehemahls ein Schutzmittel gegen dieselben zu finden glaubte, das aber ganz unwirksam befunden wird; sondern um den faulen Geruch der Nabelschnur zu verhüten, und sie eher zum Trocknen und Abfallen zu bringen.

Bey scheintodt gebornen Kindern muß man die Nabelschnur nicht eher unterbinden und abschneiden, als bis das Kind wieder zu sich gekommen ist; und wenn die Nachgeburt gleich oder bald mit kommt, muß man sie mit dem Kinde so lange in ein blutwarmes Bad tragen, bis die Bemühungen, das Kind zu sich zu bringen, geglückt sind. Ein scheintodtes Kind hat nähmlich noch keinen Gebrauch von seiner Lunge gemacht, und das Blut, so lange es noch pulsirt, läuft, wie im Mutterleibe, noch durch die Nabelschnur in den Mutterkuchen und von daher zurück. Wollte man also die Nabelschnur zu früh unterbinden, ehe das Blut den Weg durch die Lunge gefunden, welcher nur durch das Athmen eröffnet wird, so würde man das Kind nur um so viel eher vom Scheintode zum wirklichen Tode bringen. Wie man ein solches Kind behandeln müsse, um es herzustellen, ist im Art. Kind, Th. 37, S. 557 fl. gezeigt. Auch findet man daselbst Fälle angegeben, in denen es zuträglich ist, vermittelst der abgeschnittenen Nabelschnur noch etwas Blut abzulassen.

Wenn ein Kind aufgewickelt wird darf man niemahls an dem Stück Nabelschnur ziehen, weil es sonst leicht abreißt, und das Kind sich verbluten kann. Zuweilen fallen die vorher vom Blute aufgetriebenen Gefäße der Nabelschnur zusammen, der Verband wird locker, und das Kind ist in Gefahr sich zu verbluten; man sehe daher von Zeit zu Zeit nach, wie es mit der Unterbindung steht. (Man sehe hierüber auch Th. 37, S. 547 fl.)

Man gebe nicht zu, daß die Hebamme, nachdem der Rest der unterbundenen Nabelschnur völlig abgefallen ist, die Nabelbinde noch

länger

länger anlege. Läßt man sie noch länger zusammen gebunden, so entsteht daher leicht ein Bruch. Der Rest der Nabelschnur fällt von selbst ab, wie ein dürres Blatt, oder wie der Stiel eines reifen Apfels von der Natur abgesondert, und zum Abfallen gebracht wird. Alle Künsteleyen, dieses Abfallen zu befördern, sind ganz überflüssig. Würde auch keine Nabelbinde angelegt, so würde die unterbundene Nabelschnur von selbst abfallen. Die meisten Nabel- und Leistenbrüche entstehen, wie Sommering *) vortrefflich gezeigt hat, aus der erwähnten Behandlung vom zu scharfen Unterbinden der Nabelschnur.

Zu den abergläubischen Vorurtheilen, welche man in älteren Zeiten von der Nabelschnur unterhielt, gehörten unter andern folgende. Man glaubte, daß die calcinirte Nabelschnur, eben so wie die Nachgeburt, 2 Loth täglich im abnehmenden Monde mit Staubwurzwasser eingenommen, Kröpfe vertreiben sollte. Auch sollte dieses Mittel gegen die Epilepsie, so wie gegen die Wirkungen der Liebestränke schützen, und Monkälber und todte Früchte abtreiben. Um Würmer zu tödten, Mutterkrankheit und Nachwehen abzuwenden, rieth man auf einmahl einen Skrupel in warmer Hühnerbrühe zu nehmen. Dann mußte es aber die Nabelschnur von einer zum ersten Mahl Gebärenden und zwar von einem Knaben seyn. Sommersprossen und Muttermähler sollen gleichfalls hierdurch vertrieben wer-

*) Ueber die Ursachen und Verhütung der Nabel- und Leistenbrüche, eine Preisschrift. Frankf. am Mayn. 1797. S. 27—65 ꝛc.

den können. Doch unsere Aerzte wissen von allen diesen gerühmten Wirkungen keine Sylbe.

Bey den Thieren reißt die Nabelschnur, wenn die Frucht aus den Geburtstheilen heraus, oder wie man sagt, geboren ist, meistens von selbst ab, ohne daß dadurch eine Verblutung veranlaßt wird; auch heilen die vom Thiere selbst abgerissenen oder gebissenen am besten. Viele Land- oder Gestüttleute pflegen bey den Hausthieren die Nabelschnur zu unterbinden, wenn die gebärenden Thiere sehr schwach sind, um nach der Geburt gleich aufzustehen. Nur aber in diesem Falle muß man eine Abbindung der Nabelschnur vornehmen, sonst allemahl der Natur oder dem Thiere den freyen Willen lassen. Man bindet, ungefähr einen Zoll oder zwey Querfinger weit von dem Bauche hinweg, mit einem Bindfaden den Nabelstrang zusammen, und schneidet ihn darauf einen starken Zoll weit vom Bande, gegen die Mutter zu, ab.

Statt der Abschneidung oder Abbindung des Nabelstranges haben viele Schriftsteller das Abreißen des Nabelstranges anempfohlen, um der Natur nachzuahmen. Ob nun schon diese Weise, wenn sie vorsichtig unternommen wird, dem jungen Thiere auf keine Art nachtheilig werden kann: so darf man sie dennoch nicht im Allgemeinen anempfehlen, weil die Thiere meistens von solchen Menschen — denn nicht immer und überall sind gutdenkende gegenwärtig — behandelt werden, denen es an Gefühl und Geschicklichkeit mangelt, einen solchen geschickten Riß anzubringen. Nicht selten entstehen daher in so vielen, sonst sehr gut eingerichteten Stutereyen, die Nabelbrüche. Deswegen muß man in Nothfällen lieber bey der Abbindung bleiben. — Ist

die

die Nabelschnur um ein Bein, oder andern Theil des Körpers geschlungen, und die Geburt dadurch erschwert oder wohl gar unmöglich gemacht, so kann sie ohne alles Bedenken zerschnitten und unterbunden werden.

Von der nicht verbundenen Nabelschnur, als einer Ursache des Kindermordes, s. unter Kindermord, Th. 37, S. 758 fl.

Ueber die Nabelschnur und die bey derselben sich zeigenden besondern Vorfälle sind insonderheit noch folgende Schriften nachzusehen:

Richter's chirurgische Bibliothek I. B. II. St. S. 179. II. B. III. St. S. 76.

Taschenbuch für Wundärzte 1789. S. 150.

Neue Sammlungen für Wundärzte III. S. 142. XI. S. 19.

F. A. Weiz neue Auszüge aus Dissertationen für Wundärzte XVI. S. 49. 80. XVIII. S. 2. 174. 177.

Nabelschnurbinde, ist eine aus Leder oder weichem Felle bestehende Binde die dazu dient, in besondern Umständen die Nabelschnur schon im Mutterleibe zu unterbinden. Die Beschaffenheit dieser Binde und die Fälle, in welchem sie mit gutem Erfolge angewendet werden kann, hat Herr Dr. Jördens, der Erfinder derselben, in einer zu Erlangen herausgegebenen Schrift: Ueber die zur Geburtshülfe nöthigen Bandagen, bekannt gemacht; einen Auszug daraus findet man in Schweikhard's Magazin für Geburtshülfe. I St. Leipz. 1794. und in Busch's Almanach der Fortschritte ꝛc. I. B. von Ostern 1795—96. Zweyte Aufl. Erfurt 1799. S. 131 fl.

Nabelschwein, oder Bisamschwein, Sus Taiassu L. s. unter Schwein.

Nabelstein, s. Meerbohne, Th. 87, S. 19. Auch ist es so viel als Nabelköcher, s. oben, S. 651.

Nabelsteinbruch, so wird die Hervorragung des Nabels von einer Verhärtung, oder einem darin befindlichen Steine genannt.

Nabelstelle, in der Wapenkunst, diejenige Stelle eines Wapenschildes, welche etwas niedriger als die Herzstelle ist; wo die Figur von der Stellung des Nabels in Beziehung des Herzens entlehnt ist.

Nabelstich, eine chirurgische Operation, wo man unter gewissen Umständen statt des Bauchstichs ꝛc. am Nabel mit einer Lanzette eine kleine Oeffnung macht, um das im Unterleibe angehäufte Wasser abzulassen. S. unter Wassersucht.

Nabelstrang, ist so viel als Nabelschnur.

Nabeltuch. s. unter Nabel, oben, S. 631.

Nabelwassersucht, s. unter Nabelgeschwulst.

Nabelwindbruch, s. eben daselbst.

Nabelwindsucht, ist so viel als Nabelwindbruch.

Nabelwurz, ein Nahme der aufrechten Tormentill, Tormentilla erecta Linn.

Nabenbohrer, bey den Gestellmachern, ein jeder Bohrer, womit die Nabe eines Rades ausgebohrt wird; der Näber. In engerer Bedeutung ist es nur derjenige Bohrer, womit die mit dem Lochbohrer gebohrte Oeffnung erweitert wird. S. unter Bohrer, Th. 6, S. 169. und Fig. 330. und unter Kutsche, Th. 57, S. 306. und Fig. 3471.

Nabeneiche, im Forstwesen, eine Eiche, so wie sie zu Naben tauglich ist, und 11½ Zoll im Durchmesser und 20 Ellen in die Länge halten muß; die Achseneiche, weil sie in dieser Stärke auch zu Achsen brauchbar ist. S. auch unter Nabe, oben, S. 628 fl.

Nabenholz, Eichen-, Ulmen-, Eschen- und Erlenholz, welches vorzüglich zu Naben tauglich ist. S. eben daselbst.

Nabenloch, das Loch oder die Oeffnung in der Nabe eines Rades, wodurch die Achse des Wagens gesteckt wird.

Nabenring, überhaupt ein jeder auf und in der Nabe befindlicher Ring. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung werden nur die Ringe auf der äußern Fläche der Nabe, Nabenringe genannt, wohin denn die Speichenringe und Stoßringe gehören. In einigen Gegenden sagen die Handwerker der Nabenrinken, so auch Stoßrinken ꝛc. s. unter Nabe, oben, S. 628.

Nabenrinken, s. das vorstehende.

Näber, ein nur in den gemeinen Sprecharten übliches Wort, einen jeden Bohrer zu bezeichnen, dahin denn der Schlauchnäber, Hahnennäber, Zapfennäber, Anstechnäber, Dörrnäber, Pfeifennäber, Bandnäber, Hohlnäber, Drahtnäber ꝛc. gehören. In engerer Bedeutung werden nur die Nabenbohrer schlechthin Näber genannt. S. Nabenbohrer und die dort gegebenen Nachweisungen.

Im Oesterreichischen Näbinger, im Nieders. Näviger, Neviger, im Dän. Navre, im Angels. Navegar etc. in den gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutschlands auch ohne N, Eber, besser Aeber, so wie im Holl. Eveger, Aveger, Egger. Es ist von Nab, Nabe, so fern solches eine jede Oeffnung bedeutet, und dem Suffixo —er, ein Werkzeug, gebildet. Im Franz. ist navrer, bohren.

Näberschmid, ein Schmid, welcher vorzüglich Näber, d. i. Bohrer, verfertiget, und daher auch Bohrschmid, und weil er zugleich auch Sägen und andere Werkzeuge verfertiget, auch Zeugschmid genannt wird.

Nabka, der ägyptische Nahme der Frucht des Judendorns, Rhamnus Paliurus Linn. S. im Art. Kreuzdorn, Th. 49, S. 156. Bey Willden. heißt dieser Baum jetzt Ziziphus Paliurus.

Nabla, Nablium, Naula, Naulum, ein musikalisches Instrument der Phönicier und anderer alter Völker, welches einer Zyther ähnlich gewesen seyn soll.

Nablium, s. den vorstehenden Artikel.

Nabob, ursprünglich der Statthalter und Befehlshaber der Truppen in einer zu dem Reiche des großen Mogols gehörigen Provinz, welcher den Nahmen Subah bekam, wenn die unter ihm stehende Provinz von großem Umfange war. Diese Statthalter hatten anfänglich nichts mit den Finanzen zu schaffen, welchen ein anderer Beamter Duan oder Dewan vorstand. Jene genossen nur die Einkünfte von einem gewissen Striche Landes, mit dem Verfalle des mogolischen Staates rissen sie aber die ihrem Oberherrn zukommenden Einkünfte an sich, und machten sich unabhängig. Weil diese ansehnlichen Einkünfte den Nabobs einen großen Reichthum gewähren, hat dieses Wort eine Nebenbedeutung bekommen, und man versteht unter Nabob oft überhaupt einen sehr reichen Mann, besonders aber in England einen, der als Beamter in Indien große Reichthümer erpreßt hat.

Die Kleidung eines ostindischen Nabobs ist im Art. Kleid, Th. 40, S. 157 beschrieben, und Fig. 2161 abgebildet.

Nabonassarisches Jahr, s. im Art. Jahr, Th. 28, S. 603.

Na-Brezino und Pod-Schustan, sind mineralische Quellen in der Liptauer Gespannschaft in Ungarn. Das Wasser ist hell und klar, wirft

Luft-

Luftbläschen, hat einen scharfen durchdringenden Geschmack, ist geistig, enthält einen gährenden weinichten Geist, Kalkerde, Eisen, alkalisches Salz. Man rühmt es selbst in der Lungensucht, schlechter Verdauung, Milzsucht, Abzehrung mit oder ohne Esels- oder Ziegenmilch. Ferner gehört hierzu der für vergiftet gehaltene Brunnen. Dieser Brunnen ist auf dem St. Johannis Kirchhofe; Lischovanni hat ihn im Scrutinio physico-medico von St. Stubner Wasser beschrieben. Es hat einen säuerlichen ziemlich scharfen Geschmack, schwefelicht vitriolischen Geruch. Man hat die fixe Luft für Arsenik gehalten, weil die Thiere von dem Dunst des Wassers sterben. Gegen Mittag, wenn die Sonne das Wasser erwärmt, mußte man zwey- bis dreymahl so lange warten, bis eine Katze starb. Cranz empfiehlt dieses Wasser Personen von starkem Bau, bey Gliederreißen, Milzsucht.

Nacaret-Farbe, s. Nakarat-Farbe.

Nacelle, ist ein gewisses Werkzeug bey den Zinngießern; auch heißt so die muschelförmige Napfschnecke, eine Art der Patellen.

Nachachtung, ein nur im Oberdeutschen und in den Hochdeutschen Kanzleyen übliches, und aus der Redensart sich nach etwas achten gebildetes Wort, die Beobachtung, Befolgung.

Nachäffen, ohne Besonnenheit, d. i. Reflexion, nachmachen, oder in unähnlichen Umständen ähnlich handeln.

Nachahmen, bedeutet im weitesten Verstande eine Person oder Sache zum Muster seiner ähnlichen Handlungen nehmen, da es denn das Nachäffen, nachmachen und nachthun mit unter sich begreift, aber der Würde nach edler ist, als alle diese drey Zeitwörter. In engerer Bedeutung

tung schließt es so wohl die Besonnenheit mit ein, als auch, wenn von sittlichen Handlungen die Rede ist, die Uebereinstimmung des Gemüthes, und da ist nachahmen in ähnlichen Umständen ähnlich handeln. Jemandes Beyspiel nachahmen. Eines Stimme, Gang, Schreibart, Geberden nachahmen. Ahme deinen Vater nach. Ahme deinem Vater die Tugend nach. Der Bildhauer ahmet die Natur nach, wenn er Züge aus derselben entlehnt, und sie auf einen andern Körper überträgt, welches besonders nachbilden genannt wird. Die ganze Kunst der Mahlerey besteht in der Nachahmung der Natur. So auch die Nachahmung, so wohl von der Handlung des Nachahmens, als auch von dem dadurch hervorgebrachten Dinge *).

Es gibt Menschen, die in ihrem Denken und Handeln so wenig eigenes haben, denen es an Kraft oder Muth zu erfinden so sehr fehlet, daß sie immer nur das thun, was sie von andern sehen. Diese sind das imitatorum servum pecus des Horaz; blinde, kindische Nachahmer andrer Menschen. Ihre Handlungen sind mehr Nachäffungen ohne eigene Absichten, als Nachahmung. So äffen Kinder in ihren Spielen zum Zeitvertreib ernsthafte Handlungen der Männer nach, deren Natur und Zweck sie nicht einsehen. Andere, auch wohl selbstdenkende und aus Ueberlegung handelnde Menschen, ahmen das schon vorhandene nach, weil sie erkennen oder empfin-

*) Dieses Zeitwort kommt, so wie das einfache ahmen bey unseren ältesten Schriftstellern nicht vor. Doch hält Adelung unser ahmen für ein sehr altes Wort, welches mit dem alten Schwed. am und jetzigem jämn, gleich, ähnlich zu einem Stamme gehört.

empfinden, daß sie dadurch sicherer zum Zwecke gelangen, als wenn sie selbst erfänden. Sie entdecken in fremden Erfindungen gerade das, was sie nöthig haben, und bedienen sich desselben zu ihren eigenen Absichten. Dieses aber geschiehet, nach Beschaffenheit des besondern Genies der Nachahmer, mit mehr oder weniger Freyheit und eigener Mitwirkung.

Wer allezeit denkt und überlegt, ahmet frey nach. Er siehet in den Werken, die er sich zueignet, gewisse Sachen, die zu seinem Zwecke nicht dienen; diese nimmt er in sein Werk nicht auf, sondern wählt an deren Stelle andere nach seiner Absicht. Dadurch wird sein Werk, das in der Hauptsache eine Nachahmung ist, in besondern Theilen ein Originalwerk. Er kann der freye verständige Nachahmer genannt werden. Andre haben zwar aus Einsicht und Ueberlegung fremde Werke oder Handlungen, als die schicklichsten zu ihrer Absicht gewählt; aber entweder aus Trägheit, oder aus Mangel einer schärfern Beurtheilungskraft, beurtheilen sie nicht jedes einzele darin, sondern nehmen alles als gut und schicklich an; machen ihr eigenes Werk mehr zu einer Copie, als zu einer Nachahmung; und indem sie jedes Einzele des fremden Werks auch in das ihrige bringen, so geschieht es, daß sie auch das, was ihrem Zwecke fremd oder gar zuwider ist, mit aufnehmen. Diese sind knechtische, ängstliche Nachahmer. So ahmen die meisten Menschen in ihrer Lebensart, in ihren häuslichen Einrichtungen andere nach, ohne zu überlegen, was sie, nach ihrer besondern Lage und nach ihren Umständen, anders machen sollten.

Es gibt also dreyerley Arten der Nachahmung. Die Nachäffung, die ein bloßes Kinderspiel ist, und aus unbestimmter, keinen Zweck kennender Lust sich zu beschäfftigen entsteht, wodurch man verleitet wird, zum Spiel das zu thun, was andere in anderer Absicht gethan haben. So machen viele seichte Köpfe aus den schönen Künsten ein Kinderspiel, und äffen die Werke derselben nach, wie etwa Kinder Soldaten spielen. Anakreon, ein im Ueberfluß sinnlicher Ergötzlichkeiten lebender feiner und witziger Wollüstling, scherzte aus der Fülle des Vergnügens mit Wein und Liebe; ein schwacher Jüngling, der weder einen Funken von dem Geiste des Tejers besitzet, noch irgend etwas von seinem Wohlleben genießt, äffet seine Lieder nach, und wird zum Gespötte.

Die andere Art der Nachahmung ist die knechtische und ängstliche; sie wählt zwar aus Ueberlegung das Original, das sie sich zum Muster nimmt; aber indem sie ohne Ueberlegung auch das Zufällige darin nachahmt, was sich zu dem besondern Zwecke der Nachahmung nicht schickt, bringt sie ein Werk hervor, in welchem viel Unschickliches oder gar Ungereimtes ist. So wählet ein neuer Baumeister aus guter Ueberlegung die dorische Ordnung zu einem Gebäude; aber indem er jedes Einzele, das er darin findet, in sein Werk aufnimmt, und Hirnschädel von Opferthieren, oder Opfergefäße in seine Metopen setzt, macht er oft etwas Unsinniges. Also kann diese Art von Nachahmung ein im Grunde sonst gutes und schickliches Werk verderben und lächerlich machen.

Die dritte Art der Nachahmung ist die freye und verständige, die schon vorhandene Werke

zu

zu einem in einzelen Umständen näher oder anderes bestimmten Zwecke einrichtet. Ein solches Werk ist zwar nicht in seiner Anlage, aber in der Ausführung, und in vielen Theilen ein wahres Originalwerk, und leistet in allen Stücken der Absicht Genüge. So haben Plautus und Terenz griechische Comödien nachgeahmt.

Nach diesen allgemeinen Anmerkungen über die Natur der Nachahmungen, müssen wir sie besonders in der Anwendung der schönen Künste betrachten. Nach dem Urtheil einiger Kunstrichter ist in diesen Künsten alles Nachahmung; sie sind aus Nachahmung entstanden, und ihr Wesen besteht in Nachahmung der Natur; ihre Werke aber gefallen bloß deswegen, weil die Nachahmung glücklich gerathen ist, und weil wir ein Wohlgefallen an der Aehnlichkeit haben, die wir zwischen dem Original und der Nachahmung entdecken. In diesem Urtheil ist etwas Wahres, aber noch mehr Falsches.

Die zeichnenden Künste scheinen die einzigen zu seyn, die aus Nachahmung der Natur entstanden sind. Aber Beredsamkeit, Dichtkunst, Musik und Tanz sind offenbar aus der Fülle lebhafter Empfindungen entstanden, und der Begierde, sie zu äussern, sich selbst und andere darin zu unterhalten. Die ersten Dichter, Sänger und Tänzer haben unstreitig wirkliche, in ihnen vorhandene, nicht nachgeahmte Empfindungen ausgedrückt. Und wir haben die unsterblichen Werke des Demosthenes, oder Cicero's keiner Nachahmung der Natur, sondern der heftigen Begierde, Freyheit und Recht zu vertheidigen, zu danken. Freylich geschieht es oft, daß der Künstler, der den Ausdruck seiner Empfindung, oder die Erweckung einer Leidenschaft in andern zum

Zweck hat, ihn dadurch zu erreichen sucht, daß er Scenen der Natur schilderte; aber darin das Wesen der schönen Künste zu setzen, heißt ein einzeles Mittel mit der allgemeinen Absicht verwechseln.

Daß die Werke der Kunst wegen der glücklichen Nachahmung gefallen, ist eben so wenig allgemein wahr. Oft zwar entsteht das Vergnügen, das wir an solchen Werken haben, aus der Vollkommenheit der Nachahmung; aber wenn das Stöhnen eines Philoktets, oder das Jammern einer Andromache uns Thränen auspreßt, so denken wir an das Elend, das sie fühlen, und nicht an die Kunst der Nachahmung. Diese kann gefallen, aber sie macht uns nicht weinen. Das Erstaunen, das uns ergreift, wenn wir den Achilles gegen die Elemente selbst streiten sehen, wie sollte dieses aus Bewunderung der Nachahmung entstehen? Die Sache selbst setzt uns in Erstaunen, die Vollkommenheit der Nachahmung aber erweckt bloß Wohlgefallen. Nicht Raphael, sondern Gerhard Dow, oder Teniers, oder ein anderer Holländer, wäre der erste Mahler der neuern Zeiten, wenn das Wesen der Kunst in der Nachahmung bestände, und das bloße Vergnügen, das sie uns macht, aus Aehnlichkeit des Nachgeahmten herrührte.

Und doch empfehlen alle Kunstrichter, vom Aristoteles an bis auf diesen Tag, dem Künstler die Nachahmung der Natur. Sie haben auch recht, aber man muß sie nur recht verstehen. Wer dem Künstler dieses zur Grundregel vorschreiben wollte: „er soll jeden Gegenstand, der ihm in der Natur gefällt, nachahmen, damit er durch Aehnlichkeit seines Werks mit dem nachgeahmten Gegenstande gefalle;“ oder, er soll

deswegen schildern, weil ähnliche Schilderungen gefallen, ohne seine Arbeit auf einen höhern Zweck zu richten," der würde die besten Werke des Genies zu bloßen Spielereyen machen; die ersten Künstler würden, indem sie jenem Grundsatze folgten, mit der Natur spielen, wie Kinder spielen, indem sie ernsthafte Handlungen zum Zeitvertreibe nachäffen. Der Grundsatz der Nachahmung der Natur, in so fern er ein allgemeiner Grundsatz für die schöne Kunst ist, muß also verstanden werden. „Da der Künstler ein Diener der Natur ist, und mit ihr einerley Absicht hat, so brauche er auch ähnliche Mittel zum Zwecke zu gelangen. Da diese erste und vollkommenste Künstlerinn zu Erreichung ihrer Absichten so vollkommen richtig verfährt, daß es unmöglich ist, etwas besseres dazu auszudenken, so ahme er ihr darin nach."

Zu dieser Nachahmung der Natur gelangt man nicht durch unüberlegtes Abschildern einzeler Werke; sie ist die Frucht einer genauen Beobachtung der sittlichen Absichten, die man in der Natur entdeckt, und der Mittel, wodurch sie erreicht werden. Dadurch erfährt der Künstler, durch was für Mittel die Natur Vergnügen und Mißvergnügen in uns erweckt, und wie wunderbar sie bald die eine, bald die andere dieser Empfindungen ins Spiel setzet, um auch den sittlichen Menschen auszubilden, und ihn dahin zu bringen, wo sie ihn haben will. Aus genauer, aber mit scharfem Nachdenken verbundener Beobachtung der Natur lernet der Künstler alle Mittel kennen, auf die Gemüther der Menschen zu wirken; da entdeckt er die wahre Beschaffenheit des Schönen und des Guten in ihren so mannigfaltigen Gestalten; da lernet er den wah-

ren Gebrauch von allen in den äußerlichen Gegenständen liegenden Kräften zu machen. Kurz, die Natur ist die wahre Schule, in der er die Maximen seiner Kunst lernen kann, und wo er durch Nachahmung ihres allgemeinen Verfahrens die Regeln des seinigen zu entdecken hat.

Aber außer dieser allgemeinen Nachahmung der Natur hat der Künstler, nicht immer, aber in mancherley Fällen, sie in ihren besondern Werken nachzuahmen. Denn gar oft hat er wirklich vorhandene Gegenstände zu schildern, weil sie zu seinem Zwecke nöthig sind. Hier aber muß er sich nicht als ein ängstlicher Copiste, noch als ein Nachäffer, sondern als ein freyer und selbst mit wirkender Nachfolger betragen. Er muß nicht jeden in dem Original vorhandenen Umstand, nicht jede Kleinigkeit nachmachen, die zu seinem besondern Zweck nicht dienet. Insgemein vereiniget die Natur in ihren Werken mehrere Absichten; und wir treffen in der ganzen Schöpfung schwerlich etwas an, das nur zu einem einzigen Zwecke dienet. Der Künstler aber hat einen natürlichen Gegenstand nur zu einem Zwecke gewählt, und fehlet, wenn er aus demselben auch das, was ihm nicht dienet, nachahmet. Findet er z. B. nöthig, eine rührende Scene vorzustellen, und trift er sie in der Natur an, so lasse er alles daraus weg, was nicht rührend ist, wenn er es gleich in der Natur findet. Hat er nöthig einen von heftigem Schmerz ergriffenen Menschen abzubilden, so wähle er ihn in der Natur; aber das Widrige, oder gar Ekelhafte, das sich oft in den Gesichtszügen und Gebehrden stark leidender Personen findet, braucht er nicht nachzuahmen; es ist seinem Zwecke nicht gemäß. So hat der große Meister, der den

Laocoon

Laocoon verfertiget hat, das Widrige dieser grausamen Scene weislich aus der Nachahmung weggelassen. Zart fühlende Menschen finden gleichwohl aber den Laocoon bey aller Delicatesse des Verfertigers noch viel zu schreckhaft, als daß man ihn überhaupt zu dem Gegenstande eines Werkes der Kunst hätte machen sollen.

Es ist also kein guter Rath, den Voltaire gibt, in einem rührenden Drama auch lächerliche Scenen nicht zu verwerfen, aus dem Grunde, weil dergleichen Vermischung bisweilen in der Natur vorkomme. Dieses heißt die Natur knechtisch und unüberlegt nachahmen. Der Künstler hat nie alle Absichten der Natur, sondern nur eine davon, und was außer dieser einen liegt, geht ihn nichts an.

Alles, was hier über die Nachahmung der Natur gesagt worden, kann auch auf die Nachahmung fremder Werke der Kunst angewendet werden. Wir wollen deswegen die Hauptsachen nur kurz berühren.

Die allgemeine Nachahmung großer Meister besteht darin, daß man sich ihre Maximen, ihre Grundsätze, ihre Art zu verfahren, zueigne, in so fern man einerley Absichten mit ihnen hat. Bey ihnen kann man die Kunst studiren, so wie sie dieselbe in der Natur studirt haben. Aber was bey ihnen blos persönlich ist, was blos auf ihre Zeit und auf den Ort paßt, da sie sich befunden, dienet zu andern Zeiten und an andern Orten nicht. Wer ein Heldengedicht schreiben will, kann den Homer und Ossian zum Muster nehmen, aber nur in dem, was zur allgemeinen Absicht eines solchen Werks dienet; die Form und unzählig viel besonderes ist nur zu-

fällig, und geht ihn nichts an. Der freye, edle Nachahmer erwärmet sein eigenes Genie an einem fremden so lange, bis es selbst angeflammet, durch eigene Wärme fortbrennet, da der ängstliche Nachahmer, ohne eigene Kraft sich ins Feuer zu setzen, oder darin zu unterhalten, nur so lange warm bleibet, als das fremde Feuer auf ihn wirket. Darum können Künstler von Genie, wenn sie auch wollten, nicht lange bey der knechtischen Nachahmung bleiben; sie werden durch ihre eigenen Kräfte in der ihnen eigenen Bahn fortgerissen; aber ohne Genie kann man nicht anders als knechtisch nachahmen, weil der Mangel eigener Kraft alles Fortgehen unmöglich macht, so bald man sein Original aus dem Gesichte verlieret.

Dadurch wird sehr begreiflich, daß die freye Nachahmung vortreffliche, die knechtische nur schlechte Werke hervorbringet. Die schlechtesten aber sind nothwendig die, welche aus kindischer Nachäffung entstehen, da Menschen ohne alles eigene Gefühl fremde Werke zum Spiel nachahmen, deren Absicht sie einsehen, und deren Geist und Kraft sie zu fühlen nicht im Stande sind. So wurden in den Schulen der spätern griechischen Rhetoren, Reden über Staatsangelegenheiten gehalten, als kein Staat mehr vorhanden war. In unsern Zeiten sind alle Künste mit solchen Nachäffungen überhäuft. Man macht Gemählde von griechischen Helden und griechischen Religionsgebräuchen, die gerade so viel Realität haben, als die Festungen, die Kinder im Sande aufführen, um sie zum Spiel zu vertheidigen und anzugreifen. Wir haben eine Menge horazischer, pindarischer, anakreontischer Oden und Dithyramben, die eben so entstanden

sind,

sind, wie jene kindischen Festungen. Solche Werke sind bloße Larven, die etwas von der Form der Originalwerke haben, ohne Spur des Geistes, der diese belebt.

Es ist nicht unangenehm, auch ganz besondere und etwas umständlichere Nachahmungen fremder Werke zu sehen, wenn sie von Männern, die eigenes Genie haben, ausgeführt werden. Die Hauptsachen sind alsdenn in dem Original und in der Nachahmung dieselben; aber das eigene Gepräge des Genies zeiget sich alsdenn in den besondern Umständen, in den kleinern Verzierungen und in mancherley Originalwendungen, die dem Nachahmer eigen sind, und die den Gegenstand, den wir im Original auf eine gewisse Weise gesehen haben, uns auf eine andere, nicht weniger interessante Weise sehen lassen. So sind die Nachahmungen einiger Comödien des Terenz, die Moliere nach seiner Art behandelt hat. Die Charaktere sind im Grunde dieselben, die wir bey dem Römer antreffen; aber sie sind durch das Besondere und Originale der französischen Sitten und Lebensart gleichsam anders schattirt. Dadurch erkennen wir, wie Menschen von einerley Genie und Charakter nach Verschiedenheit der Zeiten und Oerter sich in verschiedenen Gestalten zeigen. So sind auch viele Fabeln, Erzählungen und Lieder, die Hagedorn nach französischen Originalen auf die ihm eigene Art behandelt, und denen er das Gepräge seines eigenen Genies eingedrückt hat. Wie man mit Vergnügen die vielerley Veränderungen bemerkt, die das verschiedene Klima und der veränderte Boden den verschiedenen Weinen gibt, die im Grunde aus derselben Pflanze entsprungen sind: so ist es auch angenehm, die veränder-

ten Wirkungen des Genies an Werken der Kunst von einerley Stoff zu sehen.

Bey den Alten war es nicht selten, daß auch gute Künstler die Werke der größten Meister nachahmeten. Man sieht noch jetzt auf geschnittenen Steinen Nachahmungen größerer Werke der Bildhauerey, die sehr hochzuschätzen sind. Daß die neuern Dichter die alten sowohl in Formen ganzer Gedichte, als in einzelen Theilen nachahmen, ist also auch nicht zu tadeln; nur muß man eben nicht das zur unveränderlichen Regel machen wollen, was die Alten gut gefunden haben. Wir können gute dramatische Stücke, gute Oden, gute Elegien haben, die in der Form sich sehr weit von den alten Mustern entfernen. Nur das, was unmittelbar aus dem Wesen einer Gattung folgt, muß unveränderlich beybehalten werden.

In der Musik insonderheit sind **Nachahmungen** melodische auf einander folgende Sätze, die mehr oder weniger Aehnlichkeit mit einander haben. Insgemein werden sie nach dem lateinischen Ausdruck Imitationen genannt. Man bringet sie sowohl in einer, als in mehreren Stimmen, bald mit strengerer, bald mit weniger genauer Aehnlichkeit an, und nennet sie deswegen strenge, oder freye Nachahmungen. Jene kommen meistens in Fugen und fugirten Sachen, diese in allen figurirten Tonstücken vor.

Wenn einmahl ein melodischer Satz gefunden worden, der den Charakter der Empfindung, die man ausdrücken will, hat: so muß auch jeder ihm mehr oder weniger ähnliche Satz, etwas von diesem Charakter an sich haben. Und da die singende Sprache, in Ansehung der Mittel sich bestimmt auszudrücken, unendlich eingeschränkt-

schränkter ist, als die redende; so mußte sie, um einen hinlänglichen Vorrath melodischer Gedanken von gutem Ausdruck zu bekommen, sich des Mittels der Nachahmung bedienen, um in einer Melodie die Einheit des Charakters zu unterhalten. Tonsetzer von fruchtbarem Genie wissen zwar in einer Melodie mehrerley ganz verschiedene, aber im Charakter ähnliche Gedanken anzubringen: dennoch können sie die Nachahmungen nicht wohl entbehren, und würden es auch nicht thun, weil es angenehm ist, denselben Gedanken in mehrern Wendungen und in verschiedenen Schattirungen zu hören. Darum muß jeder Tonsetzer sich der Nachahmungen auf eine geschickte Weise zu bedienen wissen. Am nothwendigsten aber sind sie in solchen Stücken, wo mehrere Hauptstimmen sind, wie in Duetten, Terzen, in Trio und dergleichen Stücken. Denn ohne sie würde in diesen vielstimmigen Tonstücken entweder blos eine Hauptstimme seyn, welcher die andern nur zur Begleitung dieneten, oder es würde in den verschiedenen Hauptstimmen keine Einheit des Charakters angetroffen werden. Es ist also höchst nöthig, daß der Tonsetzer in den Nachahmungen wohl geübt sey.

S. Sulzer's allg. Theorie der schönen Künste. III. Th. neue vermehrte zweyte Auflage. Leipzig 1793. Art. Nachahmung.

Daselbst findet man auch die vorzüglichsten Schriften so wohl über Nachahmung überhaupt, als über die poetische und redneriſche Nachahmung angegeben.

Von der Nachahmung in der Mahlerey handeln:

Christ. Lud. v. Hagedorn in seinen Betrachtungen über die Mahlerey, S. 85. und 97. von den Gränzen der Nachahmung und von dem Charakter glücklicher Nachahmer.

J. Reynolds, von der zu genauen Nachahmung der Natur; von der mahleriſchen Nachahmung

überhaupt, in seinen Seven Disc. S. 68 und S. 193. Deutsch, im 16ten und 21 Bande der Neuen Bibl. der schönen Wissensch. Von der Malerey, in so fern sie keine Nachahmung der Natur ist, ebend. im 33sten Bande S. 1 fl.

Von der Nachahmung in der Musik sehe man:

Ad. Hiller, von der Nachahmung der Natur in der Musik, im 1sten Bande S. 515 der Marp. Beytr.

Casp. Ruel, Sendschreiben über einige Ausdrücke des H. Batteux von der Musik, ebend. B. I. S. 273. und eine Beantwortung der folgenden Antwort, ebend. S. 318.

Overbeck, Antwort auf das obige Sendschreiben, ebend. S. 312.

Th. Twining, von der Musik als nachahmende Kunst, eine Abhandlung bey seiner Uebersetzung der Poetik des Aristoteles.

Ueber das, was Beattie in s. Neuen philos. Versuchen, Bd. I. S. 501. der Uebers. von der Nachahmung in der Musik sagt, finden sich sehr feine Bemerkungen in N. Forkel's Musikal. Bibl. Bd. II. S. 247.

Nachahmung, s. den vorstehenden Art.

Nachähren, die Aehren von dem Acker lesen, nachdem solche schon vorher von einem andern abgelesen oder weggeschafft worden.

Nacharbeit, im gemeinen Leben, eine Arbeit, welche in Ansehung der Zeit nach einer andern verrichtet wird. Im Bergbaue ist es die Arbeit, welche der Bergmann noch nach seiner ordentlichen Schicht verrichtet, und welche auch die ledige Schicht genannt wird. Bey den Färbern bestehen die Nacharbeiten in dem Absieden, Ausspühlen und Trocknen der gefärbten Zeuge, zum Unterschiede von dem Färben, als der Hauptarbeit, und der Appretur, als der Ausarbeitung.

Nacharbeiten, 1. nach einem andern, d. i. hinter demselben arbeiten, sowohl in Absicht der Zeit, als auch der Ordnung. Einem nacharbeiten.

Figür-

Figürlich ist jemanden nacharbeiten, dessen Arbeit verbessern. 2. Bey den Jägern wird nacharbeiten auch von dem Leithunde gebraucht, da es denn so viel als nachsuchen, nachhängen bedeutet. Nach hat alsdann die Bedeutung der Richtung, gleichsam der Fährte nach.

Nachärnte, die Aernte nach der Hauptärnte; im Gegensatze der Vorärnte.

Nacharten, nach jemanden arten, d. i. ihm an Art, an natürlicher Beschaffenheit ähnlich seyn oder werden. Der Sohn ist seinem Vater nicht nachgeartet. Im gemeinen Leben, besonders Niedersachsens, nachschlachten.

Nachbar, *) jemand der zunächst an uns wohnt, sich zunächst neben uns aufhält. Personen, welche neben uns sitzen, oder ihre Zimmer neben dem unsrigen haben, heißen in dieser Rücksicht unsere Nachbaren. Personen, deren Häuser an einander stoßen, oder nicht weit von einander entlegen sind, heißen **Nachbarn**. Mein Kirchennachbar, welcher in der Kirche neben mir sitzt. Auch Personen, deren Grundstücke an einander gränzen, werden in dieser Rücksicht **Nachbarn** genannt. **Feldnachbarn**, deren Felder an einander stoßen; in einigen Gegenden **Furchgenossen**, in so fern ihre Grundstücke nur durch eine gemeinschaftliche Furche von einander geschieden werden.

*) Im zweyten Fall (Genitiv) des Nachbaren, oder Nachbarn, zuweilen auch wohl Nachbars; im Plur. die Nachbaren oder Nachbarn. Bey dem Stryker, in dem Schwabenspiegel und den schwäbischen Dichtern Nachgebur, Nachgepauer, bey dem Ottfried und Notker nur Gebur, und mine Naben, für meine Nachbarn. Im Nieders. Naber, Nauber, im Engl. Neighbour, im Angels. Nealgebure, im Schwed. Nabo, im Isländ. Nacbur. Es kommt von nahe, nach einer harten hauchenden Aussprache und bauen her, so fern es ehedem auch wohnen bedeutete, und bedeutet eigentlich einen Naherwohner.

werden. In noch meiterer Bedeutung heißen in einigen Gegenden, z. B. im Meißnischen, alle Einwohner, und im engeren Verstande alle mit Grundstücken versehene Einwohner eines Dorfes Nachbarn, da denn dieses Wort auch wohl für Einwohner überhaupt besonders einen solchen, der ein Bauerngut besitzet, gebraucht wird. S. unter Nachbarrecht.

Von den mancherley Gerechtsamen und Verpflichtungen der Nachbaren gegen einander in Hinsicht ihrer Grundstücke, Gebäude und sonstigen Eigenthums kann ich hier nichts anführen, da das nöthige davon in den besondern Artikeln vorkommt, wohin unter andern die Artikel Vorsatz, Rain, Pflugrecht, Wetterdach, Dachtraufe, Schweinstall, Kloak, Düngergrube, Rinne, Canal, Brunnen, Mauer, Licht, Scheidewand, Gränze und viele andere gehören. Was in Ansehung derselbe nach den Königl. Preußl. Gesetzen gegen den Nachbar zu beobachten ist, findet man in unserm Landrechte angegeben.

Wie viel übrigens einem Hauswirthe an einem guten Nachbar gelegen seyn müsse, hat schon Cato zu seiner Zeit zu erkennen gegeben, wenn er dem, der ein Haus, Acker, Garten, oder was es auch sonst von liegenden Gründen seyn mag, kaufen will, vor allen Dingen räth, sich nach den Nachbaren zu erkundigen, und falls er in Erfahrung brächte, daß es zänkische, misgünstige, untreue, oder sonst lose Leute wären, das Kaufen lieber unterlassen solle, weil er doch keine Ruhe haben, und was er erworben, mit ihnen wieder würde verfechten müssen. Eben so unangenehm und nachtheilig man aber die Nachbarschaft schlechter Leute findet, eben so lästig

ist

ist natürlich andern unsere Nachbarschaft, wenn wir uns gegen sie zanksüchtig zeigen, und ihnen durch unser Betragen lästig fallen. Es versteht sich daher von selbst, daß ein Hauswirth dahin sehen müsse, daß seinen Nachbarn weder durch ihn selbst noch durch seine Hausgenossen Veranlassung zu Beschwerden gegeben werde. Man muß lieber Kleinigkeiten übersehen, um nur nicht an einander zu gerathen, da es ein unschätzbares Glück ist, mit den Nachbarn in Frieden und Freundschaft zu leben, und nicht ihren Chicanen und Beeinträchtigungen ausgesetzt zu seyn.

Nachbarrecht, 1. ein Recht, welches jemanden in Ansehung seines Nachbars und dessen Eigenthums zuständig ist, z. B. daß wenn jemand sein Haus verkaufen will, der Nachbar, nach dem Herkommen an einigen Orten, das Nächerrecht oder den Vorkauf hat. Hierüber sehe man die in dem vorstehenden Artikel gegebenen Nachweisungen. 2. Das Recht, in einem Dorfe zu wohnen, und in engerer Bedeutung, sich in demselben ansässig zu machen, da es denn das ist, was in Städten das Bürgerrecht ist; von Nachbar, ein Dorfseinwohner. Nach dem gemeinen deutschen Rechte werden die Einwohner in den Dörfern eingetheilt 1) in solche, die wirkliches Nachbarrecht genießen, oder 2) die nur ein Grundstück im Dorfe besitzen, oder 3) die bloße Einwohner des Dorfes sind. Die wirkliches Nachbarrecht haben, genießen alle Rechte, und sind zu allen Pflichten verbunden, die sowohl auf den Grundstücken haften, als mit der Wohnung verbunden sind. Wer nur ein Grundstück im Dorfe besitzt, kann nur von solchen Rechten Gebrauch machen, und ist bloß zur Beobachtung solcher Schuldigkeiten verbunden, die auf den Grundstücken

stücken ruhen. Dorfeinwohner genießen weiter keine Rechte, und sind nur zur Erfüllung solcher Pflichten verbunden, die von den Einwohnern gefordert werden. Man sehe die Artikel Bauer und Bauerngüter im 3ten Theile dieses Werkes.

Nachbarweg, in Obersachsen, ein nur für die Nachbarn, d. i. Einwohner eines Dorfes bestimmter Weg, ein Feldweg.

Nachberg, Nobrig, Lochberg. 1) im Mansfeldischen eine Schicht schwarzen Hornschiefers, welche unter der obern Schicht liegt, und etwas Kupfer (etwa ein Pfund im Zentner) hält. 2) Im Hessischen, eine Schale über den obern Kupferschiefern 1 — 1½ Zoll stark.

Nachbericht, der Bericht eines Unterrichters an den Oberrichter über ihm aufgetragene Geschäfte oder von den bey ihm anhängigen Rechtshändeln.

Nachbeschickung, der Zusatz, welchen vermischte Metalle noch erhalten müssen, wenn bey der ersten Versetzung von einem Theile zu viel oder zu wenig genommen worden ist. Ueber das Beschicken überhaupt sehe man den Art. Legiren, Th. 69, S. 9 fl., so wie die Art. Metallmischungen und Münze.

Nachbessern, in der Baukunst, bey einem aufgeführten Gebäude, wenn es fertig ist, mit dem Hammer und Eisen die Vorwände der Mauern, oder was sonst von den Steinen unregelmäßig hervorragt, hinwegarbeiten und reinigen, oder vergleichen.

Nachbier, s. unter Bierbrauen, Th. 5, S. 155.

Nachbild, ein von einigen für das Latein. Copie vorgeschlagenes Wort, im Gegensatze des Urbildes oder Originales; welches sich doch nicht in allen den Fällen würde brauchen lassen, worin das Wort Copie üblich ist.

Nachbilden, die in einem Ur- oder Vorbilde liegenden Züge auf eine andere Sache übertragen; im gemeinen Leben copiren, welches aber von einem weitern Umfange der Bedeutung ist.

Nachbinden, hinter jemanden her binden, sowohl in Ansehung der Zeit als der Ordnung. Dieses Wort ist besonders bey dem Jagdwesen üblich. Wenn es bey einem Hauptjagen im Stellen ordentlich und geschwinde zugehen soll, so wird einem jeden Jäger seine besondere Arbeit angewiesen, da denn sogleich, wo sie von einander binden, die oberen und unteren Leinen von den Tüchern an Heftel oder Bäume angebunden werden, welches das **Vorbinden** heißt; wo aber die Leinen an dem andern Ende des Tuches wieder angebunden werden, da heißt es das **Nachbinden**.

Nachbohrer, bey den Feuerwerkern, der pyramidalische Hohlbohrer, womit die Raketen völlig ausgebohrt werden. Er ist insgemein beynahe fünf Caliber lang, und ungefähr $\frac{1}{7}$ desselben dick.

Nachbrechen, im Bergwesen, eine Arbeit in der Grube, wenn auf einen übersetzenden Gang, Trum, Kluft, oder von einem Orte, wo sich einige Hoffnung oder Anweisung zum Erze zeigt, aufgefahren, und solches verfolgt wird.

In der Landwirthschaft sagt man, die Schweine brechen den Furchen des Ackers nach, wenn sie durch Aufbrechung oder Aufwerfung den Furchen folgen.

Nachbrennen, bey den Jägern, wenn ein Schuß nicht gleich, so wie man das Gewehr abdrückt, losgehet, sondern erst einige Zeit hernach, wenn das Pulver auf der Pfanne schon abgebrannt ist. Dieses kommt daher, wenn ein Schuß schon

lange

lange im Gewehr gesteckt hat, und öfters feucht und wieder trocken geworden ist.

Nachbruch, heißt bey den Glasern, 1) der zweyte Zug des Bleyes, der durch die Zichmaschine geschieht; 2) der Satz oder die Becken und die Scheiben, die zu diesem Nachbruch in der Zichmaschine gehören. S. unter Karnießbley, Th. 34, S. 759.

Nachbrunst, bey den Jägern, die Zeit der Brunft der geringeren Hirsche nach der gewöhnlichen Brunftzeit der stärkeren.

Nachbrust, bey den Fleischern, der hintere Theil der Brust eines geschlachteten Rindes; zum Unterschiede von der Vorbrust, oder dem Brustkerne.

Nachbürge, in einigen Gegenden der Nahme des Rückbürgen oder Afterbürgen, welcher erst in Ermangelung des Hauptbürgen als Selbstschuldner angesehen wird.

Nachdreschen, den Dreschern das Stroh nachdreschen, das von ihnen gedroschene Stroh nochmahls dreschen, um zu sehen, ob sie auch rein ausgedroschen haben.

Nachdruck, 1. die Handlung des Nachdrückens, eigentlich die Handlung des wiederhohlten Drucks. So ist der Nachdruck bey dem Pressen des Weins die zweyte stärkere Pressung nach der vorhergegangenen geringeren. Bey den Jägern wird das Wiederkäuen des Rothwildbretes der Nachdruck genannt. — Im figürlichen Verstande wird mit diesem Worte eine angewandte große Kraft bezeichnet und zwar sowohl eine physische als moralische Kraft. Etwas mit vielem Nachdrucke angreifen. Mit außerordentlichem Nachdrucke reden, sowohl mit vieler Kraft der Stimme, als auch mit heftiger Bewegung des

Gemü-

Gemüthes. Die Ermahnungen haben keinen Nachdruck, wenn sie ihre Kraft nicht auf den Willen des andern äußern. Der Nachdruck eines Wortes, dessen Eigenschaft, da es außer der Hauptidee noch fruchtbare Nebenideen erweckt.

Man schreibt den Mitteln, wodurch wir in andern Vorstellungen oder Empfindungen erwecken, Nachdruck zu, wenn sie eine vorzügliche Kraft haben, den Geist oder das Herz lebhaft anzugreifen. Wenn Cäsar dem Brutus, den er unter seinen Mördern gewahr wird, zuruft: καὶ σὺ τέκνον, auch du mein Sohn! so liegt ein großer Nachdruck in dieser Art der Anrede. Der Nahme Sohn, den er seinem Mörder giebt, und der im Griechischen noch zärtlicher klingt, und selbst das sonst unbedeutende καὶ, geben dieser Anrede unaemeine Kraft zur Rührung. Der Nachdruck liegt hier in viel bedeutenden Nebenbegriffen, die durch diese Art des Ausdrucks erweckt werden. Bisweilen entstehet er blos aus dem Ton, welchen die Worte in dem mündlichen Vortrage bekommen. In der Musik ist der Ton richtig angegeben, der genau die Höhe hat, die er haben soll; nachdrücklich aber wird er, wenn er mit mehr Stärke, oder Zärtlichkeit, oder mit einer andern, dem Ausdruck sehr angemessenen, Modification, bebend, oder gestoßen, oder geschleift, mit sich hebender oder mit sinkender Stimme, angegeben wird. In der Mahlerey ist ein Gegenstand richtig ausgedrückt, wenn Zeichnung und Farbe so sind, daß er mit Leichtigkeit erkannt wird: nachdrücklich aber wird er, wenn wir durch Zeichnung oder Farbe ein besonderes Leben, eine besondere Kraft der Deutung an ihm gewahr werden.

Die Werke der Kunst müssen überhaupt das an sich haben, daß sie mit Nachdruck auf die Vorstellungskraft oder auf die Empfindung wirken; und sie bekommen diese Kraft überhaupt durch die verschiedenen Arten des Aesthetischen, das darin liegt. Aber von diesem allgemeinen Nachdruck ist hier nicht die Rede, sondern nur von dem, der einzelne Stellen vor andern auszeichnet. Jeder Theil muß außer der Richtung des Ausdrucks, auch das Ge-

präge des guten Geschmacks haben; aber Nachdruck muß nur auf die wesentlichen Theile gelegt werden. Wer jedes einzelne nachdrücklich machen will, wird im Ganzen gezwungen und ohne Nachdruck. So suchten die spätern griechischen Rhetoren, auch einige römische Schriftsteller, die nach der goldenen Zeit des Geschmacks kamen, jedem einzelnen Gedanken eine schöne Wendung, oder eine andere ästhetische Kraft zu geben, um überall nachdrücklich zu seyn; und eben dadurch wurden sie unnatürlich, und sanken durch die Mittel, wodurch sie sich auf die Höhe ihrer Vorgänger schwingen wollten, tief unter dieselben herab. Auch in unsrer deutschen Litteratur zeigen sich schon hier und da Spuren dieses sinkenden Geschmacks: wir haben auch schon Schriftsteller, die in jeder einzelen Redensart witzig, oder nachdrücklich, oder höchstens empfindsam zu seyn suchen, und nicht bedenken, daß der Nachdruck im einzelen eine Würze sey, die mit sparsamer Hand einzustreuen ist; weil aus bloßem Gewürze keine gesunde Speise kann gemacht werden.

Es gehöret eine reife Beurtheilung dazu, daß das Nachdrückliche nicht gemißbraucht, sondern nur auf die Stellen eines Werks gelegt werde, die ihrer Natur nach von vorzüglicher Wirkung seyn sollen. Hierüber lassen sich keine Regeln geben: der Künstler muß sich entweder bewußt seyn, oder durch ein vorzüglich richtiges Gefühl in dem Feuer der Begeisterung selbst, empfinden, wo eine vorzügliche Kraft nöthig sey. Die Mittel, den Nachdruck zu erreichen, sind sehr vielfältig, und liegen bald in dem Gegenstande selbst, bald in dem Ausdrucke desselben. Jede Art der ästhetischen Kraft kann den Nachdruck bewirken. Der Künstler, dem es nicht an richtiger Urtheilskraft fehlet, wird in jedem besondern Fall eine gute Wahl derselben treffen. Der Dichter wird aus Betrachtung der Personen und der Umstände, für die er dichtet, bald in der roheren, bald in der feineren Empfindung; jetzt in einem völlig natürlichen, dann in einem verfeinerten Ausdruck; einmahl in einem wilden, ein andermahl in einem gemäßigten Rhythmus; bald in kühnern, bald in bescheidenen Figuren und Tropen den wahren Nachdruck zu finden wissen.

Ein neulicher Kunstrichter *) scheint zu bedauern, daß unsre Dichter nicht mehr so durchaus nachdrücklich sind, wie die alten Celtischen Barden gewesen. Er scheinet zu wünschen, daß man jetzt noch so dichtete, wie die nordischen Barden vor zweytausend Jahren gedichtet haben. Aber er hat nicht bedacht, daß bey einem Volke, wo die Vernunft schon merklich entwickelt und die Empfindung verfeinert worden, nicht alles blos rohes Gefühl seyn könne, und daß der Dichter in dem Geist seiner Zeit singen müsse. Jedermann wird gestehen daß es für einen Irokesen eine höchst reizende Sache sey, aus dem Hirnschädel seines Feindes starkes Getränk zu trinken und dabey wilde Siegeslieder anzustimmen, wo Ton, Rhythmus und Worte von der heftigsten Leidenschaft angegeben werden. Aber wir sind nicht Irokesen, unsre Krieger sollen nicht in die Wuth gesetzt werden, das Blut der erschlagenen Feinde zu trinken, oder ihr Fleisch zu braten. Die Schlüsse des Verfassers führen noch weiter, als er selbst denkt, denn sie beweisen, das die Dichter nicht singen, sondern brüllen und heulen müßten, wie der noch ganz wilde Mensch in der Leidenschaft wird gethan haben. Denn ohne Zweifel ist das unartikulare Heulen noch weit nachdrücklicher, als die ausgesuchteste Klage in bedeutenden Worten. Es geht also gar nicht an, daß man sich zur Regel mache, in den Künsten durchaus den größten Nachdruck zu suchen. Daraus würde folgen, daß man auf der Schaubühne bisweilen die Menschen lebendig schinden müßte; denn dieses wäre doch an sich betrachtet das nachdrücklichste Mittel, Schrecken und Abscheu zu erwecken.

Der Nachdruck, der in den Werken der redenden Künste und der Musik aus dem Vortrag entstehet, verdienet ein besonderes Studium. Die kräftigsten Stellen können durch den Mangel des Nachdrucks im Vortrage schwach werden. Die Hauptkunst des guten Vortrags besteht in dem gehörigen Nachdruck, durch den sich einige Theile vor andern auszeichnen.

*) Der Verfasser der Briefe über den Ossian in dem Werkchen, das unter dem Titel: „Von deutscher Art und Kunst," in Hamburg herausgekommen ist.

S. Sulzer's allg. Theorie der schönen Künste. Art. Nachdruck.

2. Nachdruck bedeutet auch das, was durch den Nachdruck oder zweyten Druck erhalten wird. So ist im Weinbaue der Nachdruck derjenige Most, welcher durch die zweyte stärkere Pressung erhalten wird, im Gegensatze dessen, welcher entweder von selbst aus den Trauben rinnt, oder nur durch eine schwache Pressung erhalten wird, und welcher der Vorlauf, Vorschuß, Vordruck heißt. Er wird auch der Nachschuß oder Nachlauf genannt. S. im Art. Wein.

3. Ist der Nachdruck sowohl die Handlung, da eine Schrift von neuem gedruckt wird, wo es doch im engern Verstande am üblichsten ist, von einem solchen wider Willen des rechtmäßigen Verlegers unternommenen Drucke, als auch von einer auf solche Art nachgedruckten Schrift selbst. Von dem Nachdrucke in diesem Sinne, oder dem Büchernachdrucke ist verschiedenes zu sagen, da die Meinungen über die Recht- oder Unrechtmäßigkeit bisher öfters noch etwas getheilt waren, und dieses vielleicht manche Regierung abhielt, gegen dieses nach den Begriffen der mehrsten rechtlichen Menschen so schändliche Gewerbe, durch welches so mancher Verfasser und rechtmäßige Verleger von Büchern um sein Eigenthum, wenigstens um einen bedeutenden Theil desselben gebracht werden kann, nachdrückliche Maßregeln zu ergreifen.

Sobald von einer Sache die Rede ist, die einen Gegenstand des öffentlichen Handels und Wandels ausmacht: so können, wenn die einen solchen Gegenstand angehenden Verbindlichkeiten bestimmt werden sollen, hierbey hauptsächlich folgende drey Fragen aufgeworfen werden:

Was

Was haben Privatpersonen in Ansehung dieses Gegenstandes für Rechte und Verbindlichkeiten gegen einander?

Was stehen der landesherrlichen Obrigkeit für Rechte dabey zu?

Was ist Rechtens zwischen zwey Nationen, die nicht einerley Oberherrschaft anerkennen? *)

Der Buchhandel würde, besonders in Deutschland, sehr unbeträchtlich seyn, wenn nicht jeder Buchhändler meist auch eine Menge bisher ungedruckter Bücher verlegte. Durch diesen Bücherverlag blüht hauptsächlich der Buchhandel in Deutschland, und die Rechte, die den Bücherverlag angehen, können daher, wie jeder andere den Handel und Wandel betreffende Gegenstand, unter obige drey Rücksichten gebracht werden.

Was haben also beym Bücherverlag die einzelnen Privatmitglieder des Publikums für Rechte und Verbindlichkeiten gegen einander?

Beym Bücherverlag kommen drey Haupt-Personen vor: der Verfasser des Buchs, der Verleger desselben, der Käufer.

Nur der, der mit Willen auf Vorurtheilen beharret, kann es bezweifeln, daß der Verfasser eines Buchs der ursprüngliche volle Eigenthümer desselben ist. Wer einen Pallast, einen Garten bauet, er mag nun die einzelnen Materialien dazu erkaufen, geschenkt bekommen oder aus öffentlichen Steinbrüchen und Plätzen gesammelt haben; er mag diesen Garten, diesen Pallast blos

*) Ich halte mich hier vorzüglich an des Herrn Dr. Cella's Abhandlung über den Büchernachdruck, im ersten Bändchen seiner freymüthigen Aufsätze. Anspach 1784. S. 79 f.

zur eignen Bewohnung, eignen Benutzung, oder zum allgemeinen Vergnügen, zu einem öffentlichen Kaffeehaus, zu Haltung eines, jedem für das Entree-Geld offenstehenden Vauxhall bestimmt haben: bleibt doch der ursprüngliche alleinige Eigenthümer dieses Hauses, dieses Gartens, von dem es ganz allein abhängt, ob und was für Rechte er andern umsonst oder gegen Bezahlung daran abtreten will. Mit gleichem Recht ist jeder Verfasser eines Buchs, er mag nun die einzelnen Wahrheiten darin selbst erdacht, erfunden, oder aus andern Büchern gesammelt, er mag auf diese Sammlung Kosten aufgewendet haben, oder unentgeltlich dazu gelangt seyn, immer der wahre einzige Eigenthümer seines Buchs, ich mag das Wort Buch in einem Verstand nehmen in welchem ich will, entweder: für den Inbegriff gewisser, von dem Verfasser vorgetragenen Wahrheiten und Begebenheiten selbst, oder: für das Manuskript, worin jener Inbegriff zu Papier gebracht ist. Wenn daher Feder eine Logik schreibt, so ist niemand anders als er der Eigenthümer dieses Buchs, das zum Kennzeichen dieses Eigenthums: Feder's Logik heißt; es mag in Hände kommen in welche es will, so, daß niemand anders Abänderungen, oder irgend einen öffentlichen Gebrauch davon machen kann, und darf, so lange als der Autor nicht will, so wenig als ihn jemand dazu zwingen kann, diese seine Logik andern mitzutheilen, wenn er keine Lust dazu hat. Er allein kann das Buch, oder das Manuskript, worauf er es zu Papier gebracht, zerreißen, verbrennen, abschreiben, unentgeltlich der Welt in Druck überlassen, oder auch einem andern um Geld

die

die Erlaubniß geben, solches zu drucken und damit zu handeln.

„Um Geld?“ — Sollte es wohl keine Schande seyn, seine geistigen Kenntnisse und Wissenschaften, die ja an und für sich keiner Taxe fähig sind, dem Publikum zu Geld anzuschlagen? — Ich wüßte nicht warum. Freylich ist die gelehrte Waare eigentlich keiner Taxe fähig, eben so wenig, als der innere Werth der Arbeit, die der Advokat, der Hofrath, der Professor seiner Parthey, seinem Landesherrn, seinen Zuhörern liefert, durch das Honorarium, das ihnen dafür bezahlt wird, eigentlich sich bestimmen läßt. Ein Bogen von dem einen Advokaten kann tausendmahl mehr Wahrheit und Richtigkeit, des einen Hofraths Gutachten ungleich mehr Einsicht und gesunde Vernunft, des einen Professors Vortrag unendlich mehr Gelehrsamkeit, und brauchbare Dinge enthalten, als die Schrift, das Gutachten, die Vorlesung des Andern, ohne daß die Güte und Brauchbarkeit dieser Dinge nach Thalern und Gulden sich abmessen läßt. Und doch hält es kein Advokat, kein Hofrath, kein Professor für eine Schande sich verhältnißmäßig nach seiner Geschicklichkeit, Bemühung und Zeitversäumniß bezahlen und salariren zu lassen. Warum sollte denn gerade der Schriftsteller verbunden seyn, die Produkte seines Fleißes dem Publikum unentgeltlich genießen zu lassen, weder für Mühe noch Zeitversäumniß etwas annehmen dürfen, und für die nützlichen Wahrheiten und Entdeckungen, die er seinen Mitbürgern mittheilt, für die Zeit, für die Gesundheit die er ihnen aufopfert, blos mit der Ehre sich begnügen müssen; beym Beyfall des Publikums Hunger zu leiden, und Bequemlichkeiten und Bedürfnisse zu

entbehren, die sich jeder geschickte Schuster und Schneider durch seinen Erwerb verschaffen kann.

„Gelehrte, die ums Honorar, in so fern dies für eine Vergütung der aufgewendeten Zeit und Mühe und der Unterhaltungskosten anzusehen ist, schreiben müssen, sollte es nicht geben, und die bey sonstigem Auskommen ums Honorar schreiben wollten, müßten sehr unphilosophisch denken" —

sagt der Vertheidiger des Nachdrucks, im deutschen Museo, und man kann an und für sich gern einräumen, daß es nicht übel wäre, wenn die Großen dieser Erde unsere Schriftsteller so besoldeten, daß sie eine, ihren Verdiensten angemessene Versorgung hätten; Schande alsdann für den Gelehrten, der doch noch mit seinen Produkten wuchern wollte. Allein, die Erfahrung beweiset, daß es weder wirklich, noch möglich ist, alle in Deutschland lebende Schriftsteller zu besolden, und daß es nicht einmahl rathsam wäre, indem, wie Pütter mit Recht behauptet,

„Zur Aufnahme der Gelehrsamkeit mehr gute Bücher zu hoffen sind, wenn Gelehrte, ohne Miethlinge der Buchhändler zu seyn, sich dennoch nicht dadurch entehrt halten, die Vortheile von den Früchten ihres Fleißes, mit dem Verleger zu theilen, und wenn sie sich dadurch desto mehr aufmuntern lassen, Bücher in Druck zu geben, deren vortheilhafte Aufnahme ihnen doch zugleich zum Ruhm gereicht; anstatt daß gegen den bloßen Ruhm bey manchen Gelehrten eine gewisse Bequemlichkeit das Uebergewicht gewinnen, und die Vollendung manches Werks, die nie ohne Mühe seyn kann, leicht zurück halten würde." —

Es läßt sich mithin kein vernünftiger Grund einsehen, warum nicht ein Schriftsteller, so gut als jeder andere Künstler oder Gelehrte, die Benutzung seines Eigenthums andern für Geld sollte überlassen können, da es keine Schande seyn kann, vom Publikum etwas anzunehmen, von dem nach Linguets sehr passendem witzigen Ausdruck,

„man allein mit Ehre etwas annehmen kann, und von dem alle gesellschaftlichen Klassen, ohne Ausnahme, etwas empfangen. —

Der Verfasser eines Buchs allein also, kann, kraft seines Eigenthums, selbiges für Geld drucken lassen. Ob er dies selbst über sich nehmen, seinen eignen Verleger machen, oder einem andern seine Schriften zum Verlag überlassen will, hängt von ihm ab. In den Streit: was für die gelehrte Welt am vortheilhaftesten wäre, wenn die Schriftsteller selbst ihre Verleger sind oder nicht? braucht man sich hier nicht einzulassen, da es in Ansehung der aus dem Verlag eines Buchs herfließenden Rechte und Verbindlichkeiten ganz einerley ist.

Wenn nun aber der Verfasser einem andern den Verlag überläßt, was überträgt derselbe dadurch dem Verleger für Rechte? — Das Eigenthum des Buchs, sagen sehr viele von der Parthey der Nachdrucker, und selbst ihre Gegner räumen es zum Theil ein, und gestehen dem Verleger wenigstens ein dingliches Recht zu. Beyde irren. Nehme ich Buch für den Inbegriff der vom Verfasser vorgetragenen Wahrheiten, so kann ich ja nicht sagen, daß der Verleger von Feder's Logik, selbige in dem Verstande eigenthümlich besitze, da ja das Buch nach wie vor Feder's Logik bleibt, und nur Feder, nicht der Verleger das Recht hat, am wesentlichen

des Buchs etwas zu ändern, oder zu verbessern. Der Verleger bekommt ja aber doch das Eigenthum des Manuskripts? Auch dies nicht; wenigstens gründet sich das Recht des Verlegers nicht auf den Besitz desselben, gehört nicht zum wesentlichen des Verlegers. Es gibt Fälle, wo ein Verfasser sich das Manuskript ausdrücklich wieder zurück bedingt, oder wo eine zweyte unveränderte Auflage von einem andern Verleger, ohne alles Manuskript veranstaltet wird, in allen diesen Fällen würde mithin der Verleger sein Recht, wenn es ein dingliches, auf dem Besitz des Manuskripts beruhendes Recht wäre, verlieren. Es würde ferner daraus folgen, daß so wie, wenn ich ein Pferd kaufe, und es krepirt, mein Eigenthum, mein Recht daran zu Grunde geht, eben so auch das Recht des Verlegers aufhörte, sobald er durch irgend einen Zufall um das Manuskript käme, ein Satz der offenbar Absurditäten nach sich ziehen würde. Mit einem Wort, der Verleger bekommt weder das Eigenthum des Buchs, noch sonst ein, auf dem Besitz einer körperlichen Sache beruhendes dingliches Recht, sondern seine ganze Befugniß gründet sich auf einen persönlichen Vertrag mit dem Eigenthümer, der ihm, mittelst dieses Vertrags das Recht, sein Buch zu drucken, und die dadurch sich ergebenden Vortheile zu beziehen, einräumt. Mehr Recht bekommt der Verleger nicht, und mehr braucht er auch nicht. Er gleicht demjenigen, der einem andern einen Garten abmiethet, und dafür die Befugniß hat, von jedem dritten, der diesen Garten besuchen, den Schlüssel dazu haben will, sich ein Entree-Geld bezahlen zu lassen. Der Gartenherr bleibt in dem Fall Eigenthümer des Gartens, so wie der Verfasser Eigen-

genthümer seines Buchs, wenn gleich beyde, der Verfasser und der Gartenherr das ganze Einkommen (fructus civiles et naturales) einem Dritten überlassen haben, und weder selbst das Recht haben, noch andern das Recht verleihen können, Leuten den Eingang in den Garten, ohne Einwilligung des Beständners zu erlauben. Des Garten-Beständners Recht sowohl, als des Verlegers gründen sich nicht auf das Eigenthum des Gartens, oder des Schlüssels dazu, des Buchs, oder des Manuskripts desselben, sondern einzig und allein auf den Vertrag, den jener mit dem Gartenherrn, dieser mit dem Verfasser abgeschlossen. Der Verfasser ist und bleibt also einziger, beständiger Eigenthümer des Buchs, so wie der Verleger einziger beständiger Eigenthümer des Verlagsrechts, in so fern ihm der Verfasser solches uneingeschränkt, und ohne Vorbehalt übertragen hat.

Und der Käufer, der in einen Buchladen ein Buch erkauft, was bekommt der für ein Recht? was erhält er durch den Kauf? — Das Eigenthum des Buchs, sagen die Nachdrucker; und selbst Feder und Pütter räumen dies gewissermaßen ein, trennen aber das Verlagsrecht vom Eigenthum des Buchs, und suchen die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks hauptsächlich dadurch zu erweisen, weil jedem Bücherverkauf, der natürliche stillschweigende Nebenvertrag, das Buch nicht nachzudrucken, anklebe, indem die natürliche Vermuthung dafür streite, daß der Verleger sein Buch nicht um den Preis geben könnte und würde, wenn der Käufer den Sinn dabey hätte, sich dadurch zugleich das Verlagsrecht zuzueignen; wie denn von niemand präsumirt werden kann, daß er dem andern ein

Recht,

Recht, das ihm zum Schaden gereiche, übertragen wolle. Allein, nicht zu gedenken, daß es immer eine mißliche Sache ist, wenn man in Entscheidung der Rechtsfragen auf solche Billigkeitsregeln zurückgehen muß, die so mancherley Auslegungen, Anwendungen und Einschränkungen unterworfen sind: so würde aus jenem Grundsatze die Folge fließen, daß, sobald erweislich wäre, daß der erste Verleger aus seinen verkauften Exemplaren den Ersatz seiner gesammten Auslagen, und einen billigen Profit gezogen, alsdann der Nachdruck erlaubt wäre. Und wenn der Nachdrucker dabey einwendet:

„Haben sie es nur unter jener Bedingung (nähmlich daß das Buch nicht nachgedruckt werden solle) aus den Händen gegeben: so möchten sie mir auch wohl verwehren es auszuleihen? —"

So leuchtet es nicht gleich ein, was man befriedigendes darauf antworten kann. Denn wirklich gereicht das Wegleihen und Abschreiben im Grunde eben so wahr zum Schaden des Verlegers, als das Nachdrucken, weil, wenn jenes nicht geschehen dürfte, der Verleger ganz sicher mehr Exemplare los werden würde. So groß ist freylich der Schaden nicht, als beym Nachdruck, allein, wenn der Schade des Verlegers überhaupt einmahl als der vollgültige Grund des anzunehmenden stillschweigenden Nebenvertrags, oder Reservations-Klausel vorausgesetzt wird, so kann die mehrere oder mindere Größe des Schadens keine Abänderung machen, da zumahl das Wegleihen des Buchs, in einzelnen Fällen, dem einen Verleger, der seine Bücher um einen sehr billigen Preis verkauft, und vielleicht ein hohes Honorar hat zahlen müssen, eben so viel Scha-

den

den bringen kann, als der Nachdruck einem andern, der seine Bücher, bey gering gezahltem Honorar übertheuert, und vielleicht schon bey den ersten paar hundert Exemplaren allen Profit hat, den er erlaubter Weise davon zu ziehen, berechtiget wäre. Und dann könnte man ja beym Verfasser einer Uhr, einer künstlichen Maschine, einer neumodischen Fabrik-Waare auch die nähmliche stillschweigende Klausel annehmen, wenn der für den Verfasser entstehende Schaden hinlänglich zu Begründung eines solchen zu vermuthenden Nebenvertrags (pacti adjecti) wäre, indem die Nachahmung einer neu erfundenen Uhr, einer neuen Farbe von Tuch, immer dem ersten Verkäufer zum Abbruch gereicht, und die wenigsten Künstler und Fabrikanten, dem Käufer, von dem sie wüßten, daß er die Absicht habe, ihre Waare nachzumachen, solche zu kaufen geben würden.

Diejenigen, welche behaupten, daß das Verlagsrecht, ungeachtet des verkauften Eigenthums des Buchs, doch reservirt bleibe, haben dies mit Gleichnissen zu erweisen gesucht, indem sie sagen: daß so wenig derjenige, der ein Maß Bier, eine Arzney, eine Elle Tuch kaufe, zugleich die Brau-Gerechtigkeit, die Apotheker-Gerechtigkeit, die Tuchhandlungs-Gerechtigkeit mit verkaufe: eben so wenig der Käufer eines Buchs sagen könne, daß er zugleich das Verlags-Recht desselben mit verkaufe. Allein hier wird die Befugniß, ein öffentliches Gewerbe zu treiben, welche, so wie die Erlaubniß überhaupt, mit Büchern Handel treiben, und selbige in Verlag nehmen zu dürfen, von der landesherrlichen Konzession abhängt, mit dem Verlags-Recht über einzelne Bücher, welches der Verleger erst durch

Verträge mit den Verfassern erlangen muß, vermischt und verwechselt. Daß derjenige, der ein Exemplar von Feder's Logik kauft, dadurch nicht zum Buchhandeln berechtigt wird, das gibt auch der Nachdrucker zu, so gut als daß derjenige, der eine Elle Tuch, ein Maß Bier, eine Mixtur kauft, dadurch noch nicht zum Kaufmann, zum Bierbrauer, zum Apotheker privilegirt ist. Allein folgt daraus so augenscheinlich, daß mithin auch der Käufer, der schon wirklich als Buchhändler vom Landesherrn privilegirt ist, doch das einzelne, erkaufte Buch nicht nachdrucken dürfe? — Dies folgt wenigstens gewiß aus jenen Gleichnissen nicht.

Wir wollen sehen, ob sich die Sache nicht unter einen andern festern Gesichtspunkt bringen läßt. — Daß ursprünglich der Verfasser des Buchs der wahre, einzige Eigenthümer desselben sey, ist nach dem vorhin schon angeführten, wohl eine unläugbare Sache. Wenn ich mir nun über eine Sache, die ursprünglich einem andern zugehörte, irgend ein Recht anmasse, so muß ich sagen können, wie ich dazu gekommen bin, und durch welchen Vorfall oder Vertrag ich es erlangt. Wenn ich gegenwärtig ein Pferd habe, das vorhin dem Titius gehörte, und Titius kommt und fragt mich: Herr, wie sind sie zu dem Pferde gekommen? das Pferd gehört mir: so ist es nicht genug, wenn ich ihm antworte, es ist mir eben so in den Stall gelaufen, sondern, wenn es erweislich ist, daß das Pferd dem Titius wirklich vordem gehört habe, so muß ich sagen können, von wem ich es gekauft oder geschenkt erhalten. Wenn ich mir nun Feder's Logik irgendwo gekauft habe, und Feder käme zu mir, sähe das Buch liegen und fragte mich: Wie

kommen

kommen Sie zu diesem Buche? so ist die ganz natürliche Antwort, ich habe es von diesem oder jenem Buchhändler gekauft. Wenn ich aber diese Logik nachdrucke und an andere wieder verkaufe, und Feder kommt dazu und fragt: Herr, wie kommen Sie dazu, daß Sie meine Logik nachdrucken und verkaufen? so ist es nicht genug, wenn ich sage: „Ich bin ja ein Buchhändler, ich darf mit Büchern handeln;" — denn Feder kann weiter fragen: Wie kommen Sie aber zu dem Rechte insonderheit, dies mein Buch zu verlegen, von wem haben Sie dies Verlagsrecht, das ursprünglich mir als Verfasser, als Eigenthümer des Buchs zustand, übertragen bekommen? Kann ich da auch sagen: „Ich habe das Verlagsrecht zugleich mit dem Buche erkauft?" — Um Vergebung, darf ich mir den Vertrag ausbitten, den Sie mit mir, oder meinem Verleger darüber abgeschlossen? — „Dazu brauche ich keinen Vertrag, ich habe mir ja das Buch eigenthümlich erkauft und darf also, kraft dieses Eigenthums, mit dem Buche anfangen was ich will." — Sie irren sich, für den bezahlten Ladenpreis haben sie weiter nichts als ein gedrucktes Exemplar von meinem Buche gekauft. Mit diesem gedruckten Exemplar können Sie anfangen was Sie wollen, können es zerschneiden, zerreißen, in den Ofen werfen, wegschenken, wegleihen, können sichs abschreiben, abdrucken, wenn Sie Freude für sich daran finden; aber Abdrücke von meinem Buche an andere Leute zu verkaufen, das gehört zum Eigenthum des Buchs selbst, und dies Eigenthum ist noch immer mein. Sehen Sie nur den Titel an: es ist Feder's Logik. — „Sie haben ja aber doch diese ihre Logik an Dieterich verkauft,

und

und von dem habe ich sie erkauft?" — Ganz irrig. An Dieterich habe ich mein Eigenthum nicht, sondern nur die Nutznießung (usumfructum civilem), nur das Recht, so viel gedruckte Exemplare als er will, oder als abgeredet worden, davon heraus zu geben, kraft des mit ihm errichteten Vertrags, abgetreten. Da nun Dieterich selbst das Eigenthum meiner Logik nicht hat: so hat er es noch viel weniger ihnen verkaufen können. Würde auch lächerlich seyn, wenn sie behaupteten, Sie hätten Feder's Logik eigenthümlich erkauft; denn jedes Eigenthum setzt zugleich ein Recht, andere von dem Besitze desselben auszuschließen, voraus. Nun gibt es aber noch so viel Tausende, die alle auch von Dieterich meine Logik gekauft haben, und würde also daraus folgen, daß der verzweifelte Buchhändler ein Eigenthum, daß er noch dazu nicht einmahl selbst besitzt, an viel Tausende, und jedem einzeln verkauft habe. Sie müssen kein guter Jurist seyn, wenn Sie glauben, daß man ein Pferd an ein paar hundert Käufer zugleich, und zwar jedem eigenthümlich verkaufen könne. Kurz, Dieterich hat Ihnen bloß das Eigenthum eines gedruckten Exemplars von meiner Logik, nicht aber mein Eigenthum an dieser Logik, noch sein, ihm von mir daran abgetretenes Verlagsrecht verkauft. — „Gehört denn aber das Recht, das Buch nachzudrucken, nicht unter die natürlichen Befugnisse, die mir das erkaufte gedruckte Exemplar mittheilt?" — Keineswegs. Denn kein Recht, am wenigsten ein ursprünglich, bloß auf einem persönlichen Vertrag beruhendes Recht, kann durch den Besitz einer Sache, auf der dies Recht nicht beruht, übertragen werden. Eine physische Möglichkeit, mein Eigenthum

genthum nachzudrucken, gibt Ihnen freylich der Besitz des gedruckten Exemplars, aber gibt er Ihnen auch ein Recht dazu? Läßt sich von der Möglichkeit auf die Rechtmäßigkeit allemahl ein Schluß machen? Gesetzt der Eigenthümer oder Pächter eines schönen Gartens ließe einige tausend Schlüssel dazu verfertigen, die er an jeden, der Lust hätte seinen Garten zu besuchen, und die Annehmlichkeiten und Früchte desselben zu genießen, verkaufte. Jeder, der einen solchen Schlüssel sich kauft, ist mithin wahrer Eigenthümer desselben, kann damit schalten und walten wie er will, kann ihn wieder verkaufen, verschenken, wegschmeißen, verleihen, allenfalls auch wenn er Zeitvertreib an der Schlosserarbeit fände, selbigen nachmachen. Aber wenn nun der Eigenthümer des Schlüssels mit den nachgemachten Schlüsseln handeln, und andern das Stück um die Hälfte, was ihm der seinige gekostet, verkaufen wollte, — meinen Sie wohl, der Garteneigenthümer oder Beständner würde dies gleichgültig ansehen, oder wäre nicht berechtigt zu dem, dem er den Schlüssel verkauft, zu sagen: der Gartenschlüssel gehört ihnen zwar eigenthümlich, sie können damit schalten und walten wie Sie wollen; aber das Recht, den Schlüssel nachzumachen und damit zu handeln, das können Sie nicht verlangen, das beruht auch nicht auf dem Besitze des Schlüssels, sondern auf dem Eigenthume des Gartens und auf dem Vertrage, den der Eigenthümer mit einem oder dem andern Beständner abschließt. Sollten diese Gründe sich wohl dadurch entkräften lassen, daß der Schlüsselkäufer sich auf das Eigenthum seines Schlüssels bezöge? Eben so verhält sichs mit meiner Logik. Ich bin der Eigenthümer, mein Verle-

ger ist der Beständner, dem ich die volle Nutznießung durch eine immerwährende Verpachtung (locationem conductionem perpetuam) überlassen habe. Was Sie von ihm gekauft, ist das gedruckte Exemplar von meinem Buche, der Schlüssel, wodurch Sie zu allen, von mir darin vorgetragenen Wahrheiten freyen Zugang haben, selbige für sich auf alle Weise benutzen, und in ihren Gebrauch verwenden können; aber über das in meinem Eigenthume verbliebene individuelle Ganze, über das Buch selbst zu disponiren, damit zu handeln, dies Recht haben Sie nicht, wenn Sie gleich den Schlüssel zu meinem Eigenthume, das gedruckte Exemplar davon, eigenthümlich besitzen. —.

Wenn Feder, wenn jeder andere Verfasser eines Buchs, oder dessen rechtmäßiger Verleger diese Sprache führt: so wird dem Nachdrucker die ungegründete Ausflucht, daß er Eigenthümer des Buchs sey, wenig helfen, und es zu Beweisung der Unrechtmäßigkeit seines Unternehmens keiner Annehmung eines stillschweigenden Nebenvertrags, sondern nur der bekannten Regel: Qui bene distinguit, bene docet, bedürfen, durch welche sich ganz deutlich zeigen läßt, daß das Eigenthum eines Buchs, wenn ich darunter den Inbegriff gewisser, darin vorgetragener Wahrheiten oder Begebenheiten verstehe, sehr verschieden von dem Eigenthum eines Buchs seye, wenn ich unter diesem Worte das gedruckte Exemplar, d. i. eine gewisse Anzahl gedruckter Bogen, die zusammen ein Ganzes ausmachen, mir denke. Nicht der Eigenthümer eines Buchs im letztern *), sondern im erstern Ver-

*) Der Besitzer des gedruckten Exemplars bekommt dadurch

stande kann sich das Verlagsrecht, und das Recht solches an andere zu übertragen, zueignen.

Zwar meint der Vertheidiger des Nachdrucks im deutschen Museo, der Nachdrucker brauche sich nicht einmahl auf den, mit dem Verleger gethanenen Kauf, auf das durch diesen Kauf erlangte Eigenthum am Buch, zu berufen, sondern dies Recht stehe ihm überhaupt schon zu:

„Verlagsrecht heiße das Recht zu verlegen, und das habe jeder Bürger, sobald er sich als Buchhändler angezeigt, und seine gehörigen Abgaben giebt."

Allein hier ist abermahls der schon oben bemerkte Unterschied zwischen dem Rechte überhaupt, mit dem Bücherhandel und Verlag ein öffentliches Gewerbe zu treiben, und dem Rechte dieses oder jenes einzelnen privati eigenthümliches Buch zu drucken und zu verlegen, außer Augen gesetzt. Der Landesherr kann für die Abgaben, die ich ihm entrichte, mir wohl das Recht gestatten, mit Büchern überhaupt zu handeln, und die Bücher, die man mir in Verlag giebt, öffentlich zu verkaufen, aber das Recht, Feder's Logik, Pütter's Reichshistorie, ohne ihre Einwilligung zu verlegen, daß kann mir der Landesherr nicht geben. Sonst könnte jeder Kaffee- oder Weinwirth in Frankfurt auf den Einfall kommen, daß, wenn er dem Gastgeber im sogenannten rothen Hause, das Entreegeld in den Vauxhall,

durch nichts als den usum, denn dies ist die Absicht des Verfassers warum er das Buch drucken läßt, daß auch andere den usum davon haben sollen. Der Verleger hingegen hat den usumfructum vom proprietario übertragen bekommen, und nur der usufructuarius, nicht aber der usuarius, dessen Recht nur auf sein eignes Bedürfniß eingeschränkt ist, hat die Befugniß auch jedem andern wieder den usum der Sache zu verkaufen.

den dieser hält, zahle, er alsdann, als ein von Obrigkeits wegen privilegirter Wirth, so gut als der Hausherr das Recht habe, im Vauxhall Wein und Kaffee zu schenken. Freylich hat jeder Wirth, gegen die Abgaben das Recht, Wein und Kaffee zu schenken: aber das Recht, im Gasthof zum rothen Hause Wein und Kaffee ohne Einwilligung des Hausherrn zu schenken, das kann einem weder der Landesherr, noch die Bezahlung des Entreegelds geben.

So oft also ein Buch ohne Einwilligung des Verfassers und des Verlegers von einem dritten nachgedruckt wird, so oft vergreift sich dieser an des andern Eigenthum oder Nutznießung, und ist mithin ein unrechtmäßiger Nachdrucker. Aber darf man denn gar kein einmahl gedrucktes Buch nachdrucken? — Ja, sagen Pütter, Feder, und andre Apologisten des Verlageigenthums, sobald der rechtmäßige Eigenthümer und Verleger keinen Schaden dadurch leiden, und es auf eine Art, oder an Orten geschieht, auf welche der rechtmäßige Verleger sich bey Uebernahme des Verlags keine Rechnung machen konnte. Mit diesem Grundsatze läßt sich aber auch hier kein zuverlässiges System aufbauen, nach dem einzelne Fälle entschieden werden könnten. Es könnte ja Verleger geben, die wenigstens ihrem Vorgeben nach, ihre Spekulation auf alles gerichtet hätten, das Buch in allen Sprachen, in allen Formaten, mit und ohne Noten, ganz und auszugsweise zu verlegen gedächten und daher jede Art von Nachdruck eines einmahl in ihrem Verlag gewesenen Buchs, als zu ihrem Schaden gereichend, ansähen: da hingegen jeder Nachdrucker dies umwenden, und wenn er seiner Meinung nach berechnet hätte, daß der erste Verle-

ger nun Profit genug von dem Buche gezogen habe, oder glaubte, daß diejenigen, die seine Ausgabe kauften, die Original-Edition nicht gekauft hätten, sich dadurch berechtiget halten würde, jetzt das Buch nachzudrucken. Sicherer ist es, wenn wir auf den Grundbegriff des Nachdrucks, und auf die Ursachen, aus denen wir die Unrechtmäßigkeit desselben zu erweisen gesucht, zurückgehen. Der Nachdruck ist unrechtmäßig, weil er ein Eingriff in das Eigenthum des Verfassers, des Verlegers ist. Hieraus folgt,

1) Daß, sobald weder ein Eigenthümer des Buchs, noch ein Eigenthümer des Verlagsrechts mehr existirt, jeder berechtigt ist das Buch nachzudrucken, weil es nunmehr ein Eigenthum des ganzen Publikums ist, von dem jedes Mitglied mit gleichem Recht Nutzen ziehen kann. In diese Klasse gehören vorzüglich die autores classici und andere, vor Entstehung der Buchdruckerey, blos im Manuskript vorhanden gewesenen Bücher, deren Verlagsrecht publici juris war, die jedermann abdrucken konnte, und noch heute nachdrucken kann, weil zwar jedem die Benutzung desselben, das Eigenthum des Buchs, das Verlagsrecht selbst aber dem ganzen Publiko zusteht. Will jemand das Verlagsrecht eines solchen Buchs ausschließungsweise haben, so muß er sich von dem Publiko, von dem Landesherrn ein besonderes Privilegium darüber ertheilen lassen. Irrig ist es, wenn in der schon oft, aus dem deutschen Museo angeführten Vertheidigung des Nachdrucks, behauptet wird, daß in diesem Fall der erste Verleger eines solchen Buchs kein exklusives Privilegium brauche, sondern ipso facto Eigenthümer desselben werde, weil es res nullius sey, quae cedit occupanti. Allein dies

juristische Waidsprüchlein leidet hier, wo von einem unkörperlichen Gegenstande, von Rechten und Befugnissen, und von einer Sache die Rede ist, woran der Eigenthümer dem Publikum einen gewissen öffentlichen Genuß zugestanden, keine Anwendung. Wenn z. B. der Eigenthümer eines Gartens selbigen zum öffentlichen Spatziergange, zum Vauxhall eingerichtet, und hergegeben hätte, nun stürbe aber dieser Eigenthümer, ohne irgend einen Erben zu hinterlassen: würde da irgend ein privatus, es möchte nun in einem monarchischen oder republikanischen Staate seyn, sagen können: der Garten ist res nullius, quae cedit occupanti, ich will mich also hurtig in Besitz desselben setzen, will Wein und Kaffee darin schenken, will Entree-Geld erheben, damit ich alsdann der einzige Eigenthümer davon bin. Würde dies wohl ein Landesherr gestatten, würden es die übrigen Mitbürger eines Staats gleichgültig ansehen, oder würden sie nicht vielmehr behaupten, daß es jenem zwar niemand wehre, den Garten zu benutzen, allein andere Mitglieder des Staats behielten gleiche Rechte daran, könnten eben so gut Wein und Kaffee darin schenken, u. d. m. Wenn

2) Der Verfasser eines Buchs, als der wahre ursprüngliche Eigenthümer desselben, das Verlags-Recht keinem überträgt, und ausdrücklich oder stillschweigend der Ausübung seines Rechts entsagt: dann tritt der nähmliche Fall ein, da jedem gleiches Recht, das Buch nachzudrucken, zusteht. Dies leidet seine Anwendung wenn die Auflage eines Buches völlig vergriffen ist, und weder der Verfasser noch der erste Verleger Anstalten zu einer neuen Auflage machen, wo nach Pütter's Vorschlag alsdenn Verfasser

und Verleger von Obrigkeits wegen angehalten werden können, sich zu erklären, ob sie das Buch in einer bestimmten Zeit wieder drucken, oder geschehen lassen wollen, daß es nachgedruckt werde. Gesetzliche Verordnung und Instruktionen die von Obrigkeits wegen, ohne irgend jemanden das Verlagsrecht darüber zu ertheilen, öffentlich in Druck ergehen; Werke, die von begüterten Personen ausdrücklich in der Absicht, um sie dem Publikum gemeinnützig zu machen, gedruckt, und Druck- und Verlagskosten von ihnen selbst bestritten werden: können aus eben dieser stillschweigenden Entsagung des Verlagsrechts, von jedem nachgedruckt werden. Da hingegen daraus, daß ein Gelehrter seine Werke durch den dermahlen gewöhnlichen Subskriptions-Weg herausgiebt, keine stillschweigende Begebung des Eigenthums und des Verlagsrechts geschlossen werden kann, indem der Gelehrte ja seinen Pränumeranten oder Subskribenten nichts als ein gedrucktes Exemplar von seinen Werken, keinesweges aber das Eigenthum des Buchs, oder das Verlagsrecht desselben verspricht, auch die Subskription keine Erklärung des Verfassers enthält, daß er fortan auf alle weitere Benutzung seines Eigenthums entsagen wolle. Der Nachdruck hört

3) auf unerlaubt zu seyn, oder ist überhaupt nicht mehr eigentlicher Nachdruck, sobald irgend eine Veränderung an dem Buche vorgenommen wird, wodurch selbiges aufhört, das Eigenthum seines ersten Verfassers zu seyn. Mit dem Eigenthum eines Buchs verhält es sich nähmlich in dieser Rücksicht ganz anders, als mit dem Eigenthum andrer körperlichen Dinge. Der Verfertiger einer Uhr, der Fabrikant eines Tuchs

ist der Eigenthümer des Ganzen sowohl, als der einzelnen Theile und Ingredienzien aus denen er selbiges zusammen gesetzt hat, und niemand kann sich die einzelnen Theile eines körperlichen Gegenstandes zueignen, ohne Eigenthümer des Ganzen zu seyn, weil er durch eine solche Anmassung einzelner Stücke das Wesen der Sache zerstören, und dadurch den rechtmäßigen Eigenthümer den Besitz des Ganzen entziehen würde. Nicht so bey Büchern. Hier sind die einzelnen Theile, woraus das Buch zusammen gesetzt ist, die einzelnen Wahrheiten und Begebenheiten, die darin vorgetragen werden, unkörperliche Dinge, die keines ausschließenden Eigenthums fähig sind, und also auch vom Verfasser des Buchs nicht in dem Maße sich eigenthümlich zugeeignet werden können, daß er andere von der willkührlichen Benutzung und Anwendung derselben ausschließen könnte. Jeder Leser darf, kann diese Wahrheiten, diese Begebenheiten, sich eigen machen, ohne daß dadurch des Verfassers Eigenthum am Buch verlohren geht. Das Principium rationis sufficientis war nie ein Eigenthum seines Erfinders, wenn dieser gleich der erste war, der es in seiner Metaphysik vortrug. Derjenige, der nach ihm diesen Satz auch wieder in seiner Metaphysik brauchte, sein System darauf baute, wäre, wenn er sich die Erfindung zugeeignet hätte, ein Prahler, aber nie ein unrechtmäßiger Nachdrucker gewesen; so wenig als derjenige, der eine Logik schriebe, die in allen Sätzen mit Feder's Logik übereinstimmte, beschuldigt werden könnte, daß er im juristischen Verstande sich an des andern Eigenthum vergriffen hätte, ob er gleich, wenn er seine Quelle nicht angäbe, oder schlechtweg nur Feder's Logik ausgeschmiert

hätte,

hätte, sich in der gelehrten Welt für einen Plagiarium ansehen lassen müßte.

Was macht also das Wesentliche eines Buchs aus? welches sind die wesentlichen Stücke auf denen das individuelle Eigenthum des Verfassers an selbigem beruht? — Daß gerade die Anzahl einzelner Wahrheiten und Begebenheiten, daß sie in dieser und keiner andern Ordnung, in dieser Beweisart, in dieser Deutlichkeit oder Undeutlichkeit, in dieser Sprache vorgetragen sind: dies macht das Wesentliche des Buches aus, wodurch sich das Buch des einen Verfassers von dem Buche eines andern unterscheidet. Daß in Feder's Logik, Wahrheiten über die Vernunftlehre, über die Syllogistik u. s. w. vorgetragen sind, das unterscheidet sie wohl von andern juristischen, medizinischen, theologischen Büchern, aber nicht von Baumeister's, Böhm's Logik. Feder's Eigenthum an diesem Buch beruht also nicht auf den darin vorgetragenen einzelnen Wahrheiten, sondern auf dem ganzen Inbegriff dieser Wahrheiten zusammen, auf der Ordnung in der sie Feder auf einander folgen lassen, auf dem Vortrag, in den er sie eingekleidet, in der Sprache, in der er das Buch geschrieben. Denn alle diese Eigenschaften hat das Buch seinem Verfasser zu danken; da hingegen, Druck, Papier, Format, kein wesentliches Unterscheidungszeichen eines Buchs, sondern ein unwesentlicher mechanischer Zusatz des Druckers, des Verlegers sind, wodurch das Eigenthum des Verfassers keine Abänderung erleidet. Ich mag daher Feder's Logik in Quart, Octav oder Duodez drucken, so maße ich mir immer ein Recht über das unveränderte individuelle Ganze an, auf dem Feder's Eigenthum beruht. Wenn

nun aber einer ein bereits in Druck erschienenes Werk widerlegt, einen Commentar, Noten darüber, oder einen künstlichen Extract daraus macht, so benutzt er zwar des andern Buch und seine darin vorgetragenen Wahrheiten; allein wenn er nun seinen Auszug, oder das Buch mit seinem Commentar, seinen Noten darüber, seine Widerlegung drucken läßt: so maßt er sich dadurch kein Recht über des andern individuelles Eigenthum an, denn das von ihm neu edirte Buch ist nicht mehr das nähmliche Ganze, das der erste Verfasser hergestellt, und wodurch es sein Eigenthum geworden, sondern es ist eine wesentliche Abänderung damit vorgenommen worden, hat einen wesentlichen Zusatz erhalten, wodurch es nunmehr ein neues Ganze geworden, das dem Commentator, dem Notenmacher, dem Extrahenten eigenthümlich zusteht. Auch

4) **Uebersetzungen** sind keine Nachdrücke, da die Uebersetzung ein eigenes Ganze ausmacht, das nicht dem Nachdrucker, sondern dem Verfasser der Uebersetzung sein Wesen, seine Existenz zu danken hat, dessen Eigenthum ist, so daß wenn jemand eine französische Uebersetzung von Gellert's Fabeln in Druck gibt, man eigentlich nicht sagen kann, er läßt Gellert's Fabeln drucken. Daß Uebersetzung keine unwesentliche bloß mechanische Modification eines Buchs ist, erhellet schon daher, weil dadurch das Original im Ganzen oft sehr verändert, geschwächt, entstellt und mit Irrthümern verunziert werden kann, welches dem Original-Schriftsteller nie auf seine Rechnung gesetzt, nie als ein Fehler seines Buchs angesehen werden kann, sondern das Eigenthum des Uebersetzers ist, der dem Publico dadurch sein eigenes Geistesproduct liefert, welches

ches eigenen Fleiß, eigene Bearbeitung, eigene Sprachkenntnisse erfordert, die vielleicht der Originalverfasser nicht einmahl selbst, oder wenigstens nicht in dem Grade besessen hätte. Schon die Stimme des allgemeinen Menschenverstandes entscheidet dafür, daß Original und Uebersetzung zwey von einander ganz verschiedene Individua sind, indem es demjenigen, der Rousseau's Schriften lesen und benutzen will, gewiß im unbestimmten Falle nicht einerley ist, ob er solches im Original oder in der deutschen, englischen Uebersetzung in die Hände bekommt, dahingegen es in Ansehung des wesentlichen Gebrauchs eines Buchs einerley ist, ob ich das Buch in Quart oder Octav, auf Druck- oder Schreibpapier besitze. Kurz, Uebersetzung ist eine wesentliche Umarbeitung des Buchs, ist ein eigenes Geistesproduct, das dem Uebersetzer eben so eigenthümlich zusteht, als dem Verfasser sein Original. Unter eben diese Klasse gehören

5) **Copieen von Kupferstichen und Gemählden**, wo ich nie sagen kann, daß der Künstler, der ein Gemählde von Mengs, einen Kupferstich von Chodowiecki kopiert und verkauft, das Eigenthum dieser berühmten Künstler verkauft. Das Original ist ja darum das Eigenthum des Mengs, des Chodowiecki, weil es vom Mengs gemahlt, vom Chodowiecki in Kupfer gestochen oder gezeichnet ist; die Copie ist ja aber weder vom Mengs gemahlt, noch vom Chodowiecki gezeichnet und gestochen, mithin nicht das Individuum, das diesen ihre Existenz zu danken hat, sondern das Individuum des Dritten, der es nach jenen Originalen gemahlt und gezeichnet hat, dessen Eigenthum es mithin auch ist. Hierin unterscheiden sich Büchernachdruck

druck und Copien von Werken der Kunst von einander. Feder's Logik ist um deßwillen sein Eigenthum, nicht weil das Manuscript von seiner Hand geschrieben, nach seiner Anleitung gedruckt worden, sondern weil Feder das Buch selbst in der Ordnung, in der Deutlichkeit in der Sprache verfaßt hat. Was thut nun der Nachdrucker? Er druckt völlig das nähmliche Individuum, das nähmliche Ganze Wort für Wort nach, ohne im Wesentlichen auch nur einen Federstrich von dem Seinigen dazu zu setzen. Es bleibt noch immer ganz und das nähmliche Buch, das Feder geschrieben; aber der kopierte Kupferstich, das kopierte Gemählde ist ja nicht das nähmliche Individuum, das aus der Hand des Original-Künstlers kam, es ist ja ein neues Ganze, das von der Hand des Kopisten seinem Wesen, seiner Existenz nach aufgeführt und hergestellt worden. Bey Werken der Kunst ist mithin Copie immer nur Nachahmung, die Niemand gewehrt werden kann, so wenig als man es im Reiche der Gelehrsamkeit verwehren kann, daß, sobald ein Bardengesang, eine Ballade, ein Werther, ein Siegwart existirt, ganze Heerden von Nachahmern die Welt mit Bardengesängen à la Klopstock, Balladen à la Bürger, Romanen à la Werther, à la Siegwart überschwemmen. Ja wenn die Kunst erfunden wäre, Kupferstiche und Gemählde ohne neue Zeichnung, ohne weitern Pinselstrich, bloß mittelst gewisser Präparate, mit denen man das Original bestriche, abzukopieren: dann würde dies Nachdruck, würde unerlaubt seyn, so gut als es unerlaubter Nachdruck wäre, wenn jemand zufälliger Weise unter altem Kupfer die Originalkupferplatte von Chodowiecki's Familie von Calas bekäme, und

nun

nun eine neue Auflage ohne Vorwissen und Einwilligung des Verfassers veranstalten wollte, und sich dadurch vom Vorwurf, eines andern Eigenthum zu benutzen, frey machen wollte, daß er die Abdrücke auf größeres Papier, mit anderer Farbe, und andern äußern Verzierungen machen ließe. Ist hingegen von Kupferstichen die Rede, die nicht das Wesentliche des Buches, des Werks, des Ganzen ausmachen, wo der Kupferstecher nicht Künstler, sondern nur Handwerker zu seyn braucht, wo der Kupferstich, so wie der Druck, nur ein mechanischer Zusatz um dem Werke Verzierung oder Publicität zu geben ist: so dürfen auch diese nicht kopiert werden, weil der Kopist nichts am Wesentlichen verändert, nur nachdruckt. Dies ist der Fall bey Landcharten, diplomatischen Alphabeten, gewöhnlichen Bilderbüchern, Abbildungen von Münzen. Was macht hier das Wesentliche des Werks aus? — Warlich nicht dies, daß sie von diesem oder jenem Kupferstecher gestochen sind, sondern daß d'Anville die Charte selbst, die Einrichtung derselben angegeben, daß Gatterer das Alphabet abgefaßt, daß Weiße die Geschichten und Bilder so zusammen geordnet, Spies die Münzen gesammelt und beschrieben hat; dies ist das Wesentliche, welches die Charte, das Alphabet, das Bilderbuch, die Münzsammlung zum Eigenthum dieser Männer macht, das ein anderer eben so wenig nachstechen, als nachdrucken lassen darf, wenn er sich nicht die Mühe nehmen mag, an der wesentlichen Einrichtung dieser Werke selbst Abänderungen und Verbesserungen zu machen. — Die Umänderung des Formats privilegirt an und für sich keinen Nachdruck, allein wenn

6) von Büchern die Rede ist, die keinen eigentlichen Eigenthümer mehr haben, und bey deren Gebrauch das Format einen gewissen wesentlichen Unterschied macht, z. E. Kalender, Bibel, Autores classici, Corpus juris, so kann in dem Fall, wenn der eine Verleger zwar ein Privilegium darüber hat, welches aber nicht ausdrücklich von allen Formaten spricht, nach der Regel, daß Privilegien als singuläre Rechte immer eher im engern als weitern Verstande zu nehmen sind, allerdings ein dritter, ohne für einen unrechtmäßigen Nachdrucker angesehen werden zu dürfen, die Herausgabe eines Kalenders, Cicero, Korpus juris, im Taschenformate übernehmen, wenn nähmlich diese Bücher weder mit einer auszeichnenden, von einem besondern Verfasser herrührenden Einrichtung, noch mit Noten, Versionen, Kommentarien versehen sind, in welchen Fällen auch Kalender und Bibeln ein Eigenthum ihres ersten Verlegers in dem Verstande sind, daß kein Dritter jene Ausgabe nachdrucken darf. — In einer der vorhergehenden Stellen hieß es, daß das Eigenthum der Verfasser auf ihre Bücher sich nicht auf die einzelnen Bestandtheile. auf die einzelnen darin vorgetragenen Wahrheiten erstrecke: allein daraus läßt sich nicht folgern, daß

7) einzelne Aufsätze aus einem Buche die für sich ein Ganzes ausmachen, einzeln nachgedruckt werden dürften. Keinesweges, denn wenn einer zwar nicht die ganze Pomona, aber die einzelnen moralischen Erzählungen daraus, zwar nicht Meißner's Skizzen, aber doch seinen Diego de Colmenares, seine Bianka Kazello nachdrucken wollte: so wäre das eine eben so unerlaubt als das andere. Der schwermüthige

Jüngling in Pomona, Diego de Colmenares in den Skizzen, sind so gut ein Ganzes, das der Frau von la Roche und Meißnern zugehöret, als das Buch selbst, worin sie stehen. Ganz anders ist der Fall, wenn einer aus den Schriften mehrerer Gelehrten eine Sammlung herauszieht, ein Lesebuch für Frauenzimmer, Feyerstunden der Grazien, ein Taschenbuch, einen Sammler herausgibt, und solche einzelne Stücke und Erzählungen aus andern Büchern einschaltet. Dem Vorwurfe eines Plagiarii, eines Ausschreibers, eines Sammlers, den, weil sein eigener Kopf nichts hervor zu bringen vermöge, mit anderer Leute Federn prange, kann ein solcher Verfasser sich in der gelehrten Welt bloß stellen, wenn seine Sammlung sich nicht durch ihre Nutzbarkeit, durch die feine zweckmäßige Wahl beym Publiko rechtfertigt; aber keines unrechtmäßigen Eingriffs in des andern Eigenthum kann er in foro juris nicht beschuldiget werden, da ja die Sammlung ihre wesentliche Existenz nicht diesem oder jenem einzelnen Verfasser, sondern der Auswahl, der Bemühung des Sammlers zu danken hat, dessen Eigenthum sie ist, und von dessen Geschmack und Einsichten der wesentliche Werth der Sammlung abhängt; so daß wenn Jemand eine Sammlung von Arien oder Klavierstücken verschiedener Meister herausgibt, weder Graun noch Andre, noch Bach, noch Hiller, noch Benda sagen können, daß dies Ganze, was der Sammler drucken läßt, ihr Eigenthum sey. Dahingegen, wenn Jemand aus einer Sammlung die etwa Naumann von seinen Werken gemacht hätte, bloß alle seine Arien, seine Opern, oder seine Kora, einzeln abdrucken lassen wollte: so wäre dies ein unerlaubter Nachdruck,

druck, weil alle wesentliche Stücke der Sammlung, jedes einzelne Ganze dem Naumann eigenthümlich zugehörte, der wesentliche Werth derselben nicht auf der Auswahl des Dritten, sondern ganz allein auf Naumann's musikalischem Talent beruhte, und der Käufer nicht die Sammlung, das Werk eines Dritten, sondern nur allein Naumann's Arien, Opern oder Kera zu kaufen bekäme. — Noch fragt es sich, ob

8) ein Buch, das ohne Nahmen des Verfassers und Verlegers gedruckt wird, nachgedruckt werden dürfe? — Meiner Meinung nach nicht. Denn ist es gleich nicht bekannt, in wessen Eigenthum das Buch und das Verlagsrecht desselben steht, so ist doch so viel gewiß, daß es jemand eigenthümlich zugehört, mithin keine res publici juris ist, worauf ein jeder Dritter Anspruch zur Benutzung machen könnte. Wenn ich einen Hund oder sonst ein zahmes Thier auf der Straße finde, so darf ich, wenn ich gleich nicht weiß, wem es zugehört, mir solches doch nicht eigenthümlich zueignen, weil immer im voraus zu vermuthen steht, daß es schon einen Herrn hat. Sollte aber ein solches Buch sich vergreifen, oder der Ort gar nicht ausfindig zu machen seyn, wo man es kaufen könnte: so könnte es einem Dritten als kein unrechtmäßiges Verfahren ausgerechnet werden, wenn er eine neue Ausgabe veranstaltete, so, wie derjenige, der ein verirrtes Thier in Verwahrung nimmt, damit es nicht ganz verlohren gehe, nichts Unrechtes dadurch begeht. Will er ganz nach den Pflichten eines rechtschaffenen Mannes handeln; so wird er es freylich in öffentlichen Anzeigeblättern zu wissen thun lassen, damit der rechtmäßige Eigenthümer des Hundes ꝛc. sich melden könne;

und

und eben so würde derjenige, der ein selten gewordenes anonymes Buch nachdrucken wollte, freylich am edelsten handeln, wenn er erst sein Vorhaben öffentlich bekannt machte. Hätte inzwischen der zweyte Verleger in diesem Fall bona fide bereits eine neue Ausgabe veranstaltet, so würden sich der Eigenthümer oder erste Verleger mit ihm, wegen seiner Auslagen und eines billigen Profits zu vergleichen haben: da hingegen sonst der unrechtmäßige Nachdrucker sich gefallen lassen muß, dem rechtmäßigen Verleger den ihm zugefügten Schaden und entzogenen Gewinn nach billiger Ermäßigung zu ersetzen, und alle nachgedruckte Exemplare ohne Vergütung irgend eines Profits gegen bloßen Ersatz der nöthigen Auslagen entweder dem Verleger zu extradiren, oder wenn dieser gar keinen Gebrauch davon machen kann, oder von Obrigkeits wegen die Konfiskation festgesetzt wäre, ohne allen Ersatz dem Fisko heimfällig werden zu sehen; indem der Nachdrucker durch sein unerlaubtes factum kein Recht, auch nicht einmahl das bürgerliche Eigenthum seiner nachgedruckten Exemplare erwerben kann.

Es fehlt inzwischen nicht an schimmernden Einwendungen, womit die Nachdrucker ihr Unternehmen zu rechtfertigen suchen, wovon ich die hauptsächlichsten anführen will. Auf die Art, sagen sie, sey

a) Der Bücherverlag ein für das Publikum sehr schädliches Monopolium, und Monopolien hätten bekanntlich das allgemeine Recht, die allgemeine Vermuthung gegen sich. Letzteres ist ganz richtig, denn Monopolien sind Ausnahmen, Einschränkungen der Menschen, der den Bürgern eines Staats zustehenden Freyheit, mithin

ist immer eher gegen sie als für sie zu vermuthen, und zu entscheiden. Allein, worin besteht ein Monopolium? — In dem Recht, mit einer gewissen Art Waaren ganz allein zu handeln, die, wenn ich nicht eine landesherrliche Konzeßion hätte, jeder andere eben so gut fabrizirer und verkaufen könnte. Wenn daher jemand ein Privilegium, ganz allein Tuch oder Zeug, oder eine gewisse Farbe von Tuch, von Seidenwaare zu fabriziren, und zu verkaufen hat, so ist dies ein Monopolium, weil sonst niemand mit dieser Gattung von Waare handeln darf, da doch nach der natürlichen Freyheit jeder andre Handelsmann, Kaufmann, Fabrikant eben die Befugniß hatte. Kein privatus kann sich also selbst ein solches Privilegium geben, sondern blos der Landesherr, der das Recht hat, in einzelnen Fällen die Befugniß der privatorum zum Besten des Ganzen einzuschränken, kann Monopolien privilegiren. Worin besteht nun aber das Verlagsrecht eines einzelnen Buchs? — Nicht in dem exklusiven Recht Bücher, oder eine gewisse Gattung von Büchern überhaupt ganz allein zu fabriziren, und zu verkaufen, sondern in dem Recht das einzelne Buch, das Individuum, das ich selbst verfertigt, oder von dem Verfasser das Verlagsrecht desselben erkauft, allein zu drucken und zu verkaufen. Ist dies ein Monopolium? — Dann wäre es auch ein Monopolium, daß ich nur allein das Recht habe, die Zinse in meinem Hause zu vermiethen, daß der Entrepreneur eines Vauxhalls nur allein das Recht hat Entree-Geld von denen, die davon profitiren wollen, zu erheben. Wenn Feder sich ein Privilegium, daß er ganz allein Logiken schreiben, oder Dieterich ein Recht, daß er ganz allein Logiken

drucken

drucken und verlegen dürfe, zuschreiben wollte: dann wäre dies ein Monopolium. Allein, so hat jeder das Recht Logiken wie Feder zu schreiben, und Logiken wie Dieterich zu drucken: aber die individuelle Logik, die Feder verfaßt, und Dieterich verlegt hat, zu drucken und zu verkaufen, das steht keinem andern zu. Und das verlangt doch der Nachdrucker. Er verlangt, nach Linguets Ausdruck,

„nicht Tuch wie Racine zu machen, sondern „er will von dem nähmlichen Stück Tuch, das „Racine gemacht hat, nehmen, und es ohne „seine Theilnehmung, ohne ihn zu bezahlen, „verkaufen."

Zwar läugnet dies der Vertheidiger des Nachdrucks im deutsch. Muſeo, und sagt: der Nachdrucker nehme nicht Racinen's Tuch, sondern Tuch wie Racine, so wie derjenige, der eine besondere Art Tuch nachmache, nicht des andern sein Tuch dazu nehme, sondern sein eigenes, ungeachtet es mit dem, das er nachmacht im wesentlichen einerley sey. Schade nur, daß hier in dem Wort einerley ein Doppelsinn liegt. Ein nachgemachtes Tuch ist mit dem andern, nach welchem es gemacht ist, einerley der Gattung nach, es ist nähmlich eben die Gattung von Farbe, Wolle, dazu genommen, die der andere dazu genommen hat. Aber dem individuellen Wesen nach, sind die beyden Stücke Tuch doch nicht einerley. Denn es sind ja zwey besondere Individuen, sind im Wesentlichen unterschieden. Die Wolle und Farbe gehören doch allerdings zum Wesen eines jeden Tuches, auch des karmesitenbraunen Tuchs, und wer mithin Tuch einem andern nachfabriziren will, muß doch erst von seinem Eigenthum wesentliche Theile dazu thun,

muß von seiner eigenen Farbe und Wolle dazu nehmen. Papier und Farbe hingegen, wenn sie gleich das Allgemeine aller gedruckten Exemplare und Manuscripte von Büchern sind, gehören doch nicht zum Wesentlichen des Buchs selbst. Der Nachdrucker mithin fabricirt kein neues Buch, keine Logik, die nur der Gattung nach mit Feder's seiner einerley, dem Individuo nach aber von dem Nachdrucker neu verfaßt wäre, er nimmt nicht das mindeste von dem Wesentlichen, was man braucht, um ein Buch zu schreiben, nähmlich Nachdenken, Beurtheilungskraft, Belesenheit dazu; sondern er nimmt das ganze Stück Tuch, das Feder gemacht hat, und wozu er weder Wolle noch Farbe hergegeben hat, schneidet sich nach Belieben eine Quantität Ellen davon herunter, wickelt höchstens den Ballen in ein anderes Papier ein, hängt sein Handlungszeichen daran, und macht einen gewaltigen Lärm davon, daß er das Tuch, wovon dem Wesentlichen nach auch nicht ein Faden sein ist, so wohlfeil geben könne. Freylich läßt sich das mit einem Stücke Tuch nicht so prakticiren wie mit einem Buche; allein mit einem Entre-Billet in einen Vauxhall oder Oper ließe sich das nähmliche treiben, wenn es erlaubt wäre. Das gedruckte Exemplar von einem Buche ist ja aber, so viel Aehnlichkeit auch die Nachdrucker und ihre Vertheidiger darin finden wollen, nichts anders als ein Entree-Billet, ein Schlüssel, wodurch jeder, der diesen Schlüssel hat, in den Begriff von Wahrheiten oder Begebenheiten, die der Verfasser dem Publiko zum Genuß dargestellt hat, sich nach Herzenslust umsetzen, und Geist und Herz daraus bereichern kann. Was übrigens von dem, der ein Tuch nachmacht, gilt,

gilt

gilt auch von dem, der eine Artzeney, ein Werk der Kunst nachmacht. Alle diese müssen erst ein eigenes neues Ganzes, ein von dem Original individuell unterschiedenes Wesen verfertigen, zusammensetzen, welches alles der Nachdrucker nicht thut.

b) Es heißt ja aber doch, sagen die Vertheidiger des Nachdrucks weiter: qui jure suo utitur, nemini facit injuriam, wer sich seines Rechts bedient, der thut Niemand Unrecht, wenn er gleich durch Ausübung dieses seines Rechts einem andern Schaden zufügt. Dieser Einwurf wird wenigstens nicht durch das dagegen gebrauchte Gleichniß entkräftet, daß, wer mir meine Flinte abkaufe, dadurch kein Recht erhalte, das Federvieh in meinem Hofe todt zu schießen. Denn der Nachdrucker kann hier mit Recht einwenden, daß der Besitz der Flinte mit dem Eigenthume oder Genusse des Federviehs des Verkäufers auch nicht das allermindeste von der Verbindung an sich habe, die Feder's Logik und das von ihm erkaufte Exemplar davon mit einander habe, und er kraft dieses Kaufs nicht das Recht Feder's Moral, sondern nur die Logik, wovon er ein Exemplar eigenthümlich habe, nachzudrucken sich zuschreibe. Der Nachdrucker könnte sich auch allenfalls auf ein anders Gleichniß berufen und sagen: Wenn jemand zwey über einander liegende Feldstücke besäße, und er verkaufte mir das, was eben läge; der Acker oder Wiese wäre sumpfig, und könnte nicht anders benutzt werden, als dadurch, daß ich durch Gräben das Wasser darum herum ableitete; dadurch trüge es sich aber zu, daß der untere Acker desto feuchter und untauglicher würde. Oder mein erkauftes Grundstück wäre eine Wiese gewesen, ich machte jetzt einen

Wald daraus, der in zehn oder zwanzig Jahren so viel Schatten würfe, daß die untere Wiese oder Acker unfruchtbar würden, weniger trügen. Könnte da, wenigstens nach allgemeinen Rechten, der vorige Eigenthümer wohl sagen, das darfst du nicht, denn ich habe dir das Grundstück nur unter der stillschweigenden Bedingung verkauft, daß du keinen mir an meinem übrigen Eigenthum, an meinem untern Acker schädlichen Gebrauch davon machen sollst? Würde ihm der Käufer hier nicht mit Recht antworten können; qui jure suo utitur, nemini facit injuriam. Mit jenen Gleichnissen läßt sich also dieser Rechtfertigungsgrund des Nachdrucks nicht widerlegen. Allein man merke wohl, daß es in jener Rechtsregel nicht heißt; qui re sua utitur, wer von seiner Sache irgend einen Gebrauch macht, sondern qui jure suo utitur, wer sich seines Rechts bedient. Das Recht, meinen Acker so viel zu benutzen und zu verbessern, als ich kann, liegt in dem Eigenthume, das mir auf diesem Acker zusteht, wenn ich also diese oder jene dahin abzielende Einrichtung mit selbigem treffe, so kann ich sagen: jure meo utor. Wer hingegen meine Flinte erkauft hat, und damit mein Federvieh todtschießen wollte, kann zwar sagen; re mea utor, aber kann er auch sagen, ich bediene mich meines Rechts? Eben so liegt, nach dem oben schon angeführten im eigenthümlichen Besitze des gedruckten Exemplars kein Recht, das Buch zu verlegen, mithin kann der Nachdrucker zwar in einem gewissen zweydeutigen Sinn des Worts Buch sagen, re mea utor, aber nicht jure meo utor, denn er hat ja das Verlagsrecht nicht; so wenig als der Besitzer eines Entree-Billets, wenn er die Billets nachmacht,

macht, und von andern ein Entree-Geld erhebt, oder wohl gar großmüthig sie um die Hälfte verkauft, sagen kann, daß er sich dadurch bloß seines eigenthümlichen Rechts über sein Entree-Billet bediene. Nehme ich hingegen den Fall an, daß der Verfasser eines Buchs nur die erste Auflage desselben einem Verleger überlassen, sich hingegen das Recht vorbehalten hätte, nach einer bestimmten Zeit eine neue verbesserte Auflage davon heraus zu geben, und sich ein neues Honorarium von wem er wollte dafür zahlen zu lassen; der Verfasser veranstaltete nun in der bestimmten Zeit eine zweyte merklich verbesserte Auflage, die er einem andern Verleger überläßt, der billiger ist, und seine Exemplare um die Hälfte wohlfeiler gibt, wodurch dem ersten Verleger die seinigen großentheils liegen bleiben: so könnte hier freylich der zweyte Verleger mit allem Fug sagen: qui jure suo utitur, nemini facit injuriam. — Ungegründet ist es, wenn manche Vertheidiger des Nachdrucks behaupten wollen,

c) gegen einen Fremden, oder gegen das Publikum habe der Buchhändler kein eigentliches Recht aufzuweisen. — Hat denn der Verleger nicht vom Verfasser das Verlagsrecht eigenthümlich an sich erkauft? Kann er sich auf dies Recht nicht eben so gut, gegen einen Dritten berufen, als gegen den Verfasser; so wie der Beständner eines Hauses, eines Gartens sich gegen jeden Dritten auf sein Bestandrecht berufen kann, wenn gleich der Eigenthümer solche zu der Absicht in Bestand weggegeben hätte, daß ein Kaffeehaus, ein Vauxhall zum Vergnügen des Publikums darin eingerichtet werden solle? Ein dingliches Recht auf den Verlag, wie einige demselben gegen das übrige Publikum zuschreiben,

hat freylich der Verleger nicht. Denn sein dingliches Recht erstreckt sich blos auf die Anzahl gedruckter Exemplare, die er verlegt hat. Dies dingliche Recht kann er aber gegen denjenigen nicht anführen, der ihm das Eigenthum des gedruckten Exemplars abgekauft hat. Sein Verlagsrecht ist aber ein persönliches Recht, das sich auf den mit dem Verfasser sub forma: do ut des oder do ut facias abgeschlossenen Vertrag gründet; und auf dies Vertragsrecht kann er sich gegen jeden Dritten berufen, der nicht einen eben so gültigen Rechtsgrund seines ausgeübten Verlagsrechts angeben, nicht beweisen kann, daß er mit dem Verfasser oder dem Verleger einen Vertrag darüber eingegangen. — Zu Rechtfertigung des Nachdrucks beruft man sich ferner auch darauf, daß

d) vor der Erfindung der Buchdruckerey nie ein Schriftsteller behauptet habe, daß keiner von seinen ins Publikum gegebenen Werken eine Abschrift nehmen, sondern ein jeder verbunden seyn solle, es von ihm selbst als sein beständiges Eigenthum zu erhandeln. — Allein schon daraus, daß, wie Pütter sehr gründlich bewiesen, und selbst von manchen Vertheidigern des Nachdrucks eingeräumt worden, auch zu jener Zeit, wo Bücher mit der Feder kopirt worden, sich Buchhändler, bibliopolae fanden, läßt sich so viel schließen, daß es doch nicht so allgemein in eines jeden Willkühr gestanden haben muß, Bücher ohne Willen und Wissen des Verfassers oder des bibliopolae nicht nur für sich abzuschreiben, sondern auch wieder damit einen Handel zu treiben, weil sonst wohl keiner so thöricht gewesen seyn würde, sich einen Verlag von mehrern Abschriften von den Werken eines Gelehrten

ten anzuschaffen. Auch heut zu Tage ist es keinem, der sich ein Werk nicht kaufen kann oder mag, unverwehrt, sich selbiges abzuschreiben, oder wenn er am Drucken Freude fände, selbiges für sich selbst abzudrucken. Allein eine ganze Auflage von einem Buch zu drucken, und andern wieder zu verkaufen und zu verhandeln, dies steht ihm nicht zu, weil dies nicht zum Eigenthum des verkauften Exemplars, sondern zum Verlagsrechte des Buchs selbst gehört; so wenig als Cicero, oder Plinius es zu leiden schuldig gewesen wären, wenn ein anderer, ohne ihr Wissen und Willen, mit ihren Schriften einen Handel getrieben hätte. Das Stillschweigen des römischen Gesetzbuchs über diese Materie beweiset weiter nichts, als daß die damahligen Bücherverfasser sich ihres Verlagsrechts nicht bedienen mochten, weil man theils die Bücher damahls noch nicht so zu Gelde machen konnte, wie heut zu Tage, und theils viele Gelehrte in Umständen lebten, wo sie blos aus Ruhmbegierde schreiben konnten, und ihre Geistesprodukte zu keiner Quelle ihres Unterhalts zu machen brauchten.

Wenn auch wirklich in den Zeiten der Griechen und Römer die Gelehrten, wegen des ungleich geringern Schadens, den die Abschriften im Verhältniß gegen Nachdruck verursachen, wegen des geringern Gewinns, der damahls mit Bücherverkauf zu erlangen war, gleichgültig dagegen gewesen wären, wenn ihre Schriften kopirt, auch allenfalls damit gehandelt wurde: so folgt doch daraus nicht, daß dies ein allgemeines Recht war, daß sich unsere Gelehrten und Verleger auch heut zu Tag gefallen lassen müßten. Muß sichs der Verfasser der Verleger ja ohnedem gefallen lassen, daß jeder, der ein Buch

bey einem Dritten findet, gleich dem Wanderer, der Trauben am öffentlichen Wege findet, selbiges unentgeltlich zu seinem Gebrauche entlehnt, exzerpirt, abschreibt: aber für andre Leute das Buch drucken, andern verkaufen, das darf er nicht.

e) Aber wenn nun der Verleger gar zu sehr mit seinen Büchern wuchert? — Recht ist es freylich nicht, und was die Befugnisse des Publikums und seines Repräsentanten des Landesherrn in dem Fall sind, davon soll weiter unten geredet werden. Aber, mögen sie immer wuchern, bevollmächtigt dies eine dritte Privatperson, sich ein Recht anzumaßen, das einem andern zugehört. Wenn ein Wirth seine Waare zu theuer giebt, ein Hausherr seine Zimmer zu hoch vermiethet, ein Schauspieler ein zu hohes Entreegeld fordert: ist dadurch ein dritter Privatmann berechtigt, durch Dietriche oder Hauptschlüssel Keller und Zimmer zu öffnen, den Leuten den Wein um halbes Geld zu verkaufen, die Zimmer um den halben Preis zu vermiethen, oder Entreebillets nachzumachen, damit andere Leute um billigern Preis die öffentlichen Schauspiele besuchen können? Der Mißbrauch, den unser Mitbürger mit seinem Eigenthum, mit seinem Recht zu Schulden kommen läßt, gibt uns deswegen kein Recht, uns solches aus eigner Gewalt anzumaßen.

Ein Nachdrucker verschuldet mithin immer ein unrechtmäßiges Unternehmen. In einer gewissen verblümten Sprache, und in dem Verstande, wie man im gemeinen Leben zuweilen einen jeden, der auf irgend eine Weise uns einen gehofften Gewinn entziehet, oder uns an unsrer Nahrung beeinträchtigt, einen Dieb zu heißen

pflegt,

pflegt, könnte man wohl allenfalls sagen, daß auch der Nachdrucker ein Dieb sey. Allein im richtigen juristischen Verstande ist er kein Dieb, denn ich mag ein furtum, quasi furtum, furtum usus spolium oder usurpatio annehmen, so wird hier allemahl vorausgesetzt, daß der Dieb, der Spoliater, der Usurpater durch seine unrechtmäßige Zueignung dem andern den Besitz seiner Sache, seines Rechts, seines Genusses entzieht. Der Nachdrucker aber entzieht, wie sie in ihren Vertheidigungen gar wohl anzuführen gewußt haben, dem rechtmäßigen Eigenthümer weder sein Eigenthum, noch dem Verleger sein Verlagsrecht, denn beyden ist durch ihn unverwehrt, das Buch noch ferner zu verlegen. Er beeinträchtigt sie nur in ihrem Recht, eignet sich eine Mitausübung ihrer Rechte zu, wodurch er sie zwar nicht aus dem Besitz desselben setzt, ihnen aber doch mittelbarer Weise Schaden zufügt. Er verursacht mithin dem andern einen Schaden durch eine Handlung, zu der er nicht befugt ist. Es ist sonach ein damnum injuria datum vorhanden. Da es aber weder ein damnum corpore, noch corpori datum ist, und daher weder actio ex L. Aquilia directa noch utilis statt findet; so ist actio in factum das eigentliche wahre remedium, das dem Verfasser eines Buchs und dessen Verleger gegen den Nachdrucker zusteht. Gegen alle andere Arten von Actionen lassen sich erhebliche Einwendungen machen, welche zu berühren hier aber nicht der Ort seyn würde, da hier kein juristisches Responsum über den Nachdruck aufgesetzt, sondern nur nach allgemein verständlichen Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit die Frage erörtert werden sollte. So viel von den Rechten der Privatpersonen unter sich,

Was

Was für Rechte stehen aber dem Publiko, der landesherrlichen Obrigkeit, in Ansehung des Bücherverlags zu? —

Daß in einem Staate, wo Polizey und Ordnung herrscht, niemand ohne landesherrliche Erlaubniß eben so wenig mit Büchern überhaupt als mit andern Waaren handeln, ein öffentliches Gewerbe treiben darf, ist ganz gewiß. Aber eine andere Frage ist, ob kein Verfasser sein eigenes Buch verlegen, oder verlegen lassen, kein Buchhändler den Verlag dieses oder jenes einzelnen Buchs übernehmen darf, ohne vorher ein landesherrliches Privilegium, wenigstens zu dem Ende zu haben, damit kein anderer es nachdrucken dürfe. Oder, um die Frage anders zu fassen: Beruht das ausschließende Verlagsrecht eines Buchs auf landesherrlicher Erlaubniß? — Keineswegs. So wenig ich eine landesherrliche Erlaubniß brauche, um jemanden mein freyes Eigenthum, mein Pferd, mein Korn, meinen Schrank zu verkaufen, und so wenig derjenige, der mir meinen Garten abpachtet, erst ein Privilegium darüber braucht, daß er nur allein die Nutznießung des Gartens haben soll: eben so wenig braucht der Verfasser eines Buchs erst einen landesherrlichen Machtspruch, um die Produkte seines Fleißes entweder selbst einzeln zu verkaufen, oder einem andern überhaupt bestandsweise zu überlassen; so wie im letztern Falle der Verleger auch kein Privilegium braucht, um andere von Beeinträchtigung seines wohlerworbenen eigenthümlichen Rechts auszuschließen.

Aber wozu suchten denn schon von so langer Zeit her Buchhändler Privilegien nach? — Dies ging sehr natürlich zu. Zu Anfange der Buchdruckerey wurden meist Bücher gedruckt, de-

ren

ten Eigenthümer nicht mehr existirten, oder die nie einen besondern Eigenthumsherrn gehabt hatten, z. B. die Bibel, Kalender, autores classici und andere alte Bücher, deren Eigenthum publici juris war, wozu mithin jeder andere gleiches Recht sie auch in Druck heraus zu geben hatte. Wollte der erste Verleger ein ausschließendes Recht haben, so mußte er von dem Landesherrn, unter dessen Oberherrschaft alle dem Publiko im Ganzen zustehende Eigenthümer gehören, eine besondere Concession haben, wodurch das Buch vom Anspruche der übrigen Mitglieder des Publikums ausgeschlossen, und dem Verleger ein Eigenthum darüber, nach Inhalt des Privilegii, eingeräumt wurde. Daß die Regel: res nullius cedit occupanti, hier nicht anwendbar ist, ist schon oben gezeigt und dargethan worden, daß die Benutzung einer solchen, dem ganzen gemeinen Wesen heimgefallenen Sache einem jeden Mitbürger zusteht, mithin kein einzelner sich des Genusses, wodurch andere davon ausgeschlossen würden, anmaßen kann, wenn er nicht vom Landesherrn dazu privilegirt wird. Unnöthig ist aber ein solches Privilegium, sobald von einem Buche die Rede ist, von dem der rechtmäßige Verfasser und Verleger noch leben, denn mithin ein ausschließendes Eigenthumsrecht aus der Natur der Sache zusteht. Freylich findet man in alten sowohl als neuen Zeiten Beyspiele, daß auch über dergleichen eigene Verlagsbücher Privilegien nachgesucht wurden; allein dies war eine überflüssige Vorsicht, die zwar wegen der, über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks bisher getheilten Meinungen des Publikums manchmahl rathsam, immer aber eben so unnöthig ist, als die Verzichtsklausel, die

den meisten Ehepacten der adelichen Fräulein und anderer hoher erlauchter Damen angehängt, und wodurch nichts bewirkt wird, als was ohnedem schon Rechtens gewesen wäre, nähmlich, daß adeliche Frauenzimmer auf ihrer Familien alte Stamm- und Rittergüter keinen Anspruch machen können, so lange noch Söhne vorhanden sind. Die Privilegien beym Buchhandel sind daher

„nur das Siegel der Gewährleistung eines ruhigen Genusses, sie sind aber nicht die Quelle des Genusses,"

so wie ich nicht sagen kann, daß wenn ich einen mit jemand geschlossenen Kauf gerichtlich bestättigen lasse, das gerichtliche Protokoll die Quelle der Verbindlichkeit des Kaufs in dem Verstande sey, daß außerdem Käufer und Verkäufer gar keine rechtliche Verbindlichkeit gegen einander hätten. Wendet man ein, daß die Bücherprivilegien öfters nur auf bestimmte Zeit ertheilt worden, und mithin ja dies voraussetze, daß außerdem und in casu non privilegiato jeder zum Nachdruck befugt sey: so muß man erwägen, daß dergleichen nur auf gewisse Jahre bestimmte Privilegien, sich meist nur bey solchen Büchern finden, die keinen eigentlichen Eigenthümer haben, wo es von der Landesherrschaft sehr löblich gehandelt ist, daß sie die Befugniß, die das übrige Publikum in solchem Fall zum willkührlichen Verlag des Buchs hat, dem Nutzen eines einzelnen Mitglieds nicht auf immer aufopfert. Wenn hingegen, wiewohl ungleich seltner, auch bey eigenthümlichen Verlagsbüchern, dergleichen temporelle Privilegien, entweder aus kameralistischer Politik, um die Erneuerungen der Privilegien, und dadurch anfallende Konzessionsgelder

gelder zu vervielfältigen, oder vielleicht wirklich aus dem irrigen Wahn, daß die landesherrliche Verwilligung erst, dem Verleger ein ausschließendes Recht gebe, bisher ertheilt worden: so kann dies die eigentlichen Rechte des Verlags so wenig ändern, als die Natur der Lehen und der Ehen dadurch geändert werden kann, daß man in ältern Zeiten manche irrige Sätze aus dem römischen und kanonischen Recht darauf anwendete, die deswegen kein aufgeklärter Rechtslehrer als wahr annehmen wird. Irrige Observanz kann niemand ein Recht geben oder nehmen.

Das ausschließende Recht des eigenthümlichen Verlegers hängt also nicht von der Willkühr der landesherrlichen Obrigkeit ab, und der Nachdruck ist an und für sich verboten, so lange nicht, wie in England, ein allgemeines Gesetz den Nachdruck nach einer gewissen Zeit authorisirt. Ist nun aber so ein Gesetz billig? Kann der Landesherr das ausschließende Recht des ersten Verlegers auf eine solche Art einschränken? oder stehen ihm über das eigenthümliche Recht des Verfassers, des Verlegers, eben so wenig Befugnisse zu, als jedem andern seiner Unterthanen? — Die meisten Vertheidiger des Verlagsrechts, besonders Feder, Pütter und Linguet glauben, daß überhaupt jede, noch so eingeschränkte und modifizirte Erlaubniß des Nachdrucks ungerecht sey. Sie sagen:

„Niemanden das Seinige zu nehmen sey Grundgesetz der Gerechtigkeit, der es zuwider laufe, einem Theil der Unterthanen ihre natürlich oder rechtmäßig erworbenen Vortheile zu entziehen, um andern mehr Vortheil zu verschaffen; — die Obrigkeit könne Räubereyen und Diebereyen unmöglich erlau-

erlauben: — Wenn ich oder mein Vater vor funfzig Jahren ein Haus für zwanzig tausend Gulden gekauft hätte, und dies wäre nun die ganze Zeit über jährlich um hundert Pistolen vermiethet gewesen, so hätte ich gewiß mein Kapital doppelt und dreyfach wieder; deswegen dürfe aber doch keiner, der kein Haus habe und keins kaufen wolle, zu mir kommen und sagen: Du hast lange genug das Deinige genossen, ich will mir bey der Regierung ausbitten, daß sie mich durch Befehle damit belehne, es ist doch Zeit, daß ich einmahl auch des Vergnügens genieße, ein Eigenthümer zu seyn."

Ganz gewiß sind diese Gründe nicht unbedeutend, und wenn die Nachdrucker sonst nichts darauf zu antworten hätten, als daß der Verfasser und der Verleger durch den Verkauf ihrer gedruckten Exemplare, ihr Eigenthum am Buch, am Verlagsrecht verlöhren, oder daß das Verlagsrecht überhaupt jedem ex libertate naturali zustehe, mithin der Nachdruck keine Beeinträchtigung des Eigenthums eines andern sey; so würden jene Gründe nichts von ihrem Werth verliehren, da diese Behauptungen der Nachdrucker schon als irrig widerlegt worden. Cella wendet hiergegen unter andern aber folgendes ein:

Mein Landesherr kann mir, ohne äußersten Nothfall, ohne Entschädigung, mein Eigenthum nicht nehmen. Das ist ganz richtig. Aber wenn der Landesherr den Nachdruck (nach gewissen Jahren) gestattet, kann ich da sagen, der Landesher nimmt dem Verfasser das Eigenthum seines Buchs, dem Verleger das Eigenthum seines Verlagsrechts; so wie ich, wenn der Landesherr

mein

mein Haus nimmt und es einem andern gibt, sagen kann, man hat mir mein Haus genommen? — Hier tritt eine große Verschiedenheit ein. Denn das Haus ist ein körperliches Individuum, das ein anderer sich unmöglich eigenthümlich zueignen, selbiges wider meinen Willen benutzen kann, ohne mich meines Eigenthums daran, meines Besitzes dadurch zu berauben. Wenn aber ein anderer mein Buch nachdruckt, so eignet er sich bloß die Nutznießung meines Eigenthums zu, ohne mich aus dem Besitze, aus dem Genusse meines unkörperlichen Eigenthums zu verdrängen, vorausgesetzt, daß der Nachdruck zu einer Zeit geschieht, wo der erste Verleger schon seinen erlaubten Profit davon gezogen hat, und er mithin das Buch verhältnißmäßig des bessern Drucks und besserer Materialien, welche immer für gewisse Käufer ihren Werth haben werden, eben so wohlfeil geben kann, als der Nachdrucker. Erlaubt nun der Landesherr unter dieser Voraussetzung den Nachdruck: so kann ich nicht sagen, daß er jemanden sein Eigenthum nimmt und es einem Dritten gibt, sondern er schränkt durch diese Verfügung bloß den Verfasser, den Verleger in der höhern Benutzung ihres Eigenthums, in so fern sie diese Benutzung vom Publiko ziehen, ein. Der Privatmann darf dies freylich für sich nicht thun, aber läßt sich daraus schließen, daß auch der Landesherr diese Befugniß nicht hat? — Wenn mich der Landesherr (den Fall der äußersten Noth ausgenommen) zwingen wollte, mein Haus zu vermiethen, mein Geld wegzuleihen, mein Getreide, mein Tuch, meinen Kaffee zu verkaufen oder wegzuschenken, so würde er ungerecht handeln; allein, wenn er einsieht, daß die Häuser- und

Güterbesitzer mit ihren Miethen und Früchten unerhört wuchern, und eine billige Taxe verordnet, nach der die Hauszinse vermiethet, Getreide, Wein, Kaffee, verkauft; wenn er die Procente bestimmt, um welche das Geld hergeliehen werden soll: ist dies Ungerechtigkeit, kann sich der Eigenthümer des Hauses, des Gartens, des Kapitals, der Waaren darauf berufen, daß er ja Eigenthümer dieser Sachen sey, und mithin das Recht habe, selbige so hoch als möglich zu benutzen, daß es auch dem Landesherrn nicht zustehe, ihm seine natürlich erworbenen Vortheile zu nehmen, um andern mehr Vortheil zu verschaffen? — Die Erfahrung lehrt, daß man nirgends dies für ungerecht und vielmehr dergleichen Taxen, wodurch dem übertriebenen Wucher Ziel und Maß gesteckt wird, für sehr wohlthätig hält. — „Aber für die Produkte des menschlichen Geistes läßt sich ja keine Taxe bestimmen?" — Wenn der Verleger ein Dritter ist, so ließe sich wohl bestimmen, wie viel ihm über das Honorar und seine Auslagen noch an rechtmäßigem Profit gebührte. Doch würde dies unendliche Schwierigkeiten haben *), manche Collisionen und simulirte Akkorde zwischen den Verfassern und Verlegern veranlassen, und in dem Falle gar nicht statt finden, wenn der Verfasser selbst Verleger wäre,

*) Dadurch wird inzwischen die Möglichkeit der Bestimmung einer solchen Taxe nicht schlechterdings geleugnet, sondern es käme nur darauf an hierin anwendbare Vorschläge zu thun. Wenn eine dergleichen passende Taxe gemacht werden könnte, so würde selbige wenigstens in Ansehung der Verleger noch sachdienlicher seyn, als die Erlaubniß des Nachdrucks nach gewissen Jahren, zu welcher verschiedene gerathen haben. Aber schwer würde es immer halten, bis man sich über eine solche Taxe vereinigen, und selbige so fassen könnte, daß dadurch alle Schlupfwinkel zum Wucher verschlossen wären.

wäre, weil sich dessen Arbeit nicht nach Thalern und Gulden bestimmen läßt, und man also sagen könnte, wie viel bey dem Preise des Buchs für Honorar, und wie viel für Verlagskosten gerechnet wäre. Allein es gilt eine andere Art von Taxe für die Bücher:

„Die natürliche Concurrenz setzt allein die nützlichste und abgemessenste Taxe" —

heißt es in der Piec: Der Bücherverlag, in Betrachtung der Schriftsteller, der Buchhändler ꝛc. erwogen ꝛc. betitelt, und diese Meinung ist vollkommen gegründet. Auf billigere Bedingungen würde freylich der Verfasser dem Verleger sein Buch überlassen müssen, wenn der Nachdruck desselben nach fünf, zehn oder funfzehn Jahren erlaubt wäre; aber wenn Schriften gemeinnützig sind, wenn sie den Beyfall des Publikums haben: so würde es doch nie an Buchhändlern fehlen, die ein angemessenes Honorar dafür zahlen würden, weil sie hoffen könnten, daß binnen der festgesetzten Zeit dergleichen Bücher doch Liebhaber genug finden würden, welche die Original-Ausgabe sich anschafften; und in diesem Verhältnisse würde also der geschicktere, arbeitsamere Gelehrte immer die Früchte seines Fleißes einärndten können. Dahingegen der Verleger, wie Cellu hinzu setzt, seinen Profit freylich auch, wenn sein ausschließendes Verlagsrecht nur auf gewisse Jahre dauert, herabsetzen müßte, deswegen aber doch keinen Verlust dabey zu leiden brauchte, indem je brauchbarer ein Buch ist, je billiger er den Preis herunter setzt, desto mehrere Exemplare würde er unter der Zeit, da er vor dem Nachdruck geschützt ist, anbringen können, und wenn er gleich keine so hohen Zinsen von dem Kapital, das er in den Verlag gesteckt, erheben kann, doch

dadurch entschädigt werden, daß er seine Auslagen desto geschwinder wieder zurück bekommt, und sein Geld auf andere Weise wieder nützlich anwenden könnte. Der Landesherr thäte also durch eine eingeschränkte Erlaubniß des Nachdrucks nichts, als daß er den Verfasser, den Verleger verhindert, mit ihren Produkten zu wuchern, und sie durch Concurrenz zwänge, um einen billigern Preis ihre Waare dem Publiko zum Genuß zu überlassen. Dadurch wäre dem Gelehrten an seinem Eigenthume nichts benommen, und es stände in seiner Freyheit, ob er selbiges für sich behalten, oder andern mittheilen wolle. Aber wenn er seine Waare zu Markte brächte, wenn er vom Publiko eine Belohnung seines Fleißes einärntet wollte: so müßte er sich auch gefallen lassen, daß das Publikum sich so viel möglich vor der Uebertheurung zu schützen suchte, daß es selbiger den einzigen möglichen schicklichen Damm, die Erlaubniß eines Nachdrucks nach einer bestimmten Zeit, entgegen gesetzt. — Mir däucht, aber eine solche Einrichtung würde für das Ganze doch einen nachtheiligen Einfluß haben, weil durch den auch selbst erst nach 10 ꝛc. Jahren zu besorgenden Nachdruck eine Verlagshandlung sich zum Theil verhindert sieht, so viel an ein Buch zu wenden und ihm unter andern eine solche typographische Schönheit zu geben, als sie es ohne diese Besorgniß könnte. Und fordert ein Verleger einen zu unverhältnißmäßigen Preis für ein Buch, so wird er sich durch beschränkten Absatz selbst strafen; und das Publikum hat an sich doch ja auch kein Recht, den Verfasser und den Verleger zu zwingen, daß sie ihm den Genuß ihres Eigenthums zu diesem oder jenem Preise überlassen

sollen,

sollen, da es ja in der Willkühr eines jeden steht, ob er ein Buch kaufen will oder nicht. Solche Werke, die für eine gewisse Classe von Staatseinwohnern unentbehrlich sind, und deren Anschaffung gesetzlich anbefohlen wird, gehören nicht in diese Reihe, und man pflegt von Seiten des Staats dabey gewöhnlich auch eine solche Einrichtung zu treffen, sie so wohlfeil wie möglich liefern zu können.

Auch Pütter ist der Meinung, daß selbst durch eine eingeschränkte, erst nach gewissen Jahren gestattete Erlaubniß des Nachdrucks, alle verbesserte Ausgaben gelehrter Werke zurückgehalten, oder neue übereilt würden. Andere, die den Nachdruck nach einer bestimmten Reihe von Jahren erlaubt wissen wollen, setzen dabey voraus, daß wenn der Nachdruck eines Buches nur erst nach gewissen Jahren erlaubt wird, eben dies auch von einer neuen verbesserten Auflage gilt, und nach Verfluß des gesetzlichen Termins zwar die erste nachgedruckt werden darf, die zweyte verbesserte aber auf eine eben so lange Zeit vom Nachdrucker unangetastet bleiben muß. Um so mehr würden mithin Verleger für verbesserte Auflagen sorgen, und die Schriftsteller würden sich um so mehr Mühe geben, die neue Auflage merklich zu verbessern, weil ja sonst das Publikum lieber die erste im wohlfeilen Nachdruck, als die zweyte im theuern Original kaufen würde, wenn diese vor jener keine innerlichen wesentlichen Vorzüge hätte.

Ob es übrigens rathsam wäre, wie in England, für alle Bücher ohne Unterschied eine gleiche Zeit nach deren Verfluß sie nachgedruckt werden dürften, fest zu setzen, ließe sich wohl nicht gerade zu behaupten, wie die Vertheidiger des

nach einigen Jahren erlaubten Nachdrucks meinen. So viel wollen sie aber aus jener englischen Verordnung immer folgern, daß ein dergleichen Gesetz nicht unthunlich und nicht so ganz gegen die Regeln der Billigkeit anlaufend sey, indem sonst eine so scharfsinnige und zur Unabhängigkeit so sehr geneigte Nation sich schwerlich ein solches Gesetz würde haben aufbürden lassen. Vielleicht wäre es inzwischen fürs deutsche Publikum passender, wenn die Bücher klassifizirt, und für jede Klasse eine eigene Anzahl Jahre binnen welchen sie nicht nachgedruckt werden dürften, festgesetzt würde. Denn vierzehn Jahre könnten für den Theil des lesenden Publikums, der sich keine kostbaren übertheuerten Editionen anschaffen kann, eine zu lange Frist, und hingegen für den Schriftsteller und Verleger bey manchen Büchern eine zu kurze Frist seyn. Es wäre nähmlich sehr einleuchtend, daß der Verleger eines Romans von dem in zwey, drey Jahren mehrere Auflagen reißend weggehen, wo weder Verfasser noch Verleger starke Ausgaben zu machen brauchen, einen ganz billigen Nutzen von seiner Verlagsschrift ziehen könne, wenn selbige auch nur vier oder fünf Jahre vor Nachdruck gesichert wäre; da hingegen bey numismatischen, diplomatischen und andern sowohl für den Verfasser als den Verleger mit vielem Aufwande und Zeit-Verlust verbundenen Werken, ein Nachdruck nach zehn oder funfzehn Jahren ihnen noch einen Theil ihres rechtmäßigen Gewinns, oder gar ihrer gehabten Auslagen entziehen könnte. Auch sey dem Publikum weniger daran gelegen, wenn dergleichen nur für große Männer und Gelehrte von Profession bestimmte Werke später allgemein würden, als wenn Bücher die

zur Bildung des Gefühls, des Geschmacks, der Erziehung der ganzen Nation dienen sollen, erst nach vielen Jahren oder gar nicht in die Hände des Publikums kommen, von dem immer der größere Theil sich keine kostbare Bibliotheken schaffen kann. Die Sache würde indeß in der Anwendung immer manche Schwierigkeit haben.

Angenommen aber, es wäre nun einmahl ein solches, den Nachdruck nach gewissen Jahren erlaubendes Gesetz vorhanden: dann müßte schlechterdings keine Ausnahme weder zum Besten des Publikums noch zum Vortheil der Verfasser und Verleger gestattet werden, wie denn schon überhaupt jedes Gesetz, sobald es durchlöchert werden darf, weniger nütze ist, schlimmere Folgen hat, als wenn in solchem Fall gar kein Gesetz da wäre. Sobald der Schriftsteller oder Verleger durch ein Dutzend oder halb Dutzend Dukaten für sein Werk ein Privilegium, daß es gar nicht nachgedruckt werden dürfte, oder der gewinnsüchtige Nachdrucker auf eben dem Weg, die Erlaubniß ein brauchbares gangbares Werk gleich, oder doch vor der gesetzlichen Zeit nachzudrucken, bey der höchsten Behörde bewirken könnte, dann wäre weder der rechtmäßige Verleger und Schriftsteller vor Schaden, noch das Publikum vor der Uebertheurung gesichert, sondern es käme alsdann blos auf gut Glück an, welche Waagschale am meisten gefühlt würde, die Waagschale der rechtmäßigen Verleger, oder die Waagschale der Nachdrucker.

Eben so wenig dürfte, wenn ein solches Gesetz zum gemeinen Besten dienen sollte, dieser oder jener einzelne Buchhändler besonders zum Nachdruck aller Bücher, oder dieses und jenes einzelnen Buchs privilegirt werden. Dies wäre

alsdenn ein wahres für die Gelehrsamkeit sehr schädliches Monopolium. In Ländern, wo eine gewisse Zeit festgesetzt ist, nach welcher der Nachdruck der Bücher erlaubt ist, gehört es nach dieser Zeit zu eines jeden Mitbürgers, wenigstens jedes Buchhändlers natürlicher Freyheit, dies Buch nachzudrucken. Räumt die Obrigkeit einem Einzelnen dies Recht ausschließungsweise ein, so schränkt sie die Befugnisse des Publikums zum Vortheil eines Einzelnen ein: Dies ist wahres Monopolium, das wenigstens im Reiche der Litteratur nie zu dulden ist.

So lange nun aber in einem Staate, in einem Lande noch gar kein solches Gesetz, das die Dauer des Verlagsrechts der Verfasser und Verleger auf eine gewisse Zeit einschränkt, da ist; so lange kann auch selbst der Landesherr nicht zum Besten eines Einzelnen eine solche Einschränkung jenes Verlagsrechts treffen, indem nur das ganze Publikum nicht aber ein einzelnes Mitglied sich ein Recht anmaßen kann, einen ihrer Mitbürger in der Benutzung seines Eigenthums einzuschränken.

Alles dieses setzt voraus, daß von der Landesherrschaft, von Unterthanen in einem und dem nähmlichen Staate die Rede ist. Was hat es nun aber mit dem Verlagsrecht für eine Bewandtniß zwischen zwey Nationen die ganz unabhängig sind, die nicht einerley Oberherrschaft haben? Ist auch hier der Nachdruck, so lange kein allgemeines Gesetz, das den Nachdruck nach einer gewissen Zeit erlaubt, vorhanden ist, in dem Maße unerlaubt, daß selbst die Landesherrschaft, die ganze Nation, weder in einzelnen Fällen, noch allgemein mit Recht

gestatten

gestatten kann, daß ein auswärtiges Buch sogleich nachgedruckt werde?

Ist es wahr, was die meisten Vertheidiger des Verlagseigenthums, selbst Feder und Pütter behaupten: so ist den Rechten und der Natur der Sache nach, auch eine fremde Nation, ein auswärtiger Regent nicht befugt den Nachdruck zu erlauben, weil auch sie das Eigenthum eines fremden Privatmannes zu respektiren schuldig sind, ihm solches nicht entziehen dürfe. Doch ist es, nach der Meinung jener würdigen Gelehrten, weniger unerlaubt, wenn von einem Lande die Rede ist, wo der rechtmäßige Verleger auf den Absatz seiner Bücher keine Rechnung machen könnte, mithin selbiger durch diesen Nachdruck keinen Schaden leidet. Allein es ist schon einigemahl angeführt, wie trüglich und unzureichend sich vom vermeintlichen oder nicht vermeintlichen Schaden des Verlegers auf die Recht- oder Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks in Rücksicht auf die Befugnisse der Privatpersonen, und der Landesherrschaft in einem und dem nähmlichen Staate schließen läßt. Eben so trüglich ist der Schluß, wenn von der Befugniß auswärtiger Nationen in Betreff des Verlags die Rede ist. Denn der erste Verleger könnte ja seine Spekulation auf alle fünf Welttheile richten, und behaupten, daß auch ein in Otaheiti veranstalteter Nachdruck zu seinem Schaden gereiche, indem, wenn dieser nicht zum Vorschein gekommen wäre, jene Einwohner das Buch von den Franzosen oder Engländern, und diese wieder von dem ersten Verleger in Deutschland oder Italien hätten kaufen müssen, wodurch dieser um so mehrere Exemplare hätte anbringen, um so mehrere Auflagen veranstalten können.

Daß von dem Fall nicht die Rede ist, wenn ein in Deutschland verlegtes deutsches Buch ins französische übersetzt, und in Frankreich verlegt wird, erhellet schon daraus, weil nach den vorausgeschickten Grundsätzen dies gar kein Nachdruck ist. Sondern es ist die Frage, ob z. B. ein in Deutschland verlegtes lateinisches Buch, im Original in eben der Sprache in Frankreich, Spanien, England, nachgedruckt werden dürfe? — Wir müssen hier verschiedene Fälle von einander trennen. Entweder der Engländer, der Franzose, der dies Buch nachgedruckt hat, bringt oder schickt Exemplare davon nach Deutschland oder nicht. Im ersten Falle ist es sehr begreiflich, daß in Ansehung der nach Deutschland kommenden Exemplare die nähmlichen Rechte statt finden, als wenn der Nachdruck in Deutschland veranstaltet wäre, und der rechtmäßige deutsche Verleger befugt ist, von seiner Landesherrschaft die Confiscation des Nachdrucks zu verlangen, auch wenn der französische Verleger seinen Nachdruck selbst auf eine deutsche Messe bringt und verkauft, gegen selbigen die Indemnisationsklage anzustellen, indem in Deutschland niemand, auch kein auswärtiger das Recht hat, nachgedruckte Exemplare von des andern Verlagsbuche zu verkaufen. Eben dieses gilt, wenn der deutsche Originalverleger einen offenen Laden in dem Lande hat, wo der Nachdruck herauskommt; denn er ist alsdenn in jenem Lande als ein Einheimischer anzusehen, und bey der alleinigen Benutzung seines Eigenthums, so lange kein allgemeines einschränkendes Gesetz vorhanden ist, dort eben so gut zu schützen, als in Deutschland.

Allein wenn nun der französische Nachdrucker seine Exemplare weder in Deutschland verkauft,

kauft, noch der deutsche Originalverleger einen offenen Laden in Frankreich hat, wie denn? Gelten zwischen zwey Nationen die nähmlichen Rechte, die zwischen einzelnen Privatpersonen eines und des nähmlichen Landes statt finden? — Ja, antwortet man meistens, denn mein Eigenthum bleibt mein Eigenthum in jedem Welttheile, und der Franzose ist eben so wenig befugt es mir zu nehmen, als der Deutsche. — Man könnte zwar dies geradezu, wenigstens von Seiten der Erfahrung, leugnen, und sich diesfalls auf das jus albinagii oder droit d'aubaine, auf das Strandrecht, jus Wildfangiatus, auf das in Orten, wo die Leibeigenschaft herrscht, geltende Sprichwort: die Luft macht eigen, berufen. Lauter Fälle, wo sich fremde Herren das Eigenthum eines andern de facto zueignen. Allein man hat dies gar nicht einmahl nöthig, sondern darf sich nur auf das beziehen, was schon oben umständlich angeführt worden, daß es nähmlich irrig ist, wenn man behauptet, die Landesherrschaft, die den Nachdruck erlaubt, nehme dem einen sein rechtmäßiges Eigenthum und gebe es einem andern; daß es überhaupt mit dem Eigenthume eines Buchs ganz eine andere Sache ist, als mit dem Eigenthume eines Hauses, eines Pferdes; daß durch den Nachdruck bloß der usus fructus des Eigenthümers, unbeschadet seines Eigenthumsrechts, eingeschränkt werde; und daß wenn dies eine Privatperson thut, die kein Recht zu solchen Einschränkungen eines dritten Mitbürgers hat, oder wenn, wie bey der unbedingten Erlaubniß zum alsbaldigen Nachdruck dadurch der Eigenthümer nicht blos in seiner Nutznießung eingeschränkt, sondern gänzlich daran gehindert wird, dies ein damnum injuria datum ist, zu welchem

chem im letztern Fall selbst der Landesherr der jeden bey der billigen Benutzung seines Eigenthums schützen muß, nicht berechtigt ist. Um so weniger läßt sich, wenn eine auswärtige Nation ein auswärtiger Regent den Nachdruck erlaubt, sagen, daß selbige dadurch den fremden Eigenthümer seines Eigenthums berauben. Sie schränken ihn blos in der Benutzung desselben, in so fern er selbige aus ihren Mitteln bezöge, ein. Und sollte wohl der Kaiser in Frankreich, der König in England kein Recht zu dieser Einschränkung haben? Sollten sie es gleichgültig ansehen müssen, wenn fremde Nationen, fremde Verleger Kapitalien bey ihren Unterthanen anlegten, und selbige sich mit hohen Prozenten verinteressiren ließen? Selbst der unbedingte Nachdruck, die Erlaubniß jedes auswärtige Buch sogleich nachzudrucken, ist bey einer fremden Nation, wenn man die Sache bloß nach dem natürlichen Rechte betrachtet, nicht unerlaubt, weil es auch in diesem Fall blos Einschränkung der Nutznießung, die sich jeder Fremde gefallen lassen muß, und nicht wie in dem Fall, wenn in dem nähmlichen Lande der Nachdruck erlaubt würde, gänzliche Entziehung jeder billigen Benutzung des Eigenthums ist. Hängt es ja von der Willkühr der fremden Nation überhaupt ab, ob deutsche Verleger Bücher dahin schicken dürfen, und wer will es dem Kaiser in Frankreich als etwas unerlaubtes anrechnen, wenn er überhaupt verböte, daß kein auswärts verlegtes Buch in seinem Kaiserreiche verkauft werden dürfte.

In Rücksicht auf Frankreich ist mithin das Verlagsrecht der deutschen Verfasser und Verleger juris publici, sobald der Landesherr will, und keiner kann sagen, der französische Nachdrucker

drucker, der seine Exemplare in Frankreich verkauft, nehme ihm sein Recht. Denn das Recht in Frankreich dies Buch zu verlegen, hängt ja von der Bewilligung oder Nichtbewilligung des Kaisers in Frankreich ab. Erlaubt dieser den Nachdruck, so deklarirt er dadurch mittelbarer Weise, daß der deutsche Verleger kein Recht, mit dem Buche in Frankreich zu handeln, keine Befugniß sich auch von den französischen Unterthanen sein fürs Publikum angelegtes Kapital verinteressiren zu lassen, haben soll. Eo ipso ist das Verlagsrecht dieses Buchs juris publici in Frankreich, obgleich bey Nationen, die im Handlungsverkehr mit einander stehen, kein einzelner Buchhändler einen Nachdruck ohne ausdrückliches Privilegium seiner Landesherrschaft unternehmen darf, weil in dem Falle allemahl auch für die Handlungsfreyheit der Auswärtigen zu präsumiren ist, so lange die fremde Macht nicht ausdrücklich, oder durch ein dergleichen Privilegium stillschweigend und mittelbarer Weise diese Freyheit ganz oder zum Theil einschränkt.

Wäre, wie schon gesagt, es mit dem Eigenthume eines Buchs und dessen Verlagsrechts eben so beschaffen, wie mit dem Eigenthume anderer körperlichen Dinge, eines Hauses, eines Pferdes, dann könnte freylich auch selbst der Kaiser in Frankreich seinen Unterthan nicht berechtigen, das Pferd, das er von mir gemiethet, wenn er damit über die Gränze wäre, aus dem Grunde ohne meine Bewilligung für sich zu behalten und nach Gefallen zu benutzen, weil ich ja das Recht nicht hätte, in Frankreich Pferde zu vermiethen; denn durch diese Zueignung, durch diese Benutzung würde er mich ganz aus dem Besitze, aus dem Genusse meines Eigenthums setzen. Allein,

wenn

wenn der Kaiser in Frankreich erlaubt, daß Feder's Logik in Frankreich nachgedruckt werden darf, so läßt er Federn. und seinen Verleger ungestört in dem Besitze ihres Buchs, ihres Rechts, das Buch in Deutschland zu verlegen, und was er dem Dritten gibt, ist ein Recht, das der Originalverleger nicht hat, nähmlich das Recht, das Buch in Frankreich zu verlegen. Freylich eignet sich der Nachdrucker dadurch eine Benutzung meiner Sache zu, allein dies liegt in der Natur des Buchs, daß ich einem Fremden, so lange er sich nur nicht so meines Rechts anmaßet, daß er mich daraus verdrängt, mit seiner Benutzung nicht die Gränzen der andern Nation überschreitet, diesen Mitgenuß eben so wenig wehren kann, als die Nation. die zuerst das Weltmeer beschiffte, andern die Mitbeschiffung wehren konnte, weil sich hier nicht so wie bey begränzten Land- und Seestrecken, das durch die Occupation sonst zu erwerbende Eigenthum in dem Maße behaupten ließ, daß man andern den Zutritt hätte verwehren können. Eben so muß sichs der deutsche Verleger, der deutsche Verfasser gefallen lassen, wenn sein Buch in Frankreich oder England nachgedruckt wird, weil er es ja nicht verwehren kann, daß nicht Exemplare davon auf die legalste Weise in diese Länder kommen, und derjenige, der in diesen fremden Ländern alsdann das Verlagsrecht mit obrigkeitlicher Genehmigung ausübt, sich zwar einen Mitgenuß zueignet, den der Verfasser, der Verleger selbst nicht anders als mit Einwilligung jener fremden Nation haben konnte, über dessen Entbehrung er mithin nicht, als über die Beraubung eines schon wirklich besessenen Eigenthums klagen kann.

So lange also Nationen nichts verglichen, nichts verabredet haben, so lange kann es keinem Monarchen, keinem Reiche verwehrt werden, den Nachdruck auswärtiger Bücher zu erlauben. Daher hatte auch der holländische Buchhändler, der 1748 beym Friedenskongreß zu Aachen es auf eine gemeinschaftliche Verordnung der Mächte wider den Nachdruck antrug, gar keinen unschicklichen Einfall, da dies allerdings der einzige Weg ist, den Büchernachdruck in fremden Ländern in via juris, zu verwehren; so wie es überhaupt auch sehr zu wünschen wäre, daß nahgelegene Staaten, die in häufigem, besonders literärischen Verkehr mit einander stehen, sich über das Verbot des Büchernachdruckes vereinigten, um den mancherley Nachtheilen, die derselbe für diese und jene literärische Unternehmung hat, zu steuern. Und wenn, wie der Verfasser der Abhandlung vom Bücherwesen (Leipz. 1781.) anführt, der kaiserliche Reichshofrath bey der, vom Endtner Wolf dem ältern 1675 gegen die Holländer und Genfer angebrachte Klage, zwar durch seine Privilegien den Ausländern nichts befehlen wollte, aber hingegen, wenn solche Uebertreter ihre Bücher nach Frankfurt versendeten, man sich an die Waaren zur Entschädigung hielt: so beweißt dies, daß so lange ein auswärtiger Buchhändler seine Nachdrücke nur innerhalb Landes verschließt, man dies, wenn es mit Bewilligung seiner Landesherrschaft geschieht, für keine Beleidigung des Völkerrechts ansehen, und nur in so fern selbiger deutsche Messen zu Frankfurth und Leipzig besucht, und sich dadurch die deutsche Handlungsfreyheit zu Nutzen machen will, rechtlich eine Entschädigung an ihn suchen kann.

Was hier von fremden Nationen gesagt ist, gilt natürlicherweise auch in Ansehung der deutschen Potentaten, die Länder und Königreiche besitzen, welche keinen Theil des deutschen Reichs ausmachen, und in Ansehung deren sie als souveraine Mächte zu betrachten sind. Auf diese Weise können der König von Dänemark in seinem Königreiche, der Kaiser in seinem Königreiche Ungarn gar wohl den Nachdruck fremder Verlagsbücher erlauben: allein gefallen müssen sie sichs dann auch lassen, wenn ihre Buchhändler mit ihren Waaren weder auf einer deutschen Messe erscheinen, noch die Exemplare ihrer Nachdrücke an andre deutsche Buchläden verschicken dürfen, ohne selbige der Konfiskation auszusetzen.

Eine andere Frage ist aber: ob deutsche Reichsfürsten, oder auch der Kaiser selbst in ihren deutschen Erblanden einseitig und einzeln den Nachdruck privilegiren können? — Freylich sind die deutschen Fürsten in gewissen Rücksichten auch souveraine Beherrscher ihrer Lande, können alle Veranstaltungen treffen, die sie für ihres Landes Wohlfahrt dienlich erachten, können Monopolien errichten, die Aus- und Einfuhr gewisser Produkte verbieten und was sie sonst zur Bereicherung ihrer Unterthanen, zum Emporbringen des Handels für dienlich erachten, verfügen. Inzwischen machen der Kaiser und die Reichsstände doch zusammen nur ein Ganzes aus, sind sich einander zur wechselseitigen Sicherstellung ihrer Besitzungen und der Besitzungen ihrer Unterthanen verbunden, und können, in gewissen Dingen, die die allgemeine Wohlfahrt des Reichs angehen, nichts einseitig thun, noch Verfügungen treffen, wodurch die Wohlfahrt des

Ganzen

Ganzen verletzt, der allgemeine Handel in Deutschland gestöhrt würde. Aus diesem Grunde dürfen Reichsstände niemand aus ihrem Mittel den Weg durch ihr Land versperren, dürfen keine neuen Zölle anlegen u. d. m. Da nun einleuchtend ist, daß der Bücherhandel nicht nur für einzelne Stände, sondern für das ganze römische Reich ein allgemeines Interesse hat, daß die Gelehrsamkeit in ganz Deutschland eine Erschütterung erleidet, sobald einzelne Stände den Nachdruck erlauben wollten, indem ja kein Verfasser oder Verleger ein Buch zu drucken wagen könnte, wenn er nicht wenigstens in Deutschland vor dem Nachdruck gesichert wäre: so erhellet auch zugleich daraus, daß Verfügungen hierin zu den Gegenständen gehören, wo kein einzelner Reichsstand, auch selbst der Kaiser nicht einseitig den Nachdruck eines Buchs weder sogleich, noch nach gewissen Jahren privilegiren können, sondern wenn sie glauben, daß der Uebertheuerung der Bücher und der Gewinnsucht der Buchhändler zu steuern nothwendig sey, die Sache auf den Reichstag bringen, und dort ein gemeinsames Konklusum veranlassen müssen. Freylich werden mächtigere Reichsstände sich so geschwind nicht dazu bequemen, und es bleibt vor der Hand den Schriftstellern und Verlegern nichts übrig, als daß sie sich an ihre Landesherrn und an Churfachsen wenden, welche ihnen ihren Schutz und die Confiscirung der auf der Messe und in Buchläden zum Vorschein kommenden fremdherrischen Nachdrücke nicht versagen können und werden, wodurch doch immer schon dem Nachdrucke ein gewaltiger Abbruch geschehen, und wenigstens die Sache dahin gedeihen würde, daß von beyden Seiten mit Ernst auf Abfassung eines allgemei-

nen Regulativs oder Gesetzes für ganz Deutschland gedrungen werden würde: indem weder Buchhändler in Wien, noch in Berlin, wenn gleich ihre mächtigen Monarchen sie in Ansetzung ihrer souveränen Staaten zum Nachdruck privilegiren wollten, mit ihren Buchhandlungen würden fortkommen können, wenn ihnen durch Uebernehmung eines Nachdrucks der Verkehr auf der Leipziger Messe, und mit allen übrigen deutschen Buchläden versperrt, ihre Nachdrücke der Confiscation und ihre Verlagsbücher dem willkührlichen Nachdrucke ex jure retorsionis in allen übrigen Provinzen Deutschlands freygestellt wären.

Dieses wäre das, was sich für und wieder den Nachdruck sagen läßt, und meines Bedünkens leuchtet die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks so sehr ein, daß man sich wundern muß, wie er noch hat vertheidiger finden können. Diejenigen, welche für den Nachdruck sprachen, sahen die Sache indessen bloß aus dem Gesichtspuncte des strengen Naturrechtes an, ohne auf die eigentliche Verfassung der jetzigen Staaten und des bürgerlichen Lebens Rücksicht zu nehmen, und selbst Hoffbauer, welcher den Nachdruck, so lange man bey dem Naturrechte stehen bleibt nicht unerlaubt findet, wiewohl seine Gründe mir nicht ganz einleuchtend sind, findet das Gewerbe des Nachdruckers bey der jetzigen Verfassung unserer Staaten eben so schändlich und ehrlos, als es irgend ein Gegner desselben finden kann.

Kürzlich hat Herr G. H. Keyser zu Regensburg eine Abhandlung über den Nachdruck an die Regierung Bayerns herausgegeben, die die Sache noch von einer andern Seite vorstellt. Er zeigt dessen Unrechtlichkeit aus der Möglich-

keit

keit zu subsistiren, auf die jeder Staatsbürger nothwendige Rechtsansprüche habe, und führt hierdurch im individuellen Falle das aus, was überhaupt die Basis eines jeden Rechtsverhältnisses ist. Wir wollen sein Raisonnement zuvörderst mittheilen, und es dann mit einigen Bemerkungen begleiten.

„Jeder, sagt Herr Keyser, der sich im Staate befindet, muß leben können, jeder hat daher eine durchaus gegründete Anforderung an alle Staatsgenossen, arbeiten und die Frucht seiner Arbeit genießen zu dürfen. Es ist das Kennzeichen einer gereiftern Staatsverfassung, wenn alle diejenigen, welche unter derselben stehen, eine thätige, ihres redlichen Erwerbs frohe Gemeine bilden, und es zeigt von allgemeiner Verwilderung der öffentlichen und Privatverhältnisse, wenn nicht Einzelne, sondern Viele ungestrafte Taugenichtse oder aus Noth und Verzweiflung Bettler sind. Jedes Buch ist nun freilich ursprünglich ein freyes Produkt des Geistes, und die Absicht des Schriftstellers ist, daß es als ein solches auf alle diejenigen übergehe, welche den Trieb haben, dasselbe sich geistig anzueignen. Durch das Medium des Buchhändlers geht es nun auch zu allen Lernbegierigen über, bekommt aber eben dadurch eine neue Modification. Der Schriftsteller nähmlich gibt das Buch dem Verleger, damit es dieser bekannt mache, und dieser gibt dagegen als Kaufmann ein Kapital, das er in der Hofnung des Gewinns durch Umsatz anlegt. Diesen Gewinn erhält er aber nicht durch das einzelne Manuskript, sondern nur dadurch, daß er es vervielfältigt, was geschieht, indem er es durch die äußere Form, den Druck, zum Fabrikate macht. Der Verleger setzt hier zur Arbeit des ersten Schriftstellers, an die er sein Kapital gewendet hat, eine zweyte lediglich mechanische Arbeit hinzu, welche ein zweytes Kapital erfordert, und das Produkt dieser mechanischen Arbeit (nicht die ideale Gedankenreihe des Verfassers) ist nun sein Eigenthum als Kaufmann."

„Vermöge des ursprünglichen Rechtes, das jeder hat, zu produciren, um leben zu können, muß ihm der Staat die Möglichkeit dieser mechanischen

Arbeit garantiren, und, da das Produkt für ihn als Kaufmann sonst nicht da wäre, auch das ausschließliche Recht zu dem einzelnen Verkaufe desselben. Denn da das einzelne Produkt nur ein unendlich kleiner Theil der ganzen daran gewendeten Summe ist, so muß er es schlechthin allein auf den Markt bringen können, um durch die Quantität des Absatzes aller einzelnen das erste und zweyte Kapital mit Zinsen und Gewinn einzubringen."

„Wäre dies nicht, so könnte er gar nicht hoffen, daß er auch nur so viele Exemplare absetzen werde, als nöthig sind, um das auf sein Unternehmen gewendete gedoppelte Kapital mit Zinsen wieder einzubringen. Es löste sich also der ganze Buchhandel auf, wenn ein zweyter käme, welcher sein erstes Kapital nicht angelegt hätte, seine Waare nachmachte und gleichfalls frey verkaufte. Dieser könnte nähmlich das Buch um das Quantum des an den Schriftsteller gewendeten Kapitals wohlfeiler geben, und, indem der wahre Verleger das Risico allein trüge, den Gewinn erndten."

„Man könnte einwenden, daß das Produkt des Schriftstellers durch eine freye Uebereinkunft mit diesem zwar zum Fabrikate gemacht und einer rechtlichen Beschränkung unterworfen werden könne, daß aber, in so fern diese letztere eine unbedingte sey, auch das Buch, als ideale Gedankenreihe, als gehörig zum Reiche der Geister, unter die Botmäßigkeit des Staates gestellt würde, was so ungerecht als sinnlos sey."

„Allein in dem für den Verleger aufgestellten Rechtsgrund, ein kaufmännisch angelegtes Kapital mit Gewinn wieder einzubringen, liegt eine Zeitbeschränkung, welche das Eintreten des obigen Tadels unmöglich macht. Das Buch bleibt nähmlich Fabrikat und Eigenthum des Buchhändlers nur bis zur Zeit, wo das verwendete Kapital mit dem beabsichtigten Gewinn zu ihm zurückgekehrt ist. Wenn man den Gang des Buchhandels betrachtet, so kann man sicher annehmen, daß dies binnen zehn Jahren geschieht, und die französische Regierung hat daher alle Ansprüche der Gerechtigkeit befriedigt, wenn sie diesen Zeitpunkt als regelmäßige Dauer des ersten Verlagsrechts annimmt. Ueber diese Periode hinaus hört zwar das Buch nicht auf, als Fabrikat

Eigen-

Eigenthum des Verlegers, aber es hört auf, nur dessen Dispositien unterworfen zu seyn. Als freyes Erzeugniß des Geistes ist es jetzt gleichsam an seinen Verfasser zurückgegeben, und hiemit ist auch die Möglichkeit klar, daß eine Handlung Prachtausgaben von Werken eines andern noch lebenden Verlegers veranstalten kann, ohne sich dadurch eines Nachdrucks schuldig zu machen."

Ueber diesem Vortrage schwebt eine Inconsequenz, zwar nicht des Verfassers, wohl aber des Zeitalters. Der Staat soll dem Buchhändler seine Subsistenz garantiren, während er sie doch dem ganzen Kaufmannsstande noch nicht garantirt hat, und diese Subsistenz ist selbst von unrechtlicher Art, d. h. Gewinn, also eine Bevortheilung aller andern Staatsbürger. Dieser Inconsequenzen wird man sich erst klar werden müssen, ehe man noch den Nachdruck weiter in Anspruch nimmt. Wenn nähmlich der Philosoph denselben verbietet, so geschieht es nach der Idee eines Staates, wo die Sphäre aller freyen Thätigkeiten unter alle Bürger gleich vertheilt ist, d. h. wo jedem seine Subsistenz gesichert ist, und diese Subsistenz nicht von der Art ist, daß andere dabey zu kurz kommen (daß sie kein Gewinn ist). Aber unsere jetzigen Staaten sind nicht von der Art, also kann man auch die Sicherung der buchhändlerischen Subsistenz nicht nach dem nähmlichen Princip von ihnen verlangen. Auch wäre der Nachdruck nur so fern ungerecht, als er gegen jemand ausgeübt wird, der unter der nähmlichen Staatsgewalt steht, und vollkommen gegen jeden Ausländer erlaubt.

Man wird also die Sache so betrachten müssen, daß der Buchhändler von den Regierungen fordert, nicht ungerechter gegen ihn zu seyn, als sie es gegen andere Staatsbürger nicht sind.

Daraus wird sich auch die Sicherung seiner Subsistenz gegen die Nachdrucker, wiewohl mit einer gewissen Modification, ergeben. So wie nähmlich den Kaufleuten ihre Subsistenz von den gegenwärtigen Staaten nicht überhaupt positiv gesichert ist, sondern nur negativ, in so fern als sie Kaufcontracte schließen, als welche der Staat ihnen gegen jeden Beeinträchtiger garantirt, so wird auch der Buchhändler mit gleichem Rechte eine solche Garantie seines Kaufcontracts oder seiner Speculation überhaupt verlangen. Im Nahmen aller Lernbegierigen kauft er nähmlich dem Schriftsteller sein Manuscript ab, um es zu vervielfältigen und es dann an diese weiter zu befördern. Es ist also der feste Wille des Verfassers, daß sein Buch durch keinen andern in der Welt verbreitet werde, und eben diesen Willen erklärt er dadurch, daß er sein Manuscript verkauft. Selbst diese Vervielfältigung erfolgt nicht, oder sollte wenigstens nicht ohne genaue Bestimmung der Quantität erfolgen; der Verfasser bedingt also im Vertrage die Stärke der Auflage. Es ist daher auch falsch, daß das Buch nach 10 Jahren res nullius sey, oder nachgedruckt werden könne; nein, erst wenn die bedungene Anzahl Exemplare vergriffen ist (und dieses kann oft erst wohl in 20 Jahren erfolgen), fällt das fernere Vervielfältigungsrecht wieder an den Verfasser, und dann erst mag er sein Buch in einer Prachtausgabe erscheinen lassen, oder eine neue Auflage davon veranstalten; es nachzudrucken hat aber kein Mensch in der Welt das Recht. Da der Staat jeden Vertrag sichert, so muß er auch diesen sichern, d. h. sowohl sorgen, daß der Verfasser sein bestimmtes Honorar bekommt, wenn es der Buchhändler verweigern sollte,

sollte, als den Buchhändler gegen jeden schützen, der sich mit der Vervielfältigung des nähmlichen Buchs befassen wollte. Nur die Sicherheit der buchhändlerischen Subsistenz leistet der Staat nicht, daß er ihm auch den Absatz positiv garantirt, da er überhaupt nach der jetzigen Einrichtung nichts positives garantiren kann. Daraus wird sich denn auch jener Einwurf widerlegen, der aus dem Buchhandel als einer Anstalt zum Gewinn genommen werden kann. In einem rechtlichen Staate soll es nähmlich nicht erlaubt seyn, mit Sachen, die einmahl zum Bedürfniß geworden sind, so zu wuchern, daß sie der Abnehmer weit über ihrem Werth bezahlen muß. Aber dazu gehört eine Bestimmung des Werths, wie sie noch kein Staat aufgestellt hat, nähmlich eine Berechnung des Werths aller Bedürfnisse zur vorhandenen Cultur des Volks nach dem Ertrage des Bodens und dem Clima. So lange aber diese noch nicht vorhanden, noch nicht ausgeübt wird, so kann auch der Buchhändler mit seinen Büchern um so mehr zu gewinnen suchen, je weniger ihm überhaupt jeder Absatz derselben gewiß ist, und der Staat hat die Pflicht auf sich, den Buchhändlern sowohl innerhalb seines Territoriums gegen Nachdrucker zu schützen, als ihn auch bey auswärtigen Staaten gegen auswärtige Nachdrucker zu vertreten, so lange noch ein Handelsverkehr mit diesen überhaupt statt findet. S. Verkündiger 1804. S. 89 ff.

In den Königlich Preußischen Staaten wird der Nachdruck nicht gestattet, und zwar begreift das Gesetz *) nicht bloß Bücher unter

*) S. das allgem. Landrecht für die Preußischen Staaten. I Th. XI. Tit. §. 996 — 1036. wo überhaupt vom Verlagsrechte die Rede ist.

sich, sondern auch Landcharten, Kupferstiche, topographische Zeichnungen und musikalische Compositionen. Ohne Zuziehung des Verfassers darf auch ein Verleger keine neue Ausgabe veranstalten. Dieses Recht des Verfassers geht aber, wenn nicht ein anderes ausdrücklich und schriftlich verabredet worden, auf seine Erben nicht über. Auch darf niemand ohne Einwilligung des Verfassers und seines Verlegers einzelne gedruckte Schriften in ganze Sammlungen aufnehmen, oder Auszüge daraus besonders drucken lassen. Wohl aber können Auszüge aus Schriften in andere Werke oder Sammlungen aufgenommen werden. Neue Ausgaben ausländischer Schriftsteller, welche außerhalb des deutschen Reichs, oder der Königlichen Staaten, in einer fremden Sprache schreiben, und deren Verleger weder die Frankfurter noch die Leipziger Messe besuchen, können nach den Preuß. Gesetzen aber nachgedruckt werden; in so fern der Verleger darüber kein hiesiges Privilegium erhalten hat. Uebersetzungen sind in Beziehung auf das Verlagsrecht für neue Schriften zu achten. Das Veranstalten einer neuen Uebersetzung durch einen andern Uebersetzer ist kein Nachdruck der vorigen. Wenn keine Buchhandlung, welche auf die neue Ausgabe eines Buchs ein Verlagsrecht hat, mehr vorhanden, und auch das Recht des Schriftstellers erloschen ist: so steht jedem frey, eine neue Ausgabe des Werks zu veranstalten. Sind jedoch in diesem Falle noch Kinder des ersten Gliedes von dem Verfasser vorhanden, so muß der neue Verleger, wegen der zu veranstaltenden neuen Ausgabe, mit diesen sich abfinden. Auch der Nachdruck solcher Ausgaben ist unter eben den Umständen unerlaubt, unter welchen

der

der Nachdruck eines neuen Werks nach obigen Vorschriften nicht statt findet.

In so fern auswärtige Staaten den Nachdruck zum Schaden hiesiger Verleger gestatten, soll letzteren gegen die Verleger in jenen Staaten ein Gleiches erlaubt werden.

Wer Bücher und Werke, deren Nachdruck nach bestehenden Grundsätzen unerlaubt ist, dennoch nachdruckt, muß den rechtmäßigen Verleger entschädigen. Diese Entschädigung besteht in dem Ersatze des Honorarii, welches der rechtmäßige Verleger dem Verfasser bezahlt hat, und der mehrern Kosten, welche derselbe wegen bessern Drucks und Papiers, gegen den Nachdruck gerechnet, auf die rechtmäßige Auflage verwendet hat.

Uebrigens sollen unerlaubte Nachdrücke in die Preußischen Lande, bey Vermeidung der Confiscation, nicht eingeführt, und unbefugte Nachdrucker ernstlich bestraft werden.

Die Strafe wird im Landrechte II. Th. Tit. XX. §. 1294 ff. näher bestimmt. Es heißt daselbst:

§ 1294. Bücher, auf welche ein Königlicher Unterthan das Verlagsrecht hat, soll niemand nachdrucken.

§. 1295. Hat der rechtmäßige Verleger ein ausdrückliches Privilegium erhalten: so hat der Nachdrucker eines Buchs, welchem ein solches Privilegium vorgedruckt, oder dessen Inhalt auf oder hinter dem Titelblatte bemerkt ist, die in dem Privilegio angedrohete Strafe verwirkt.

§. 1296. a) Findet die Strafe aus einem besondern Privilegio nicht statt: so soll dennoch der Nachdruck auf den Antrag des rechtmäßigen Verlegers confiscirt, und zum Verkauf unbrauchbar gemacht; oder dem Verleger, wenn er es verlangt, überlassen werden.

§. 1296. b) Es muß aber, in diesem letztern Falle, der rechtmäßige Verleger, wenn er den Nachdruck übernehmen will, die von dem Nachdrucker darauf verwendeten Anlagen demselben auf die zu leistende Entschädigung anrechnen, oder so weit sie dazu nicht erforderlich sind, an die Strafcasse herausgeben.

§. 1297. a) So weit der Nachdruck selbst verboten ist, darf auch niemand, bey gleicher Strafe, mit auswärts nachgedruckten Büchern Handel treiben.

Gesetze gegen den Nachdruck im deutschen Reiche. Nicht von Friedrich III, sondern erst von Maximilian I kann man mit Gewißheit Bücherprivilegia beweisen, und daraus auf das Uebel, gegen das sie Mittel seyn sollen, auf den Nachdruck schließen. Die Worte dieser Privilegien zeigen den Unwillen deutlich, mit dem man schon damahls dieses widerrechtliche Verfahren betrachtete. Vorzüglich auch um ihm vorzubeugen hat wahrscheinlich Maximilian einen General-Bücher-Superintendenten gesetzt. Daß man nicht gleich ein allgemeines Gesetz dagegen gegeben, kommt daher, weil das römische, damahls als einzige Norm der Gesetzgebung angesehene Recht dieß Verbrechen nicht kannte. Aus eben dem Grunde war dasselbe auch höchstwahrscheinlich in Carls V Halsgerichtsordnung, wo doch auf viel geringere Verbrechen Strafen gesetzt wurden, übergangen; obgleich das Uebel immittelst immer größer geworden war, wie die von Pütter angeführten Klagen von Erasmus und Luther zeigen, dem man seine Bibel nachdruckte. In der Folge wollten Kaiser und Fürsten, um ihren Fiscus nicht des Einkommens von den Privilegien zu berauben, sich zu einem allgemeinen Gesetze gegen den Nachdruck nicht bewegen lassen. Die Nachdrucker druckten jetzt

aber

aber nicht nur gegen die klaren Worte der Privilegien nach, sondern thaten sogar auf ihren Titeln Meldung von Privilegien, die sie nie erhalten hatten. Diese Verletzung der Kais. Privilegien bewog Maximil. II. die Aufsicht darin dem Magistrate zu Frankfurt zu übertragen, und als dieser es verbat, setzte Rudolph II 1579 Bücher-Commissarien zu Frankfurt, die aber durch ihr strenges Verfahren gegen die Protestanten allmählig die Frankfurter Buchhändlermesse zerstörten.

Das erste Gesetz gegen den Nachdruck ist, wie es Pütter anführt, von dem Rathe zu Nürnberg 1623 gegeben, und wird noch daselbst beobachtet. Kurfürst Johann Georg II von Sachsen hat sich in der Constitution von 1661 nicht gegen den Nachdruck aller, sondern nur der privilegirten Bücher erklärt, wohl aber hat Johann Georg III 1686 allen in Sachsen wohnenden und zur Leipziger Messe kommenden Buchhändlern denselben verboten, so daß auch der Handel mit auswärts nachgedruckten Schriften untersagt wurde. Dieses Verbot wurde unter dem 18ten December 1773 erneuert und wird seitdem so strenge beobachtet, daß wenn alle deutsche Reichsfürsten diesem Beyspiele folgten, diese Pest des Buchhandels bald ausgerottet seyn würde. Zu bedauern ist es, daß die Sache nie von Reichswegen ernstlich zur Sprache gebracht und durchgesetzt worden ist. Der Kaiser Franz gab 1746 zwar eine Verordnung, das Bücherwesen betreffen, aber der Nachdruck wurde nicht darin berührt.

In den österreichischen Staaten ist der Nachdruck einheimischer Schriften zwar zum

Theil *) verboten, doch finden auswärtige Buchhandlungen wegen ihrer in den deutschen österreichischen Provinzen nachgedruckten Bücher kein Gehör, wenn sie die Nachdrucker deshalb verklagen. Ja wenn die rechtmäßigen Verleger selbst ein Kaiserliches Privilegium gegen den Nachdruck erkauft haben, so schützt sie dieses gleichwohl nicht gegen den Nachdruck in den österreichischen Staaten, und noch viel weniger im deutschen Reiche.

Am berüchtigtsten hat sich in den österreichischen Staaten wegen seiner Nachdrücke wohl der verstorb. Buchhändler Joh. Thom. Edler von Trattnern zu Wien gemacht, der dieses Gewerbe recht im Großen trieb. Bis zu welchem Umfange er seine Raubplane auszudehnen die Stirn hatte, werden die Leser unter andern aus folgender, von der Redaction der Jena'schen Allgemeinen Literatur Zeitung 1785. No. 103. S. 117 unter dem 4ten May mitgetheilten Nachricht ersehen. Es heißt daselbst:

Wir erhalten mit Erstaunen durch einen unserer Herren Correspondenten zwey sogenannte Plane zur allgemeinen Verbreitung der Lektüre in den Kais. Königl. Staaten, durch wohlfeile Lieferung der Bücher für alle Fächer der Wissenschaften, die der durch seine Nachdruckereyen schon längst übel berüchtigte Buchdrucker und Buchhändler Joh. Thomas Edler von Trattnern zu Wien im letzten November und Jänner ins Publikum ausgestreuet hat. Wir können diese Zettel nicht anders als Brandbriefe für die ganze teutsche Litteratur betrachten; denn er macht darin bekannt, daß er eine große Menge zum Theil

*) Zum Theil sage ich; denn in Wien darf ein Candidat statt der Inaugural-Dissertation ein ganzes Buch eines andern abdrucken und austheilen lassen, wobey er nur Thesen anhängt. Dabey pflegt der Buchdrucker noch mehrere Exemplare, als zur Austheilung nöthig sind, nachzuschießen, und selche zu verkaufen.

Theil sehr guter und beliebter deutscher Bücher aus allen Fächern der Wissenschaften nachdrucken, das heißt, ihren rechtmäßigen Verlegern ihren ehrlichen Erwerb und Nahrung rauben, die Verfasser selbst, mittel- oder unmittelbar, an ihrem Eigenthume angreifen, und dadurch zugleich viele gründliche und vortrefliche Werke, welche Genie oder Fleiß der Deutschen künftig noch hervortreiben könnte, schon im Keime ersticken wolle.

Wir übergehen mit stiller Verachtung die nahmenlose Unverschämtheit, mit welcher dieser edle Herr im ersten Zettel alle Welt versichern will: es sey ihm nicht um Gewinn sondern um Verbreitung der Lektüre zu thun. Eben so kann der Highwayman, der sich vor London an die Heerstraße legt und den Reisenden ihre Banknoten und Börsen abnimmt, seine Beraubten hohnlachend versichern, es sey ihm gar nicht um schnöden Gewinn, sondern um Beförderung des Geldumlaufs zu thun. Doch muß diese schamlose Frechheit sogar für die eiserne Stirn eines Trattnern zu brennend gewesen seyn, da er im zweyten Zettel vom 22 Jan. 1785. diese Versicherung dahin abändert, daß er sagt: „man werde von selbst einsehen, es sey ihm nicht nur um Gewinn, sondern auch um Verbreitung der Lektüre zu thun."

Der erste sogenannte skizzirte Plan ist so voll von Beweisen der leibhaftesten Dummheit und Unwissenheit, daß ihn unmöglich ein andrer als der Herr Edle selbst hingesudelt haben kann. So theilt er z. E. die Predigten ein, in solche a) für Katholiken b) für Evangelische, c) für Reformirte; und weiß also nicht einmahl, daß auch die Reformirten Evangelische heißen. Und nun was für Predigten? Gerade als ob nicht Massillon und Bourdaloue auch eine Lektüre für Protestanten wären; als ob Zollikofer nur für Reformirte lesbar wäre; als ob diesen und Jerusalem und Spalding ꝛc. nicht auch Katholiken lesen könnten! Mitten unter den besten Büchern, die der elende Ignorant weiter nicht kennt, als daß sie sehr gangbar sind, hat er auch schlechte genug mit aufgerafft, von denen nur solch ein Mensch wie er Aufklärung versprechen kann. Endlich, um auch von seiner Classification der Bücher eine Probe zu geben, so heißt z. E. Clausbergs demonstrative Rechenkunst eine Erziehungsschrift;

schrift; auch die Wörterbücher stehen unter den Erziehungsschriften, und also ist auch Adelungs Wörterbuch eine Erziehungsschrift. Im zweyten Zettel sind zwar, vielleicht durch Beystand eines treufleißigen Correctors, manche dieser Schnitzer verbessert, viele aber sind geblieben.

Eine der allerseltsamsten Erscheinungen dabey ist, daß dieser edle Ehrenmann in beyden Zetteln eine lange Liste der angesehensten Buchhändler Deutschlands, denen er ihre eignen Werke nachdruckt, und die ihn sämmtlich verabscheuen, liefert, und sie darin als Collecteurs und Beförderer seines Unternehmens angibt. Wäre dies Ernst, so hätte auch das Tollhaus einen reifen Candidaten an ihm. Doch daß es dies nicht ist, sieht Jeder. Daß es aber Staub in die Augen des Unaufmerksamen und minder Scharfsehenden seyn soll, um ihn glauben zu machen, daß es doch wohl ehrlich dabey hergehen, und Trattner, der Edle, vielleicht mit allen diesen Buchhändlern eine geheime Handels-Compagnie und gemeinschaftl. Speculation gemacht haben könne, vermöge deren sie sein Unternehmen unterstützten, dies fühlt man nicht so gleich, weil man weder alle Buchhändler Deutschlands für so wahnsinnig hält, Hrn. Trattnern ihr eigen Mark und Blut zu opfern, noch diesem gleich einen so frechen und äußerst schamlosen Streich, als dies Vorgeben ist, zutraut.

Wir wissen zuverlässig, daß selbst in Wien und andern Städten der K. K. Erblande dies Trattnerische Unternehmen bey vielen erhabenen und verdienstvollen Männern, und allen Rechtschaffnen und Ehrliebenden, statt des gehofften Beyfalls, Abscheu und Mißbilligung erweckt hat. Und dennoch soll dieser schamlose Mensch die Versicherung ins Publikum ausgestreuet haben, daß es ihm gelungen sey, die Genehmhaltung S. M. des Kaisers zu seinem Plane zu erhalten. Diesem Gerüchte müssen wir aus innigster Ehrfurcht für den Nahmen Josephs des zweyten widersprechen; und es ist dies entweder, wie höchst wahrscheinlich, ein völlig lügenhaftes grundloses Gerücht; oder wenn etwas daran ist, so hat Hr. Trattnern S. M. des Kaisers Genehmhaltung nicht erhalten, sondern etwas, das er dafür ausgibt, erschlichen. Denn unmöglich kann dieser glorwürdige Monarch, der selbst Hrn. Ehlers Abhandlung über

den Bücher-Nachdruck gelesen hat, solche schreyende Ungerechtigkeiten wissentlich gut heißen. Unmöglich kann Er, dieser aufgeklärte und höchste Beschützer der Wissenschaften und des Eigenthums in Deutschland, zugeben, daß ein Buchhändler in seinem Lande, der die Grundlage seines Reichthums lediglich der Gnade der unsterblichen Maria Theresia zu danken hat, diesen dazu mißbrauche, gerade die schönste Blume in dem Kranze ihres erhabenen Sohnes durch seine strafbare unersättliche Habsucht zu beflecken. Unmöglich kann Joseph der Zweyte, Deutschlands Kaiser, der erst vor kurzem noch an dem verdienstvollen Hrn. von Born zeigte, wie hoch er nützliche Wissenschaften schätzte, und wie kayserlich er sie belohne, zu gleicher Zeit einen solchen Plan, der alle Kraft und Thätigkeit für Wissenschaften und Künste in Deutschland auslöscht und vernichtet, die besten Köpfe und würdigsten Gelehrten der Nation niederschlägt und muthlos macht, die kaum auflebende Aufklärung unsers Vaterlandes in der Geburt erstickt, und seinen eignen Ländern zugleich so wesentlichen Schaden thut, erlauben, billigen, und privilegiren, und Deutschlands Musen dadurch aufs empfindlichste kränken. Nein, wir sind davon so gewiß überzeugt, daß wir mit der freyesten Zuversicht, dieses Blatt Seiner Kaiserl. Majestät selbst zu Füßen legen können.

Und ihr edelmüthigen und ehrliebenden Deutschen, denen die Nahmen Jerusalem, Spalding, Zollikofer, Kant, Wieland, Engel, Ebert, Plattner, Haller, und so manche, die mit ihnen genannt zu werden verdienen, theuer und werth sind, die ihr aus den Schriften solcher Männer gelernt habt, oder noch lernen wollt, fragt euch selbst, ob es nicht die geringste Pflicht eurer Dankbarkeit sey, nur rechtmäßige Auflagen ihrer Schriften und nicht diebische Nachdrücke zu kaufen! Wären auch nicht diese Nachdrucke größtentheils durch die gröbsten Druckfehler und Unsinn verunstaltete geschmacklose Sudeleyen, so würde euch doch immer euer Herz und Gefühl von National-Ehre dazu auffordern, lieber dem verdienstvollen Gelehrten, oder dem, welchem er es übertragen hat, sein Eigenthum erhalten zu helfen, als dem Räuber, der es ihm stahl, es abzukaufen. Was soll aus Gelehrsamkeit in Deutsch-

land

land werden? und wo soll künftig ehrlichen Buchhändlern, die wichtige Werke unternehmen wollen, der Muth dazu herkommen, wenn ihnen und dem Schriftsteller, ehe sie noch nur den Ersatz ihrer Verlagskosten wieder gewonnen haben, gefräßige und vom Raube gemästete Hunde die Früchte ihres rechtschaffnen Fleißes vor ihren Augen verzehren? Jeder, der Trattners und Anderer Nachdrucke zu kaufen verabscheuet, jeder, der ein Exemplar rechtmäßiger Auflagen kauft, befördert an seinem Theile die Aufnahme der Literatur, belohnt, so viel an ihm ist, die oft so kärglich belohnten Genien Deutschlands, und zwingt vielleicht *pro virili parte* einen habsüchtigen Räuber, mit seinem Gelde auf eine ehrliche Weise zu wuchern, der jetzt, ob er gleich in zehn Städten in und außer dem Heil. Röml. Reiche Buchhandlungen „und in Wien allein 26 Pressen im Gange hat, und mit Papier, Schriftgießerey, Kupferstecherey und Kupferdruckerey aufs beste eingerichtet ist;" mit allen seinen Reichthümern doch nicht verhindern kann, daß man ihn durch ganz Deutschland aufs tiefste verachtet und sein ehr- und gewissenloses Gewerbe verabscheuet. Geschrieben den 2. May. 1785.

Zu dieser Anzeige findet sich in eben dem Jahrgange der Jen. L. Z. No. 126. Col. 212 folgender Nachtrag:

Mit großem Vergnügen sehen wir, daß zu unserer in Nro. 103. der A. L. Z. eingerückten Erklärung über des Hrn. von Trattnern Unternehmen ein schönes Gegenstück in dem so eben herausgekommenen Maymonat des deutschen Merkurs erschienen ist. Es ist dort eine kurze Geschichte dieser elenden Nachdruckerentreprise erzählt, in welcher sechs Antworten der vornehmsten Wiener Gelehrten, eines von Born, von Sonnenfels, Denis, Blumauer, Mastalier und Haschka, auf die Anfrage des Edlen von Trattnern, was sie von seiner Unternehmung dächten? eingerückt sind, die wir um so mehr als wichtige Actenstücke in dieser Sache ansehen müssen, da sie sich einmüthig gegen diese schändliche Unternehmung erklären. Wir können es uns nicht versagen, folgende drey davon hier mitzutheilen, weil sie mit einer edlen Freymüthigkeit

und

und Stärke für die gute Sache sprechen, und wollen hoffen, daß alle unsre Leser sie gern lesen, und ihr Amen dazu sprechen werden:

P. P.

Obschon der Nachdruck auswärtiger Bücher in den K. K. Staaten geduldet ist; so bin ich dennoch überzeugt: daß es eine unläugbare und dem Fortgange der Wissenschaften höchst nachtheilige Ungerechtigkeit ist, einem Gelehrten oder auch nur einem Verleger sein rechtmäßig an sich gebrachtes Eigenthum durch Nachdruck zu rauben. Ich würde diese meine Grundsätze verläugnen, und mich als einen Handlanger bey einem öffentlichen Raube ansehen müssen, wenn ich dies Unternehmen unterstützen, und die Gelehrten anzeigen sollte, die nach dem mir eingeschickten Plane geplündert und um ihr Eigenthum gebracht werden sollen.

Wenn Ew. Hochedelgeb. die Sache genauer überlegen wollen, so werden sie gewiß in meine Grundsätze einstimmen, und ihre Rechtschaffenheit wird sich gegen den Elenden empören, der den Plan zu dieser unser Vaterland entehrenden Räuberey entworfen hat. In dieser Ueberzeugung bin ich

Euer Hochedelgeb.

Wien, den 4. Decemb. 1784. gehorsamster J. E. v. Born.

Ich schmeichle mir durch keine meiner Handlungen verdient zu haben, daß Ew. Hochedelgeb. an mir einen Mann zu treffen hofften, der in seinen Grundsätzen mit sich selbst unübereinstimmig seyn würde. Als Ew. Hochedelgeb. diesen skizzirten Plan Sr. Majestät überreichten, habe ich meine Meinung darüber mit derjenigen Freymüthigkeit eröffnet, die ich an dem Manne in Geschäften für Pflicht halte, und die von guten Regenten immer mit größerem Wohlgefallen aufgenommen wird, als die vorsichtig zweysinnigen Unmaßgeblichkeiten die für jeden Erfolg auf beyde Seiten genommen werden können.

Als Lehrer, oder, wenn Sie wollen, als Schriftsteller an meinem Pulte denke ich wie der Rath am Rathstische. Wenn Nachdruck ein Beweis patriotischer Gesinnung ist, so muß es Straßenraub, durch den fremde Waare, statt sie zu bezahlen, mit Gewalt abgenommen wird, nicht weniger seyn. Beydes erspart dem Staate den Ausfluß der Barschaft,

und aller Unterschied liegt in der Förmlichkeit des Benehmens.

Wien, den 5. Decemb. 1784.

J. v. Sonnenfels.

Mein edler Herr von Trattnern!

Ich achte den Büchernachdruck einem Straßenraube gleich. Schändliche Handlungen, dergleichen jeder Straßenraub in sich ist, kann Gott selber mit aller seiner Gottesmacht nicht unschändlich machen. Ich werde also Ihrem Ansinnen so wenig fügen, als ich einem Unglücklichen, der da unter die Räuber gefallen, die Hände halten würde, sollte mich auch der Harambassa mit einem allerhöchsten Freybriefe dazu auffordern können. Sie will ich rühmen, etwas recht vaterländisches gethan zu haben, dafern Sie an Richtigkeit und Schönheit des Druckes Eckhart in Altona, Bohn in Hamburg, Dieterich in Göttingen, Voß in Berlin, Reich in Leipzig, und Orell in Zürich, auch nur in weiter Entfernung erreichen werden: ich aber bilde mir ein, es so lange mit der Ehre meines Geburtslandes edel und gut zu meinen, als ich dem allverfluchten Nachdrucke widerstreite; was ich auch redlich mit Mund und Hand thun werde, so lange ich Feder und Zunge bewegen kann.

Da haben Sie über Ihr nicht einmahl zweydeutiges Unternehmen die verlangte patriotische Meinung

Ihres

Vom Hause, den 2. Dec. 1784.

gehorsamen Dieners

Lorenz Leopolt Haschka.

Aus diesen hier mitgetheilten Aeußerungen kann man sehen, wie rechtlich denkende Männer über die in den Oesterreichischen Staaten geduldeten Nachdruck-Fabriken urtheilen *). Es ist vorhin

*) Auch die Nachdrucker selbst erkennen bisweilen das Schändliche ihrer Unternehmungen. Der Edle Herr von Schönfeld in Prag hatte gleich im Anfange seines Handels eine Menge Nachdrucke, und unter andern den von

vorhin nun zwar bemerkt worden, daß 2 sich fremde Nationen es von einander allerdings nicht zwangweise fordern können, den Nachdruck in ihrem Gebiete zu verhindern. Sollte man es aber nicht wünschen müssen, daß Staaten, die in so vielfacher Beziehung mit einander stehen, als die Oesterreichischen mit den übrigen deutschen Ländern, sich über diesen Punct vereinbaren, und einem Uebel, was den Flor der Wissenschaften untergräbt, steuern möchten? Doch wer kann das zu hoffen wagen. So lange es Menschen gibt, die jede Maßregel billigen, die dem Staate einige haare Münzen erspart, wird das Urtheil der unbefangenen, rechtlich denkenden Menschen wohl nicht in Betracht kommen.

Verordnungen gegen den Nachdruck in England. Der Nachdruck, diese Pest der Gelehrsamkeit, hat sich nicht bloß in den Gränzen Deutschlands gehalten, sondern sich auch in fremden Ländern sehr ausgebreitet; daher sich auch hier Verordnungen finden die merkwürdig sind. Es gibt in England eine allgemeine Verordnung vom Jahre 1710, dem 8ten Regierungsjahre der Königinn Anna, worin den Verfassern und Verlegern kein immerwährendes Eigenthum zugesprochen, sondern verordnet wird, daß die damahls schon gedruckten Bücher binnen 21 Jahren nur den Verfassern oder ihren rechtmäßigen Verlegern eigenthümlich zustehen sollen, die noch nicht gedruckten hingegen 14 Jahre lang

von Weiße's Kinderfreund sich zu Schulden kommen lassen. Nachher versicherte er unzählige Mahl, daß ihn dieß reue, auch hat er es dem würdigen Verfasser selbst zugeschworen, daß er es bedaure. 1788 bekam er aber Rückfälle von seiner Krankheit, und druckte die ersten Theile dieses nützlichen Werkes wider nach. S. Jen. allg. Lit. Zeit. 1788. No. 248. Oct. Col. 176.

den Verlegern, nachher aber den Verfassern, wenn diese noch leben, 14 andere Jahre lang zugehören sollen. Ueberdem sind in dieser Verordnung Zeichen zum Beweise des Eigenthums, Bücheraufseher in England und Schottland u. d. gl. m. festgesetzt. Ungeachtet dieser Verordnung ward indessen im Jahre 1769 von der Königlichen Bank bey einem Streite über den Verlag von Thomson's Jahrszeiten für das immerwährende Eigenthum des Verlags, hingegen in Schottland bey einem anderen Fall für die Nachdrucker gesprochen. Im Jahr 1779 ward indessen von einem ähnlichen Spruche der Königl. Bank an das Oberhaus appellirt, und hier die erstgedachte Verordnung von 1710 bestätiget. Damahls schrieben für das immerwährende Eigenthum besonders Macaulay, Erfield und Havgrave.

Nachdrucksverbote in Frankreich. In Frankreich hatten die Buchhändler nach den Edicten von 1777 kein besseres Schicksal. Kein Buchhändler sollte ein Buch ohne Königliches Privilegium drucken, und wenn die in demselben bestimmte Zeit abgelaufen, nur dann eine Verlängerung fordern dürfen, wenn das Buch um den vierten Theil vermehrt worden. Das Privilegium aber galt nicht bloß während der darin bestimmten Zeit, sondern so lange, als der Verfasser lebte. Hatten die Verfasser selbst ein Privilegium erhalten, so galt das für sie und ihre Erben auf immer, aber sie durften das Buch nur bloß in ihrem Hause verkaufen, nicht öffentlich damit handeln. Cedirten sie es aber einem Buchhändler, so galt es nur so lange als der Verfasser lebte. War die Zeit des Privilegiums abgelaufen und der Verfasser todt, so konnte es

nach-

nachdrucken, wer wollte; wer aber früher nachdruckte mußte 6000 Livres Strafe ꝛc. geben, die Nachdrucke wurden confiscirt, wo man sie fand, und die Verleger konnten vom Buchdrucker und Verleger Schadensersetzung fordern. Dieses Gesetz wurde am 19ten Jun. 1793. von der National-Versammlung aufgehoben und dagegen ein Nachdrucksverbot gegeben, daß im wesentlichen mit dem gleich anzuführenden von der Consulta der cisalpinischen Republik (jetzt Königreich Italien) ziemlich übereinstimmend war. Jetzt erwartet Frankreich in dem bald erscheinenden **Codex Napoleon** eine ganz neue gesetzliche Verfassung, worin auch dieser Punct natürlich nicht aus der Acht gelassen seyn wird. Wenn man den Gerüchten trauen darf, so haben die Verfasser dieses Codex sich in vielen Stücken nach den Bestimmungen des Königl. Preußl. Landrechtes, das zu dem Ende ins Französische zu übersetzen befohlen wurde, gerichtet, und sohin möchte man vielleicht auch in diesem Stücke eine ähnliche Einrichtung gegen den Nachdruck, wie in den Preußischen Staaten erwarten können. Doch die Zeit wird darüber bald Auskunft geben.

In der ehemahligen **cisalpinischen Republik**, die bald hernach die italienische Republik und nun das Königreich Italien heißt, wurde folgendes Verbot gegen den Nachdruck gegeben:

„In Betracht, daß die Produkte des Genies das schätzbarste und heiligste Eigenthum sind, beschließt der Regierungsausschuß: die Verfasser von Schriften aller Art, die musikalischen Componisten, die Maler und Zeichner, die Gemälde oder Zeichnungen in Kupfer stechen lassen, sollen ihr ganzes Leben hindurch das ausschließende Recht haben, ihre Werke auf dem cisalpinischen Gebiete zu verkaufen, verkaufen zu lassen, zu vertheilen, und deren Eigenthum ganz oder zum Theil abzutreten. Die Erben, oder die,

denen die Schriftsteller oder Künstler ihr Eigenthum abgetreten haben, sollen dasselbe Recht noch zehn Jahre nach dem Tode der Verfasser geniessen. Die hiezu beauftragten Magistratspersonen sollen gehalten seyn, unverzüglich und zum Vortheile der Schriftsteller und Künstler, so wie deren Erben, oder der durch Abtretung in den Besitz ihres Rechts gekommenen Personen, alle ohne förmliche Erlaubniß gedruckte Auflagen ihrer Werke zu confisciren. Alle Nachdrucker sollen gehalten seyn dem wahren Eigenthümer die Summe von 2000 Exemplaren der Originalausgabe zu bezahlen. Alle Verkäufer von Nachdrucken sollen, im Fall der Nachdrucker nicht bekannt ist, gehalten seyn, dem wahren Eigenthümer die Summe von 400 Exemplaren der Originalausgabe zu bezahlen. Jeder eigenmächtige Herausgeber von edirten Schriften, Zeichnungen und Musikalien cisalpinischer Autoren soll zum Schadenersatze gegen sie angehalten werden. Den Schauspielergesellschaften wird verboten, irgend ein Stück cisalpinischer Autoren ohne ihre Erlaubniß aufzuführen; die Uebertreter dieses Verbotes sollen gleichfalls zum Schadenersatze angehalten werden. Alle Bürger, die eine Schrift, einen Kupferstich oder dergleichen bekannt machen, sollen gehalten seyn, zwey Exemplare davon an die Nationalbibliothek abzuliefern, gegen Quittung von dem Bibliothekar, ohne welche sie gegen die Nachdrucker nicht sollen in Schutz genommen werden dürfen."

Diese Verordnung wird jetzt, da nach der Krönung Napoleon's, Kaisers der Franzosen, zum Könige von Italien, der Code Napoleon auch im italienischen Königreiche eingeführt werden soll, auch vielleicht in etwas abgeändert werden.

Wie haben sich Verlagshandlungen zu verhalten, wenn ihnen Bücher nachgedruckt werden? Es ist wohl kaum nöthig zu bemerken, daß hier nicht von dem Falle die Rede sey, wenn der Nachdrucker mit dem rechtmäßigen Verleger unter einem Landesherrn lebt, in dessen

sen Staaten der Nachdruck bedingt oder unbedingt verboten ist; denn hier wird man, so bald der Nachdruck erwiesen ist, doch wohl von der Obrigkeit nach den Gesetzen geschützt und zu dem verholfen werden, was einem rechtmäßig zukommt. Wir reden hier nur von dem Falle, wenn der Nachdrucker in einem andern Staate lebt, wo gar keine Verbote des Nachdrucks vorhanden sind, oder doch nicht strenge befolgt werden, oder wo es zwar verboten ist, die Bücher einheimischer Verleger nachzudrucken, wo man es aber gestattet, die Bücher der Schriftsteller und Verleger, welche in einem andern Staate wohnen, nach Belieben nachzudrucken, welches jetzt und schon lange leider in verschiedenen Staaten im südlichen Deutschlande üblich war, wo die Herrn Schmieder und Consorten auch schon zum berüchtigten Sprichworte geworden sind.

Der Verfasser einer kleinen Schrift: Der Buchhandel von mehrern Seiten betrachtet *) ꝛc. welcher mit dem jetzigen Gange der Sachen sehr bekannt ist, sagt über das Verhalten gegen den Nachdruck folgendes:

„Ich enthalte mich, die Rechtmäßig- oder Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks zu bestimmen. Gelehrte haben juristische und philosophische Urtheile gefällt; jedoch es ist beym Alten geblieben. Gegen das Ehrgefühl muß das Nachdrucken doch wohl streiten; denn mehrere Buchhändler und Buchdrucker in jenen Gegenden, wo das Nachdrucken rechtlich erlaubt ist, drucken doch nicht nach, weil sie ihre Ehre dafür nicht aufs Spiel setzen wollen. Die Anzahl der eigentlichen Nachdrucker in Deutschland mag ungefähr ein halbes

*) Weimar bey den Gebr. Gädicke, 1803. 106 S. kl. 8.

Hundert seyn. Diese wenigen Menschen (ihre Anzahl war wahrscheinlich niemahls stärker) sind vermögend zu verursachen, daß in ganz Deutschland über sie und ihr Gewerbe geschrieben und gesprochen wird; und so wenige Menschen zu bereichern, haben Regenten und Obrigkeiten nachsichtig genug seyn können, alle mögliche Urtheile und Verwünschungen über sich fällen zu lassen *). Dies ist in der That sehr auffallend. Preußen, Churſachsen, und mehrere andere Staaten, sind gegen die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks, und man bemerkt doch nicht, daß diesen Staaten dadurch Nachtheil zuwachse. Vielmehr blüht in diesen Ländern der rechtmäßige Buchhandel, da hingegen in jenen Ländern, wo jener Diebeshandel im Gange ist, der angesehenen Buchhandlungen lange nicht so viele sind, und noch weite Strecken Landes angetroffen werden, wo man gar keine rechtlichen Buchhandlungen findet. Hätte man in diesen Gegenden mehrere rechtmäßige Buchhändler angesetzt, so würde man zuverlässig größeren Gewinn für die Wissenschaften davon erhalten haben, als durch die Nachdrucker. Vielleicht wird es bey der jetzigen Ländervertheilung, wo mancher Nachdrucker ein anderes Oberhaupt bekommen, besser.

„Man hat nach und nach mehrere Wege versucht, dem Nachdruck zu steuern; aber keiner hat den gewünschten guten Erfolg gehabt. Erst ließ man sich kaiserliche Privilegia auf Bücher ertheilen; allein diese wurden selbst nicht von den

*) Ueber die Nachdrucker sind bereits in der Mitte des 17ten Jahrhunderts bittere Klagen geführt. Philander von Sittenwald erwähnt ihrer als eines sehr gangbaren Uebels in seinen Straſschriften, Strasburg 1650. im sechsten Geſchichte: die Höllenkinder.“

den kaiserlichen Unterthanen respektirt, und die übrigen Nachdrucker in dem sogenannten Reiche achteten noch weniger darauf. Dann machte man von gangbaren Büchern geringere Ausgaben für ganz niedrige Preise zum Debit in den Reichslanden, aber dies half auch nicht viel. Man verklagte die Nachdrucker bey ihrer Obrigkeit, verband sich mit ehrlichen Männern in jenen Gegenden, und gab ihnen große Parthien von den Originalwerken zum Debit in Commission, aber der Nachdruck wurde doch nicht gehemmt. Wo liegt nun die Ursache, warum man dem Uebel nicht steuern kann? Wie war es möglich, spottwohlfeile Bücher, z. B. das Beckersche Noth- und Hülfsbüchlein, doch nachzudrucken? Mich dünkt einzig und allein darin, weil dem Nachdrucker noch so weite Länder zum Debit offen stehen, wo keine ordentlichen Buchhändler existiren, weil der Debit durch Buchbinder und Colporteurs befördert wird, und weil diese Wege von Sachsen oder Preussen aus, nicht so gut, als von Einheimischen, eingeschlagen werden können. Selbst ehrliche und ordentliche Buchhändler im Reiche befassen sich nicht damit, die Bücher durch solche Wege zu vertrödeln.

„Die im nördlichen Deutschland in so großer Menge herauskommenden neuen Bücher, und die Folge davon, daß eines das andere verdrängt, und der Debit desselben geringer geworden, hat dem Nachdrucke bereits einen Stoß gegeben. Der Nachdrucker bedorf, wenn er recht wohlfeil verkaufen will, einen starken Debit, und tritt er öfterer mit neuen Büchern hervor, will er hierin die Originalwerke verfolgen, so muß sein Debit sich unstreitig vermindern, oder er muß seine Preise erhöhen, wenn er den sonst gewohnten

Vortheil haben will. Das Erhöhen der Preise der Nachdrucke geschieht bereits, und rechnet man dazu, daß mehrere Nachdrucker ein und dasselbe Buch nachdrucken, so hebt dieses Uebel sich vielleicht von selbst. Freylich würde es besser seyn, wenn jene Staaten, so wie Sachsen und Preußen, den Nachdruck untersagten, und dafür mehrere rechtliche Buchhändler sich ansetzen ließen; allein bis dies geschieht, können die Verleger der Originalwerke sich mit Geduld panzern. Klagen, Schreyen und Schimpfen hat noch Keinem etwas geholfen.

„Wenn mir ein Buch nachgedruckt wird, so verhalte ich mich gewöhnlich stille dagegen. Den Preis meines Werks setze ich deshalb nicht herunter, denn ich weiß, daß ich dem Nachdrucker doch nicht auf seinen Märkten folgen kann. Nach dem nördlichen Deutschlande dürfen die Nachdrucke nicht *), und in dem südlichen verliere ich den Absatz eines nachgedruckten Werks. Erniedrige ich nun den Preis, so verliere ich ja noch mehr, als der Nachdruck mir Schaden zufügt.

„Ein kleiner Ausweg wäre folgender. Kann ich mein Buch ohne großen Nachtheil wohlfeiler verkaufen, oder will ich eine Parthie Exemplare aufopfern, blos um dem Nachdrucker in etwas den Markt zu verderben, oder ihn vielleicht abzuschrecken, nicht wieder zu sündigen, so trage ich den Reichsbuchhändlern auf, meine Original-Ausgabe, wenn der Nachdruck bey ihnen gefordert

*) Gleichwohl werden sie häufig genug in Mecklenburg und andern nördlichen Ländern gefunden. Die Studirenden in Jena machen häufig die Mittelspersonen, die Katalogen von Nachdrucken in ihr nördliches Vaterland übersenden, und die Bestellungen besorgen.

dert wird, eben so wohlfeil, als diesen zu verkaufen. Dies kann etwas helfen, obgleich dem Nachdrucker doch noch viele Orte zum Debit bleiben, wo keine rechtlichen Buchhändler ansässig sind.

„Lächerlich ist es, wenn manche Reichsbuchhändler anführen, daß sie nur deshalb mit Nachdrucken Handel treiben, um den Sachsen und Preussen, die nur gegen baar Geld handeln wollten, nicht so viel bezahlen zu dürfen. Die Nachdrucker sind fast alle bloße Verlags- oder Contante-Händler, lassen sich ihre Nachdrucke baar bezahlen, und nehmen keine anderen Bücher dagegen."

So weit der Verfasser der genannten Schrift. Uebrigens bemerke ich noch, daß man in den letztern Jahren den Vorschlag zur Sprache gebracht hat, ob es nicht gut wäre, wenn die mehrsten Buchhändler sich zu einer Art von Versicherungsanstalt gegen den Nachdruck vereinigten. Würde einem Verleger ein Buch nachgedruckt, so sollte er alle noch vorhandenen Exemplare desselben sogleich noch unter den Nachdrucks-preis herabsetzen, und sie besonders nach den Gegenden hin zu befördern suchen, wo der Nachdrucker seinen vorzüglichsten Absatz zu machen hoffen könnte, so daß letzterem der Markt ganz verdorben würde, und er mit seinem Nachdruck also sitzen bliebe und sich in Zukunft vor ähnlichen Unternehmungen hütete. Der Schade, den der rechtmäßige Verleger aber von dem herabgesetzten Preise hätte, sollte ihm von den andern mit zu der Verbindung gehörenden Buchhändlern, wie bey den Brand-Assecuranzen, wieder ersetzt werden. — Man hat hierüber viel gesprochen, und hierin ein sicheres Mittel, den Nachdruckern im Reiche das Handwerk zu verleiden,

zu

zu finden geglaubt; allein zur Ausführung ist es nicht gekommen, und es wird bey der jetzigen Zerrüttung des Buchhandels und der wenigen Uebereinstimmung der Verleger, da der eine diese der andere jene Maximen bey seinen Unternehmungen befolgt, wohl so bald auch nicht dazu kommen, wenn die Sache an sich auch ausführbar und nützlich wäre. In einigen Fällen möchte sie doch auch große Schwierigkeiten in der Anwendung finden, besonders bey großen Werken, die, wenn sie nachgedruckt würden, einen Posten von vielen tausend Thalern als Entschädigungssumme veranlassen müßten. Wie schwer würde es den verbundenen Buchhändlern, wenigstens sehr vielen unter ihnen, werden, ihr verhältnißmäßiges Quantum zu tragen, und was würde das nicht für Weigerungen und Zögerungen mit der Zahlung verursachen!

Eine besondere Schrift gegen den Nachdruck hat zuerst Gundling *) auf des berühmten Buchhändlers Thom. Fritsch Antrieb 1726 herausgegeben. Derselben ist ein Responsum der jenaischen Juristen-Facultät, mit einer Approbation der Facultäten zu Gießen, Helmstädt und Erfurt entgegen gestellt worden. Darauf aber erklärten sich Birnbaum 1733, Thurneysen 1738, und ein Ungenannter 1742 **) heftig gegen den Nachdruck. Für denselben stritte dann wieder Böhmer 1744, und vertheidigte in der Folge dieselbe Meinung auch wieder in seinem Novo

*) Rechtliches und vernunftmäßiges Bedenken vom schändlichen Nachdruck anderer gehöriger Bücher. 1726.

**) Unpartheiisches Bedenken, worin aus allen Rechten und Gesetzen bewiesen wird, daß der unbefugte Nachdruck privilegirter und unprivilegirter Bücher ein grob- und schändliches Verbrechen und infamer Diebstahl sey. Köln, 1742.

Novo Jure controverso. Kaiser Franz gab zwar 1746 eine Verordnung über das Büchersweſen, der Nachdruck blieb darin aber ganz unberührt.

Inzwiſchen trat die beſſere Zeit unſerer deutſchen Literatur ein, und da die vornehmſten und meiſten Producte derſelben in den Händen der ober- und niederſächſiſchen Buchhändler waren, wurden dieſe um deſto mehr durch Nachdruck beeinträchtigt, wogegen ihre Klagen ohne Erhörung blieben. 1773 machte Klopſtock ſeinen Plan zu einer allgemeinen Subſcription bekannt, und wollte dadurch einen Gedanken zur Ausführung bringen, den Leibnitz ſchon lange vor ihm geäußert hatte. Hierüber entſtand abermahls ein Schriftwechſel, worin für und wider den Nachdruck geſtritten wurde. Die damahls erſchienenen Schriften, ſo wie die bis auf die neueſte Zeit bekannt gewordenen vorzüglichſten Abhandlungen für oder gegen den Nachdruck werden etwa folgende ſeyn:

Der Bücherverlag in Betrachtung der Schriftſteller, der Buchhändler, und des Publikums, erwogen; von Dr. Reimarus. Hamb. 1773.

Der Bücherverlag in allen Abſichten genauer beſtimmt, an den Verfaſſer des Bücherverlags, 1773.

J. St. Pütter, der Büchernachdruck nach ächten Grundſätzen des Rechts geprüft. Göttingen, 1774. (Pütter ſtimmt für das unbedingte Verbot des Nachdrucks).

Rechtliches und vernunftmäßiges Bedenken eines unpartheiiſchen Rechtsgelehrten, über den ſchändlichen Nachdruck andern gehöriger Bücher. Frankfurt und Leipzig, 1774.

Der gerechtfertigte Nachdrucker, oder Joh. Joh. Tobias von Trattners erwieſene Rechtmäßigkeit ſeiner veranſtalteten Nachdrücke ꝛc. Wien und Leipz. 1774. 8. 5½ S.

Linguet's Betrachtungen über die Rechte des

Schrift-

Schriftstellers und seines Verlegers, aus dem Französischen mit einigen Anmerkungen. 1778. (Das immerwährende Eigenthum des Bücherverlags wird vertheidigt).

Feder's neuer Versuch einer einleuchtenden Darstellung der Gründe für das Eigenthum des Bücherverlags, nach Grundsätzen des natürlichen Rechts und der Staatsklugheit; im Göttingschen Magazin, 1780. 1 St. S. 1 — 37.

Das Bücherwesen nach Staatsklugheit, Recht und Geschichte ꝛc. erörtert, vornähmlich aber die Ungerechtigkeit des Büchernachdrucks ꝛc. erwiesen. Leipziger Ostermesse, 1781.

Regius über Bücherverlag und Nachdruck, im deutsch. Museo. 1783. 3 St. S. 197 — 207.

Cella, vom Büchernachdruck. S. oben, S. 689 die Anmerk.

Ehlers Abhandlung über die Unzulässigkeit des Büchernachdrucks Dessau 1784.

Kehrs Vertheidigung des Büchernachdrucks. Kreutznach. 1784. 8.

De re libraria in imperio germanico ordinanda — exercit. I ma — praes. D. Chr. Gottl. Richter resp. Jo. Balth. Kufener. Leipzig 1786. 7o. S. 4. Hier werden die vornehmsten Begebenheiten in Ansehung des Nachdrucks und der dagegen gemachten Anstalten in Deutschland, Frankreich und England erzählt.

Kant, Beweis der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks. S. Berliner Monatsschrift von Gedike und Biester. 1785. May. der 2te Aufsatz.

Das Eigenthumsrecht an Geisteswerken, mit einer dreyfachen Beschwerde über das Bischöflich Augsburgische Vicariat wegen Nachdruck, Verstümmelung und Verfälschung des Roth- und Hülfsbüchleins. Von Rud. Zacharias Becker. Frankf. und Leipz. 1789 94 S. 8. (6 Gr.)

Ueber den Büchernachdruck. An den Herrn Joh. Gottwerth Müller, Dr. der Weltw. in Itzehoe; von Adolph Freyherrn von Knigge. Hamburg 1792. bey Hoffmann, 56 S. kl. 8. (Der Büchernachdruck wird vertheidigt).

Ist der Statt nach reinen Grundsätzen des gesellschaftlichen Vertrags und nach den gemeinen Grundsätzen des bürgerlichen Rechts befugt, den

Bücher-

Büchernachdruck zu verbieten oder nicht? Gegen den Freyherrn von Knigge, von Mag. J. H. P. Seidenstükker, zu Helmstädt. Motto: So weit der Mensch siehet, kann dem Ganzen nichts ersprießlich seyn, was der Moral entgegen ist. Helmstädt bey Fleckeisen. 1792. 82 S. 8.

Einige Aufsätze im Deutschen Merkur 1780. 81. im 5ten St. des deutschen M. 1783. und 2tes St. 1784. No. 3 — 6.

Wie dem Büchernachdruck ohne besondere Gesetze zu steuern? Wittenbergisches Wochenblatt. 1786. S. 289.

Keyser, die Abstellung des Büchernachdrucks als ein der neuesten Wahlkapitulation der reichsoberhäuptlichen Abhülfe eben so nöthig als unbedenklich zu übertragender Gegenstand. Regensburg 1790. 8.

Uebersicht der Gründe wegen des Strafbaren des Büchernachdrucks, und Vorschläge wie diesem Uebel durch ein allgemein verbindliches Reichsgesetz vorgebeugt werden könne, herausgegeben mit einem Vorbericht, von J. F. Ganz. 1790. 8. 66 S. XII S. Vorbericht. Man findet zugleich darin drey verschiedene Aufsätze des Hrn. Ganz über diesen Gegenstand.

Kurze Uebersicht der Gründe wegen der Schädlichkeit des Büchernachdrucks für die Litteratur, den Buchhandel und das lesende Publikum im deutschen Reiche, nebst Vorschlägen dieses Uebel durch eine zweckmäßige Verfügung in der künftigen kaiserlichen Wahlkapitulation von Grund aus zu heben. Regensp. 1790. s. Journal von und für Deutschland. 1790. V. 405.

Schreiben an Hrn. Rath Bekker in Gotha über seine Abhandlung das Eigenthum an Geisteswerken ꝛc. Frf. und Lpz. 1789 8. s. in dem neuen deutschen Museum 1790. St. 9 S. 954 — 962.

Beyträge zur Geschichte des Büchernachdrucks, von von Archenholz, s. neue Litteratur und Völkerkunde auf das Jahr 1790. No. IX. X. 8. S. 358.

Unfehlbares Mittel den Büchernachdruck zu verhindern. Tübing. 1790. 4.

Wider und für den Büchernachdruck bey Gelegenheit der künftigen Wahlkapitulation gedruckt, im Reiche und für das Reich. 1790. in 8.

Vertheidigung des Eigenthumsrechts gegen den Raub. 1790. 8.

Krausen's Abhandlung über den Büchernachdruck. 1790. in 8

Der Bücherverlag in Betrachtung der Schriftsteller, der Buchhändler und des Publikums abermahls erwogen, s. deutsches Magazin 1791. April S. 383—414. (ist von D. J. A. H. Reimarus).

Nachtrag zu den Erwägungen des Bücherverlags und dessen Rechte von D. J. H. A. Reimarus, s. deutsches Magazin 1791. Decbr. S. 564 — 596.

Müller, J. G. der Verlagsraub. 1790.

Braunschweigisches Journal. Sept. 1791. S. 19.

Bensen und Palms Archiv für Gelehrte, Buchhändler, und Antiquare. Theil II. Erlangen 1765. 8.

Heinsmann Appel an meine Nation, auch über die Verfassung der deutschen Litteratur. Bern 1795. 8.

Jacob, philosophische Rechtslehre. Halle 1795. §. 280.

Ueber den Nachdruck nach Grundsätzen des Rechts, s. Kosmopolit. März und April. 1797.

Fischer, J Ch. die Rechtmäßigkeit des Büchernachdrucks gegen die Behauptung des Herrn Kants. 1798.

Die französischen Einrichtungen wegen des Nachdrucks, vom J. 1793. s. London und Paris. 4ter Jahrgang. 1801. No. 3. S. 232

Ist der Büchernachdruck wiederrechtlich oder nicht? S. Prof. Hoffbauer's zu Halle Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände des Naturrechts. Halle bey Kümel, 1795. 8. S. 330 — 348. Er vertheidigt den Nachdruck in naturrechtlicher, wenn gleich nicht in moralischer Hinsicht.

Der Freymüthige. Von Herrn von Kotzebue. 1803. No 73. S. 315 — 316.

Ueber den Büchernachdruck. S. Eunomia. 1803. Jun. S. 485 — 496.

Ueber den Nachdruck. S. die in Leipzig herausgekommene Zeitschrift, der Widersprecher. I St. 1803. S. 81 – 90. Hier ist alles zusammen gefaßt, was sich zur Vertheidigung des Nachdrucks nur aufbringen läßt.

Nachdruckbeitze, Franz. la reserve, eine Beitze, welche die Kattundrucker zum Nachdrucken gebrauchen. Man läßt einerseits 2 ℔ Gummi in zwey Kannen Wasser zergehen, so wie anderseits 6 Unzen Alaun in eben so viel Wasser aufgelöst werden. Zu diesem letzten Alaunbade setzet man 1½ Pfund Grünspan und 1 Pfund cyprischen Vitriol, alles zerstoßen und eingerührt. Man mischet diese beyden Bäder unter einander, um damit 8 Pf. Pfeifenthon zu knäten und dünne zu rühren, bis diese Erde eine solche Konsistenz bekömmt, daß man damit drucken kann. Man zerreibt diesen flüssigen Teig oder Brey auf einem Marmorsteine, nachdem man einen Eßlöffel voll Vitriolöhl und 2 Löffel voll Terpentinessenz hinzugegossen. — Ein anderes Verfahren: Man läßt in zwey Kannen Wasser 1 Pfund römischen Alaun, der zu Pulver zerstoßen ist, schmelzen; nimmt 4 Pfund Pfeifenerde, die ebenfalls zu Pulver zerstoßen worden; setzet 12 Unzen blauen gepülverten Vitriol, 20 Unzen Grünspan hinzu, und läßt alles mit einander aufkochen. Wenn die Beitze fertig ist, so gummirt man sie mit 2 Pfund arabischen Gummi. Der Grünspan dient dazu, daß man die Beitze desto leichter losmachen kann.

Nachdrücken, zum zweyten Mahle drücken, ingleichen einem schon existirenden Drucke durch einen nochmahligen Druck mehrere Kraft geben. Auch figürlich sagt man in den gemeinen Sprecharten **nicht nachdrücken können**, eine Sache nicht mit der gehörigen Kraft, besonders aus

Mangel an Gelde betrieben können, wofür in den anständigern Sprecharten den Nachdruck geben üblicher ist.

Nachdrucken, welches das vorige Zeitwort nach der breiteren oberdeutschen Mundart ist. 1. Bey den Jägern einiger Gegenden heißt es so viel als **Wiederkäuen**, wo es denn ein Neutrum ist. 2. Als ein Activum, nochmahls drucken, von Büchern und Schriften; wo doch in der weitesten Bedeutung abdrucken und auflegen üblicher ist. S. Nachdruck.

Nachdrucker, jemand der einem rechtmäßigen Verleger zum Nachtheil ein Buch nachdruckt oder nachdrucken läßt. S. Nachdruck (Bücher-).

Nachdrücklich, als Kunstwort bey den Mahlern, s. unter stark.

Nachdunkeln, wird bey den Mahlern von einer Farbe gebraucht, wenn sie mit der Zeit dunkel wird und in das Schwarze fällt. Der **Umbra**, die **cölnische Erde** und **Aurum Pigmentum dunkeln nach**, und verderben die Farben, mit welchen sie vermischt sind.

Nachdurst, im gemeinen Leben der Durst, welcher sich gemeiniglich des andern Morgens einfindet, wenn man sich den Tag zuvor mit Getränk überladen hat.

Nacheile, ist in engerer Bedeutung in einigen Gegenden die Verfolgung eines flüchtigen Missethäters. Die **Unterthanen zur Nacheile aufbiethen**. Ingleichen das Recht, flüchtige Missethäter zu verfolgen. Im Jagdwesen versteht man darunter die Jagdfolge.

Nachen, ein zunächst aus dem Oberdeutschen entlehntes Wort, welches einen **Kahn** bedeutet. In den Nachen steigen, in den Kahn. Im mittl. Lat. Noa, Noha, Noculus, Naca. Es

ist

ist mit Nabe, Napf, Navis verwandt, bey welchen allen der Begriff eines hohlen Raums zum Grunde liegt.

Nachenförmiges Blatt, folium carinatum, heißt ein solches Blatt, welches bäuchig oder zusammen gedruckt, und auf dem Rücken mit einer erhabenen Schärfe oder Schneide versehen ist.

Nachenkraut, Cymbaria Linn., der Nahme einer Pflanze welche auf den Bergen in Sibirien wächst. Sie gehört in die 2te Ordnung der 14ten Classe des Linn. Pfl.-Systems, Didynamia Angiospermia. Von ihrem Nutzen ist aber nichts bekannt.

Nacherbe, ein nachgesetzter Erbe, eine Person, welche in Ermangelung, oder nach dem Abgange des Haupterben zum Erben eingesetzt worden; im Oberd. ein Aftererbe.

Nachessen, das, ein Essen, d. i. Gericht, welches nach einem Hauptgerichte, besonders nach dem Fleische, aber noch vor dem Braten aufgetragen wird; das sind z. B. Schinken, geräucherte Zungen, Krebse ꝛc. Im Nieders. ist Nakost, eine Speise, welche nach der Suppe gegessen wird.

Nachfahren ist unter andern bey den Jägern üblich 1) für verfolgen. Die Hunde fahren nach, wenn sie ein Stück Wild schnell verfolgen. 2) Wenn mit der Hand bey dem Besuch am Hängeseil nachgegriffen, und der Hund kürzer gehalten wird, so nennt man dieses auch nachfahren. 3) Wenn ein Wild flüchtig ist, und man es nicht recht zum Schusse haben kann, so wird mit angeschlagenem Gewehre nachgefahren, d. i. nachgehalten. 4) Wenn ein Zeug zu kurz ist, und etwas gestrickt werden muß, so nennen die Jäger das nachfahren. 5) Wenn ein flüchtiges Wild eben den Weg nimmt, welchen das

erstere genommen, so sagt man: ein Wild ist dem andern nachgefahren. Im Bergbaue fährt man den Bergleuten nach, wenn man hinter ihnen her einfährt, um nachzusehen, ob sie ihre Schuldigkeit thun. Ehedem bedeutete einem nachfahren, jemanden in einem Amte, in einer Würde nachfolgen, in welchem Verstande es noch im Oberdeutschen üblich ist. S. auch Vorfahrer.

Nachfahrer, ein Nachfolger, ein nur im Oberdeutschen übliches Wort, wo es auch verkürzt der Nachfahr lautet. Im Bergbaue sind die Nachfahrer oder Einfahrer, gewisse Bergbeamten, welche die Gruben befahren, und nachsehen, ob die Geschwornen ihrer Pflicht eine Genüge leisten.

Nachfahrt, ein auch nur im Oberdeutschen in den Bedeutungen des Zeitwortes nachfahren übliches Wort, besonders die Nachfolge in einem Amte oder in einer Eigenschaft zu bezeichnen. In einigen Gegenden ist es auch die Verbindlichkeit, seinen Wein in einer dazu berechtigten Kelter keltern, sein Getreide in einer Zwangmühle mahlen zu lassen ꝛc. gleichsam die Verbindlichkeit, der Kelter, der Mühle nachzufahren, zu ihr zu fahren.

Nachfährte, bey den Jägern, die Fährte des hintern Fußes; die Hinterfährte. Bey andern ist die Nachfährte, Hinterfährte, Rückfährte oder Wiederfährte, diejenige Fährte, welche ein Thier oder Hirsch im Rücken hat, wo es hinaus gegangen ist.

Nachfärben, 1. als ein Neutrum, bey den Mahlern, seine Farbe durch andere durchscheinen lassen, sie andern damit gebrochenen Farben mittheilen, so daß der Glanz und die Lebhaftigkeit

der

der andern damit gebrochenen, oder darauf getragenen geschwächt oder verdorben wird. Der Umbra und alles Schwarz färbet nach. S. Nachdunkeln, welches seine schwarze Farbe mittheilen bedeutet. 2. Als ein Activum, nochmahls färben, besonders was ein anderer bereits gefärbt hat.

Nachfolge, der Zustand, da man einer Person oder Sache nachfolget, doch nur in einigen figürlichen Bedeutungen, z. B. die Nachfolge in einem Amte, in einer Würde, in dem Besitze der Güter, die Erlangung derselben von einem Erblasser oder Vorfahrer kraft der Geburt, der Gesetze oder gewisser Verträge, wo es zuweilen auch von dem Rechte, einem Erblasser oder Vorgänger in seinen Gütern und Gerechtsamen zu folgen, gebraucht wird; die Erbfolge, wenn man dem Erblasser in dem Besitze seiner Güter und Gerechtsamen folget. In dem Jagdwesen versteht man darunter die Jagdfolge.

Nachfrist, im Oberdeutschen einiger Gegenden, eine rückständige, ausstehende, verfallene Zahlung; ein Rest. Die Schulden und Nachfristen eintreiben.

Nachfröhner, im Oberdeutschen, ein Fröhner, d. i. zur Execution berechtigter Gläubiger, welcher einem andern nachstehet.

Nachfüllen, besonders den Wein oder ein Weinfaß nachfüllen, wenn es durch die Ausdünstung abgenommen hat, wieder füllen.

Nachgebären, nach dem Tode des Vaters gebähren, wo doch nur das Mittelwort nachgeboren üblich ist, das Lat. Posthumus auszudrücken. Ein nachgebornes Kind, im Oberd. eine Nachwaise.

Nachgeben, heißt bey den Jägern, dem Hunde bey dem Behangen oder Suchen mehr Seck lassen. 2) Wenn die angelassenen Hunde das angejagte Wild nicht mehr verfolgen, so sagt man: die Hunde haben nachgegeben.

Nachgeboren, ein nach dem Tode des Vaters gebornes Kind; Lat. Posthumus. In Ansehung solcher Kinder haben die Gesetzgeber manches anzuordnen für nöthig gefunden, da über ihre zu machenden Ansprüche unter gewissen Umständen leicht Streit entstehen kann. Nach dem Preußischen Rechte wird überhaupt ein Kind, welches bis zum dreyhundert zweyten Tage nach dem Tode des Ehemannes geboren worden, für das eheliche Kind desselben geachtet, und die Erben des Mannes können die eheliche Geburt eines solchen Kindes nur innerhalb der Zeit, und nur aus den Gründen anfechten, wo und aus welchen der Verstorbene selbst dazu berechtigt seyn würde. Ergibt sich jedoch aus der Beschaffenheit eines zu frühzeitig gebornen Kindes, daß nach dem ordentlichen Laufe der Natur der Zeitpunct seiner Erzeugung nicht mehr in das Leben des Ehemannes treffe, und kann zugleich die Wittwe eines nach seinem Tode mit andern Mannspersonen gepflogenen verdächtigen Umgangs überführt werden: so ist das Kind für ein uneheliches zu achten.

Hat die Wittwe wider die Vorschrift der Gesetze zu früh geheyrathet, dergestalt, daß gezweifelt werden kann, ob das nach der anderweitigen Trauung geborne Kind in dieser oder in der vorigen Ehe erzeugt worden; so ist auf den gewöhnlichen Zeitpunct, nähmlich den Zweyhundert und siebenzigsten Tag vor der Geburt, Rücksicht zu nehmen. Fällt dieser noch in die Lebenszeit

denszeit des vorigen Mannes: so ist die Frucht für ein eheliches Kind desselben zu achten, welches also zu seiner Familie gehört, und an seinem Nachlasse Theil nimmt. Es muß aber auch der zweyte Ehemann, welcher durch die zu frühe Verheirathung mit der Mutter den Stand des Kindes zweifelhaft gemacht hat, demselben alle Pflichten eines leiblichen Vaters leisten, ohne sich der diesfälligen Rechte über selbiges anmaßen zu dürfen. Doch hat ein solches Kind auf den Nachlaß des zweyten Ehemannes kein gesetzliches Erbrecht.

Nach dem Tode eines Ehemannes können die Erben von der Wittwe Erklärung fordern: ob sie sich für schwanger halte. Behauptet oder vermuthet die Wittwe eine Schwangerschaft: so können die Erben verlangen, daß auf ihre Kosten der Wittwe eine anständige Gesellschafterinn zugeordnet werde. Bleibt nach Ablauf von fünf Monathen, seit des Mannes Tode, die Wittwe bey der Angabe einer Schwangerschaft: so muß sie, auf Verlangen der Erben, Untersuchung durch eine Hebamme gestatten. Ein gleiches muß geschehen, sobald die Wittwe eine anfänglich nicht bemerkte noch vermuthete Schwangerschaft angibt. Findet in beyden Fällen die Hebamme keine Zeichen einer vorhandenen Schwangerschaft, und die Wittwe beharret dennoch bey ihrer Behauptung: so muß die Beobachtung durch die Gesellschafterinn bis zum Verlaufe des gesetzmäßigen Termins fortgesetzt, auch die Untersuchung durch die Hebamme von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Selbst wenn die Wirklichkeit der Schwangerschaft ausgemittelt ist, steht es den Erben frey, die Aufsicht durch die Gesellschafterinn bis zur Entbindung, oder bis zum Ablaufe des ge-

setzmäßigen Termins, fortsetzen zu lassen. Außerdem können sie verlangen, daß eine von dem Gerichte auf ihre Kosten zu bestellende ehrbare Matrone bey der Entbindung zugegen sey. Sowohl diese Matrone, als die zu bestellende Gesellschafterinn, müssen unbescholtene verträgsame Personen seyn, die mit der Wittwe nicht in Feindschaft und Widerwillen leben. Auch müssen dazu solche Personen gewählt werden, denen keiner von beyden Theilen Anstellungen, die einen Zeugen verwerflich oder verdächtig machen, entgegen setzen kann. Ihre wirkliche Vereidung aber ist erst alsdann nothwendig, wenn sie über Thatsachen, die während der Schwangerschaft, oder bey der Entbindung vorgefallen sind, Zeugniß ablegen sollen. Die Hebamme sowohl, als die Gesellschafterinn, ingleichen die Hausgenossen der Wittwe, müssen, wenn die Entbindung herannahet, dafür sorgen, daß die vom Gerichte bestellte Matrone in Zeiten herbeygerufen werde. Daraus, daß die Entbindung in Abwesenheit dieser Matrone erfolgt ist, entsteht zwar einiger Verdacht gegen die Rechtmäßigkeit des Kindes; doch ist derselbe für sich allein, und wenn nicht andere den Beweis eines vorgefallenen Betruges begründende Umstände hinzu treten, noch nicht hinreichend, die für das Kind streitende gesetzliche Vermuthung aufzuheben. Eine Wittwe aber, welche gegen obstehende gesetzliche Vorschriften, ihre Schwangerschaft oder Niederkunft aus Vorsatz verheimlicht hat, soll um den vierten Theil alles dessen, was sie aus dem Nachlasse des Mannes erbt, zum Vortheile der Verwandten desselben bestraft werden.

S. Allgem. Landrecht für die Preuß. Staaten II. Th. VIII. Tit. §. 19 ff.

Nach-

Nachgeburt, ein runder schwammichter breiter und dicker Körper, welcher aus Häuten, Blutgefäßen und einem zelligen Gewebe besteht, sich mit der Frucht in der Mutter der menschlichen und thierischen Körper bildet und vermittelst der Nabelschnur mit derselben verbunden ist: Secundinae. Er tritt nach der Geburt des Kindes aus der Mutter, daher er auch den Nahmen hat, wird aber auch die Afterbürde, in Schwaben Burti, wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Kuchen der Mutterkuchen, und wegen seiner schwammichten Consistenz die Mutterleber, im Nieders. Hamel, Holländ. Hamme, genannt.

Ueber die Natur und die Bestimmung dieses Theils hat man lange ganz unrichtige Vorstellungen gehabt. Es war nähmlich immer ein allgemein angenommener Satz, daß die Leibesfrucht das Blut von der Mutter, vermöge der sich im Mutterkuchen und in dem Nabelstrange befindlichen Blutgefäße, und folglich auch seine nährenden Kräfte erhalte, und derjenige Antheil des Blutes, welcher nicht zur Ernährung und Vervollkommnung des Kindes diene, wieder der Mutter zugeführet werde. Diese Meinung erhielt sich viele Jahre, bis erst neuerlich der Hr. Prof. Schreger in Erlangen uns eine ganz neue Theorie über diesen wichtigen Gegenstand lieferte. Er stellte in dieser Rücksicht mehrere Versuche an mancherley Thierarten an, und schloß auch aus einigen bey Menschen beobachteten Ereignissen, die Bezug auf die Einsaugungskraft haben, daß die Mutter nur sehr wenig Antheil an der Ernährung der Frucht habe, weil ihn Versuche belehrten, daß die Nabelblutgefäße des Kindes nur unter sich, und nicht mit den Gefäßen der Mutter anastomosiren (anmünden) und

Gemeinschaft haben. Sonach macht sich der Fötus sein Blut selbst, und zur Werkstatt desselben dienet der Mutterkuchen, wie einige glückliche Einspritzungen lehrten. Nach Hn. S. findet, in Rücksicht der Ernährung des Fötus, durch Hülfe des Mutterkuchens und der Nabelblutgefäße, dasselbe Verhältniß statt, wie bey Erwachsenen jenes Geschäft vorzüglich durch das Mesenterium bewerkstelliget wird *).

Herr Prof. Isenflamm wollte sich selbst von dem, was Schreger vorgetragen hatte, überzeugen, und stellte daher in dieser Hinsicht folgenden Versuch an: Er bließ Luft in die Nabelvene, um ihre Aeste auf dem Mutterkuchen sichtbar zu machen; sodann injicirte er die Vene, worauf die Aeste der zwey Nabelarterien sich mit Luft füllten. Weder Luft, noch weniger aber injicirte Masse, trat von der obern oder untern Fläche des Mutterkuchens aus. Die Erscheinung überführte Hrn. Isenflamm hinreichend, daß die Nabelblutgefäße des Kindes nur unter sich, und nicht mit den Gefäßen der Mutter anastomosiren **).

Auch Osiander bestätigte es daß kein Blut vom Mutterkuchen in vermeintlich angemündete mütterliche Gefäße übergeht, und daß die Circulation des kindlichen Blutes nur zwischen dem Kinde und dem Mutterkuchen statt findet.

Bey einer, wegen Verknöcherung der großen Fontanelle langsamen, vermöge der Zange beendig-

*) S. De functione placentae uterinae, ad virum illust. S. Th. Soemmering epistola scripsit B. N. G. Schreger. Erlangae 1798.

**) Beyträge für die Zergliederungskunst, herausgegeben von Isenflamm in Erlangen, und Rosenmüller in Leipzig, 1. Bandes 3s Heft, mit Kupf. Leipzig 1800, S. 374.

beendigten Geburt, (die ein Schüler des Hrn. Osiander's übernahm) bemerkte Hr. O. das lange Pulsiren in den Gefäßen des Nabelstranges und des Mutterkuchens sehr deutlich. Denn da die Nachgeburt so geschwind folgte, daß solche ohne Unterbindung und Zerschneidung des Nabelstranges sammt dem Kinde weggenommen werden konnte: so konnte man, nachdem das Kind in eine Mulde, der Mutterkuchen aber in eine nebenstehende Schüssel mit lauem Wasser gelegt worden war, nun auch folgende Beobachtung aufnehmen: Die Nabelarterien pulsirten sehr sichtbar und fühlbar auf der innern und äußern Seite des Mutterkuchens 12 Minuten lang, und bis an die Insertion des Nabelstranges in den Mutterkuchen 25 Minuten anhaltend fort; so, daß der Mutterkuchen dadurch gleichsam in eine lebendige Bewegung gesetzt wurde. Dabey war es ferner äußerst merkwürdig, daß nicht das mindeste Blut aus der äußern Fläche und Decke des Mutterkuchens hervorkam, indem das Wasser, worin derselbe lag, ungeachtet des starken Pulsirens, vom Blute ungefärbt blieb, welches einen kräftigen Beweis abgibt, daß kein Blut vom Mutterkuchen in angemündete mütterliche Gefäße (wie man sonst glaubte) übergeht, und daß folglich die Circulation des kindlichen Bluts nur zwischen dem Kinde und dem Mutterkuchen statt hat. Sonach wird aus dem Mutterkuchen kein Blut in die Gebärmutter propulsirt, sondern wahrscheinlich werden eben so überflüssige Theile des kindlichen Blutes von den Venen und lymphathischen Gefäßen der Gebärmutter aus dem Mutterkuchen aufgesogen, woraus der Fötus sein dunkelrothes Blut selbst bereitet, aus der Gebärmutter von den einsaugenden

den Gefäßen des Mutterkuchens aufgesogen werden *).

Nach dieser Theorie würde der Mutterkuchen also die Stelle der Lunge des Kindes vertreten, um das Blut zu reinigen und mit neuen belebenden Theilen zu versehen. Und wer muß dieses nicht höchst wahrscheinlich finden, wenn man bedenkt, daß bis zur Geburt des Kindes die Lunge selbst ganz unthätig ist, von dem Augenblicke an aber, wo das Kind geboren ist, und den ersten Athemzug gethan, und also das Blut den neuen Weg durch die Lunge angetreten hat, dem Kinde der Mutterkuchen mit einem Male ganz überflüssig ist.

Durch welches Organ wird aber dem Kinde eigentliche Nahrung zugeführt? wird man hier natürlich fragen. Durch den Nabelstrang geschieht dieses nicht, wie es eben bemerkt worden; durch den Mund noch weniger, wie es allen Aerzten zur Genüge bekannt ist. Nach einer Aeußerung eines hiesigen berühmten Arztes, des Herrn Dr. M. dienen die Brustwarzen dazu, aus dem sogenannten Schafwasser (Liquor amnii) die nöthigen Nahrungstheile einzusaugen, und dieses ist nach ihm die Ursache, warum man bey beyden Geschlechtern Brustwarzen findet, und warum bey allen neugebornen Menschen und Thieren Milch in den Brustwarzen angetroffen wird.

Ueber

*) S. Annal. d Entbindungs-Lehranstalt auf der Universität zu Göttingen v. Jahr 1800, nebst einer Anzeige und Beurtheilung neuer Schriften für Geburtshelfer, von D. F. B. Osiander, 1s St. Einige Einwürfe gegen diese neue Theorie findet man von Herrn Lobstein in dem Werke: Archives de l'art des accouchemens considere sous les rapports anatomique et pathologique. Recueillies dans la literatur étrangére, par J. F. Schweighaeuser, Dr. en Médecine, Tome premier, An 9. 1801.

Ueber die Behandlung der Kindbetterinnen in Ansehung des Abgangs der Nachgeburt hat zwar mein Vorgänger Krünitz im Art. Kindbetterinn, Th. 37, S. 695 ff. für Hebammen verschiedene Anweisungen gegeben. Ich muß indeß hinzusetzen, daß man in neuern Zeiten den Abgang der Nachgeburt so viel als möglich ganz der Natur überläßt, und wenn es auch mehrere Tage dauern sollte, ehe derselbe erfolgt. Unter andern hat Loder seit vielen Jahren in dem Entbindungsinstitute zu Jena es zur Regel gemacht, die Nachgeburt gewöhnlich nie herauszuziehen, sondern ganz der Natur zu überlassen. Bisweilen ging sie erst nach mehreren Tagen ab. Seit jener Zeit kamen ihm fast keine Fälle vor, wo eine Ausnahme nöthig gewesen wäre *). Auch in der hiesigen Königl. Charitee, wo des Jahrs an 300 Wöchnerinnen entbunden werden, wird nach der Versicherung meines Freundes, des Herrn Stabs-Chirurgus Rebentisch fast nie etwas zur Lösung der Nachgeburt gethan, sondern dieselbe ganz der Natur überlassen. Bloß in den Fällen, wenn nach der Entbindung der Muttermund sich nicht schließt und gefährliche Blutungen eintreten, die das Leben der Wöchnerinn bedrohen, oder wenn der Mutterkuchen auf dem Muttermunde sitzt, wird der Natur einige Hülfe zur Wegschaffung der Nachgeburt geleistet.

Um die Abstoßung des Mutterkuchens jedoch sicher und ohne Gewaltthätigkeit bald nach der Entbindung zu befördern, warum es den Wöchnerinnen immer sehr zu thun ist, weil sie sich

*) S. Chirurgisch medicinische Beobachtungen; von J. Chr. Loder. 1794. 1 B.

sich nicht eher beruhigen zu können glauben, hat Wigand eine Methode erfunden oder sie wenigstens mehr in Anwendung gebracht, die allgemein bekannt zu werden verdient. Er unterbindet nähmlich den Nabelstrang entweder nur einer doppelten Ligatur, oder hält bey der einfachen Ligatur das nach dem Durchschneiden des Nabelstranges, offene mütterliche Ende desselben so lange zwischen den Fingern zusammengedrückt, bis es wahrscheinlich wird, daß nun kein Blut mehr herausfließen kann.

So geringfügig dieser Handgriff und der durch ihn verhinderte Abfluß des Blutes aus der Placenta beym ersten Anblick zu seyn scheint, so wichtig hält ihn Herr Wigand aus folgenden Gründen:

Einmahl behält der Mutterkuchen jetzt seine erste Ausdehnung und Oberfläche, womit er an dem Mutterorgane adhärirte, während daß der Quadratflächeninhalt der innern Wand des Uterus bey den fernern Zusammenziehungen kleiner wird. Und in dem Mißverhältniß dieser Flächen liegt ja bekanntlich ein Hauptgrund von der Trennung des Mutterkuchens.

Zweytens wird auch durch diesen Handgriff, und nahmentlich durch den so plötzlich verhinderten Abfluß des Blutes aus der Placenta, der Umstand bewirkt, daß das aus der Gebärmutterwand in den Mutterkuchen übergehende Blut *) an den jetzt vollen, nicht ausgeleerten Gefäßen des letztern, einen ungewöhnlichen Widerstand findet. Dieser Widerstand kann nicht nur den ersten, sondern auch den kräftigsten Reiz zur Abstoßung der Placenta geben.

Drit-

*) Daß diese Vorstellung einiger Berichtigung bedürfe, ist im vorstehenden schon bemerkt worden. Wenn aber auch kein rothes Blut von der Mutter in die Nachgeburt übergeht, so kann dieses doch eine Art von Lymphe seyn, und in so fern würde der hier angeführte Grund doch gewissermaßen statt finden.

Drittens verliert der Mutterkuchen weniger Blut, behält deswegen eine größere Ausdehnung, muß also auch mehr Berührungs- und Reizpunkte für die reizbaren Fasern der Gebärmutterwand erhalten, und diese zu allgemeineren und ausgedehnteren Zusammenziehungen bringen.

Außerdem räth Herr Wigand auch zu den bekannten Reibungen des Unterleibes; nur macht er dabey auf folgende Cautelen aufmerksam:

a) Bey Erstgebärenden eile man ja nicht mit diesen Friktionen, sondern lasse lieber mehrere Minuten verstreichen, bevor man sie anwendet. Durch das voreilige Reiben können leicht Strikturen der Gebärmutter und Incarcerationen der Placenta veranlaßt werden.

b) Man wende überhaupt die Reibungen nie eher an, als bis man aus einer fühlbaren, härtlich werdenden Geschwulst, über und unter dem Steissbein abnehmen kann, daß die Gebärmutter sich von selbst zusammenzuziehen anfängt. (Aber wozu dann noch die Frictionen? — Ist die Gebärmutt r atonisch — und nur in diesem Falle mögen sie statt finden — so wird eine frühere Anwendung derselben nicht schaden.)

c) Die ersten und stärksten Frictionen bringe man in der Gegend des Nabels an, weil diese Stelle dem Grunde der Gebärmutter am nächsten, ihren Seitentheilen aber, die man, um Incarcerationen zu verhüten, verschonen muß, am entferntesten correspondirt.

d) Der Handgriff selbst muß in einem durchaus sanften, zirkel- oder vielmehr schneckenförmigen Reiben mit der flachen Hand bestehen. Ein Drücken oder Zusammenkneipen des Unterleibes ist schädlich.

S. Wigand's Beyträge zur Geburtshülfe. I. Heft. 1799.

Busch's Almanach der Erfindungen ꝛc. IV. Jahrg. Erfurt 1800. S. 327.

Bey den Thieren ist die Nachgeburt in Größe und Gestalt nach Verschiedenheit der Thiere selbst verschieden. In gewöhnlichen natürlichen Fällen erscheint die Nachgeburt in wenigen Minuten

nuten nach der Geburt des Thieres, indem sich die Gebärmutter zusammenzieht, den Mutterkuchen und die Häute absondert, und die noch enthaltenen geronnenen Blutklumpen heraustreibt.

Sollte dieses Geschäft der Natur aber nicht wirken, und die Nachgeburt in der Mutter ein oder mehrere Stunden zurückbleiben, welches entweder durch zu festes starkes Anhängen an der Gebärmutter, oder Erschlaffung der Mutter, oder Entkräftung des Thieres u. s. w. wohl zuweilen erfolgen kann: so könnte man deshalb freylich allerdings ganz unbesorgt seyn, indem eben so wenig als bey den Menschen etwas übles aus dieser Verzögerung entstehen würde. Doch rathen geschickte Thierärzte, die Wirkungen der Natur durch innerliche Mittel zu unterstützen, ehe man selbst Hand anleget, oder mit der Hand die Nachgeburt zu lösen und heraus zu ziehen trachtet. Nur in sehr wenigen Fällen wird man Handgriffe dazu nöthig haben, und junge Thierärzte sowohl als Landleute müssen nicht zu schnell mit der Handanlegung seyn; es wird viele Behutsamkeit dazu erfordert, und man darf bey der Herausziehung der Nachgeburt weder zu eilig seyn, noch viel Stärke anwenden, indem man sonst sehr leicht heftige Blutergießungen, Muttervorfälle, Umkehrung der Gebärmutter u. dgl. erregen kann. Eben so unschicklich und höchstgefährlich ist die Weise, an die heraushangende Nabelschnur einen Stein zu befestigen, um den Abgang der Nachgeburt zu beschleunigen: anderer abergläubischen, einfältigen Hülfsmittel nicht zu gedenken.

Zu den innerlichen Mitteln, welche zu Abtreibung der Nachgeburt angewendet werden, gehören bey entkräfteten Thieren, stärkende Mittel,

tel, als ein Glas Wein, oder Bier, Brot und Bier, mit etwas wenig Safran vermischt, ferner lege man ihnen gutes Heu, geschrotene Körner u. dgl. vor. — Hr. Hartmann empfiehlt eine Abkochung von etlichen großen Mangoldwurzeln ein halbes Maß nach und nach; oder einen Einguß von Leinsamenöhl ein Viertelpfund, und Safran etliche Messerspitzen; oder ein Loth gepülverte Enzianwurzel, in zwey Schoppen Wein, gegeben. — In dem hannöverschen Magazin werden ebenfalls zu Abtreibung der Nachgeburt bey Kühen mancherley Hülfsmittel vorgeschlagen, welche zuweilen gute Dienste geleistet haben, z. B. man soll die Kuh gleich nach dem Kalben in die Höhe treiben, und sogleich einen lauwarmen Trank von Brotwasser, einen Löffel voll Baumöhl, zwey Löffel Rübenöhl, eine Handvoll geschrotenes Gerstenmalz, und ein halb Loth schwarzen Kuhkümmel geben. — Andere rühmen die Zwiebeln an. — Einige empfehlen auf eine halbe Metze Wintergrün siedend heißes Wasser zu gießen, und den Trank davon, mit ein Paar Hände voll Mehl vermischt, dem Thiere lauwarm zu reichen u. s. w.

Alle diese Mittel können in gewissem Betrachte gute Wirkung äußern, aber man wird deren gar keine nöthig haben, wenn das Thier gesund und bey guten Kräften ist, und gleich nach der Geburt mit den oben angemerkten Nahrungsmitteln gestärkt und erquickt wird.

Sind aber die Theile des Mutterhalses krampfhaft zusammengezogen, oder wird der Abgang der Nachgeburt durch eine auf die bey der Geburt des jungen Thieres starke Anstrengung und Reizung der Theile der Mutterscheide erfolgte Anschwellung verschlossen: so muß man in die

Mutterscheide zertheilende lauwarme Einspritzungen von Leinsamenabkochungen, und auch äußerlich auf das Kreutz Bähungen von Lein- und Heusamen, in Bier oder Essig gekocht, machen, und damit so lange anhalten, bis die Geschwulst sich gesetzt hat, und der Abgang der Nachgeburt erfolgt ist.

Will sich nun aber nach Anwendung dieser Mittel die Nachgeburt dennoch nicht ablösen, so muß man zu verschiedenen Mahlen an der hervorhangenden Nabelschnur behutsam ziehen und untersuchen, wo sie eigentlich fest sitzt. Hat man dieses entdeckt, und ist die Nachgeburt mit der Gebärmutter so genau und fest vereiniget, daß man keine so baldige Trennung vermuthen kann: so ist man, nach Herrn Frenzel's Meinung, schlechterdings genöthiget, bey den größern Thieren seine mit Oehl bestrichene Hand in die Mutterscheide und Mutter einzubringen, und die Nachgeburt loszulösen; dieses muß aber mit aller nur möglichen Vorsicht geschehen, und die Haut mit den Fingern allmählig abgetrennt werden. Die Nabelschnur, welche man mit der linken Hand hält und gemächlich an sich zieht, wird die rechte Hand bald an den Ort leiten, wo die Nachgeburt fest sitzt.

Es sind zwar einige geschickte Thierärzte der Meinung, daß man nie die Nachgeburt mit der Hand ablösen und ausschaffen, sondern dieses Geschäft schlechterdings der Natur allein überlassen soll; auch wollen sie nie, wenn auch die Nachgeburt acht, zehn, zwölf bis sechszehn Tage in der Mutter geblieben, den geringsten Schaden bemerkt haben, selbst da nicht, wenn auch die Nachgeburt in Fäulniß übergegangen war, und einen heftigen Gestank verbreitete. Herr

Fren-

Frenzel bemerkt dagegen indessen, daß er, so gern als er sonst ein treuer Diener der Natur seyn möchte, es doch in diesem Falle nicht seyn könnte, und er zweifele nicht, daß ihm die meisten Thierärzte hier beypflichten würden, indem meistentheils die faulende Nachgeburt die heftigsten und tödtlichsten Zufälle erregen müßte. Nur dann würde er es nicht wagen sie abzunehmen, wenn sie so fest verwachsen sey, daß durch eine heftige Gewalt ein Blutfluß oder Entzündung erfolgen müßte.

Hier muß man nach seinem Rathe erweichende, reinigende, entzündungs- und fäulnißwidersteyende Einspritzungen machen, um theils die zurückgebliebenen Stücke des Mutterkuchens zu erschlaffen, theils die in Fäulniß übergehenden Stücke aufzulösen und auszuspülen. Hierzu leisten die Abkochungen von Weidenrinde die besten Dienste; so wie die von Leinsamen und laugemachtes Leinöhl — nach dem Vorschlage des Hrn. Past. Christ, die innern Theile sehr erweichen. Dabey müssen die Thiere, wie oben gedacht, bey leicht verdaulicher guter Fütterung immerfort, bis die Reinigung oder sogenannte Säuberung vollkommen erfolgt, unterhalten werden. Auch die Einspritzungen von lauem Wasser, von Pappeln- und Odermennig-Absud mit Honig vermischt; bey vorhandener Fäulniß: Abkochungen von Rosmarin, Salbei, Polei, Wohlgemuth, u. d. gl. zeigen sich ganz besonders wirksam *).

Bey den Mutterdrüsen (s. oben, S. 264.) ist bereits erwähnt worden, daß, — doch sehr

*) Hannöversch Magaz. 36. 39. 42. 67. St. v. J. 1785. — Oekon. Nachr. d. patr. Gesellsch. in Schles. 16. Bd. 21. St. S. 165.

selten — nach der Geburt der Kälber sich zuweilen ausgeartete verderbene Mutterdrüsen zeigen, welche, wenn sie nicht weggebracht, dem Thiere nachtheilig werden können. Daß dergleichen Drüsen gegenwärtig sind, zeigt theils der Augenschein, theils das langsamere oder ganz unterbliebene Reinigen der Kuh, gleich nach der Geburt. Indeß kann aber auch eine andere Ursache, als Krampf, Geschwulst, Schwäche, u. a. m. die Reinigung hindern, und deshalb muß der Thierarzt, oder diejenige Personen, welche die Kuh zu besorgen hat, mit der Hand die Gebärmutter untersuchen, und genau Achtung geben, ob solche verartete Mutterdrüsen, oder andere Verhinderungen gegenwärtig sind: nicht aber gesunde für kranke halten.

Zweytens kann man auch die Gegenwart der verarteten Mutterdrüsen vermuthen, wenn die Kuh, selbst nach zu gehöriger Zeit erfolgter Säuberung, dennoch immerfort heftig drängt. Zwar folgt dies auch, wenn sich etwa blos geronnenes Blut verhalten hat; allein man wird doch nichts desto weniger der Erfahrung nicht widersprechen können, daß öfters ein noch zurückgebliebenes Stück Nachgeburt Ursache daran sey, indem dasselbe zu fest mit den Mutterdrüsen verbunden war, als daß es der übrigen Nachgeburt folgen konnte, besonders, wenn diese etwa durch Beyhülfe von außen, durch Daranziehen, oder durch ihre eigene Schwere losgerissen war.

Ueberhaupt aber, meint auch Hr. Schreger — trete dieser Fall, so wie der, daß dieses Drängen sich bisweilen wohl gar erst nach zwey, drey Tagen anfängt, besonders nur dann ein, wenn die Nachgeburt blos an einigen Stellen fe-

ster verbunden war, und nun, indeß das übrige losging und äußerlich abriß, diese Stücke noch in dem Innern zurückblieben. —

Um den ausgearteten, kranken Mutterdrüsen vorzubeugen und sie durch Hülfsmittel auszurotten, sagt Herr Frenzel, weiß ich nichts, und ich übergehe auch alle diejenigen, welche irgend ein guter oder schlechter Schriftsteller angerühmt hat; erstlich, weil man vor der Geburt ihr Daseyn nicht weiß und nicht wissen kann, indem sich keine Kennzeichen finden; zweytens, weil nur eben die Kranken nachtheilig werden können, die gesunden aber zur Gebärmutter gehören; drittens, weil bey gut gehaltenen Thieren sich äußerst selten kranke Mutterdrüsen finden; und viertens, weil wenige kranke, den Thieren nicht gefährlich werden; hingegen eine unvorsichtige, unthierärztliche Behandlung und Abreißung allemahl üble Zufälle, Entzündung, Eiterung und Brand erregen kann, und auch, wenn dieses nicht geschiehet, wenigstens eine jährige oder gänzliche Unfruchtbarkeit erfolgen muß, da alsdann die nothwendigen Anfeuchter, Behälter und Bearbeiter des Nahrungsstoffes ꝛc. in der Bärmutter mangeln.

Von dem arzneylichen Nutzen der Nachgeburt, auf den man ehedem viel hielt, ist jetzt bey vernünftigen Leuten nichts bekannt, weshalb ich hier darüber nichts zu sagen brauche. Was man sonst in Ansehung der Nachgeburt unter den gemeinen Leuten noch für Vorurtheile hat, kann ich hier gleichfalls übergehen, da gebildete Leute es eben nicht zu wissen wünschen werden, und der große Haufe sich seine angeerbten Meinungen selten ausreden läßt.

S. Frengel's praktisches Handbuch für Thierärzte. II. Th. S. 788 ff.

Man sehe übrigens auch den Art. Nabelschnur, oben, S. 655 fl. und was die Art der Entstehung der Nachgeburt betrifft, den Art. Leibesfrucht, Th. 72, S. 59 fl.

Von einem der schmutzigsten Gebräuche der Jakuten in Ansehung der Nachgeburt, die sie kochen, und mit ihren besten Freunden verzehren, s. Th. 28, S. 699. Auch die Tunguſen essen die gekochten und gebratenen Mutterkuchen entbundener Weiber als ein Leckerbissen.

Nachgeordnete, so heissen die Gehülfen der Kreisobersten im deutschen Reiche, welche die Stelle derselben nöthigen Falles vertreten.

Nachgewinnen, ein bergmännisches Wort, s. nachschlagen.

Nachgießen, noch etwas hinzu gießen, hinter drein gießen. So fern gießen auch durch Schmelzen bilden bedeutet, ist nachgießen auf solche Art nachbilden, nachahmen. So auch die Nachgießung. In der letzten Bedeutung wird auch das Wort Nachguß gebraucht, sowohl die Handlung des Nachbildens durch Gießen, als auch einen nachgegossenen Körper zu bezeichnen.

Nachgras, in der Landwirthschaft Gras, welches zum andern Mahle gehauen, und aus welchem das Grummet gemacht wird. Man sehe die Art. Grummet, Th. 20, S. 248. und Heu, Th. 23, S. 146 fl. Das zum dritten Mahl gehauene heißt Nachgrummet.

Nachhaaren, einem geschlachteten Schweine, nachdem es von den groben Haaren gereinigt ist, die kleinen Grundhaare mit dem Messer abnehmen.

Nachhall, das Echo, in der höheren und anständigeren Schreibart.

Nachhalter, ein runder eiserner Ring mit einem Wirbel, dessen vordere Spitze wie ein Haken gekrümmt

krümmt ist. Auf diesen Haken hängt der Seiler die Fäden zum Bindfaden, wenn er sie zwischen dem Vorderrade und dem Nachhalter ausspannen und spinnen will.

Nachhand, im gemeinen Leben einiger Gegenden, der Hintertheil eines Pferdes, von der Gruppe oder Kruppe an, das **Hintergestell**; im Gegensatze der **Vorhand**, oder des **Vordergestelles**.

Nachhängen, bedeutet unter andern bey den Jägern einem Hirsche, mit dem am Hängesäule geführten Leithunde nachsuchen, denselben auf diese Art aufsuchen.

Nachharke, Hungerrechen, s. **Nachrechen**.

Nachhauen, heißt bey der Reiterey den flüchtigen Feind mit dem Säbel in der Hand verfolgen, ihn auf der Flucht niederzuhauen. In diesem Verstande ist auch bisweilen das Hauptwort der **Nachhieb** gebräuchlich.

Nachherbst, die angenehme Witterung in den ersten Tagen der Wintermonathe, nach dem eigentlichen Herbste.

Nachhieb, s. unter **nachhauen**.

Nachhochzeit, im gemeinen Leben einiger Gegenden, ein oder mehrere Tage, welche man noch nach dem eigentlichen Hochzeittage mit Lustbarkeiten zubringt. S. unter **Hochzeit**, Th. 24, S. 92.

Nachhut, 1. im Oberdeutschen, der Nachtrab, mit einem französischen Ausdrucke, die **Arrier-Garde**; im Gegensatze des **Vortrabes**, oder der **Vorhut**. 2. In der Landwirthschaft, die **Nachhut haben**, d. i. sein Vieh nicht eher auf die Weide treiben dürfen, als bis eines andern Vieh dieselbe genutzt hat, der **Nachtrieb**, die **Nachtrifft**; im Gegensatze der **Vorhut**, oder der **Vortrifft**. Das Rindvieh hat die Vorhut,

das Schafvieh die Nachhut, das Brachfeld wird zuerst mit dem Rindviehe und hernach erst mit dem Schafviehe betrieben. An manchen Orten wird zuerst das Rindvieh auf eine Weide getrieben, dann kommen die Pferde, und auf diese folgen die Schafe.

Ueber eine besondere Frage, ob nähmlich die Nachhut auf einem Anger schlechter werde, wenn man die Vorhut nicht wirklich ausübe sondern dafür heue? kommt in den Annalen der Niedersächs. Landwirthschaft I Jahrg. IV St. Zelle 1799. S. 367 — 383 eine nähere Untersuchung vor, die für alle, welche über diesen Gegenstand richtig urtheilen wollen, viel Interesse haben muß. Das Resultat ist, daß auf einem Grundstücke, welches, statt des Vorhütens, 14 Tage vor Jakobi gemähet wird, 1. zu Jakobi ein größerer Bestand von Grase sey; 2. der Dünger von der Vorhut entbehrt werden könne, wenn der von der Nachhut mit dem Hornvieh, und von der Winterhut mit den Schafen bleibt; 3. durch die Heilhörste (Heilhaufen) von der Vorhut wahrscheinlich wenigstens keine Vermehrung und Verbesserung der Nachhut entstehe, weil das Gras die Misthaufen erst nach Verlauf von 8 und mehreren Wochen durch- und überwaschen könne; 4. der Tritt der Pferde bey der Vorhut für die Nachhut mehr nachtheilig als vortheilhaft sey; 5. die Stoppeln vom Mähen der Nachhut nicht nachtheilig seyen; 6. ein Theil der Weide bey Ausübung der Vorhut durch die Verunreinigung zum Genusse unbrauchbar gemacht werden; da ein Grundstück, welches jährlich ein Mahl gemähet wird, in besserem Stande bleibe, als eine beständige Weide, und 8. sich durch zu öfteres Nachwachsen bey dem beständigen Weiden des

Viehes

Viehes nicht so sehr erschöpfe. Das Mähen statt des Vorhütens, ist der Nachhut hiernach also nicht nur nicht schädlich, sondern sogar zuträglich, zumahl wenn die Beschaffenheit des Ortes die Vermehrung der Sommergewächse, welche durch das Mähen bewirkt wird, weil sie sich alsdann während der längeren Ruhe besamen können, rathsam macht. Auf einem Grundstücke, welches beständig beweidet wird, gehen die Sommergewächse nach und nach aus, weil das Vieh ihnen keine Zeit läßt, zu blühen und Samen zu tragen, und es bleiben mehrentheils nur die Pflanzen übrig, welche perenniren oder sich vorzüglich durch Wurzelbrut und Ausläufer vermehren.

Ende des neun und neunzigsten Theils.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier angekleistert, damit sie bequem heraus geschlagen werden können.

Verzeichniß der Bücher und Kupferstiche, welche in der Buchhandlung des Geh. Commercien-Raths J. Pauli zu Berlin verlegt und in Menge zu haben sind. 1805.

(Erste Fortsetzung).

Adeler, C. F., der Gartenfreund, oder Inbegriff der sämmtlichen Garten-Wissenschaft in alphabetischer Ordnung, 5r Bd. von Malus — Oxys mit 3 Kupf. gr. 8. 1805. 2 thl. 12 gr.

Ihring's, F. H., Zins-Rechnungs-Tabellen von 1 thl. bis 5000 thl. Kapital zu 4, 5, 6 pro Cent auf alle Tage im Jahre, nach Thalern zu 24 Groschen à 12 Pfennige. Ein bequemes Hülfsbuch für Rentiers, Bankiers, Kaufleute, Fabrikanten, öffentliche Kassen, Canzeleyen, Gerichtsstuben u. s. w. nebst einer Einleitung zum zweckmäßigen Gebrauch desselben und einer Tabelle zur geschwinden Ausfindung der Tage. gr. 8. 1801. 2 thl. 12 gr.

Jördens, D. J. H. Selbstbelehrung für Hebammen, Schwangere und Mütter, ein nützliches und nöthiges Hülfsbuch für alle Entbindungs- und Wöchnerinnstuben, mit 8 erläuternden Kupfern, gr. 8. 1797, 2 thl. 16 gr.

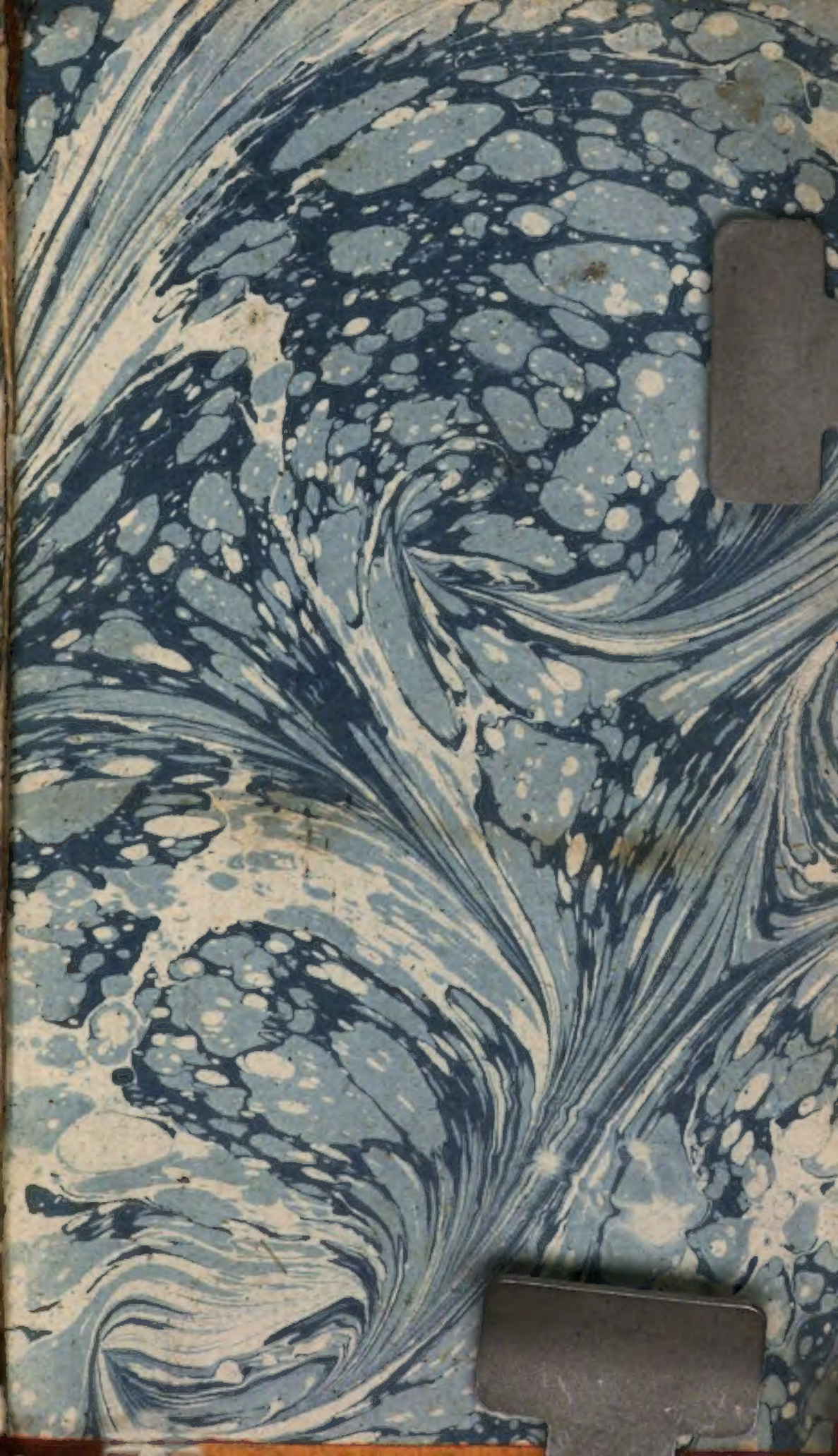
v. Justi, Abhandlung von Manufakturen und Fabriken, 2 B. mit vielen Veränderungen und Zusätzen vermehrt von Hrn. J. Beckmann in Göttingen, gr. 8. 1788. 2 thl. 6 gr.

Schumacher's Prüfung der Urtheile über die Meklenburgische Wirthschaftsverfassung, die Schlagordnung und Koppelwirthschaft und deren Anwendung auf andere Länder. gr. 8. 2 thl. 12 gr.

— Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau, aus der verbesserten Meklenburgischen Wirthschafts-Verfassung ꝛc. Zweyte sehr verbesserte Ausgabe. Mit Kupfern, gr. 8. 1805. 3 thl.

Siegel's gemeinverständliches Rechenbuch, worin sowohl nach Thalern, Groschen und Pfennigen, als auch nach Gulden, Kreutzern ꝛc, überhaupt nach den Münz-Maß- und Gewichtssorten gerechnet ist, welche in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth und benachbarten Ländern gangbar sind. Zum Besten der Fränkischen und Reichsländischen Jugend, welche in den genannten oder in den Preußischen Ländern überhaupt Geschäfte zu treiben gedenkt, 8. 1797. 20 gr.

Wegen der häufigen Anfragen, was die einzelnen Bände von Krünitz's Encyclopädie kosten, mache ich hiermit bekannt, und es sind selbige noch um die dabey gesetzten Pränumerations-Preise bey mir, Joachim Pauli in Berlin, als Verleger, zu haben.

Band.	Prän. Preis.		Ordin. Preis.		Band.	Prän. Preis.		Ordin. Preis.	
1	1	10	2	6	28	2	4	3	8
2	1	6	2	—	29	2	2	2	20
3	1	16	2	12	30	2	6	3	12
4	2	2	3	4	31	2	2	3	4
5	1	16	2	12	32	1	20	2	20
6	1	22	3	—	33	1	20	2	20
7	1	10	2	6	34	2	20	4	8
8	1	10	2	6	35	1	20	2	20
9	2	2	3	4	36	1	15	2	12
10	1	10	2	6	37	1	10	2	4
11	1	10	2	6	38	1	21	2	21
12	1	18	2	18	39	1	8	2	2
13	2	2	3	6	40	2	17	4	4
14	1	10	2	6	41	2	—	3	2
15	1	18	2	18	42	1	16	2	14
16	2	2	3	4	43	1	16	2	14
17	1	6	1	22	44	2	4	3	8
18	2	20	4	8	45	3	2	4	17
19	1	22	3	—	46	2	4	3	8
20	2	2	3	4	47	2	12	3	20
21	2	—	3	2	48	1	18	2	16
22	2	2	3	4	49	1	22	3	—
23	2	3	3	6	50	1	16	2	12
24	1	22	3	—	51	1	21	2	21
25	1	22	3	—	52	3	3	4	18
26	2	6	3	12	53	2	14	4	—
27	2	15	4	—	54	1	22	3	—

Band	Prän. Preis.		Ordin. Preis.	
55	3	—	4	17
56	2	10	3	17
57	2	17	4	3
58	2	—	3	2
59	2	21	4	10
60	2	20	4	8
61	2	—	3	—
62	2	13	3	23
63	1	6	2	—
64	2	12	3	20
65	2	8	3	16
66	2		3	—
67	1	16	2	4
68	2	20	4	8
69	1	6	2	—
70	2	4	3	8
71	1	20	2	20
72	2	20	4	6
73	2	20	4	8
74	2	3	3	6
75	3	12	5	6
76	2	2	3	4
77	1	12	2	8
78	2	15	4	—
79	1	6	2	2
80	1	21	2	22
81	2	4	3	8
82	2	4	3	8
83	2	4	3	8
84	1	16	2	12
85	1	18	2	16
86	2	4	3	8
87	1	22	2	21
88	2	8	3	12
89	2	22	4	10
90	2	6	3	9
91	2	12	3	19
92	1	10	2	4
93	3	12	5	3
94	2	18	4	3
95	4	18	7	3
96	3	5	4	21
97	3	18	5	16
98	1	18	2	15
99	1	10	2	—